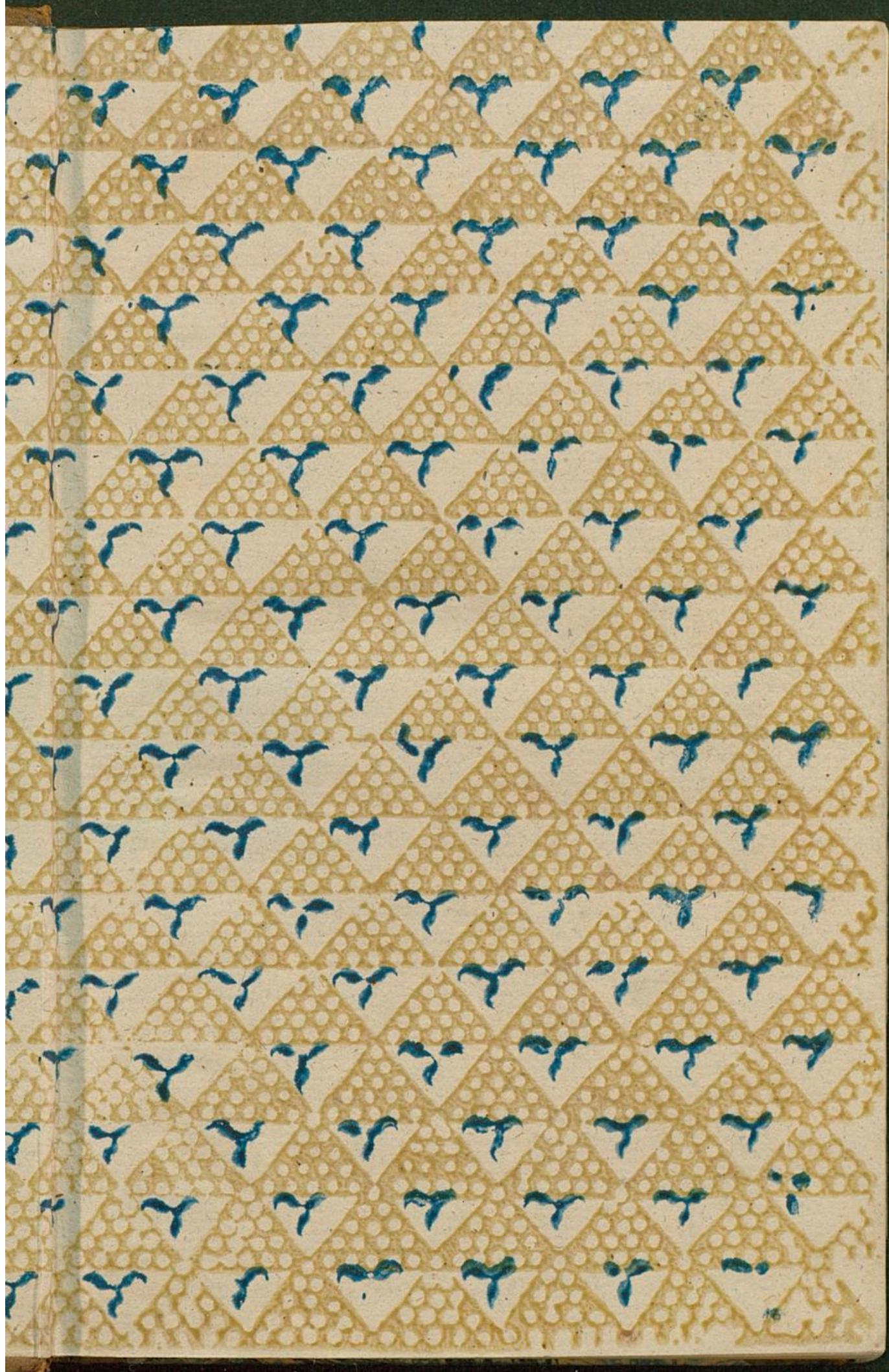
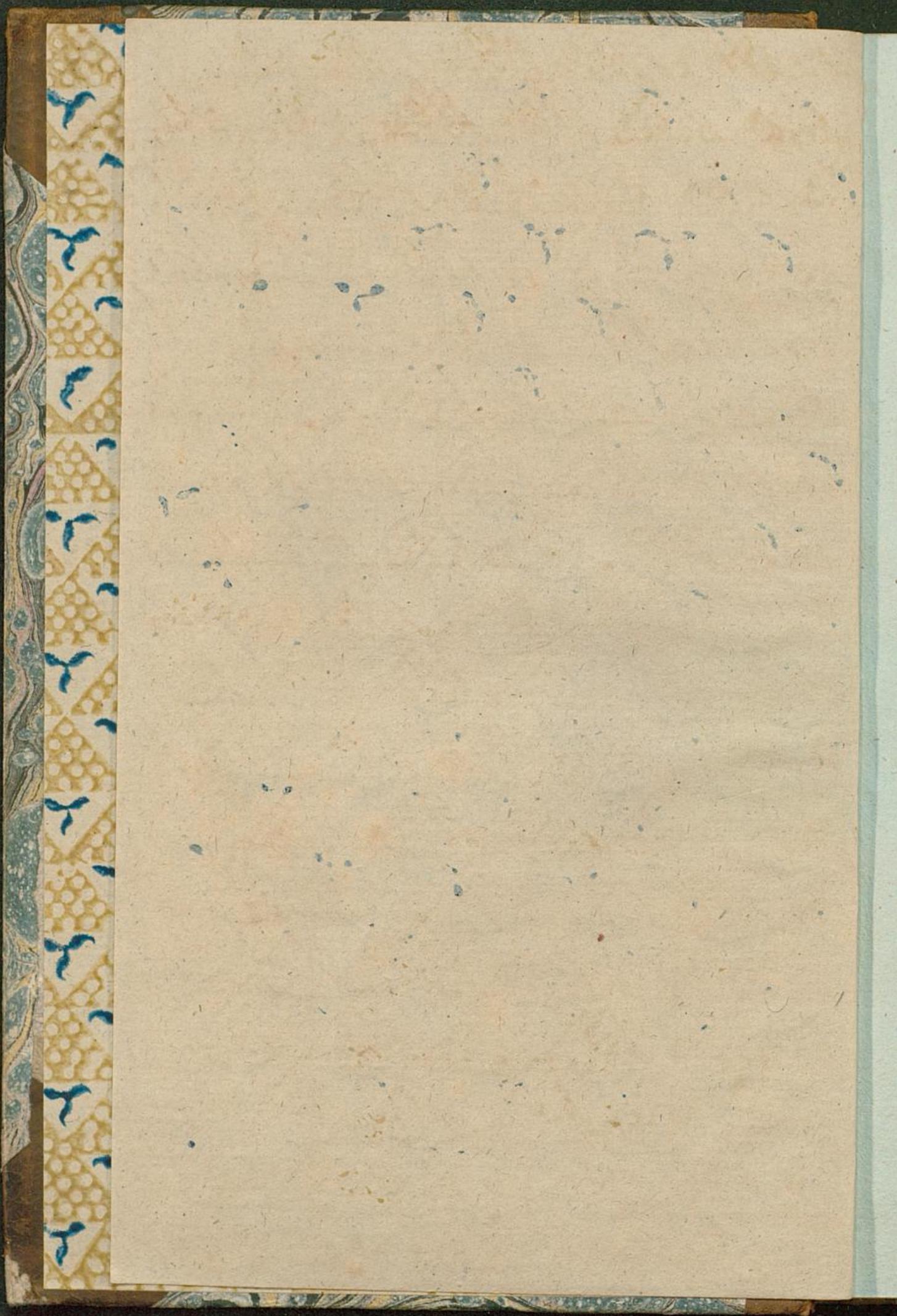


11  
102  
1872









Mit 13 Modelkupfern,  
1 lithographierten Tafel  
1 Kupfertafel u.  
1 Blatt Noten

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
1822.

---

Viertes Quartal des siebenten Jahrgangs.

---

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.



Rara

Za

8582



# Inhaltsverzeichnis

des vierten Quartals des siebenten Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

## Beurtheilungen und Recensionen theatralischer Vorstellungen.

- Das Gasthaus zur goldenen Sonne, ein Lustspiel. 954.  
Pachter Robert, komische Oper. 958.  
Effer, Trauerspiel. 963. 971.  
Der vorsichtige Brautwerber, ein Lustspiel. 978.  
Tranquillus, Charaktergemälde. 979.  
Der Mädchenraub, ein Schwank mit Gesang. 985.  
Über die Wiedereröffnung des neu erbauten Josephstädter Theaters, und die dabey  
gegebenen Vorstellungen. 986.  
Der Eid, ein Trauerspiel. 992.  
Timur, der Tartar: Chan, ein Melodram. 995.  
Uline, oder: Wien in einem andern Welttheile, eine komische Zauber: Oper. 1011.  
Elise von Balberg, ein Schauspiel. 1018.  
Arnulph der Schwarze, oder: Verbrechen und Buße, romantisches Ritterspiel. 1027.  
Die falsche Prima Donna in Krähwinkel. 1034.  
Die Räuber in den Abruzzen, oder: Der Hund seines Herrn Ketter, eine Pantomime. 1043.  
Der Unschuldige muß leiden, ein Lustspiel. 1050.  
Balboa, ein Trauerspiel. 1067.  
Hausfriede, von Jffland. 1075.  
Minna von Barnhelm, von Lessing. 1091.  
Über das Gastspiel der H. Reichel und Köchel. 1091.  
Die Flucht nach Kenilworth. 1099.  
Fidelio, eine Oper von Beethoven. 1101.  
1722. 1822. 1922. Phantastisches Zeitgemälde. 1103.

- Richard Löwenherz, romantische Oper. 1119.  
 Hamlet, ein Ballet. 1133.  
 Über Hrn. Sieber als Mustapha in der Oper: Die Italienerin zu Algier. 1144.  
 Über das italienische recitirte Schauspiel, und über dessen Darstellung auf den italienischen Bühnen von G. L. P. Sievers. 1153. 1161. 1169. 1177.  
 Cora, eine große Oper. 1159.  
 Ein Uhr, ein Melodram mit Chören. 1166.  
 Das alte Schloß, eine Oper. 1176.  
 Die Wette, oder: Jeder hat sein Pfändchen, ein Lustspiel. 1197.  
 Libussa, romantische Oper. 1221.  
 Über die Aufnahme und Aufführung der vier alt bekannten Stücke, der Mann von Wort von Jffland, die Strelitzen von Babo, üble Laune von Kogebue, und Lear von Shakspear. 1267.

#### Literarische und Kunst-Nachrichten.

- Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1822. 1009. 1032. 1042. 1056. 1065. 1074. 1082.  
 Aurora, magyarisches Taschenbuch des Hrn. v. Kisfaludi. 1098.  
 Anzeige einer Ausgabe von Hrn. Nicolay Fürst noch ungedruckten Schriften. 1120.  
 Taschenbücher für das Jahr 1823. 1181.  
 Die Blumen, ein Lehrgedicht von M. Ent. 1206.  
 Die Oper Libussa betreffend. 1268.

#### E r z ä h l u n g e n.

- Die Lauscherinnen, eine Erzählung von Ernst Bohl. 1027. 1037. 1045. 1053. 1061. 1069. 1077.  
 Mühmchen Unverhofft. 1217. 1225.

#### Gedichte, Lieder, Episteln, Sonetten, Legenden.

- Der schöne Arm am Fenster, von A. C. Kossetti. 969.  
 An die Echo, von Gottlieb Leon. 1001.  
 Wolkenshimmel. 1002.  
 Österreichische Volksfage, von Louise Brachmann. 1007.  
 Sonettenkranz über steiermärkische Gegenden, von F. C. Weidmann. 1013.  
 San Gaetan. Eine Legende. 1021.  
 Das Mitleid, von Louise Brachmann. 1041.  
 Lebenserfahrungen eines Soldaten. 1048.  
 Alkemanisches Lied, von Gottlieb v. Leon. 1064.  
 Dem Andenken Joseph Haydn's von Theodor Baron Endow. 1073.  
 Epistel an eine Dichterin, von J. K. Wöhl dem Ältern. 1088.  
 Liebe und Ehre, von A. C. Kossetti. 1089.  
 Genien der Gleichheit, von A. C. Kossetti. 1096.  
 Die Liebe. 1097.  
 Epistel an eine Kranke, von J. K. Wöhl dem Ältern. 1105.

Epistel an eine Damengesellschaft von Demselben. 1115.

Der Wanderer und die Blümchen. 1109.

Der Mann, von Piskping. 1140.

Die Götter Griechenlands, von J. K. Wysi dem Älteren. 1147.

Vergeblicher Kampf, von Piskping. 1157.

Das Verdienst und der Genius, von Pr. F. Wohlmann. 1165.

Slavische Volkslieder von Hermann Bunzel. 1173. 1188.

Das Laster und die Unschuld, von Pr. F. Wohlmann. 1181.

Armida. } Von M. Enk. 1213.

Unmuth. }

Auf dem Meere. 1220.

Die Kindesliebe. 1237.

Bewegung und Ruhe, von U. C. Rossotti. 1248.

Epilog der Muse am 31. December 1822. 1275.

### Gelegenheitsgedichte, Charaden und Räthsel.

Bei meiner Ankunft in Wien, von Theodor Baron Sydow. 953.

Räthsel. 1180.

Charade. 1206.

An J. F. Castelli, bei seiner Wiedergenesung von einer Todeskrankheit. 1196.

Mein letztes Krankheits-Bulletin, von J. F. Castelli. 1228.

### Aphorismen.

Einige Aphorismen für die neuesten Aphoristiker. 1001.

### Musikalische Notizen.

Concert des Hrn. Anton und Max Bohrer. 953. 1026.

Concert des Herrn und der Frau Kräbner. 1089.

Concert des Hrn. Luigi Legnani. 1098. 1168.

Concert des Hrn. Schoberlechner. 1119.

### Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin. 961. 1149. 1174. 1183. 1189. 1276.

Aus Paris. 970. 977.

Aus Dresden. 1002. 1089. 1242. 1258. 1264.

Aus Pesth. 1058. 1157. 1165.

Aus Neapel. 1097.

Aus München. 1142. 1148. 1230. 1238.

Aus Hamburg. 1230. 1248.

Aus Grätz. 1250.

Aus Venedig. 1266.

Aus Leipzig. 1278.

Mannigfaltiges.

Skizzen aus Palermo. 949. 957. 965. 973. 981. 989. 997. 1005.

Beiträge zur Chronik des allerhöchsten Hofes. Reise nach Verona. 960. 1221. Besuch  
in der Brühl 1049. Erste öffentliche Tafel zu Verona. 1128. Volksfest in der Arena  
zu Verona. 1207.

Darstellungen aus der Alpenwelt in Steyermark, von F. C. Weidmann. 1083. 1093.

Wie ich von Wien nach Triest gekommen bin, von G. L. P. Sievers. 1109. 1116. 1125.

Über die letzte Eruption des Vesuvus. 1113. 1140.

Verona. Nebst dem Plane der Stadt. 1121. 1129.

Bruchstücke aus dem Leben von Rußlands Fürsten, von Jos. A. Gleich. 1137. 1145.

Die Blumentische. Von M. Ent. 1185. 1193.

Besuch auf der Insel Capri im May 1822. 1201. 1209.

Einiges aus Paris. 1214.

Canova, v. L. G. P. Sievers. 1233. 1245. 1253. 1261. 1269.

# Dieckhoff's Bellflower

1887

Wm. Dieckhoff, Bellflower, Ed. 1887

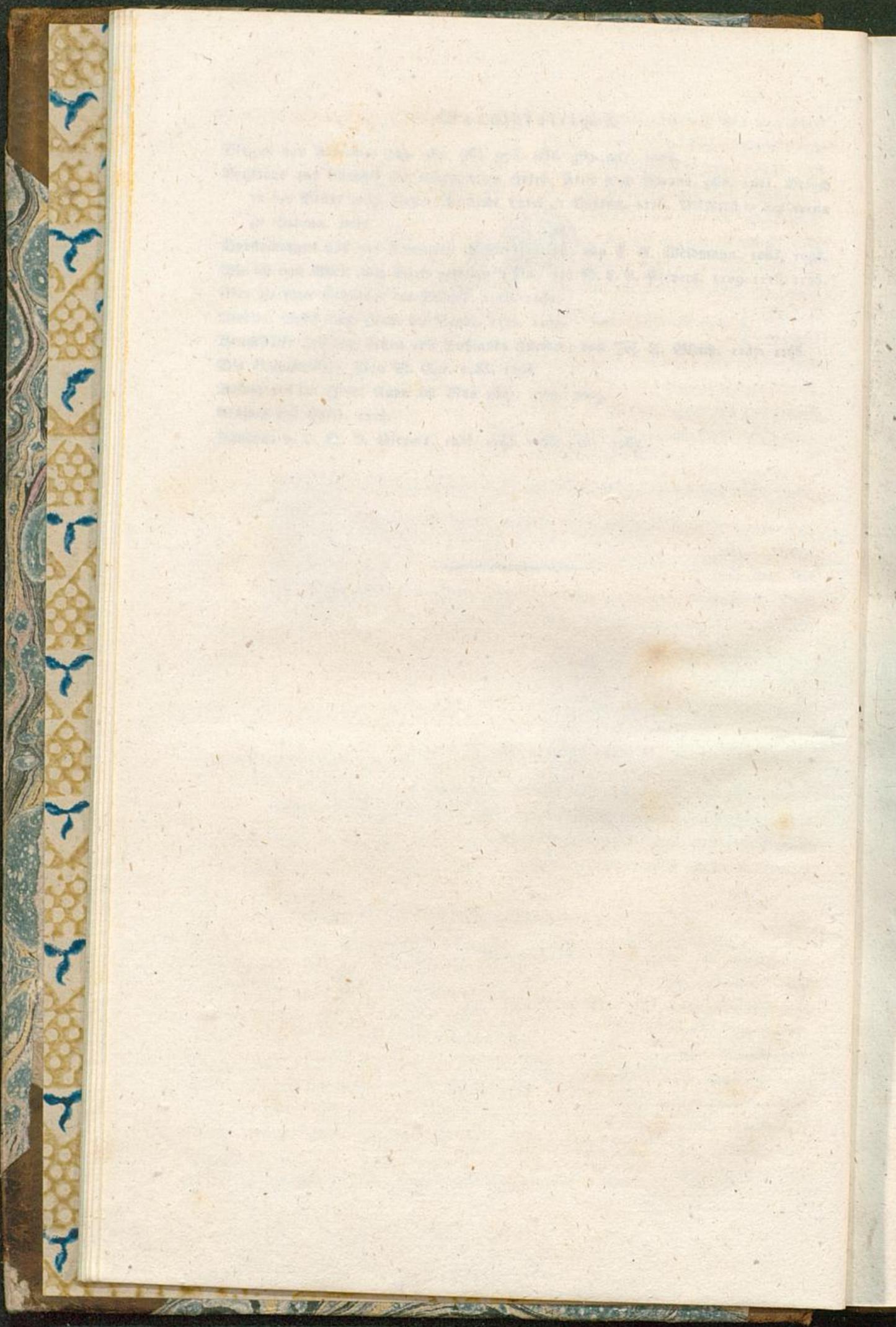
1887

1887

Wm. Dieckhoff, Bellflower, Ed. 1887

1887

Wm. Dieckhoff, Bellflower, Ed. 1887



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 1. October 1822.

118

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208, für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Skizzen aus Palermo.

Wenn man in diesen Blättern die interessanten Skizzen und Charakteristiken von Sievers liest, die uns Paris in einem so treuen farbenreichen Bilde schildern, so regt sich der natürliche Wunsch, ein Seitenstück aufzustellen, welches sich eines eben so verdienten Dankes der Leser als jene Aufsätze erfreuen möge. Allein, es gibt nur ein Paris; und unbeschadet der Vorzüge, die andere Städte in anderer Hinsicht haben mögen, dürfte es kaum möglich seyn, einer Anekdote aus Österreichs Kaiserstadt, z. B. selbst einen so bunten schimmernden Grund unterzuschieben, als den des Boulevard du Gand, und der Spielsalons der schönen Mad. D. Um wie viel weiter steht nicht erst darin der Aufenthalt zurück, mit dessen Eigenthümlichkeiten ich die Leser zu unterhalten vergeblich unternähme, wäre es nicht vielleicht der Reiz des Fremdartigen und Ungewöhnlichen, der einiger Maßen den Glanz des Reichthums, der Üppigkeit und Bildung zu ersetzen vermöchte, der über jenen anziehenden Darstellungen schwebt. Wäre es mir in der Zwischenzeit gegönnt gewesen, die vorgehabte Reise an der andern Seite der Insel zu den weltberühmten Tempeltrümmern von Agrigent, in das wundervolle Thal von Ispica zu den Wohnungen der Troglodyten, und nach Demeters Wolkenfisse, dem erhabnen Enna, auszuführen, so dürfte ich vielleicht wieder auf dieselbe Nachsicht zählen, mit der man mich zur Werkstätte der Cyclopen, und zu Archimeds und seiner Zeitgenossen Grabhügel begleitete. Solche Namen und Orte sprechen zur Genüge für sich, daß wir es dem einigen Dank wissen, der uns auch nur flüchtig an ihrer Stätte vorüber führt. Allein noch bleibt dieser Ausflug auf die kühlere Jahreszeit hinausgeschoben, und was ich bis dahin zu bieten habe, wäre denn für's Erste nur eine Ollapotrida des gewöhnlichen Stadtlebens, wie es sich hier langweilig und einformig zu treiben pflegt; ein anspruchloses Allerley hingeworfener Bemerkungen, Erfahrungen und Gedankensplitter, aus dem die Leser dasjenige heraussuchen mö-

den, was am besten ihren Gaumen behagen kann, ohne den gassfreyen Geber anzuklagen, wenn dem Gerichte von hier, wo Ceres ihre verwöhnten Schülinge mit derberer Weise nährt, die feine Würze fehlt, für die in dem heutigen Athen der leichte Witz den reicheren Markt sich ausgerichtet.

So führe ich meine Leser zuerst in die Theater. So manche Bogenzahl, die von den Zeitschriften diesem Lieblingsgegenstande eingeräumt wird, beweiset zur Genüge, welchen Werth die gebildete Welt darauf lege, und daß sie sich nicht zufrieden stelle, nur die Beschaffenheit ihrer eignen Schaubühne zu kennen, zu wissen, wo sie daheim Gefallen oder Tadel äußern dürfe, um nicht gegen Geschmack und Zeitgeist zu verstoßen, daß sie vielmehr auf's genaueste unterrichtet seyn will, wie es an andern Orten damit gehalten werde, wie Maria von Weber oder Rossini von Polangen bis zu den Säulen des Herkules angesehen sey, wie dieses Stück zu B. und jene Oper zu M. gefallen, welcher Gastspieler zu K. aufgetreten u. s. w. Doch liegt ein anderer Grund mir näher noch, um mit diesem Gegenstand den Anfang zu machen. Man fordert, daß die Bühne die Schule der Sitten sey, und umgekehrt glaubt man zunächst die Sittlichkeit und den Grad der Bildung eines Volkes aus seinen Schauspielen und Vergnügungen beurtheilen zu können. Überlasse ich es nun gleich jedermann diese Folgerungen aus dem Gesagten selbst zu ziehen, so werde ich mich doch bemühen, die Daten so unparteyisch und getreu als möglich zu liefern, und bitte nur im Vorhinein, kein zu strenges Urtheil über die von Thalien nicht allzu begünstigten Palermitaner zu fällen.

Ohne Zweifel erwartet man, in ihren Tempel eingeführt, sogleich von den Anklängen des neuen Orpheus begrüßt zu werden, und wie im übrigen Italien Euterpen und Terpsichoren, dem vernachlässigten Schwesternpaare, die Hand reichen zu sehen, um das lautgesprächige und unruhige Publicum wenigstens für einige Augenblicke der Aufmerksamkeit zu gewinnen. Allein beyde haben schon Monate lang Palermo den Rücken gekehrt, und auch die schlechte Oper, die den Winter über mehr Zuseher verschreckte als lockte, ist verstummt. Die Kehlen, die eben nicht philomelisch tönten, haben sich den andern Zugvögeln des Frühjahres angeschlossen, und sind über das Meer nach dem Festlande ausgewandert. Der Zwiespalt des Decurionals (des städtischen Ausschusses für das Theater) mit der Regierung über die erforderlichen Zuschüsse zur Deckung der Kosten, hat sie vertrieben, und noch zeigt sich keine Hoffnung zu ihrer Wiederkehr.

Unglaublich scheint es, daß die von einem so zahlreichen Adel bevölkerte Stadt nicht aus ihren Mitteln allein die Unternehmung erschwinde, die durch Actien leicht zu decken seyn würde; doch haben Glauben und gegenseitiges Vertrauen in Geldgeschäften ihr Reich hier nicht gegründet, und mancher delapidirte Fond bey andern Unternehmungen die Leute eingeschüchtert, daß sie nicht leicht mehr für irgend ein Wagniß der Art zu gewinnen seyn werden. Als eine entschuldigende Ursache für die Entbehrung einer guten Oper führt man hier zwar die Schwierigkeit an, Sänger vom Werthe zuzuziehen, da die Unannehmlichkeiten der Seereise, und die Gefahren, mit welchen sie der Stimme droht, von ihnen so hoch angeschlagen werden, daß die Summen,

welche sie für ein Engagement fordern, jede Billigkeit überschreiten. Auch die vorzüglichsten Mitglieder, welche die letzte Oper bildeten, waren daher von der Art, daß der Verlust ihrer Kunstfertigkeit für die Welt kein besonders empfindlicher geworden wäre. Der ausgezeichneteste unter ihnen war der Bruder des bekannten Bassisten Galli, dessen Stimme jedoch bey weiten hinter der seines Bruders zurück bleibt, obschon Vortrag und Spiel nicht unter die schlechtesten zu zählen sind; die Stelle des Buffo ward von einem Hr. Orlandi, wenigstens erträglich, durchgeführt, von den weiblichen Parts, erwarb eine M. Gastaldi durch die überreste einer hübschen Gestalt den einzigen seltenen Beyfall, den man billig ihrem Gesange, ihrer Kunst und ihrem Spiel versagte; die übrigen Mitglieder der Gesellschaft haben sich nicht einmal der Erwähnung werth gemacht. Was kann man nach dieser Schilderung von der Wahl der Singstücke erwarten? *I Concorrenti al matrimonio*, *Io scaltro milantatore* und *l'occasione fa il ladro*, Compositionen, die in unserer Heimath längst verschollen seyn werden, von solchen Sängern durchgeführt und von einem höchst mittelmäßigen Orchester begleitet, waren nicht geeignet das Haus zu füllen, in dem man oft Mühe hatte, mehr als funfzig Personen in Parterre und Logen zu zählen.

Was soll man aber auch von dem Geschmacke dieses Publicums denken, das mit dem lebhaftesten Beyfalle den bekannten alten Gassenhauer „ein Schüsserl und ein Reindel“ aufnahm, der, mit einem erbärmlichen Texte, den *Concorrenti al matrimonio* unterlegt, seither auf allen Straßen georgelt und von den Sperlingen auf den Dächern gepfiffen wird. So verfolgte das Liedchen Marlborough den reisenden Britten!

Zu gleicher Zeit als die Oper im Theater Carolino spielte, gab eine Gesellschaft von Dilettanten in einem kleineren Theater S. Cecilia Vorstellungen von Schau- und Lustspielen, größeren Theils Übersetzungen Kokebuescher oder anderer deutschen Stücke, die auf das erbärmlichste entstellt und geradebrecht werden; seltener die weit willkommenerere nationale Darstellung der Komödien Goldoni's oder kleine unterhaltende Farcen. Das Spiel der Einzelnen, besonders jenes der Prima amorosa, einer Florentinerin, und des Komikers konnten, wenn man sich erst mit den Eigenheiten der Darstellungsweise bekannt gemacht, erträglich genannt werden, die übrigen streiften noch weit unter der Mittelmäßigkeit hin. Wie sehr im Ganzen gegen Alles, was wir Schicklichkeit und Anstand der Vorstellung nennen, verstoßen wird, davon kann nur der sich einen Begriff machen, der auf den Bühnen Italiens überhaupt zu beobachten Gelegenheit hatte, wie sehr jede Rücksicht dieser Art vernachlässiget wird. Was würde man z. B. bey uns sagen, wenn eine Schauspielerinn, die das Gedächtniß bey ihrer Rolle verläßt, mitten in einem Satz ausriefe: *Ah cominciamo di bel novo!* noch mehr! was würde man sagen, wenn sie plötzlich vor die Hütte des Souffleurs träte, mit dem Fuße grimmig den Boden stampfte, und dem nachlässigen Orakel ein erzürntes *Maladetto!* in die Tiefe hinab donnerte. Auf eine noch gröbere und oft höchst lächerliche Art wird gegen das Theatercostüme verstoßen. Friedrich II. z. B. eine Erscheinung, die sehr oft über die Breter der italienischen Bühne geht, tritt in voller Uniform auf, vor ihm gehen zwey Grenadiere und ein Tam-

bour, der mit einem langen Wirbel seine Gegenwart verkündet. Friedrich läßt sich in einem Lehnstuhle nieder, die Garden stellen sich mit präsentirtem Gewehre zu beyden Seiten, der Tambour wirbelt hinter dem Stuhle fort, während der König mit seinen Generalen, die ihm ohne viel Umstände Hut und Stöck vor der Nase auf den Tisch werfen, die Angelegenheiten des Staates bespricht. Es ist nichts Ungewöhnliches in derselben Scene die Kleidertrachten zweyer Jahrhunderte sich freundschaftlich begegnen zu sehen, eine Uniform, wie sie die Schweden vor Bender trugen, mit dem modernen Zuschnitte eines französischen Chasseur-Collets oder das reichgestickte Staatskleid eines italienischen Marchese aus der Zeit der Marinelli's mit den liberalen Pantalons eines heutigen Incroyables. Noch weniger bekümmert man sich um das Passende der Decorationen, um die Pünctlichkeit der Coulissen-Veränderungen, des Auftretens der Personen, oder scheint eine der Störungen gewahr zu werden, die anderswo die lauteste Unzufriedenheit des Publicums nach sich ziehen müßten. Nach dem Gesagten wäre es überflüssig in ein näheres Detail der Aufführung einzelner Stücke einzugehen, von welchen ich nur z. B. den Lorberkranz, Werther, Menschenhaß und Reue als das Originellste und Lächerlichste nenne, was sich von unwillkürlichen Parodien ersinnen läßt. Nur die Darstellung der dem Ganzen mehr homogenen Farce, kann mitunter einiges Vergnügen gewähren, obgleich in dieser das Sujet selbst so sehr dem Begriffe der Schicklichkeit entgegenläuft, daß es bey uns schwerlich dem Banne des allgemeinen Tadels entrinnen würde. Ich führe zum Belege dessen den Stoff der Bachetona an, der sich um die Heucheleiy einer manns-tollen devoten alten Jungfrau dreht, die ihren albernen Vater befehlen, und mit dem spitzbübischen Bedienten des Hauses davon laufen will, von ihrer verfolgeten und verleumdeten Stiefmutter aber entlarvt, mit dem freischnedden Geheul *voglio marito, voglio marito* die Katastrophe schließt. Über den Geschmack des Publicums im Trauerspieler wird es genügen zu erfahren, daß der Graf von Comminge in drey Abtheilungen, von welchen die letzte bekannter Maßen im Kloster der La Trappes spielt, zu den Lieblingestücken des Publicums gehört. Das weinerliche Pathos der sich in einem langwierigen Dahinsterven selbstverzehrenden Adelaide, die Ungeschicklichkeit des sie nie erkennenden Geliebten, wie nahe ihm die Erkennung auch gelegt wird, und die widersinnige Entwicklung der Katastrophe zwischen den stummen melancholischen Mönchsgestalten würde bey uns selbst mit Beymischung der kräftigsten Dosis von Fatalität kaum einen Augenblick lang Gnade finden können.

Diese Bühne, deren Gesellschaft jezt mit einer andern zusammengeschmolzen ist, die mit noch geringerm Gehalte von Zeit zu Zeit im Carolino spielte, gibt den Sommer über wöchentlich zwey Vorstellungen, in welchen der Eintrittspreis für die Abonnenten auf dem Parterre freylich nur die sehr kleine Summe von ungefähr zwölf Kreuzer beträgt, und für die Logen eine verhältnißmäßig geringe Beysteuer, um davon Kleidung, Beleuchtung, Musik und Scenerien zu bestreiten, da die Künstler unentgeltlich ihre Bemühungen dem Vergnügen des Publicums weihen.

(Die Fortsetzung folgt)

### Bey meiner Ankunft in Wien.

Sey wieder hold begrüßt mein gastlich Wien,  
Mit all den edlen Seelen, den getreuen,  
Die sich an Geistesblüthen gern erfreuen,  
Dem wahren Guten nimmer sich entzieh'n!

Hier war es, wo das Seltne mir erschien:  
Dass alle schöne Künste gleich gedeihen.  
Ja, was das Seltenste, auch Rang verleihen;  
Am Throne selbst, gepflegt, hoch herrlich blüh'n.

Das ist der Zauber, ist das süße Band,  
Das dieser Stadt mich, der mich diesem Land,  
So lang ich athme, zart gefesselt hält.

Des Künstlers Welt ist, wo die Kunst gefällt!  
Doch die des Dichters muß sich mehr erheben:  
Sie muß im Licht, stets nach der Sonne schweben.

Wien 1822.

Theodor W. v. Spitzer.

### C o n c e r t.

Im k. k. Hoftheater am Kärentnerthor hörten wir den 24. Sept. die H. H. Anton und Max Bohrer zum zweyten Mal.

Zuerst wurde die meisterhafte Ouvertüre aus *Lo di si fa*, von Cherubini, trefflich ausgeführt. Hierauf trug Mad. Schütz eine Cavatine vor. Dem Vernehmen nach ist diese von dem geschätzten Opernsänger und Singmeister, Benelli, in Musik gesetzt. Die Schwierigkeiten sind nicht unbedeutend; die Sängerin wußte sie jedoch mit vielem Glück zu überwinden und gewann um so mehr Beyfall, als die Composition ihrem Organ besonders angemessen ist.

Nach dieser folgte ein Violin-Concert, vom Hrn. Anton Bohrer componirt und vorgetragen. Die Composition ist nicht sehr interessant, und besonders der erste Theil besteht fast aus lauter ziemlich einförmigen Passagen, die dem Virtuosen eben keinen glänzenden Spielraum verschaffen. In diesem Concertstück zeigte sich der Ton des Künstlers zwar wie früher in dem Concertant-Duett sehr zart und äußerst rein, doch etwas klein und mager; der Styl des Vortrags ist seiner Weichlichkeit wegen nicht anregend genug, doch Anmuth, Leichtigkeit und Nettigkeit gewinnen stets die Theilnahme. Eine Stelle im Adagio mit Begleitung zweyer Hörner wurde von diesen ungemein schön executirt, und die beyden begleitenden Künstler verdienen einer rühmlichen Erwähnung. Der Schluß hatte ein recht anziehendes belebtes Thema, und der Violinkünstler erfreute sich eines regen Beyfalls.

Ein Vocal-Quartett mit Begleitung der Guitarre, von Schubert, gesungen von den H. H. Heisinger, Kaufsch, Kuprecht und Seipelt, ist bekannt. Was darüber schon gesagt worden, gilt auch jetzt. Zwen Tenore und zwey Bässe machen nicht die beste Wirkung. Die *stretta* erfordert, der schnellen Aussprache des Textes wegen, große Übung, und wirklich zeigt sich diese in der glücklichen Übereinstimmung der Sängers, die auch das Lob einer deutlichen Articulation verdienen.

Den Schluß machte eine große Militär-Symphonie-Concertante, für die Violine und das Violoncell, mit Begleitung des Orchesters, componirt und

vorgetragen von den Gebrüdern Bohrer. Dieses Musikstück hat etwas Originelles und ist auf Effect berechnet; indessen treten die Hauptinstrumente nicht sehr glänzend hervor. Einige Stellen sind auf die Zusammenwirkung berechnet und erreichten ihren Zweck, auch konnte die Meisterschaft des Künstlers auf dem Violoncell der Bewunderung nicht entgehen. Das Virtuosenpaar wurde nach Endigung des Concerts durch Hervorrufen ausgezeichnet; im Ganzen interessirte diese Production weniger, als die erste.

### Schauspiel.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg wurde den 21. d. M. zum ersten Mal aufgeführt: Das Gasthaus zur goldenen Sonne. Lustspiel in vier Aufzügen, von H. Claren.

Es erfordert nicht viel Zeit, den Inhalt dieses Lustspiels zu berichten, allein man kommt in einige Verlegenheit, wenn man ihn zusammenfassen will. — Eine reiche Wittve hat sich in den Kopf gesetzt, sie werde bloß aus Eigennutz geliebt, entflieht auf ein Mal ihrem Anbeter, Baron Molwih, ist sogar Willens, aus Europa zu entfliehen, bis zu den Antipoden. Der Baron eilt ihr nach, hofft bald auf ihrer Spur zu seyn, als ihm ein Geck aus der Residenz (sein Nebenbuhler) begegnet und die Nachricht bringt, sie habe diesen Ort ganz kürzlich erst verlassen und sey graden Wegs auf England zu. Molwih will ihr eiligst nach, kann aber keine Postpferde bekommen, weil er keinen Paß und keine Bürgschaft hat. Der Präsident in dieser Stadt ist ihm allein bekannt, hält sich jedoch jetzt eben auf dem Lande auf. Dorthin begibt er sich. Unterdessen spielt das Stück gemächlich fort, geht seinen Gang für sich, bis diese Hauptperson im vierten Aufzug wieder von sich hören läßt. Jener Geck hat dem verliebten Molwih mittlerweile den Gefallen erwiesen, ihn für verrückt auszugeben. Alle, die es hören, fürchten sich von seiner Gegenwart; die reiche Wittve nur allein schöpft daraus Trost und Hoffnung, sie hält die Neigung dieses Einzigen für unbezweifelt rein, weil er, wie sie verichert ist, aus Liebe zu ihr den Verstand verloren hat. Von dem Präsidenten, der mit ihr in Beziehungen steht, erhält sie ein Schreiben, worin er seine Unzufriedenheit mit ihrem Benehmen äußert, und ihr die Abreise aus der Stadt untersagt. Dieser Brief fällt dem wiederkehrenden Molwih in die Hände, der sich in phantastische Betrachtungen verliert, über den unseligen Reichthum, der seinem Glück im Wege steht, seine reine, herzliche Zuneigung preist u. dgl. Die Herzensdame hat dieses Selbstgespräch belauscht, sie nähert sich, aber der Unglückliche fährt in seinen Schwärmeren fort, und scheint ganz rettungslos. Glücklicher Weise besinnt er sich jedoch, es kommt zur gegenseitigen Erklärung und zur endlichen Vereinigung. Zugleich treten noch einige andere Paare auf, und kündigen ihre bevorstehende eheliche Verbindung an.

Es geht einem demnach mit der Erzählung, wie im Lustspiel selbst; es will nicht recht vom Fleck, es ist nichts da, um sich fest daran zu halten, als Episoden die Menge, possierliche Vor- und Zufälle, Ereignisse, die sich bey Gelegenheit mit einstellen, Nebendinge, als Folgen von andern Nebendingen, scherzhafte Conversationen, die den Zuschauern nur die Zeit verlängern, bis man endlich gewahr wird, daß man statt einer dramatischen Handlung nur ein Quidproquo von dialogisirtem Roman vor sich hat. Ganz den Zuschnitt einer Erzählung, zu der man vorher einige Züge flüchtig hinwirft, dann sich getrost daran macht, seinen Weg bald gradaus, bald querfeldein verfolgt, den Faden der Begebenheiten aufnimmt, wie es sich just fügt, das Herz erleichtert nach Gefallen, und das Büchlein so kurz oder auch so lang macht, als es convenirt — denselben Zuschnitt hat dieses Lustspiel: Das Gasthaus zur goldenen Sonne genannt, welcher Titel in dieser Hinsicht nicht ohne Bedeutung ist, wenn man sich nämlich ein großes, geräumiges Gebäude in einer kleinen Stadt darunter denkt, wo die Passagiere zu- und abgehen nach Belieben.

Im ersten Aufzug, den man für den gelungensten halten kann, ist Alles darauf angelegt, die Aufmerksamkeit zu spannen; eine eigentliche Exposition findet doch nicht

Statt, man gelangt auf keinen festen Grund. Der Anfang des zweiten Aufzugs bietet eine recht muntre Conversations-Szene dar, zwischen der Wittve und ihrer jovialen Cousine, aber die Damen ziehen sich bald zurück. Im dritten geht's nicht anders, und was in beyden hin und wieder noch belustigt, sind die Nebenscenen mit der affectirten Dame *Lehmann*, die des eleganten Schneidersprößlings aus der Residenz Verehrung annimmt, zu welcher eigentlich ein Mißverständnis Anlaß gibt. Hierzu gesellt sich noch die Furcht vor dem verrückten Baron, dessen bloßer Name schon den Frauenzimmern schnelle Füße macht. Dieser Umstand ist übrigens mit Glück benützt; da die Erscheinungen indessen nur einzig auf sich selbst beruhen, immer isofirt dastehen, da man nach und nach bemerkt, daß diese Strafe nicht zum Ziele führt, so verschwindet das Interesse, und nur in einem einzigen Moment kehrt sich's noch einmal um, nämlich bey der Zusammenkunft der beyden Liebenden. Wirklich dringt sich nur auch den Zuschauern, die vorher wohl ahnen konnten, der Verfasser habe dem Charakter des Barons bloß darum eine exaltirte Stimmung gleich von vorn herein gegeben, um die lächerliche Meinung von seiner Verrücktheit zu modificiren, die Überzeugung von seiner Geisteskrankheit auf, und da nach abgemachter Sache noch eine Recapitulation erfolgt, wie sie in Erzählungen gar wohl gestattet sind, weil man doch wissen will, was aus allen den entfernten Freunden und Bekannten endlich wird, hier aber Alles augenscheinlich, und darum kurz und gut entschieden werden muß, so verläßt man den Gastwirth zur goldnen Sonne ziemlich unbefriedigt. Allenfalls kommt einem der Gedanke ein, daß Komödien dichten, und Romane schreiben, sehr verschiedene Dinge sind, daß aber dem Verfasser des eben aufgeführten Lustspiels, ob er gleich Gewandtheit und sehr viele Heiterkeit besitzt, so leicht doch keine echte, fein gehaltene Komödie gelingen möchte, weil er das Ganze gar zu flüchtig anlegt, bey Nebendingen stehen bleibt, und sich mit Übermaß zur Posse neigt.

Mlle. *Müller* gab die schäfernde *Fanny* mit den lebendigsten Farben und der reichhaltigsten Schattirung. Alles ist hier bestimmt, ineinanderspielend, das ganze Wesen von Fröhlichkeit und Muthwillen belebt, und nirgend geht ein Zug verloren, so wenig wie die zarte Weiblichkeit, oder besser noch gesagt, der mädchenhafte Leichtsinu jemals sich verläugnet.

Mlle. *Hruschka* benutzte mit Umsicht und Nachdruck jede Gelegenheit, die schöne, reiche Dame auch in künstlerischer Hinsicht interessant zu machen.

Der ziemlich gewöhnliche Charakter des baronisirten Schneidersohnes *Hull* gewann unter Hrn. *Koberweins* Händen eine recht originelle Außenseite, die sich immer gleich blieb.

An einen Darsteller, wie Hr. *Korn* ist, muß der wunderliche Baron *Motwig* kommen, wenn man ihn zuletzt ertragen soll, weil dieses von der vorsichtigsten Behandlung abhängt, in so fern eine Seite mehr hervorgehoben (wie Anfangs geschah), die andre mehr verwischt wird (wie am Schluß), je nachdem jene die Aufmerksamkeit erregen, diese weniger grell in die Augen fallen soll. Durch solche glückliche Behandlung einer ziemlich schweren Rolle wurden wir für manches Andere entschädigt.

## S i n g s p i e l.

Auf dem *K. K. Hoftheater am Kärnthnerthor* wurde den 20. d. M. zum ersten Mal aufgeführt: *Pachter Robert*. Komische Oper in einem Aufzuge, frey nach dem Französischen des *Bernard Valville*, von *Joseph Ritter von Seyfried*. Musik von *Lebrün*.

Wenn zwischen Oper und Operette ein Unterschied Statt finden soll, ungefähr wie zwischen Lustspiel und Nachspiel, so gebührt dem hier genannten Product die diminutive Bezeichnung, obwohl genug darin gesungen wird. Bekannt ist es übrigens schon seit längerer Zeit und mit besserem Erfolg, als jezt, auf einer andern Bühne bereits geze-

ben worden. Diese Singspiele erregen kein Interesse mehr, und wenn der Inhalt so gewöhnlich, wie in diesem ist: so kann wohl keine Ausnahme von der Regel gefordert werden. Ein liebendes Paar, das von dem gutherzigen Vater des Mädchens, der eben zu den Seinigen zurückkehrt, durch kleine Prüfungen irre geführt und vom Ziel noch abgehalten wird, ohne daß den Zuschauern ihrer Seite für die Verzögerung ein anderer Ersatz zu Theil würde, als der von dem Talent des Darstellenden in der Rolle des Pächters abhängt, bietet immer einen sehr bedingten Gegenstand der Unterhaltung dar, und da der Charakter selbst gar vielen andern gleicht, so gewährt auch eine recht angemessene und gelungne Ausführung, wie sie hier nicht fehlen konnte, da Hr. Weinsmüller im Besiz der Hauptrolle war, doch nur ein oft genossenes Vergnügen. Die Stelle, wo der Pächter den Kleinen auf den Arm nimmt, sich sorgsam nach seinem Befinden erkundigend, prägt sich durch die rührende Kraft des Ausdrucks, der dem Darsteller so ganz besonders eigen ist, vor allen anderen Momenten dieser Handlung in's Gemüth. Der komische Bezirks-Chirurgus (Hr. Spiegheder) hat einen ziemlich heitern Spielraum, ist aber auch eine älterthümliche Erscheinung. Wenn er so belustigend auftritt, wie dieß Mal der Fall war, steht er immer noch an seinem Platz, und man möchte ihn nicht gern vermissen. Solche Personagen, die mit lateinischen Redensarten oder ganzen Arien in dieser Sprache, sich vernehmen lassen, haben von Alters her die Befugniß, unter einem etwas karrikirten Anstrich zu erscheinen, und wenn sie uns mit guten, zweckmäßigen Einfällen aus dem Stegreif regatiren, so darf man bey diesen und ähnlichen Umständen ihrer muthwilligen Laune auch nicht allzu enge Grenzen setzen. Von den Übrigen ist nichts zu sagen; und das zu wiederholen, was Andre sagten, wäre schon zu viel.

Die Musik hat nichts Anziehendes; wenigstens ist der melodische Theil nicht eben reichlich damit ausgestattet. Justinens Arie, gleich zu Anfang, zeichnet sich indessen aus, macht aber auf eine reine Intonation Anspruch. Eine Erzählung als ein Duett behandelt, kann keine vortheilhafte Wirkung hervor bringen. Der Schlusschor durfte seiner Kürze wegen, einigen Applaus erwarten; die Zuschauer versparten diesen noch für eine andere Gabe, und wenn die izehige nicht mehr als Neuigkeit betrachtet wird, so mag sie ungestört mit schon bekannten in die Reihe treten.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Amaryllis curvifolia*. Krümmblättrige Amaryllis. Vom Cap.

- - - *undulata*. Wellenblättrige Amaryllis. Vom Cap.

*Aloe picta*. Bemalte Aloe. Vom Cap.

*Croton tomentosum*. Filziges Croton.

*Mespilus japonica*. Japanische Mispel. Aus Japan.

*Murraya exotica*. Indische Murrane. Aus Ostindien.

*Salvia Chamaedrys*. Gamanderblättrige Salbey. Von Mexico.

*Solanum fugax*. Hinfälliger Nachtschatten. Von Caracas.

*Stapelia caespitosa*. Rasen-Stapelie. Vom Cap.

- - - *clavata*. Keilenartige Stapelie. Vom Cap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schisch.

Ge dr u c k t b e y A n t o n S t r a u ß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 3. October 1822.

119

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 60 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Skizzen aus Palermo.

(Fortsetzung)

Noch muß ich eines Tempels des Tespis Erwähnung thun, der aber auch nur in jene erste Zeit der noch wandernden Muse mit Hefen-gefärbten Wangen gehört. Es ist die Breterbude des Lappanio, des sicilianischen Käspeler, in der, vor einer, oft nichts weniger als unansehnlichen Versammlung National-Farcen im echten Volksdialekte, und oft nicht ohne komischen Werth dargestellt werden. Die Namen der Stücke verrathen zur Genüge ihren Stoff und Gehalt: Lappanio gallant' uomo in città e ladro in campagna, Lappanio possidente della baghetta majica; Tiridate, Tiranno di Persia, Lappanio Erbe del trono e Imperadore senza saperlo, jederzeit mit dem Beysatz Comedia tutta versata da ridere, oft noch con scenarie e vestiario novo, gran spettacolo e banda di Musica, das sind die prangenden Ankündigungen des täglich wechselnden Repertoriums. Lappanio, eine Art von Jocrisse, Onofrio und Lisa sind jederzeit die Hauptrollen. Lisa ist eine von einem Manne dargestellte Soubrettenrolle, bey der Züchtigkeit und Anständigkeit nicht eben auf das strengste beobachtet werden; Onofrio ein Mittelding zwischen Scapin und Pierrot. Lappanio hat wirklich komisches Talent. Seine Lebensgeschichte erregt noch ein anderes Interesse für ihn, durch welche zugleich die grelle Lächerlichkeit seiner Erscheinung noch höher herausgehoben wird. In den Tagen der Revolution hatte er an der Spitze des Volkes seine Rolle und zwar eine Heldenrolle gespielt, war Commandant der Artillerie im Castell a mare, und Heerführer gegen das widerspenstige Gefalu geworden, entsing, aber zuletzt mit Noth dem Lohne der wankelmüthigen Volksgunst und der dreybeinigen Bühne des Ruhmes, die ihm schon zugehört war.

Es scheint mir hier die Gelegenheit eine andere Art recitirender Künstler nicht zu übergehen, die man zwar auch im übrigen Italien, vorzüglich in den Hafestädten findet, deren Eigenthümlichkeit aber hier noch besonders auffällt, wo die Einfachheit der Begriffe des gemeinen Volkes dasselbe noch weit

empfänglicher, und die ausdrucksvolle Lebhaftigkeit seiner Empfindungen für den Beobachter noch anziehender macht. Ich verstehe nämlich unter jenen Künstlern die öffentlichen Volkserzähler, die man am Hafen, am Quai der Promenade, oder nahe an einem Stadthore zu treffen pflegt. Man sieht einen dichten Volkshaufen dort versammelt. Auf Bänken oder Strohstühlen sitzen in einem Kreise Matrosen, Fischer, Lastträger, die rückwärts Stehenden lehnen in malerischen Gruppen um sie her, und zwischen durch drängen sich Jungens und Kinder um den Sprecher. Die größte Stille herrscht in dem Kreise und alles horcht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, mit über einander geschlagenen Armen und unbeweglichen Blicken dem Manne, der, wie alle übrigen, in seine grobe, oft zerlumpete Bonacca gekleidet, mit erstaunenswerthem Vortrage Märchen, Kriegsgeschichten, Legenden u. dgl. erzählt. Da ist keine Rednerfigur, die er nicht anzubringen weiß, kein Affect, den er nicht mit steigender oder fallender Stimme zu bezeichnen sucht, sein Mienenspiel, die Bewegung seiner Arme und Hände folgt dabey ohne Übertreibung, oft mit verwunderbarem Anstande und Richtigkeit des Gefühls dem Inhalt seiner Rede. Oft unterbricht er sich in einer augenblicklichen Pause, gleichsam dem Zuhörer Zeit zum Nachdenken zu geben; oft schwebt ein feines verschmitztes Lächeln über seine Lippen, er hält bey einem Worte inne, wiederholt es mit verstärkter Stimme, als ob er glaubte, daß sein Auditorium es nicht aufs erste Mal begriffen, erklärt es dann mit wahren Professormienen, zuweilen mit poetischer Begeisterung und einer Charlatanerie der Kunst oder Wissenschaft, die oft höchst komisch wirkt. Nach langen Abschweifungen nimmt er endlich den Faden seiner Erzählung wieder auf, und fährt in demselben Tone wieder fort, in dem er sie abgebrochen. Ist seine Geschichte zu Ende, so wechseln die Zuhörer. Einer oder der andere wirft ihm einen halben Tornesi (zwey Pfennige) in die Mütze, und unermüdet fängt er vor einem frischen Publicum eine neue Legende an, die er wieder mit demselben Feuer, mit derselben Beredsamkeit vorbringt, als hätte er eben jetzt erst zu sprechen angefangen. Hatte ich nur gleich Mühe, zuweilen nur ein Wort dem ganz unverständlichen Volksjargon abzulassen, so gewährte es mir doch oft stundenweise Unterhaltung dem Manne zuzusehen, und den Eindruck zu belauern, den seine Worte auf den Gesichtern seiner Zuhörer hervorbrachten. Wollte die Regierung diese Leute zu ihrem Vortheile nützen, mit welchem leichten und geringen Mittel vermöchte sie auf die untern Volksclassen zu wirken, während die Erzählung von Raub und Mord, um die es sich nur allzuoft handelt, die Einbildungskraft des Pöbels vergiftet, und ihn an Vorstellungen gewöhnt, die allzusehr seinen gefährlichsten Leidenschaften schmeicheln.

Zu den übrigen öffentlichen Volksvergnügungen gehört vorzugsweise die Promenade an der Marine. Nachdem in Sicilien noch die alte Zeiteintheilung üblich ist, wo man die Stunden mit dem Untergange der Sonne zu zählen anfängt, so geht auch ihre Lebensweise denselben Schritt mit dieser Berechnung fort. Was der Sicilianer in den Wintermonaten a un'ora di notte, nämlich um sechs Uhr nach der gewöhnlichen europäischen Tagseinteilung zu thun pflegt, das thut er im Sommer a un'ora di notte, nämlich um neun Uhr wieder. Mit Sonnenuntergang fährt also die elegante Welt auf die Marine, einen ein tausend zweyhundert Schritt langen Quai, in dessen

Mitte auf einem ärmlichen Ghiosl um die zweyte Stunde der Nacht eine Instrumental-Musik anhebt, die bis nach Mitternacht fortwährt. Strohstühle, die um diesen Platz vermietet werden, dienen zur Bequemlichkeit der Fußgänger, während umhergehende Jungens Eiswasser, Zambà, eine Art von Aniesbranntwein, der mit Wasser gemischt, eine vorzügliche Kühlung hervorbringt, Bisquit und Semenza (getrocknete Kürbiskörner) ausrufen. Die Wagen rollen indeß unaufgehalten auf und nieder, und die harmonischen Töne des Orchesters gehen unter ihrem Gerassel verloren. Eben so wenig wird das Vergnügen des Sehens bey dieser Unterhaltungsweise begünstiget, denn wenn es der freundlichen Luna nicht gefällt ihre Laterne auszuhängen, so dienen die transparenten chinesischen am Ghiosl vielmehr das Dunkel noch ärger zu machen, das, der Abendkühle abgerechnet, wohl die eigentliche Lockspeise besonders für die zärtlicheren Paare der Bewohner nach der Marine wird, um dort dem Argwohn und der Eifersucht ein frohes Stündchen für die Liebe abzugewinnen. Wen kein solch' besonderes Interesse dahin geführt hat, den treibt der häßliche Geruch des Seegrases, der Schnupfen, den man sich in dem feuchten Dunstkreise holt, und das ermüdende Einerley bald nach Hause.

Da ich schon im Gange bin, die Leser von den hiesigen Vergnügungen zu unterhalten, so ist es doch nothwendig auch ein Wort von den Faschingslustbarkeiten zu sagen, wie lange sie auch vorüber sind, und wie wenig eigentlich davon zu sprechen der Mühe verlohnt. In früheren Jahren war die Maskerade auf den Straßen, so wie im übrigen Italien Sitte, die Ereignisse der letzten Jahre haben ihre Abstellung nothwendig gemacht. Das Ganze beschränkt sich daher jetzt auf die öffentlichen Maskenbälle, die im Theater S. Carlino gegeben werden. Nach geendigter Vorstellung wird das Parterre von den Bänken geleert, die Bühne selbst zum Tanzsaale zugerichtet, und nun nehmen die Damen, die sich in der Zwischenzeit in den Conversationskälen aufgehhalten haben, die Plätze in ihren Logen wieder ein, und ein sehr mäßiger Zulauf des gemeinen Volkes in elenden Kalendermasken, Domino's oder als Harlekine und Pullicinels gekleidet, füllt das Parterre und die Bühne. Die Musik, ein Mittelding zwischen französischer Quadrille und Tarantela, spielt ohne auszufegen dieselbe Weise die ganze Nacht durch, und das lustige und lumpige Gesindel tanzt und springt ohne Ordnung, wie es jedem gefällt, allein, zu zweyen oder mehreren im Saale durch einander, jauchzt, schreyt, prügelt sich, wirft sich über den Haufen, wälzt sich gruppenweise am Boden hin, bis ein Polizeycommissair dazwischen tritt und augenblickliche Ordnung stiftet; der lärmende Haufen strömt dann in eine andere Ecke, das Getümmel fängt von vorne an, und endet wieder auf dieselbe Weise. Wunderbar ist es, daß ich bey diesen Gelegenheiten nie eines ernsthaften Streites gewahr geworden, der anderswo gewiß nicht fehlen würde, wo Faustschläge und Rippenstöße so dicht fielen, als sie sich von den Leuten hier administrirt werden, ohne daß dabey auch nur ein schiefes Gesicht gezogen würde. Indesß werden in den Palcos die Soupees servirt, bey welchen so viel Glanz und Aufsehn als möglich zur Schau getragen wird; die schweren silbernen Girandols, die blinkenden Services ziehen die Augen auf sich, der Siracuser belebt das Gespräch, Scherz und Gelächter werden lauter, die früher unbeweglichen Zuschauer beleben sich,

man eilt selbst verummmt aus den Logen, mischt sich schrepend, lärmend, springend in das Volksgedränge; schrillend tönen die scharfen Maskenstimmen in die Ohren, man wird unversehens in den Kreis einer stürmischen Quadrille hineingerissen, die plötzlich wieder lachend und lärmend aus einander schiebt. Müde, betäubt, sucht man endlich den Ausgang und verschwört sich nicht wieder zu kommen. Wer hier sich einbildet, eines jener so anziehenden Maskengespräche zu führen, eine Intrigue anzuknüpfen, zu einem eingeleiteten Verhältnisse den günstigen Augenblick der Erklärung zu gewinnen, oder ein Rendezvous abjureden, der geht weit irre. Es ist eine Nacht auf dem Brocken, die man mitzufeyern glaubt, ein wahres Mänadenfest, in das man erstaunt Frauen vom ausgezeichnetsten Stande, Männer vom Range, Matronen und Greise sich mengen sieht, nur Mädchen sind wie leicht begreiflich davon ausgeschlossen, und als solche sind leider! auch die Grazien völlig dispensirt bey diesem Feste zu erscheinen.

Privatbälle wurden in diesem Jahr gar keine gegeben, dagegen zweymal in der Woche in der sogenannten Conversazione getanzt. Es ist dieses eine Versammlung eines kleinen Theiles des Adels auf Subscription, eine Art von Cassino nobile unter der Leitung einiger Deputirten als dirigirenden Ausschusses. Da das eben nicht sehr ausgezeichnete Locale in demselben Gebäude des Theater Carolino ist, so dient es diesem als Foyer. Eine Farobank und ein Billard locken die Mehrheit der Gäste, die andern Säle sind größten Theils leer, und die Langeweile reicht oft Schwesterlich dem Gott des Schlafes die Hand, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit durch einen Ballabend, oder durch die Gegenwart einiger der geistvolleren Theilnehmerinnen des Institutes verdrängt wird, oder augenblicklich einer Whist-, Chinola- oder Scopa-Partie weicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Beiträge zur Chronik des Allerhöchsten Hofes. Reise nach Verona.

Seine Majestät, unser allergnädigste Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserinn begaben sich am 1. October nach jenem jetzt so oft genannten Versammlungsort des Congresses. Die Reise geht über Salzburg, Tegernsee und Innsbruck, nach folgenden näheren Bestimmungen: das erste Nachtquartier ist zu Amstetten, das zweite zu Wels und das dritte zu Salzburg, wo sich Seine Majestät der Kaiser den 4. 5. und 6. aufzuhalten Willens sind. Ihre Majestät die Kaiserinn aber werden sich am 4. über Rosenhaim nach Tegernsee verfügen, wohin der Monarch seiner durchlauchtigsten Gemahlinn am 7. folgen und wo das hohe Kaiserpaar sodann noch einen Tag verweilet. Am 9. fahren beyde Majestäten bis Rattenberg und den 10. bis Innsbruck, wo ebenfalls ein Kasttag gehalten wird. Die folgenden Nachtstationen sind Brixen (den 12.), Bozen (den 13.) und Roveredo (den 14.). Endlich am 15. werden die hohen Reisenden zu Verona eintreffen. — Im Gefolge H. M. befinden sich der Hr. Oberstkämmerer Graf von Verona, die Frau Obersthofmeisterinn Gräfinn von Lazanzy, der Hr. Obersthofmeister Ihrer Maj. der Kaiserinn, Graf von Wurmbbrand, der Hr. Feldmarschall-Lieutenant und General-Adjutant Freyherr von Rutschera, der Hr. geheime Cabinets-Director von Martin und drey geheime Cabinets-Officialen, der Leibmedicus von Hoff, der k. k. Rath und Vice-Hofcontrolor Ritter von Coeckelberghe, der Hofzahlamts-Cassier und Reise-Rechnungsführer von Scharff, der Hofconcipist Frey-

herr von Neustädter und noch sechzig Individuen verschiedener höherer und minderer Categorien, zu deren Beförderung ein und zwanzig Wägen und hundert zehn Postpferde nothwendig sind. — Den geraden Weg nach Verona werden am 7. antreten: der Hr. Oberst und General-Adjutant Sr. Maj. des Kaisers, Ritter von Eckart, die Hofdamen Freyinnen von Hohenegg und Wefeld, die Kämmerer Grafen von Waldstein und Falkenhain, der Hofrath von Young, der Oberhof-Capellan und Ceremonarius Schopp und mehrere subalterne Individuen.

Seine Majestät der Kaiser Alexander begaben sich um einen Tag später, gestern den 2. October, auf die Reise, und werden die vorher genannte Route nehmen. Allerhöchst Sr. Maj. wird jedoch die erste Nacht zu Remmelbach, den 3. und 4. in Wels, und den 5. 6. und 7. in Salzburg zubringen, wo Sie mit unserm allgeliebten Monarchen zusammentreffen. Am 8. begeben S. M. sich nach Tegernsee und verweilen dort den 9. Am 10. übernachten Höchstselben in Rattenberg, und den 11. in der Hauptstadt Tyrols, wo die erhabenen Souveräne abermals zusammenkommen. Von Innsbruck geht die weitere Reise den 13. bis Brixen, den 14. bis Bogen, den 15. bis Roveredo, und den 16. bis Verona. Se. Majestät werden vom Hrn. Fürsten Wolfonsky, von den HH. Obersten Solomka und Mansuroff, dem Leibarzte Wylke und von dem Allerhöchst Demselben zugetheilten Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Hardegg begleitet. Die übrige Suite besteht aus dreißig Personen, die in zehn sechsspännigen Wägen vertheilt sind.

### Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin im August.

\*\* Da ich es mir stets zur Pflicht gemacht habe, Sie mit dem intellectuellen Leben Berlins immer mehr und mehr bekannt zu machen, so darf ich jetzt, da jenes so schnelle und merkwürdige Fortschritte macht, diese Pflicht um so weniger versäumen. Wie in allen Verhältnissen des socialen Lebens dieses Fortschreiten täglich sichtbar wird, so scheint dies auch hauptsächlich mit einem Bedürfnis der Fall zu seyn, das man noch vor kurzem hier wenig oder gar nicht zu fühlen schien. Allerdings ist auch das Bedürfnis öffentlicher Badeanstalten, die wir hier meinen, in unserem Klima nicht so vorherrschend, als dies in dem wärmeren nothwendig der Fall seyn muß, doch scheint man sich jetzt von dem wohlthätigen Einfluß, den die Bäder in allen Klimaten, und unter jedem Himmelsstrich auf den Menschen haben, auch bey uns zu überzeugen. Hier, wo sonst nur ein einziges auf der Spree gebautes Badehaus, das sogenannte Wölgersche, existirte, findet man jetzt außer dem genannten, was jetzt in ein schönes massives Gebäude verwandelt ist, mehrere äußerst bequeme und elegant eingerichtete Bäder, deren Zahl seit kurzem so zugenommen hat, daß sogar einige schon von der Concurrnz zu fürchten haben. Den größten Ruf unter diesen neuentstandenen Anstalten hat wohl die des Hrn. Pochhammer in der Königsstraße, die sich auch durch Zweckmäßigkeit und schöne innere Einrichtung vorzüglich auszeichnet. Doch nicht allein in den Mauern Berlins, auch außerhalb derselben, in dem Thiergarten, und vor mehreren Thoren der Stadt finden die Badelustigen bequeme und billige Gelegenheit zum Baden.

Noch muß ich der sogenannten freundlichen Bäder, die ein, hier durch seine Thätigkeit und Gemeinnützigkeit längst rühmlichst bekannter Mann, der Hauptmann Neander, eingerichtet hat, erwähnen. Sie sind in einem eigens dazu gekauften großen Garten am Schiffbauerdamm gelegen, und gewähren dadurch, daß jedes Bad in einem eigenen Häuschen liegt, was von dem nächsten durch einen Zwischenraum getrennt ist, und durch die zeltartige Form derselben, den Anblick einer kleinen Colonie. Viele Badegäste haben sich auch auf dem Grundstück, zu welchem ein schönes Haus gehört, für den Sommer angesiedelt. (Sie erinnern sich, was ich in einem meiner vorjährigen Briefe über die Rage der Berliner nach Sommerwohnungen gesagt habe!) Zu gleicher Zeit hören wir, daß Hr. von Neander auch für den Winter eine Badeanstalt zu errichten gedenkt, und zu dem Ende schon ein zweytes Grundstück für zehntausend Thaler gekauft haben soll.

Seitdem der Fonfsche Prozeß dem hiesigen Revisionshof übergeben, und uns dadurch gleichsam näher gerückt worden, ist er auch wieder auf's Neue der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs; auch hier nimmt man eifrig Partey für oder gegen Fonk, und man hört an öffentlichen Orten fast nichts als Fonkiana. Wer Benzemberg's lichtvolle Schrift über diesen Gegenstand, ich meine die „Briefe über die Affise in Trier,“ gelesen, der wird um vieles klarer in der Sache sehen; jedoch, wenn ich auch bekenne, daß ich für mein Theil dem Urtheil des geistreichen Schriftstellers beypflichten muß, so muß man sich dennoch wohl hüten, in einer Sache von solcher Wichtigkeit, über welche die scharfsinnigsten Leute verschiedener Meinung sind, sein Urtheil auch Andern aufdringen zu wollen.

Was sich aber neben jedem Tagesgespräch mit immer gleich regem Interesse aufrecht erhält, ist das Theater. Mad. Stich ist seit kurzem von ihrer Reise nach Hamburg wieder zurück; sie erntete in der Fremde verdienten Beyfall, und wir freuen uns, sie nun auf längere Zeit wieder ungetheilt zu besitzen. Sie trat nach ihrer Rückkehr schon in mehreren Rollen auf, von welchen ich nur eine, *Stella*, in dem Goethe'schen Stück gleiches Namens, von ihr gesehen habe. Obgleich Mad. Stich die Rolle durch ihre schöne Gestalt, und durch ein lebhaftes feuriges Spiel, so interessant als möglich machte, so konnten wir uns doch eines gewissen Unbehagens bey dem Verfolg des Stückes nicht erwähren. Ich weiß nicht, ob der große Dichter es ursprünglich für die Bühne bestimmt haben mag; man möchte es beynahе bezweifeln! Das unbestimmte Hin- und-Herschwanzen des allzuschwachen *Fernando*, und die beständige innere Zerrissenheit der beyden weiblichen Hauptfiguren, eignen sich wohl nicht für die Darstellung; vollends hat der Schluß, wodurch das Stück, ich glaube eigends für die Bühne, in ein Trauerspiel verwandelt ist, etwas zu erschütternd-tragisches, um eine innere Befriedigung, die doch wohl nach dem Genuß eines jeden Kunstwerks eintreten soll, hervorzubringen. Fast anwidernd ist der Charakter des *Fernando*, der in seiner Seifenblasen-Leichtigkeit zwey liebende weibliche Seelen in's tiefe, bittere Unglück reißt, und eben dieses unverdiente grausenvolle Unglück der beyden Weiber quält wieder den theilnehmenden Zuschauer, anstatt ihn zu erheben!

Die Musen mögen es mir verzeihen, wenn ich von *Melpomene*'s Tempel Sie unmittelbar in — eine Thierbude zu führen wage! Die schönen Thiere, die sich dort befinden, und ganz passender Weise ihr Domicil in dem Thiergarten aufgeschlagen haben, sind aber in ihrer Art zu merkwürdig, um sie ganz zu übergehen. Wirklich zeigt der Besitzer dieser Menagerie Dinge, die man nicht in jeder Bude zu sehen gewohnt ist. Neben einem wunderschönen Leoparden, einem nicht minder sehenswürdigen Tiger, zwey wirklich allerliebsten Tigerkätzchen, zwey Straußen, einem Pelikan und mehreren anderen Thieren, schien mir vorzüglich eine Löwin, durch die seltne, vielleicht unerhörte Zahmheit, die sie unter anscheinender Wildheit zu verstecken weiß, merkwürdig. Der Wärter geht zu ihr in den Käfig, schlägt mit einem Stock verb auf sie los, und reizt sie auf alle nur mögliche Weise; wüthend stellt sie mit aufgehobenen Zähnen sich ihm gegenüber, und in dem Augenblick, wo man ängstlich fürchtet, ihn von der schäumenden Löwin zerrissen zu sehen, steckt er plötzlich seinen Kopf in ihren Rachen und — zieht ihn wohlbehalten wieder zurück. Dann zeigt er ihr ein Stück Fleisch, und bringt sie durch ein wiederholtes Entziehen desselben so in Wuth, daß sie unter fürchterlichem Brüllen auf den Wärter losspringt, und man wirklich wieder für den Armen zittert, bis das obenerzählte Manövre, oder ein zärtlicher Kuß, den er ihr gibt, der Furcht des Zuschauers ein Ende macht!! Hoffentlich wird dieser Wundermann auch bey Ihnen in Wien bald seine Löwin produciren.

Der 3. August, der Geburtstag unsers väterlich geliebten Monarchen, ist auch dieß Mal wieder hier und in dem ganzen Königreiche mit allgemeiner und herzlichster Theilnahme gefeyert worden. Wer wünschte nicht dem gerechtesten Könige, der überall mit redlichstem Willen nur das Wohl seiner Unterthanen im Auge hat, eine noch oft wiederholte Feyer dieses Tags! Still und geräuschlos, wie sein Charakter immer ist, bringt der König jedes Mal das Fest in Potsdam oder auf der Pfauen-Insel bey Potsdam (einem Lieblings-Aufenthalt Sr. Majestät) im engen Kreise seiner Familie zu,

während Berlin in lauten Freundsbezeugungen für das Wohl seines Königs betet. Auch dieß Mal waren überall glänzende, frohe Vereine, Mittagsmale u. s. w., worunter die Reunion an der Tafel des Staatskanzlers die glänzendste, reichste gewesen, die öffentlichen Gebäude waren erleuchtet, die Gefangenen, Armen, Invaliden wurden gespeist u. s. w. Das Theater feyerte den Geburtstag seines hohen Beschützers durch den sogenannten „Volksgefang“ von Spontini, eine „Rede“ (Duzendpoesie, wie solche Gelegenheitsfabricate bey uns zu seyn pflegen!) und durch eine Vorstellung der Oper: Sargines, mit neuer Besetzung, worin Mad. Werner aus Leipzig unter Beyfallsbezeugungen wieder von uns schied.

Jener Volksgefang von Spontini und der dazu gehörige Festmarsch wird jedes Mal bey solennen Gelegenheiten auf dem Theater gegeben. Beydes sind einfache Melodien, die aber dadurch etwas Ungewöhnliches und absonderlich Imposantes bekommen, daß sie mit fürchtbar reicher Besetzung ausgeführt werden, eine Besetzung, die nicht weniger als dreyhundert Personen zählt. Das ganze Theater erhält durch die hierzu nöthigen Arrangements ein eigenthümliches Ansehen. Die Vorderreihe bilden die gepukten Solosänger und Sängerinnen, an deren Spitze Mad. Schulz, die eigentliche Strophe singend. Hinter diesen stehen die Scharen der Chorsänger; dann folgen auf einer Tribüne ringsumher die Blasinstrumente in dichten Reihen, die von fünf zu gleicher Zeit tactirenden Dirigenten angeführt werden! Von der Wirkung können sich die Leser einen Begriff machen, wenn ich ihnen mittheile, was ein guter Berliner im Parterre hinter mir dieß Mal seiner Nachbarinn als Thatsache erzählte: „Et sind ja alleen vier irosse Drummeln dabey, un an sechs kleine!“

Berlin ist in diesem Augenblicke verwaist. Se. Majestät ist nach Töplitz, der Staatskanzler Fürst Hardenberg nach Pyrmont, und sogar die großen Herrschaften der Bühne sind fast alle in der Provinz, im Bade oder auf fremden Theatern, um sich Erholung, Gesundheit oder — volle Beutel zu holen.

### Schauspiel.

Auf dem k. k. Hoftheater an der Burg sahen wir am 25. Sept. abermals das Trauerspiel *Esser*. Mad. Lembergt trat als Elisabeth auf.

Der Charakter dieser Königin gehört unter die bedeutendsten Aufgaben, deren Lösung eine Künstlerinn sich unterziehen kann. Er stellt die Majestät einer stolzen Herrscherinn im Kampfe mit den Leidenschaften dar. Je mehr der Sturm in ihrem Innern tobt, zu desto größerer Ruhe zwingt sie sich im Außern. Hohe Personen vermeiden überhaupt vielfache Beweglichkeit im Ausdruck der Geberden und der Rede; um so lebendiger wird der Abdruck der wechselnden Gemüthsbewegungen seyn, der sich in den Gesichtszügen spiegelt. Nur in einzelnen Momenten lodert die Flamme auf und der Sturm wirft die Schranken der Verstellung nieder. Dieses Capitel wäre noch viel weiter auszuführen, um uns aber hier nicht in vorläufige Erörterungen zu verlieren, fügen wir bloß dieses noch hinzu, weil es auch zu den Schwierigkeiten etwas beyträgt: daß die Sprache in diesem Trauerspiel nicht sehr fließend und natürlich ist, wenn sie gleich in ziemlich streng gehaltner Prosa sich bewegt. Der Ideengang ist oft ungewöhnlich abgebrochen, und manche Wendungen bieten der Declamation gewisser Maßen Räthsel dar, deren Lösung ihr zu schaffen macht. Eine Schauspielerinn, die in einer solchen Rolle zum ersten Mal, und überhaupt in einem ihr noch ungewohnten Wirkungskreise auftritt, hat genug zu thun, das Ganze in Zusammenhang zu bringen und in einer gefällig ansprechenden Form darzustellen; die öftere Wiederholung bringt erst größere Freiheit und den eigentlichen Geist der Darstellung, der sich gleichsam selbst gestaltenden Kunstschöpfung, mit. Außerdem ist auch zum Übermaß der Schwierigkeiten in einem solchen Fall die Aufmerksamkeit weit kritischer gestimmt, und mit einem viel schärferen Gesicht begabt, als sonst.

Mad. Lembergt, deren Persönlichkeit für Repräsentationen dieser Art so sehr geeignet ist, hat allem Ansehen nach die Anforderungen des Charakters wohl erwogen,

das zeigte sich in der Bedachtsamkeit, die nirgends zu verkennen war, und in der genauen Beachtung des Einzelnen, woben jedoch einige Anstrengung, ein gewisser Zwang sichtbar wurde, besonders in den schnell wechselnden Gemüthsstimmungen, der aber dessen ungeachtet, sowohl in der Scene mit Nottingham und Rutland, als in der großen und bedeutenden mit Essex, die Bezeichnung der verschiedenen innern Zustände nicht verhinderte, vielmehr recht glückliche Momente überall gedeihen ließ. Im Ganzen schien es, als ob die gebieterischen Regungen des Stolzes, die ungestümen Wallungen der Leidenschaft, mehr Überwindung kosteten, als die Darstellung der sanfteren Gefühle des Herzens. Daher eröffnete sich im vierten Act ein ergiebigeres Feld, weil sich hier der Conflict schwankender Gemüthsbewegungen allmählig in einfachere Stimmungen: — des Mitleids, der Bärtlichkeit und der Reue auflöst. In der Scene mit Burleigh entwickelten sich mehrere wohl gelungene und allgemein ansprechende Züge, eben so in der folgenden zweyten Zusammenkunft mit dem gefallenen Günstling, und diese Leistungen wurden von den zahlreich versammelten Zuschauern mit gerechter Anerkennung ausgezeichnet.

Mlle. Müller sah wir zum dritten Mal als Rutland. Ihre ausgezeichnete Darstellung erhielt, wie immer, rauschenden Beyfall.

Hr. Anschütz gab dieß Mal seinem schätzbaren Kunstgemälde hin und wieder, wie in der zweyten Scene mit Elisabeth, ein besonders weiches Colorit. Bärtlichkeit und Rührung machten diesen Helden allerdings noch interessanter; der Heroismus aber darf darunter nicht erliegen, vielmehr muß er überall hervorherrschen.

### Concert-Ankündigung.

Der rühmlichst bekannte Violinspieler, Franz Pechatschek, im Begriff Wien zu verlassen, wird vorher, nämlich am 6. d. M., im großen landständischen Saal, um die Mittagsstunde, eine große musikalische Unterhaltung veranstalten, und darin ein hier noch nicht gehörtes Violin-Concert von R. Kreuzer, dann ein Potpourri von seiner eignen Composition vortragen. Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. Steiner und Mechetti zu haben.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Arbutus Andrachne. Candische Sandbeere. Vom Orient.
- Cynanchum crispum. Krauser Hundswürger. Vom Cap.
- Malpighia tuberculata. Warzige Malpighie. Von Caracas.
- Plumeria rubra. Rothblühende Plumerie. Aus Jamaica.
- Sophora tomentosa. Filzige Sophore. Aus Neuseeland.
- Strelitzia pumila.
- Costus speciosus. Schöne Costwurz. Aus Ostindien.
- Citharexylum cynereum. Graues Geigenholz. Aus Jamaica.
- Bontia daphnoides. Seidelbastartige Bontie. Von den Antillen.

### Modenbild XL.

Spencer von Merinos mit Atlas eingefaßt, und ein weißes Unterkleid. Das schwarze Strohhütchen ist mit Bändern und Marabouts-Federn geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

in der ge-  
fer Zwang  
der aber  
d, als in  
n innern  
gedeihen  
die unges  
arstellung  
ein ergie-  
allmählig  
auflöst. In  
allgemein  
n gefalle-  
uschauern

zeichnete  
wieder,  
rit. Härte  
r Herois-  
en.

iff Wien  
n Saal,  
nd darin  
potpourri  
d in den

folgende

schwarze



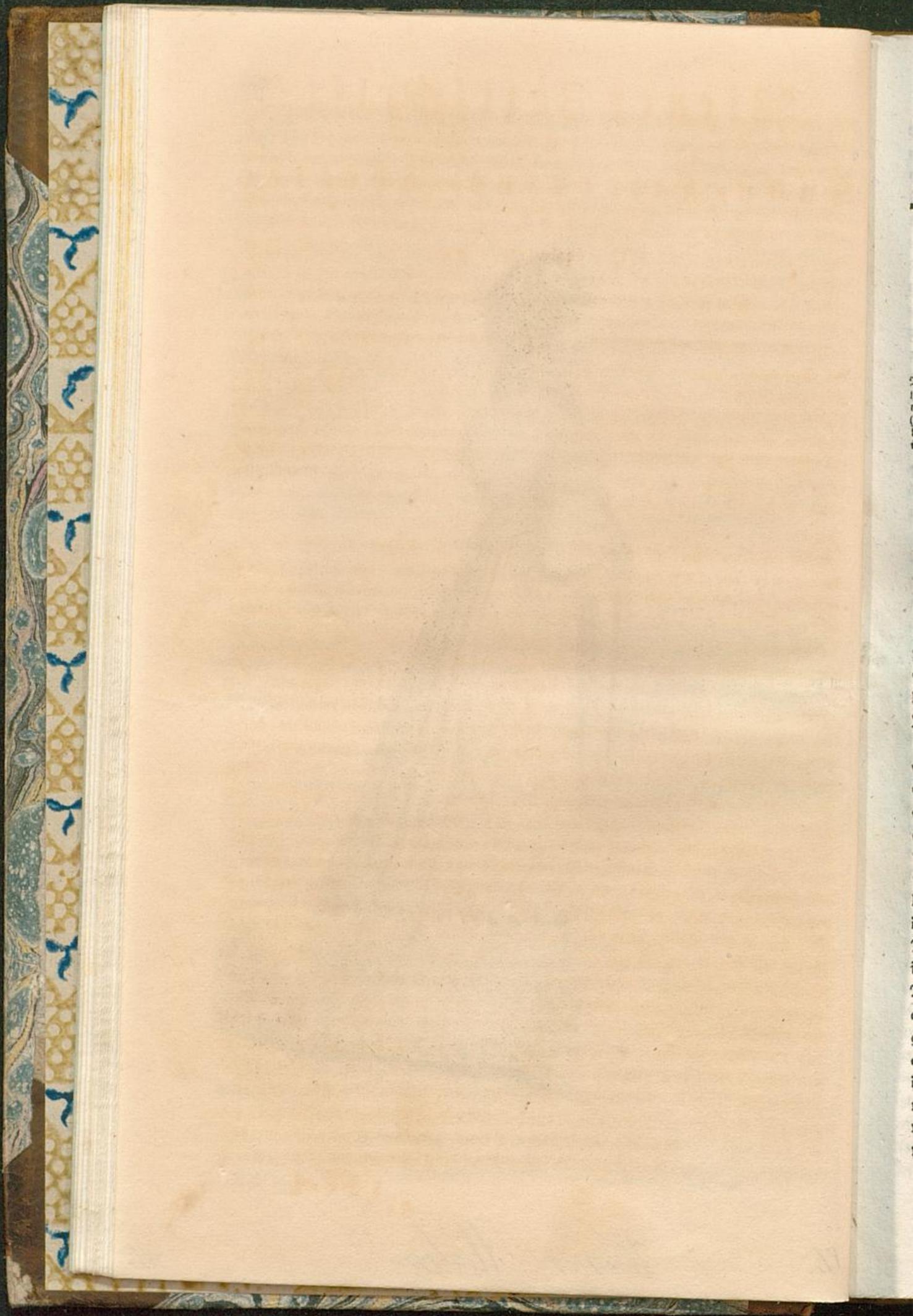
*D. v. Se. Del.*

*F. v. Haber. sc.*

*XL.*

*Wiener Moden.*

*119.  
1822.*



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 5. October 1822.

120

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halb um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Skizzen aus Palermo.

(Fortsetzung)

Der gesellige Ton, über welchen ich bald nach meiner Ankunft zu Palermo eine oberflächliche Schilderung entwarf, ist hier eben so sonderbar, eben so abweichend von den andern europäischen Städten, als überhaupt die meisten Erscheinungen dieses Landes. Der Fremde ist freundlich und zuvorkommend aufgenommen, die Frauen sind unbefangen, und scheinen im Gespräche selbst weniger zurückhaltend als die Männer, an denen sich gleich bey der ersten Begegnung der verschloßnere und mißtrauische Charakter des Italieners verräth. Man kann sich einer Dame in Gesellschaften nähern, ohne ihr früher präsentirt zu seyn, ja sie werden zuweilen die Ersten seyn, einen Fremden in das Gespräch zu ziehen; die Aufforderung, sie in ihren Palcons zu besuchen, folgt dann gewöhnlich nach, aber auf diese Besuche und allenfalls ein Gespräch am Wagenschlage auf der Promenade beschränkt sich auch nach mondenlanger Bekanntschaft das ganze gesellige Verhältniß. Nur wenige Häuser ausgenommen, unter welchen sich vorzüglich das des Herzogs von Serra di falco auszeichnet, bleiben alle übrigen, an die man nicht vielleicht besondere Empfehlungsschreiben mitgebracht, dem Fremden, und auch dem Einheimischen, der nicht zum engern Familienkreise gehört, verschlossen. Die Dame des Hauses, die den größten Theil des Tages im Bette zubringt, ist um die Stunden, wo sich schicklicher Weise ein Besuch anbringen ließe, im Theater oder auf dem Spaziergange; gesellige Abendzirkel, zu denen man sich an bestimmten Tagen vereinte, sind nicht üblich, und selbst die sonst häufiger im Schwange gehenden Gastmähler hat der abnehmende Wohlstand aus der Mode gebracht, an ihre Stelle sind Piquenicks getreten, die man um der größern Anspruchlosigkeit und der geringern Kosten willen, auf einer benachbarten Villa der Colli, der Bagaria oder Bocca di falco einzuleiten pflegt. Den Frauen mißfällt diese Einschränkung des geselligen Umganges, und wo es möglich ist, suchen sie die Grenzen ihrer Freiheit zu erweitern; um so sorgfältiger wachen dagegen die Männer über die Aufrechthaltung ihrer Rechte,

die sie mitunter auf eine wahre orientalische Strenge gründen. Die Art, wie sie mit ihren geliebten Hälften verfahren, würde bey uns gerechte Widersacherinnen finden. Gewöhnlich ist es Conuenienz, welche das Ehebündniß oft noch früher schließt, ehe das unerfahrne Mädchen das Kloster verlassen hat, und es den Armen eines, entweder an Jahren weit vorgerückten Mannes, oder dem rohen Eigenwillen eines selbst noch unmündigen Knaben überliefert. Gegenseitige Gleichgültigkeit oder Widerwillen von dem einen und Eifersucht und Härte von dem andern Theile sind die frühzeitigen Folgen der widerstänigen Verbindung. Im erstern Falle entschädigen sich die Parteyen mit gegenseitiger Übereinkunft durch eine ungezwungene Lebensart, meistens aber läßt der Mann dieses Vorrecht nur für sich selber gelten, und, während er die Frau vernachlässiget, um andern Vergnügungen nachzugehen, verdoppelt er die Strenge, die ihn vor Repressalien sicher stellen soll. Es wäre jedoch ein großer Irrthum, zu glauben, daß sich die Rache der gereizten Eifersucht gegen den vermutheten Nebenbuhler kehre, und vielleicht die Faust eines Banditen waffne, um den Lästigen auf die Seite zu schaffen. Nie hat sich während meiner Anwesenheit zu Palermo ein solcher Fall ereignet, noch hörte ich eines Meuchel- oder Giftmordes in den höhern Classen Erwähnung thun, dessen Quelle Eifersucht gewesen wäre.

Die Art, wie die gekränkte Eigenliebe sich zu rächen pflegt, ist zwar nicht minder unedel und feige, doch wenigstens nicht so grausam und blutdürstig; sie kehrt sich gewöhnlich gegen das wehrlose Opfer und begnügt sich an den ersten Ausbrüchen des Unwillens, die meistens in einer Saat gröblicher Mißhandlungen auf die beargwohnte oder verrathene Ungetreue herabregnen. Selbst Vornehme entgehen der Ausübung dieses handgreiflichen Hausrechtes nicht, und es gehört nicht zu den ungewöhnlichen Vorfällen, von dieser oder jener erzählen oder es von ihr selbst eingestehen zu hören, daß ihr Eheherr die Recapitulation des Artikels der Treue nach dem palermitanischen Ehestands-Katechismus mit dem Stock in der Faust durchgegangen habe. Sehr oft wird schon die Equipage der Cathedraler dieser philantropinischen Vorlesungen und die Unsichtbarkeit der Dame auf einige Tage, die eine zugestößene Unpäßlichkeit entschuldigen muß, gibt gewöhnlich den Schlüssel zur Wagenscene, wenn die Domestiken die Discretion der Verschwiegenheit beobachten. Selten hat man jedoch ein Beyspiel eines solchen Verrathes, da sie die eigentlichen Helfershelfer entweder der Liebe oder des Argwohns, bey weiten häufiger jedoch der ersten, sind. Da ihnen alle Zimmer des Hauses, selbst die der Gebieterinn offen stehen, diese nie ohne ihre Begleitung das Haus verläßt, überdem eine weit größere Vertraulichkeit mit dem Gesinde herrscht, als bey uns, da es sich hier ungefragt in die Gespräche der Herrschaft mengt, und über alle häuslichen Angelegenheiten dreist mitzureden gewohnt ist, so ist dieses der sicherste Weg, wo nicht zu dem Herzen der Gebieterinn, doch mit der Übereinstimmung der Lektorn zu einer geheimen Zusammenkunft, vielleicht in einem Zimmer der Pförtnerinn oder Haushälterinn, in einem Miethwagen auf der Straße nach der Bagaria, wohl auch in der eignen Equipage oder auf der einsamen Villeggiatura. Nie meines Wissens mißbraucht der Bothe das ihm geschenkte Vertrauen und ein maßiges Geschenk des Begünstigten ist aller Lohn, den er anspricht.

Daß dieses nicht die Elemente einer guten und glücklichen Haushaltung seyen, begreift sich auf den ersten Blick; auch gibt es der zerrütteten, zu Grunde gegangenen und scandalösen mehr als genug. Die Sucht zu glänzen, das Spiel und Maitressen mit der gänglichen Vernachlässigung ihrer Angelegenheiten, und der Verwaltung ihrer Güter, die dem Pächter und Beamten überlassen bleibt, haben die Mehrzahl der Familien um ihr einst sehr beträchtliches Einkommen gebracht, und sie in einen Abgrund von Schulden und Rechtshändel gestürzt, aus dem sie sich vergebens aufzurichten streben. Es ist nichts Auffallendes, von einer der angesehensten zu hören, daß ihre Gläubiger sie ausgepfändet und ihr nicht einen Stuhl im Hause gelassen haben. Oft wenn das Ungewitter vorausgesehen wird, werden Möbeln, Equipagen u. bey einem Verwandten in Sicherheit gebracht, und der geprellte Pfänder sieht noch an dem Tage selbst, an dem er das zurückgebliebene Gerümpel in Beschlag genommen, seinen Schuldner in derselben Carosse, auf die er schon sein berechnendes Augenmerk geheftet, unbekümmert den Corso hinabfahren. Eben so oft geschieht es aber auch, daß die nächsten Verwandten das Liebeswerk der Pfändung ausüben, ohne daß man besonders Arg daraus nimmt, oder über einer solchen Kleinigkeit sich zu brouilliren der Mühe werth findet. Prozesse sind überhaupt das Erbtheil und die Lieblingsleidenschaft der meisten Großen und Besitzler. Den ganzen Morgen bringen sie mit ihrem Anwalde zu, oft genügt ihnen deren ein halbes Dukend nicht, und es gibt welche unter ihnen, die mehr Prozesse führen, als sie selbst wissen oder ihr Gedächtniß alle die verschiedenen Gegenstände ihrer Rechtshändel zu umfassen im Stande ist. Ein vornehmer Herr soll deren in die Hunderte zählen, und um nie dieses Vergnügen entbehren zu müssen, sich um die Session fremder Rechtsstreitigkeiten bewerben, deren Führung er dann mit gleichem Eifer wie seine eignen übernimmt. Über diese letzte Besorgniß könnte ihm indeß die Langsamkeit des hiesigen Rechtsganges, von dem ich mehr als ein auffallendes Beispiel zu sehen Gelegenheit hatte, die Menge der hiesigen Advocaten, ihre Verschmittheit, und die Unzulänglichkeit der Gesetze für die seit letzten Jahren eingetretenen Veränderungen des Besitzes und der Verhältnisse volle Beruhigung geben. Letztere hat die Regierung genöthiget auf die Verfassung eines neuen Codex zu denken, zu dessen Entwurf der Generaldirector von Sicilien D. Mastropalo den Auftrag erhalten. Doch ich kehre von dieser Abschweifung in das öffentliche Leben wieder zu dem Bilde zurück, welches ich Ihnen von der häuslichen Existenz des hiesigen Adels entworfen.

Man sollte meinen, daß Ehescheidungen unter den obenangeführten Umständen an der Tagesordnung wären. Sie sind im Gegentheile nur äußerst selten, da sich die öffentliche Meinung immer gegen die Frau erklärt, die Existenz dieser schlechterdings von dem Manne abhängt, indem die Mitgabe der Mädchen selten hinreicht, sie unabhängig zu ernähren und der Geschiedenen daher keine andere Aussicht erübrigte, als die schlechte Aufnahme im Hause ihrer Verwandten oder das Kloster. Ein anderes Band, welches die Ehe zusammenhält, ist die Liebe zu den Kindern, mit welchen sie gewöhnlich zahlreich gesegnet sind, und die sich bey beyden Geschlechtern und in allen Volksklassen mehr mit der Verzärtlung der Affenliebe, als durch die Fürsorge einer vernünftigen und angemessenen Erziehung zu erkennen gibt. Die Töchter

des Adels werden beynah durchgängig in den Frauenklöstern erzogen, wo sie bis zu ihrer Verheirathung oder wenigstens bis zur Mannbarkeit bleiben. Der Unterricht, den sie in den bessern derselben erhalten, steht immer noch weit unter den Forderungen, die wir an eine deutsche Hausfrau zu stellen gewohnt sind. Häusliche Arbeitsamkeit gehört ohnedieß unter die vergeblichen Ansprüche, welche man an die sicilianischen Damen machen würde. Die Küchenrechnung geht wie überhaupt in ganz Italien durch die Hände des Mannes, für den Puz sorgt der Schneider und die Modenhändlerinn, aber auch ein Buch, ein Crayon oder ein Notenblatt sind hors-d'oeuvres der alltäglichen Lebensweise. Manche aus ihnen wird nicht glauben, über das Geständniß erröthen zu müssen, daß die Lehrstunden der Musik, der Zeichnung und des Tanzes als überflüssig bey ihrer Bildung angesehen werden, und daß auf ihrer Toilette Castis Erzählungen vielleicht als die einzige Lectüre gefunden werden, mit der sie sich die Zeit zu vertreiben weiß. Wenige aus den ersten Classen sprechen ihre Muttersprache etwas besser als in dem gemeinen sicilianischen Volksdialekt, und die wenigsten so viel französisch, um ein Gespräch unterhalten zu können. Nicht viel besser ist es, will man aus den gewöhnlichen Resultaten schließen, mit der Erziehung der männlichen Jugend beschaffen. Palermo hat außer der Universität und den Volksschulen, sieben Erziehungshäuser, die vorzüglichsten darunter mögen wohl das Ferdinandinische Collegium, und die nautische Schule seyn. Das Äußere der Zöglinge verspricht Sorge für die Gesundheit, Reinlichkeit und Ordnung, die nautische Schule behauptet übrigens auch den Ruhm, daß aus ihr manche für den Seedienst ausgezeichnet taugliche Subjecte hervorgegangen. In jenen, so wie in den fünf übrigen, führt die Geistlichkeit die Aufsicht, und lehrt großen Theils die Wissenschaften, die in ihnen vorgetragen werden. Der Aufenthalt jedoch, wo die meisten Jünglinge aus dem ersten Adel ihre Erziehung erhalten, ist das reiche Benedictiner-Kloster von S. Martino, ungefähr acht Miglien von Palermo im Gebirge gelegen. Das Institut dieses Klosters bringt es mit sich nur stiftmäßige Brüder aus den ältesten Häusern Siciliens aufzunehmen, und hinwieder die Erziehung der Sprößlinge jener Familien zu besorgen. Wenn einer Seits die Lage des Klosters dem Gedeihen der jugendlichen Blüthe vor Allem zuzusagen scheint, so sollte man auch aus der milden freundlichen Behandlungsart von ihren Aufsehern, aus dem gefunden Aussehen der Knaben, ihrem unaegzwungenen anständigen Benehmen, auf Humanität, Verstand und Zweckmäßigkeit in den Principien, von welchen man bey ihrer Erziehung ausgehet, so wie in deren Anwendung auf die Einrichtung des Ganzen schließen dürfen. Leider! entspricht die Folge, und die Art, wie sich die Bildung der jungen Leute bey ihrem Eintritt in die Welt entwickelt, nur wenig den Erwartungen, die sich von jenem Anscheine hegen lassen. Dem Gesetz der Mode und ihren Thorheiten zu huldigen schließen sie sich nur allzuhäufig der Verbindung von Jünglingen an, welche sich selbst oder denen das Publicum den eben nicht schmeichelhaften Namen der Galera gegeben hat. Alle Übertreibungen des Genusses und der Zerstreuung, die kaum dann verzeihlich werden, wenn natürlicher Leichtsin oder jugendlich unüberlegte Aufwallung sie gebiert, sind die Normen dieser Gesellschaft; das planlose Umhertreiben der Geschäftslosigkeit und des Müßigganges, zwischen dem Caffehaus und der Promenade, dem

Palco und den Spieltischen bezeichnet das erbärmliche Tagewerk der größern Menge dieser jungen Leute. Das wahre Interesse ihres Vaterlandes, die Bedürfnisse ihrer Mitbürger und ihres Grundeigenthums bleiben ihnen fremde, wie den Meisten von ihnen Künste und Wissenschaften fremde geblieben sind; roh, vorlaut und unwissend entziehen sie sich immer mehr der bessern Gesellschaft, werden die Beute zweydeutiger, gefährlicher, oft höchst verworfener Menschen, die meistens der unglücklichen und ziemlich zahlreichen Kaste der mit den verfehlten Ansprüchen ihrer Geburt und mittellos in die Welt hinausgestoßenen Söhne geheimer oder nicht gesetzmäßig anerkannter Verbindungen der Großen sind.

(Die Fortsetzung folgt)

### Der schöne Arm am Fenster.

Weißer Arm in zarter Fülle  
Lehnt so lieblich dort am Rand;  
Mit der Finger leisem Spiele  
Tändelt jene kleine Hand.

Doch es räubt des Balkens Wendung,  
Der sich nah' an's Fenster drückt,  
Mir des schönen Bilds Vollendung,  
Das mein Auge hoch entzückt.

Möchte wohl den Balken fassen,  
Der mir das Gesicht verdeckt;  
Nah ist Haus, und eng' die Gassen,  
Bleibst mir lange nicht verdeckt!

Gebet denn, ihr leisen Töne,  
Meine Gegenwart ihr kund;  
Neugier reizet jede Schöne,  
Neugier sey mit mir im Bund!

Sachte stimmt ihr Melodien,  
Reizt der Nachbarinnen Ohr;  
Tönet von der Liebe Glühen,  
Lockt die Schöne mir hervor!

Sieh! da regen sich Gewänder,  
Regen Händ' und Arme sich,  
Regen Locken sich und Bänder,  
Und ihr Auge — blickt auf mich.

Und der Schatz, der eh' verborgen,  
Tritt an's klare Himmelslicht;  
Wie ein heit'rer Sommermorgen,  
Der des Dunkels Schranken bricht.

A. C. Hoffert.

## Correspondenz-Nachrichten.

Paris, am 25. July, 1822.

(Von einem andern Correspondenten.)

Die Freunde der Künste und Wissenschaften haben mit Vergnügen bemerkt, daß die politischen Schreibereyen seit einigen Monaten bey'm Publicum sehr in Ungnade gefallen sind. Mit Ausnahme einiger Veteranen, welche in dergleichen staatswissenschaftlichen Federkämpfen graue Haare bekommen haben, und die sich gleichsam verpflichtet fühlen, von Zeit zu Zeit ihre Meinung über die Zeitbegebenheiten, oder vielmehr das, was sie wachend darüber geträumt haben, zum Besten zu geben (wir nennen hier nur einen dieser Herren, nämlich den unerschöpflichen Erzbischof von Mecheln), hat kein politischer Schriftsteller irgend eine Production geliefert, welche auch nur auf vier und zwanzig Stunden die Aufmerksamkeit des Publicums gefesselt hätte. Diese Lage der Dinge, an welche wir seit einigen Jahren gar nicht mehr gewöhnt waren, ist dem Gelehrten sehr zuträglich gewesen. Ihm lächelt jetzt die Hoffnung, das Publicum, dessen Aufmerksamkeit früher gänzlich von den politischen Brochüren in Anspruch genommen ward, werde fortan einen Theil derselben den wissenschaftlichen und schöngelustigen Werken, welche jene unstreitig an Nutzen und Annehmlichkeit übertreffen, zu schenken geneigt seyn. Diese Hoffnung scheint um so begründeter, da, wie schon oben gesagt, die politische Brochürefucht seit einigen Monaten nicht allein bedeutend abgenommen hat, sondern sogar für den kommenden Winter gänzlich verschwinden zu wollen scheint. So dürfte um diese Zeit die Literatur ihre vormalige Herrschaft wieder an sich reißen, eine Herrschaft, welche sie, zu unserm Heile, niemals hätte verlieren sollen.

Die französische Akademie hat vor einigen Tagen eine Sitzung gehalten und in derselben den poetischen Preis, der auf die beste Abhandlung über die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften gesetzt war, unter die H. H. Mennechet und Saintine vertheilt. Die gekrönten Preisschriften sind noch nicht gedruckt; aber der Name der Verfasser erlaubt in voraus, ein günstiges Urtheil darüber zu fällen. Hr. Mennechet ist Vorleser des Königs und Bureauchef des königlichen Hauses. Schon vor zwey Jahren erhielt seine Abhandlung über die Lancaster'sche Lehrmethode den ersten Preis. Daß er sich in diesem Producte eine beißende Satyre über diese Methode erlaubte, zeigt, wenn auch nicht von großer philosophischer Einsicht, doch von Muth, denn er machte sich dadurch einen großen Theil des Publicums, der für jene Methode eingenommen war, zu Feinden. Hr. Mennechet ist ein junger Mann von vielen dichterischen Anlagen; er besitzt Grazie und Annehmlichkeit. Seine Verse sind fließend, und in seinen Gedichten herrscht eine gewisse süße Schwärmerey. Er weiß dann und wann eine epigrammatische Spitze hineinzulegen, welche den Leser zum Lächeln zwingt. Von der andern Seite betrachtet, mangelt es ihm an Erhabenheit und Originalität. Fast überall vermisst man in seinen Werken die Kraft und die poetische Begeisterung. Hr. Mennechet hat so eben ein kleines Werkchen, betitelt: *Trois Contes anecdotiques*, welche er in einer der letzten Sitzungen der Société des honnes lettres vorgelesen hat, in Druck gegeben. Dieses Bändchen, welches schön gedruckt und dessen Umschlag sehr elegant und mit einer niedlichen Vignette geziert ist, befindet sich häufig auf den Toiletten der Damen, besonders solcher, welche dem Hofe angehören. Der ersten Erzählung, welche „Duché“ betitelt ist, liegt der Schreck zum Grunde, welchen Ludwig XIV. diesem Dichter gerade an seinem Hochzeitstage einjagte. Der König ließ ihn nämlich zu sich rufen, um ihm eine Pension zu ertheilen; Duché aber glaubte, es geschehe, um ihn in die Bastille zu sehen. Der Inhalt der zweyten Erzählung ist die bekannte Anekdote von *Wandyk*, den die Liebe in einem holländischen Dorfe festhält. Hier können wir uns nicht enthalten, dem Verfasser die Entwicklung vorzuwerfen, welche einen übeln Eindruck macht. Uns dünkt, die gegenseitige Untreue der beyden Liebenden, deren Leidenschaft Anfangs so viel Interesse erregt, hätte nicht so leichtsinnig behandelt werden sollen. Die dritte Erzählung ist unstreitig die beste. Ihr Inhalt ist folgender: *Colardeau* entdeckt auf dem Todtenbette seinem Freunde *Watelet*, daß er *Tasso's* *be freyht es Jerusalem* übersetzt hat und bittet ihn, nach seinem Tode den Druck derselben zu besorgen. *Watelet* geräth in Verzweiflung; er gesteht seinem Freunde,

daß auch er eine ähnliche Übersetzung bereit liegen hat. Dann springt er auf und stürzt aus dem Zimmer. Colardeau benützt die Abwesenheit seines Freundes, um sein Manuscript zu verbrennen. Watelet hat unterdessen dasselbe gethan. Folgende Verse, die das Werkchen beschließen, mögen eine Idee vom Style des Verfassers geben:

O noble modestie, ô touchante amitié!  
 Exemple mémorable et peut - être oublié!  
 Reçois l'encens pieux de ma muse attendrie.  
 Ah, si de ces travaux, perdus pour la patrie,  
 Quelque ami des beaux vers déploreroit le destin,  
 Je lui dirai: Cessez, d'un triomphe incertain  
 De regretter pour eux le frivole avantage:  
 Une bonne action vaut mieux qu'un bon ouvrage.

Die „Contes anecdotiques“ des Hr. Mennechet haben uns von seinem Nebenbuhler, dem Hr. Santine, abgebracht. Auch dieser junge Dichter ist dadurch bekannt geworden, daß er mehrere, von der Akademie ausgesetzte Preise davon getragen hat. Außerdem ist nichts von ihm erschienen, was seinen Ruhm begründen könnte. Er besitzt mehr Kraft und mehr Originalität, aber dagegen eine fast zu schmiegsame Moral. Bilder, welche sehr oft in's Plumpe fallen, entstellen seine besten Producte. Ein leichterer Scherz, wenn er mit Geist angebracht ist, gefällt; aber ein Schriftsteller, der offenbar gegen die guten Sitten und den Wohlstand verstoßt, hat sich selten eines langen Beyfalls bey'm Publicum zu erfreuen.

(Der Schluß folgt)

## Schauspiel.

(Eingefendet.)

Den 26. Sept. Graf Esser, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach dem Engl. ic.

Diese Tragödie, eine der frühesten Bearbeitungen des brittischen Cothurns für die deutsche Bühne, hat sich, wie wenige aus dieser Zeit, bis zu uns in der Gunst des Publicums, und vielleicht noch mehr in der des Schauspielers erhalten. Doch drängt sich schon bey'm Genuß einer Darstellung derselben folgende mehr wahre, als triviale Vergleichung auf. Wie wir nämlich bey sogenannten Schönen, die sich lange conserviren, die anhaltende Dauer ihrer Blüthenzeit gerne bewundern, und unaufgefordert oft ein Auge ausdrücken, um hier irgend eine schon nöthig gewordene Nachhülfe uns entgehen zu lassen, und dort manches, dem leider nicht mehr nachzuhelfen ist, nicht zu sehen; so mußten wir hier, besonders in der Form dieses Trauerspiels, die unser er Zeit vollends entwachsen scheint, vieles zu übersehen uns bemühen, um uns in dem Genusse, den das Ganze und so viele Einzelheiten seiner Darstellung (freylich hauptsächlich durch die Coincidenz so vieler talentvoller Künstler herbengeführt) gewährte, nicht unangenehm stören zu lassen. Mad. L e m b e r t wählte diesmal die Rolle der Königin Elisabeth, um ihren wahrhaft begründeten Beruf zur höhern Tragödie dem Publicum überraschend vortheilhaft zu offenbaren. Es ist wohl nöthig, die Natur oder vielmehr die halbe Unnatur dieser weit schwierigeren als dankbaren Rolle gehörig zu beleuchten und zu entwickeln, um die Aufgabe, welche Mad. L e m b e r t sich gab, und wie sie dieselbe löste, richtig würdigen zu können.

Schon die vielen Bearbeitungen und Umarbeitungen eines und desselben Kunstwerkes, nehmen uns gegen den Werth desselben auf eine doppelte Weise ein. Einmal können wir uns ein in sich organisch vollendetes Ganze, was doch wohl die Tragödie seyn soll, nicht von mehreren den Stoff noch so gleichförmig assimilirenden Kürstern erzeugt, denken, so wie wir andern Theils das Verdienst eines auf hohen Kunstwerth Anspruch machenden Products gerade daran messen, wie weit es sich von außen her verändern, modificiren und bearbeiten läßt, ohne Alles oder Vieles zu verlieren. Und die leichte Verlegbarkeit eines solchen Werks steht mit seiner Lebenskraft in einem umgekehrten Verhältniß, nämlich, je weniger es solche äußere Einmischung duldet, desto

höher scheint es uns belebt. Dem deutschen Bearbeiter dieses Trauerspiels lag dasselbe in der Ursprache schon, von Banks, Jones, Kalphs &c. &c. zum Theil bearbeitet, zum Theil umgearbeitet, vor, und doch mußte sich die erste deutsche Übersetzung noch gar manche Einwirkung im Verlaufe der Zeit gefallen lassen, ehe sie die Form erlangte, in welcher wir sie diesmal auf unserer Bühne sahen. Das Für und Wider in dieser Tragödie hat selbst die Polemik unsres Lessing lebhaft angeregt. Bedenkt man nun, wie alle diese wiederholten Bearbeitungen größten Theils nur deshalb nothwendig schienen, weil man mit der realisirten Idee des Tragischen im Charakter der Elisabeth nie zufrieden zu seyn Ursache hatte, und weil man jedes Mal immer fühlte, wie dennoch das Ganze sich nur zur höhern Tragödie steigern ließe, wenn das Verhältniß der Königin zu Essex so rein tragisch festgesetzt und ausgesprochen würde, als es jedem frühern Bearbeiter nur immer dunkel vorschwebte; so wird sich von der Wichtigkeit dieses Charakters schon auf seine Schwierigkeit in der Darstellung schließen lassen. Erwägt man nun ferner, wie wenig es noch bis jetzt, trotz allen öftern Versuchen, gelungen ist, diese in Anrede gebrachte rein tragische Beziehung der Elisabeth zum Grafen, zu klarer Anschauung zu bringen (vielleicht liegt die Unmöglichkeit in der Natur des Verhältnisses), so wird sich von hier aus wieder nächst dem Schwierigen dieser Rolle auch das Undankbare derselben für die Künstlerin, rücksichtlich der Fruchtbarkeit ihres Effects erkennen lassen. Von beyden aber hat Mad. L e m b e r t im bescheidenen Selbstbewußtseyn, wie die wahre Künstlerin vielleicht solchen Werken helfend unter die Arme greifen kann, sich nicht abschrecken lassen. Und in der That muß man bekennen, sie hat den Charakter der Elisabeth, im steten Hinblick auf jenen in Schiller's Maria Stuart, wo ein ähnliches Verhältniß der Königin zu Leicester deutlicher und psychisch motivirter erfaßt ist, so genügend dargestellt, daß die gelungne Vorstellung wie durch das Spiel dieser Künstlerin begründet erscheint. So hat Mad. L e m b e r t eben so schön siegend als erliegend im Kampf des königlichen und weiblichen Stolzes, mit dem menschlichen Herzen, in dieser Rolle für ihre neu betretene Bahn sich dem größten Theil des Publicums bewährt. Ihre echt antik tragische Figur und der einfache Ausdruck ihrer Züge machten sich dabey in ihrem Werthe geltend.

Hr. A n s c h ü ß als Essex, entwickelte ein eben so tief gedachtes, als empfundenes Spiel, und hat uns die Manen Iffland's, Flek's und anderer Helden der Thalia während seiner trefflichen Darstellung oft hervorgerufen, er führte den Charakter so ganz und allenthalben so bewundernswürth durch, daß wir keine einzelne Momente herausheben können, ohne den andern Unrecht zu thun. Der rauschende Beyfall war ihm nur gebührender Lohn; nur Schade, daß die Fülle seiner lebendigen Action hier und da das Wort überladet. Dlle. M ü l l e r als Lady Rutland stand den beyden ersten zur Seite ein würdiges Drittes zur Bildung eines schönen Kleeblatts. Diese schon viel leistende und noch mehr versprechende junge Künstlerin erfreute durch ein zartes, mit dem Geist der Rolle vertrautes Spiel; Sicherheit und Natürlichkeit führten die Worte des Herzens zum Herzen, und ihr Talent wurde lebhaft anerkannt. Daß ein vierblättriges Kleeblatt Glück bedeute, in diesem Vorurtheil hat uns diesmal Hr. H e u r t e u r bestärkt; denn auch durch seine kunstvolle Mitwirkung und sein lebendiges Eingreifen in das Spiel der drey ersten kam das schöne Ganze glücklich zu Stande. Es wurde mit allgemein lautem Beyfall aufgenommen, und Mad. L e m b e r t gerufen. Ein unberufener von der Galerie drang dieß Mal mit seinem Bischen nicht durch, was ihm während der Vorstellung ohne besondere Störung nicht überboten werden konnte, und seine letzten Versuche, die Luft von beschimpfenden Lauten vibriren zu lassen, schien er gegen sich selbst nur auszuüben.

---

Herausgeber und Redacteur: J o h. S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### M o d e.

Dienstag, den 8. October 1822.

121

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Voreinzahlung zusammen ein Viertelj. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertelj. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Skizzen aus Palermo.

(Fortsetzung)

Wenn endlich die Aufführung der jungen Leute die Schranken der Geduld durchbricht, mit welcher ihre Angehörigen oder die öffentliche Aufsicht ihre Verirrungen nachgesehen, ist das Besserungsmittel, welches man anzuwenden pflegt, gleich sonderbar und zweckwidrig. Man sperrt sie in ein Capuziner-Kloster, in dem sie durch Einsamkeit, Fasten, mitunter auch durch die Disciplin mehr gezüchtigt als gebessert und mehr erbittert als belehrt, nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen oder Monaten ihrer frühern Lebensweise wiedergegeben werden; so werden sie endlich Chemenner und Hausvätern, und die Aussicht für die nächste Generation solcher Väter läßt nichts anders erwarten, als daß sie wieder eben so tief unter der gegenwärtigen als sie selbst unter der ihnen zugegangenen stehen werden. Es würde höchst unbillig seyn in dieser letzten nicht Männer von entschiedenen Verdiensten, von schätzenswerthen Kenntnissen, und von gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit auszuzeichnen, so wie es ungerecht wäre, die vorige Schilderung allgemein und ohne Ausnahme auf die heutige ausdehnen zu wollen. Es genügt z. B. in dem Hause des bereits erwähnten Herzogs von Serra di Falco eingeführt zu seyn, um alle diese ersterwähnten Eigenschaften in dem Herrn des Hauses und in dem Kreise seiner Bekannten vereint zu finden. Man trifft hier den verehrungswürdigen unbekanntem Abate Piazza, denselben, der das Gebiet der Astronomie durch die Auffindung des neuesten Planeten bereichert, dessen heiteres belebtes Gespräch nie die Last der Jahre bemerken läßt, aus der er einen unermesslichen Reichtum belehrender Mittheilungen schöpft; man findet den genialen Arzt Spedalieri, aus Bronte gebürtig und gegenwärtig Vorsteher des medicinischen Collegiums zu Pavia, den anziehenden Fürsten von Pantellaria, der Europens Höfe als Jüngling durchwandert, und die Vergangenheit eines halben Jahrhunderts noch mit demselben Feuer der Erinnerung auf die Gegenwart überträgt; endlich, um sie nicht durch Aufzählung zu ermüden, sind die Kennt-

nisse des Hausherrn selbst eine unschätzbare Fundgrube für die Fremden, welche Sicilien näher kennen lernen wollen. Das rastlose Studium der Antiken, der Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes, und der Verbesserung, deren es fähig wäre, die Bearbeitung eines umfassenderen Werkes über diese Gegenstände verdienen eben so sehr den Dank seiner Mitbürger als des Reisenden, dem er mit der entgegenkommendsten Bereitwilligkeit die Schätze seiner Kenntnisse, wie die Appartements seines Hauses öffnet, in denen die Annehmlichkeit seines Umganges noch überdies durch eine liebenswürdige Gattin und eine geistvolle Schwägerin, die Prinzessin Lanza, erhöht wird.

Freylich erkennt man bey den Personen, die den Anspruch auf höhere Bildung behaupten, den Einfluß eines längern Aufenthaltes im Auslande nicht, und so wie dieses Kennzeichen allen jenen aufgedrückt ist, die mehrere Jahre auf dem Continente zugebracht haben, so werden sie um dieses Vorzugs willen auch der Gegenstand des Neides für ihre Mitbürger, denen das Reisen, so wie allen Inselbewohnern, immer als das höchste Ziel ihrer Wünsche erscheint. Vor allen ist es England, wohin ihr Streben gerichtet ist und von dem sie sich die überspanntesten Vorstellungen bilden. Mehrere aus den Großen der Insel, wie die Prinzen Belmonte, Cardaria und andere, haben Jahre daselbst verlebt; dennoch hat weder ihr Aufenthalt noch die Anwesenheit der Engländer in Sicilien bedeutende Spuren des Einflusses auf die Lebensweise oder die Sitten und Gebräuche des Landes hervorgebracht. Ein noch mehr auffallender Widerspruch ist es aber, daß bey dieser entschiedenen Vorliebe für das Reisen im Auslande ihr eigenes, an Merkwürdigkeiten so reiches, Vaterland sie zu Ausflügen so wenig reizt, und daß sie die Hauptstadt nur dann verlassen, wenn das Interesse ihrer Besitzungen oder andere Geschäfte im Innern sie dazu nöthigen. Es befremdet keinen von ihnen, weder das nahe Segesth besucht, noch den Atna anders als von der Marine gesehen zu haben, wenn je zuweilen sein wolkenloser Gipfel in kaum erkennbarer Ferne sich über die blauen Berggrücken erhebt, die ihrer Bequemlichkeitsliebe oder Indolenz eben so unübersteigbar dünken mögen, als ob es die Kette der Cordilleren wäre, die sie von seinem Fuße trennte.

Die Gioenni, Judicas und Recupero sind daher in dem, mit Sehenswürdigkeiten der Vergangenheit eben nicht überladenen, Palermo, eine seltene Erscheinung, aber selbst um die sich vorfindenden Gegenstände dieser Art würde man bey dem größeren Theile vergebene Nachfrage halten. Gleich geringe wären meiner Überzeugung nach die Unterstützung und Aufmunterung, auf welche Nachforschungen zu diesem Zwecke rechnen dürften, so wie Wissenschaften und Künste nicht allzureichlich mit dem Brote bedacht scheinen, welches ihnen aus dem freylich sehr verstopften Überflusse der Großen abfällt. Der oberste Intendant des Kronprinzen, ein Baron Forcella, wird unter den Letzten mit Auszeichnung genannt, so wie der ehemalige Erzieher des Prinzen, der gelehrte Marchese Haus, ein Würzburger von Geburt, sich vielfach um die Wissenschaften verdient gemacht. Zur Beyhülfe der Letztern finden sich drey öffentliche Büchersammlungen in Palermo; die königliche, welche den Jesuiten zur Aufsicht übergeben ist, die des Senats und die der Olivella. Der verdienstvolle Bibliothekar an der ersten, der Pater Sterzinger, ein geborner Tyroler, der meinen Lesern aus Seume's Spaziergang noch erinnerlich seyn

wird, ist vor einigen Wochen, allgemein bedauert, gestorben. Von den noch lebenden oder erst jüngstverstorbenen Gelehrten will ich nur jener erwähnen, die mir selbst persönlich oder deren Werke mir näher bekannt sind: im Fache der vaterländischen Geschichte z. B. des Prinzen Toremuzza; des Canonicus Rosario di Gregorio (ft. 1809), des letztern zugleich im Rechtsfache; von beyden sind Werke von geprüftem Gehalte erschienen, so wie der geographisch statistische Dictionnaire des Advocaten Ortolani sich der vorzüglichsten Anerkennung und der umfassenden Brauchbarkeit werth macht; des Astronomen Piazza hatte ich bereits früher erwähnt; um die Naturgeschichte, vorzüglich um die Flora des Landes, haben sich der Baron Bivona, der Director Lineo des botanischen Gartens zu Palermo, und jenes des zu Bocca di Falco dem Kronprinzen zugehörigen, Hr. Guffoni, die neuesten Verdienste gesammelt. Eine Akademie des guten Geschmacks besteht unter dem Schutze einer Magistratsperson, des D. Ignazio Simonelli, der zugleich Dichter ist; des leider vor zwey Jahren verstorbenen, allgemein geschätzten und liebenswürdigen Dichters, des Abate Meli, der mit Recht Siciliens zweyter Theokrit genannt wird, werde ich noch weiter hin Gelegenheit finden, Erwähnung zu thun. Literarische Blätter sind seit den letzten Jahren zwey erschienen, von welchen das eine den Titel: die Biene, und das Motto:

„Ne picciol soggetti e gran fatica  
Ma qualunque gli esprime ornati e chiari  
Non picciol tratto del suo ingegno coglie.“

führt; sie enthält die Ankündigungen und einen kurzen Bericht über die neuesten in- und ausländischen (italienischen) Geistesproducte, kleine belletristische Aufsätze, Theater-Nachrichten u. dgl. Die zweyte, Iris genannt, ist von tieferem Gehalte, sie handelt von den Wissenschaften der Kunst und ihren Fortschritten in Sicilien, und zählt die ausgezeichnetesten Männer in diesen Fächern zu Mitarbeitern. Politische Blätter gibt es gleichfalls zwey, das officiële Giornale di Palermo und die Rana; außer den Regierungsdecreten und einigen Privatanzeigen, schöpfen sie ihre auswärtigen Nachrichten spät genug aus den neapolitanischen oder einigen französischen Blättern; den Mangel an rührigeren Neuigkeitserlieferungen ersetzen die allzeit fertigen Novitätenkrämer der müßigen Menge. Obgleich sie bey der Fabrication ihrer Notizen eben so wenig gewissenhaft auf Treu und Glauben, als umsichtig für die Wahrscheinlichkeit des zu Tage Gebrachten umgehen, können sie doch mit Gewißheit auf gläubige Zuhörer rechnen, je unwahrscheinlicher sogar, je besser! ja je näher oft die Überzeugung vom Gegentheil, die mit eigenen Augen in der nächsten Strafe einzuholen wäre, um so gewisser und allgemeiner gelingt die Verbreitung des Märchens. Politik ist auch hier das große Cheval de bataille, auf das sich jeder beherzt schwingen zu können glaubt, der in jedem andern Fache des Wissens auf den Schranken reiten würde; immer findet man ihre Ritter mit eingelegter Lanze oder mit den Luftstreichen der Gemeinplätze oder halbverstandnen Sophismen bereit ihre Lieblingsideen zu verfechten. In wie ferne diese auf die Wirklichkeit anwendbar sind, und was aus ihren Träumereyen werden sollte, wenn man es versuchte ihnen selbst die Ausführung der schimmernden Glückseligkeits-Innovationen zu übertragen, diese Frage hat noch keiner an sein bescheidenes Bewußtseyn

oder an seine Bereitwilligkeit gestellt, einige ganz kleine Opfer der Eigenliebe dem großen Beglückungsplane zu bringen. Freylich wohl fangen die meisten mit der Beglückung bey sich selber an, was davon für das übrige Geschlecht noch abreicht, das kömmt in eine spätere Berathung, zu der sich nach der Hand die Zeit finden würde. Wie natürlich verschlingt auch hier dieser weitreichende Vorwurf des Gesprächs die erheiternden Gegenstände der Unterhaltung, und verdrängt das leichte Spiel des Witzes, wie den anmuthig belehrenden Austausch der Ideen über Wissenschaft und Kunst aus den geselligen Vereinen.

Der Jünger der Letztern gibt es zudem im Verhältnisse zu andern Städten nur eine sehr geringe Zahl, und der Virtuosen noch weniger. Selbst der so allgemein herrschenden Tonkunst gebricht es an Kunstfreunden und Dilettanten. Nur selten wird Musik in den Häusern des Adels gelehrt und getrieben. Zum Gesange verräth schon das Organ des schönern Geschlechts keine glückliche Anlage und was man davon bey Concerten zu hören bekömmt, macht auch mit Beyhülfe der Kunst keine besonders rühmungswerthe Ausnahme. Ein Duzend Wiener-Fortepianos mögen wohl das ganze Instrumental-Arsenal der Palermitanischen Schönen bilden, und eben so wenig scheint es, als ob die männliche Jugend ihre Mußestunden vorzugsweise der Erlernung dieses oder eines andern Instrumentes weihete. Die öffentlichen Concerte, von bezahlten Künstlern ausgeführt, danken der Wahl von Rossini's auch hier allbeliebten Musikstücken den Beyfall, der ihre Bemühungen bey uns zu Lande schwerlich krönen würde, doch fehlt es hie und da nicht an Fleiße und bey einigen Blasinstrumenten auch nicht an bemerkbarer Anlage. Das gemeine Volk steht in Hinsicht auf Musik, wie sehr dieses auch der allgemein vorgesezten Meinung widerspricht, auf der letzten Stufe des Geschmacks und der Bildung. Eine Schellentrommel, eine Art von schnarrender Schalman und ein monotoner, aus voller Kehle ausgestoßener klangloser Wettgesang ist der Ohrenschmaus, an den sie sich bey ihren Zusammenkünften in den Schenken oder sonstigen Festgelegenheiten ergehen. Selten begegnet man den romantischen Anklängen der südlichen Guitarre, noch seltener begleitet ihr Spiel die anmuthigen Liedchen, von denen ich mir einst träumen ließ, daß sie in Sicilien von jedem Balcon, aus jeder Hecke, von jedem Fischerkähne wiedertönen. Davon ist nun vollends nicht die Rede; denn wer seine Erzählung oder seine Beschreibung Siciliens mit solchen Bildern ausgeschmückt, war entweder nie hier gewesen, oder der zürnende Gott hat in der Zwischenzeit die Strafe der Bewohner Lyziens auch über diese nun so rauhen und unharmonischen Kehlen verhängt, bey deren Gesang man sich an die Tiefe der abderitischen Latona versezt glauben muß. Was die übrigen Künste betrifft, so können Bildnerey und Baukunst in Palermo weniger Fortschritte machen, als in Messina und Catania, wo zwey neue Städte sich aus der Asche erhoben. Was in den letztern Zeiten in Palermo gebaut wurde, sind Wohnhäuser von Privaten, die es in der Ausdehnung seiner Vorstädte vergrößerten, und einige Willen in der Olivuzza, auf den Collis &c. wovon manche zwar, wie z. B. der Fürsten Belmonte, Pallagonia u. a. eine gefällige Außenseite haben, doch ist ihr Styl nicht ohne Fehler. Gewöhnlich ruht der Giebel auf dorischen Säulen und über denselben erhebt sich ein Belvedere mit ägyptischen Kariatyden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Paris.

Eine sonderbare Erscheinung hat sich seit einigen Tagen am literarischen Himmel sehen lassen: die Oden des Horaz sind von einer Dame übersetzt und mit erklärenden Noten begleitet, im Drucke erschienen. Kehren wir vielleicht in das Jahrhundert der Dacier zurück? Auch eine Frau von Uisac, Stiftsdame in St. Denis, hat ein wissenschaftliches Werk heraus gegeben, welches uns aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Sollte es uns demnächst in Gutem oder Schlechtem unserer Aufmerksamkeit würdig scheinen, so werden wir seiner in unserm nächsten Bericht Erwähnung thun.

Unter den literarischen Unternehmungen, welche in diesem Augenblicke den meisten Beyfall erhalten, und desselben, in mehr als einer Hinsicht, würdig sind, befindet sich die Übersetzung der Meisterstücke der ausländischen Theater, welche bey'm Buchhändler Ladvocat im Palais-Royal erscheinen. Sie wird wenigstens aus vier und zwanzig Bänden bestehen, von denen bereits sieben erschienen sind. Unter diesen enthalten zwey Bände spanische, zwey Bände deutsche, ein Band englische und ein Band holländische Stücke. In den beyden Bänden, welche Übersetzungen von deutschen Stücken liefern, sind vier Stücke von Goethe und drey von Lessing enthalten. Shakespear und Schiller sind schon in einer besondern Übersetzung erschienen und gehören nicht zu dieser Sammlung. Was den Werth dieser Übersetzungen anbelangt, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die der spanischen Stücke unter allen am schwächsten ist. Sie rührt von einem jungen Manne her, dessen Styl einer großen Verbesserung bedürfte. Die deutschen Stücke sind, im Allgemeinen, recht wohl gerathen. Die Übersetzung aus dem Englischen bietet einen großen Contrast dar: Hr. Andrieux hat den Creolen von Cumberland zwar kräftig und wahr, aber dennoch sehr nachlässig, übersetzt; die Lästerschule ist gar in die Hände eines Schriftstellers gefallen, der kein Englisch versteht. Trotz dieser Übelstände ist die Unternehmung lobenswerth und verdient die Aufmunterung des Publicums, welche ihr bereits zu Theile geworden ist.

Das Theater François, welches das Talent seiner Schauspieler und seine Schauspieler von Talenten täglich immer mehr schwinden sieht, hat sich entschlossen, den so lange und so oft vom Publicum ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen und seinen Saal repariren zu lassen. Schon lange haben alle Ausländer, welche nach Paris kommen, ihre Verwunderung bezeigt, das erste französische Nationaltheater, das heißt, derjenige Bühne, welche vom unsterblichen Ruhme Corneille's, Racine's, Voltaire's und Molière's von jeher mit Menschen angefüllt worden ist, so dunkel und unbequem gebaut zu finden. Endlich haben die H. Sociétaires einen geringen Theil der Summen, welche sie in diesem Theater gewonnen haben, zur Umgestaltung und zur Verschönerung desselben anzuwenden beschlossen. Während dieser Zeit spielt das Theater François vier Mal in der Woche, abwechselnd mit der italienischen Truppe, in dem kleinen Theater Louvois. Die vornehmste der Veränderungen besteht in der Fortschaffung der schwerfälligen Säulen, welche dem Saale ein so höchst trauriges Ansehen gaben und denjenigen Zuschauern in den Logen, welche nicht gerade auf den vordern Sizen Platz finden konnten, alle Aussicht benahmen. Außerdem wird der Saal von neuem gemalt werden. Wird man nun auch die alten Decorationen ein wenig auffrischen, so werden die Leibschauspieler des Königs (analog läßt sich das: Comédiens ordinaires du Roi, nicht anders übersetzen) ein wenig standesgemäßer logirt seyn. Indessen vernachlässigt das Publicum dieß Theater auf eine auffallende Weise. Es ist interessant, den Contrast zu sehen, welchen das Theater Louvois in den verschiedenen Tagen der Woche darbietet. Spielt die italienische Oper, so lassen sich die Dilettanten weder von der Hitze, noch von den Reizen des Landlebens abhalten, ihr Lieblingstheater zu besuchen. Eine ungeheure Wagenburg füllt die Straße Louvois und die nebenliegenden Straßen an und die armen Bewohner derselben sind glücklich zu preisen, wann sie um zwölf Uhr einschlafen können. An den Tagen, wo das französische Theater seine Vorstellungen gibt, schleichen einige bescheidene Fußgänger herben, und stellen sich, nachdem sie ihr Billet gelöst haben, so heimlich in den Saal, als wollten sie eine schlechte Hand-

lung begeben. Einige Wagen, in denen entweder Fremde oder die gewöhnlichen Theaterbesucher, theils auch die Schauspielerinnen des Theaters sich befinden, fahren recht gemächlich vor und kommen um halb zehn Uhr wieder, um ihre Herren abzuholen. Nachdem dieß geschehen, ist nach Verlauf von einer Viertelstunde die Straße Louvois so still, als ob kein Theater darin vorhanden wäre. Zu dieser Gleichgültigkeit des Publicums gegen das Theater François trägt auch die Krankheit der vornehmsten Schauspieler bey. Eine Unpäßlichkeit Talma's hat die Vorstellungen von „Regulus“ und „Sylla“ unterbrochen.

Auf dem Theater Feydeau hat vor einigen Tagen eine große Revolution Statt gefunden. Man wird vielleicht fragen: Hat sich ein neuer *Elle viou* dargeboten, der die schwindenden Kräfte dieser Bühne wieder zu beleben vermag? Oder singt Mad. Lemonnier weniger unrein? Oder ist Mad. Rigaut um sechs Zoll größer geworden? Oder hat sich ein Bassist gefunden, der *Chenard* ersetzen kann? Nichts von alledem: die komische Oper ist noch immer ohne ersten Liebhaber, die erste Sängerin detonirt noch immer; die zweyte singt zwar rein, ist aber nur vier Fuß hoch und sieht aus wie eine grisette. Die Revolution besteht darin, daß Paul, welcher der Administration entsezt worden ist, in Folge dessen auch als *Acteur* abgedankt hat. Während der acht Tage, wo diese Unterhandlungen gepflogen worden, hat eine völlige Anarchie in der Theaterverwaltung geherrscht. Ein Ministerwechsel möchte wohl kaum so viele eigennützige Bestrebungen in Bewegung setzen, als die Entfernung dieses einflußreichen Theatermeisters. Glücklicher Weise ist die Ordnung jetzt wieder hergestellt und das Theater Feydeau fährt fort, sein Publicum vor wie nach zum Gähnen zu bringen.

Auf dem italienischen Theater zieht einzig und allein Mad. Pasta das Publicum an. Da aber eine einzige Sängerin nicht im Stande ist, alle Abende und in allen Opern zu singen; so hat man Mad. Bonnini in der „*Cenerentola*“ und hernach in der „*Gazza ladra*“ auftreten lassen. Diese hat aber in beyden Rollen weder Stimme, noch Talent gezeigt. Es wird also eine andere Sängerin an ihre Stelle verschrieben werden müssen. Indessen werden alle Mozartischen Werke bey Seite gelegt. „*Romeo und Giulietta*“ ist die einzige Oper, welche mit den Rossinischen Compositionen zuweilen abwechselt. Aber auch die besten Dinge ermüden am Ende. Das italienische Theater schwindet dahin, wie alle übrigen.

### Schauspiele.

Auf dem F. F. Hoftheater an der Burg sahen wir den 28. des vorigen Monats zum ersten Mal das Lustspiel: *Der vorsichtige Brautwerber*, in einem Aufzug.

Wenn wir auch nicht wüßten, daß dieses kleine Stück nach dem Französischen bearbeitet worden, so würden wir es aus mehreren Umständen, besonders aus dem Charakter der Hauptperson, die den Titel hergegeben hat, vermuthen. Diese Person, deren übertriebene Bedachtsamkeit ihrem eignen Vortheil stets im Wege ist, bringt eine sehr natürliche Komik in die Handlung: es ist nämlich der *Agent Pranden*. Ihm gegenüber steht ein etwas stärker aufgetragener Charakter: *Fr. v. Dorau*, der die Melomanie besitzt. Alles, was für ihn irgend einen Werth haben soll, muß musikalischer Natur seyn, und *Laura*, seine Tochter, in den häufig von ihm unternommenen Concerten als Meisterin des Gesanges glänzen. Nur einem musikalischen Anbeter soll ihre Hand zu Theil werden. Einen solchen erwartet er mit Ungeduld. *Pranden* hat verschiedne Mal als Freyer hier und da schon angeklopft, doch der vorherrschende Charakterzug brachte ihn stets um die Frucht seiner Bemühungen. Ein *Officier, Victor Stilkburg*, hat *Laura* beim Tanz kennen gelernt; beyde machten einen vortheilhaften Eindruck auf einander. Dem *Agenten*, der auch sein Geschäftsträger ist, gab er unter andern öfter schon den Auftrag, weitere Erkundigungen einzuziehen, erhielt jedoch nur immer unzulänglichen Bericht, dem er keine sichere Beziehung geben konnte. Er machte sich daher selbst endlich auf den Weg. *Pranden* hat indessen schon für sich um *Laura* angehalten, und da die Bedingungen zutreffen, so ist der Vater nicht abgeneigt, sein Wort zu geben, sobald er nur den Namen des vorgeschlagenen Schwieger-

sohns erfährt, den der Brautwerber aus allzugroßer Vorsicht noch verschweigt. Bald nachher kommt Stillburg an, und da weder Dorau noch Laura daran zweifelt, daß er der Rechte sey, so wird die Verbindung sogleich beschlossen. Der Agent läßt während dessen den Contract aufsetzen, und einen Korb mit Brautgeschenken in das Haus des Hrn. v. Dorau tragen, die schon öfter zu demselben Zweck bestimmt waren, aber jedes Mal zurück getragen wurden. Daß er jetzt ebenfalls zu spät kommt, und folglich abermals einen doppelten Korb mit sich nach Hause nimmt, ist leicht zu denken.

Daß der Charakter des Vorsichtigen natürlich komische Züge habe, ist bereits gesagt worden. Hr. v. Dorau zeigt sich desto karikirt; allein sobald Jemand von irgend einer Manie besessen ist, so kommt die Übertreibung schon von selbst. Beyde Charaktere geben durch ihr heitres Zusammenwirken der Handlung eine sehr humoristische Beweglichkeit; dagegen fehlt es jener desto mehr an Halt und innerem Zusammenhang. Einiges ist offenbar etwas zu stark aufgetragen; in Rücksicht der Wirkung aber ist die Übertragung (vermuthlich aus dem Französischen) als gelungen anzusehen. Das Belustigende in dem Charakter des Agenten liegt, wie in allen ähnlichen, vorzüglich darin, daß die Gemüthsart des Individuums dessen eignen Wünschen und Absichten immer schnurstracks widerstreben. In dieser Hinsicht trägt der vorsichtige Pranden nicht so ganz bestimmt zu der Entwicklung bey; denn es läßt sich wohl mit einiger Sicherheit voraussehen, daß ihm Laura's Hand doch nicht zu Theil geworden wäre, hätte er auch den Namen des Brautwerbers aus großer Vorsicht nicht verschwiegen. Eben so konnte die Verbindung mit Stillburg auch ohne Melomanie befördert werden, da er, ohne die erforderlichen Eigenschaften zu besitzen, doch zum Schwiegersohn des musikalischen Enthusiasten angenommen wird. Zur erfreulichen Wirkung des Stücks im Allgemeinen aber tragen beyde Charaktere sehr bedeutend bey.

Hr. Costenoble führte den leidenschaftlichen Musikliebhaber mit einer sehr angemessenen Lebendigkeit aus, die einem solchen Phantasten unentbehrlich ist; sein glückliches Gedächtniß, das zugleich ein Beweis des thätigsten Fleißes ist, kommt ihm in dergleichen Fällen ungemein zu Statten. Die Deutlichkeit bey der größten Volubilität der Zunge ist eine bemerkenswerthe Eigenschaft.

Halb karikirte Charaktere, wie der Agent Pranden, finden an Hrn. Bothe größten Theils einen nicht nur sehr vorsichtigen, sondern auch sehr glücklichen Darsteller. Er bemüht sich, ihnen die möglichst natürliche Form zu geben, und alle Züge schließen sich geschmeidig an einander. Jugendliche Individuen dieser Art wollen mit vorzüglicher Behutsamkeit durchgeführt werden. Die letzten Scenen, wo der betrogene Brautwerber in der größten Verlegenheit seine Siebensachen wieder expedirt, zeichneten sich durch eine besonders glückliche Behandlung aus. — (Wir sind späterhin berechtigt worden, Hrn. v. Kurländer als Bearbeiter zu nennen.)

Den 29. wurde der vorsichtige Brautwerber wiederholt, vorher aber, ebenfalls zum ersten Mal, aufgeführt: *Franquillus*. Charaktergemälde in zwey Aufzügen, nach dem Französischen von F. Reil.

Der Inhalt, ohne weitere Beziehung, ist kürzlich dieser. Ein Philosoph wird seiner neuen und kühnen Grundsätze wegen verkannt, wiewohl er sonst zu den edelsten und uneigennützigsten Menschen gehört; noch mehr, er wird verfolgt, und seine Feinde, an deren Spitze sein eifrigster Gegner, Kontius, steht, aufgereizt durch die vielen Anhänger, die ihm theils seine Lehre, theils seine Rechtschaffenheit erwerben, bringen es endlich so weit, daß er vor Gericht gezogen und verurtheilt wird. Der Statthalter aber (die Handlung geht in Utrecht vor, im Jahr 1641) hat ihm verkleidet und unerkannt einen Besuch gemacht und sich von seinen edlen Gesinnungen so sehr überzeugt, daß er den Sturm abwendet und ihm die Freyheit zusichert. Während dieser gerichtlichen Verhandlungen ist eine von dem Statthalter selbst aufgeworfene Preisfrage beantwortet worden, und eben jetzt soll Demjenigen die sehr ansehnliche Belohnung zuerkannt werden, der die Aufgabe am glücklichsten gelöst hat. Der Preis wird dem vorher verfolgten Philosophen zu Theil. Von der empfangenen Summe gibt er die Hälfte einem lie-

benden Paar, der Tochter seines Wirths, eines ehrlichen Wagners, und ihrem Bräutigam, weil die guten Kinder nach des Vaters Willen dann erst ihre Hochzeit feiern sollen, wenn sie durch Ersparniß und Verdienst ein Capital von tausend Gulden sich erworben haben; woran ihnen noch die Hälfte fehlt. Der Statthalter erscheint noch einmal, wünscht dem redlichen Weltweisen Glück, versichert ihn seines fortdauernden Schutzes, und die Verbindung der Liebenden wird beschloffen.

Verändert man den Namen *Tranquillus*, als Vornamen, in *Renatus* oder *Réné*, verwandelt man den Statthalter in *Moriz von Dranien*, und gibt der in diesem Schauspiel erwähnten nordischen Prinzessin ihren eigenthümlichen Namen und Charakter, nämlich *Christina* (die geistreiche und abenteuerliche Königin von Schweden), so wird man in der Hauptperson dieses Charaktergemäldes bald den berühmten Urheber des Systems der himmlischen Wirbel erkennen, einen der tiefsten Denker aller Zeiten, den Frankreich als seinen größten Weltweisen anerkannt, obgleich dessen scharfsinnige Forschungen von den seltsamsten und unhaltbarsten Hypothesen aufgewogen werden, und dessen System des neuen Rationalismus mit dem bekannten Satz beginnt: *Cogito, ergo sum*. Unter dem Schutz jener seltenen königlichen Frau, Tochter des großen *Gustav Adolph*, lebte er längere Zeit in Schweden, starb zu Stockholm, von wo seine Leiche nach Frankreich gebracht wurde, das seine Asche noch bewahrt. Er seine philosophischen Forschungen begann, zog er unter den Fahnen des unsterblichen *Moriz von Dranien* zu Feld und kämpfte ritterlich. Verheirathet war er nie; doch die Liebe gab ihm eine Tochter, deren frühzeitiger Tod ihm den bittersten Schmerz seines Lebens verursacht haben soll.

Dieser weltberühmte Mann gab früher schon den Stoff zu einer dramatischen Handlung. Der Verfasser dieser neuen Bearbeitung hat sein Schauspiel wohlbedächtig als ein Charaktergemälde bezeichnet. Das Interesse beruht bloß auf dem Hauptcharakter, wird aber durch die um ihn her gruppirten Personen noch verstärkt. Zwei Momente aus dem Leben des berühmten Mannes sind der Gegenstand der Handlung, die jedoch außerhalb der Scene sich entwickeln und nur in erzählenden Berichten wahrgenommen werden. Beide sind eigentlich unabhängig von einander und haben nur durch die Ausstattung der beyden Liebenden noch einigen Zusammenhang. Dieser Zug ist jedoch sehr anziehend, und die Familien-Scenen überhaupt sind mit hellen Farben ausgeführt. Es ist dem Verfasser gelungen, der Hauptperson durch Würde und Gemüthlichkeit dasjenige zu erstatten, was ihr zuerst und auch im Allgemeinen an Bedeutsamkeit abgeht, weil die bestimmtere Bezeichnung fehlt. Überhaupt fallen die mitwirkenden Personen sämtlich vortheilhaft in's Auge. Der edle Held in der Person des Statthalters, der den Denker und Weltweisen in seinen Schutz nimmt; der treue Schüler und Gefährte des *Tranquillus* (*Theodor*), der biedre, treuherzige *Wagner Marks*, und das wackre junge Paar. Der Schluß ist anregend und befriedigend, die Sprache anständig, dem Hauptcharakter angemessen und nicht ohne Würze, die Scenen endlich mit Fleiß und Bühnentaact geführt; daher schadet eine gewisse Leere der Wirkung nicht; auf die Benennung einer dramatischen Handlung im strengern Sinne aber würde dieses Stück vergebens Anspruch machen.

Der Verfasser selbst stellte den *Tranquillus* dar, und gab dem Bild alle Würde und Gemüthlichkeit, welche das dramatische Gemälde, wie bereits gesagt, erfordert.

*Mad. Anschütz* belebte die muntre, zärtliche *Gundula* mit Anmuth, und der verständige, treuherzige *Meister Marks* fand in *Hrn. Coste noble* seinen Mann, der in diesem Rollenfach besonders glücklich ist.

---

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schick*.

---

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### M o d e.

Donnerstag, den 10. October 1822.

122

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Skizzen aus Palermo.

(Fortsetzung)

Ein hübsches Gebäude, gleichfalls dorischer Ordnung, ist der zu den Vorlesungen bestimmte Saal im botanischen Garten, auch die Säulenordnung von Pästum findet man häufig bey Landhäusern angewendet, so wie sich das Auge vorzüglich an den altgriechischen Figuren mit geschlossenen Armen und Füßen zu gefallen scheint. Was von öffentlichen Prachtgebäuden aus vergangenen Jahrhunderten und von architektonischen Verzierungen, Springbrunnen, Statuen an öffentlichen Plätzen besteht, meiner Ansicht nach selbst der Prachtbrunnen auf dem Plage der Prätorie, mit seinen verstümmelten Bildsäulen, nicht ausgenommen, spricht keineswegs dem Geschmacke der Palermitaner das Wort. Das statistische Lexikon nennt einige berühmte Bildhauer Palermo's aus der neuen Zeit, allein auch der letzte, Quatrocchi, starb 1806 noch als Jüngling und nachdem er erst Hoffnungen künftiger Trefflichkeit gegeben. Die Werke des Ragusa, Serpotta, Maralitti, gestehe ich nicht zu kennen, oder sie vielleicht nicht nach ihrem Werthe beobachtet und gewürdiget zu haben; es müßten denn einem von ihnen die Basreliefs von der k. Capelle im Palazzo reale zuzuschreiben seyn, auf denen man Damen in Reifröcken und Herren in Staatskleidern und Uniformen mit steifen Haarlocken und Zöpfen erbaulich bemerken kann. Ich darf bey dieser Gelegenheit einer Abhandlung des Künstlers Rafael Politi über den berühmten Sarcophag zu Girgenti nicht vorübergehen, deren Ankündigung so eben zu Palermo erschienen ist. Bekannter Maßen ist dieses schätzbare Alterthum, auf welchem die Geschichte der Phädra und des Hipolits in Basreliefs abgebildet ist, gegenwärtig zum Taufstein in der Kathedrale von Girgenti umgewandelt. Politi hat bereits früher eine nicht unbeachtet gebliebene Abhandlung über den Tempel des olympischen Jupiters daselbst so wie über dessen wahrscheinliche Construction und die Anwendung der Giganten-Statuen geschrieben, von denen seine Ruinen den Namen des Gigantentempels führen. Manche Hindernisse, die Politi fand, um die Subscrip-

tronskosten der Auflage jener überwähnten Schrift zu decken, sind abermals kein erfreulicher Beweis für die Aufmunterung der Künste. Auch in den geringen Fortschritten, welche die Malerey und Zeichenkunst hier macht, verrieth sich die wenige Unterstützung, die man ihr angedeihen läßt.

Der Geschmack des Publicums hat sich zur Schande eines griechisch-italienischen Ursprungs und der Nachkommen des Monrealesers Novelli für englische Kupferstiche und Bilderchen ausgesprochen, mit welchen man die Wände der Wohnungen verziert. Von Portrait-Malerey, derjenigen, welcher die Eitelkeit der Menschen noch den zweifellosesten Erwerb zusichert, habe ich hier Zerrbilder aufgestellt gesehen, wie man sie bey uns höchstens auf dem Trödelmarkte wieder findet. Ein Künstler, der Portraite in Miniatur malt, soll von dieser Classe eine nennenswerthe Ausnahme machen. Landschaftsmaler giebt es wenige der bessern Gattung; der beträchtlichste Erwerb, den sie jedoch finden, ist bey Fremden durch Ansichten der Gegenden, die sie in Guache, meistens um sehr billige Preise, aber nicht immer mit sorgfamer Vollendung liefern. Auf einer weit höhern Stufe stehen jene Bilder, die der Maler Litterio Subba zu Messina in Guache, zum Theil auch in Aquarell, mit einer höchst sorgfältigen Treue, einer sehr lieblichen Darstellung und recht oft mit dem vollen Gepräge verfertigt, sie con amore gemalt zu haben. Ich sah noch jüngst vier Seeansichten am Faro, in welchen die Wärme der Landschaft, die Wahrheit und der Ton auf der leichtbewegten Meeresfläche, der Reichthum und die Lebendigkeit der Staffage wirklich bezaubernd genannt werden konnten. Leider! genießt Subba keiner starken Gesundheit. Dilettanten erfreut sich die Malerey meines Wissens höchst weniger; einer unter denselben, der junge Baron Pisani, der mit schätzenswerthem Eifer nach jeder Bervollkommnung strebt, treibt die Kunst mit dem heiligen Feuer der Begeisterung und nicht ohne glückliche Anlage. Die bey weitem größere Zahl seiner Jugendgefährten gehört indeß derjenigen zu, aus der jüngst der junge Prinz von D., als er mich beschäftigt fand, die pittoreske Kathedrale abzuzeichnen, mir die naive Frage stellte: Mais Monsieur, à quoi cela sert-il? Kennenswerthe Galerien von Gemälden bey Privaten habe ich keine gefunden, was man hier und da für Originalgemälde Raphaels, Corregio's u. a. ausgibt, sind, die Monrealese und ein Paar Spanier vielleicht ausgenommen, meiner Ansicht nach gewöhnlich höchst mittelmäßige Copien. Unter den Kirchengemälden sind die in der Olivelle als die geschättesten bekannt. Ein Paar sehr schöne Gemälde finden sich in der Villa Belmonte all' acqua santa. Das eine darunter wird, wenn ich nicht irre, für einen Raphael ausgegeben.

Indem es auch an der Reihe wäre, über die Dichtkunst und ihre Würdigung in Palermo ein Wort zu sagen, will ich diese Gelegenheit nützen, von Meli's Poesien nach meinem Versprechen, und bey dieser Veranlassung auch über das Idiom der sicilianischen Volkssprache eine nähere Erwähnung zu thun. Dem Sicilianer fehlt es keineswegs an der regen Einbildungskraft des Südländers, die ihn von jeher empfänglich für ihre Schöpfungen machte; die Rapsoden, von welchen ich Ihnen früher gesprochen, und deren Erzählungen unstreitig in das Gebiet der Poesie gehören, so wie sie in der Kindheit der Völker zu erscheinen pflegt, sind zweifelsohne ein Beweis für diese Empfänglichkeit der Gemüther, Klima, Naturerscheinungen, Beschaffenheit

des Bodens und die Sprache selbst trugen von jeher bey, sie zu nähren. Auch ist die Poesie im Verhältnisse zu diesen äußern Eindrücken sich treuer geblieben, als bey den meisten übrigen Nationen von Europa. Idyllische und erotische Gedichte sind noch die gewöhnlichsten und beliebtesten Schöpfungen der neueren Dichter, wie Theocrit und Moschus es ihrem Zeitalter waren. Ebenso wie damals erhalten sich eine Menge von Gedichten solchen Inhalts, nicht durch den Druck allein, sondern mehr noch durch mündliche Überlieferung. Dahin gehörte bis zu Meli der größte Theil jener Poesien, die in der eigentlichen Volkssprache gedichtet waren. Die mehrsten der frühern Sänger seit dem siebzehnten Jahrhunderte, welches man zwar in Sicilien für das des Verfalles des bessern Geschmacks im Stoffe, in Sprache und Versbau, für das des Schwulstes und der Manier zu halten pflegt, dichteten in der eigentlichen italienischen Mundart oder in italienischer Sprache. Unter ihnen wird vorzüglich ausgezeichnet der Arzt Mateo Donia, Paolo Sarmiento, Luigi Cafarina und Francesco Valdaci, im dramatischen Fache Antonio Giudica, Maruscia und Parisi. Doch gab es auch schon damals einige, die sich im sicilianischen Dialecte versuchten und unter ihnen trug ein Steinmetz in seinen Lehrgedichten über die Schiff- und Fiskunst den Preis davon. Aber keiner der frühern ist mit Meli zu vergleichen, dessen Leichtigkeit, Anmuth, Zartheit und Feuer, zugleich den Beyfall und die Bewunderung seiner Mitbürger ernteten. Meli schrieb drey Bände Sonnetten, Eklogen, Idyllen, Fabeln, Canzonetten, einen Band Gedichte vermischten Inhalts, endlich zwey romantische Gedichte, die Fatta galante in acht Gesängen und eine Art von Fortsetzung des D. Quixotes in zwölf Gesängen. Auch diese letztern sind im sicilianischen Dialecte, weniger geschätzt jedoch als seine kleinern Gedichte. Meinen Lesern eine Probe von Meli's Dichtungen und zugleich von der Sprache zu geben, führe ich ein beliebtes Liedchen an, das *le labra*, die Lippen, genannt ist. Es ward auch in Musik gesetzt, und da unsern Leserinnen ein Probestück dieser Art willkommen seyn dürfte, so füge ich mit der Übertragung des verständlichen sicilianischen Idioms in verständlicheres Italienisch eine freye Übersetzung in's Deutsche und das Notenblatt bey.

### Lu labbru.

Dimmi, dim-mi apuzza ni-ca: un-ni vai ac-cussi ma-tinu? nun c'è  
 ci-ma, chi ar-rus-si-ca di lu mun-ti a nu-i vi-ci-nu; c'è

ci - ma, c'ar - ru - si - ca di lu mun - ti a nui vi - ci - nu. Trem'an-

co - ra, anco - ra lu - ci la rug - gia - da ntra li pra - ti; d'un - ac

cu - ra nun t'ar - ru - ci - - l'a - li d'o - ru di - li - ca - ti!

Dimmi, Dimmi apuzza nica:  
Unni vai cussi matinu?  
Nun c'è cima, eh arrussica  
Di lu munti a nui vicinu;

Trema ancora, ancora luci  
La raggiada ntra li prati;  
D'una accura nun ti arruci  
L'ali d'oru dilicati!

Li sciuriddi durmigghiusi  
'Ntra li virdi soi buttuni  
Stannu ancora stritti, e chiusi  
Cu li testi a pinnuluni.

Ma Paluzza s'affatica!  
Ma tu voli, e fai caminu!  
Dimmi, dimmi, apuzza nica,  
Unni vai cussi matinu?

Cherchi meli? E sidd è chissu,  
Chiudi Pali; cun ti straccari;  
Ti lu nzignu un loru fissu  
Unni ai sempri, chi sucari;

Lu conosci lu miu amuri,  
Nici mia di e' occhi beddi?  
'Ntra d'li labbri c'è un savuri,  
'Na ducizza chi mai speddi.

'Ntra lu labbru culuritu  
Li lu caru amatu beni,  
C'è lu meli chiù sqisitu,  
Suca, sucalu, ca vent.

## Die Lippen.

Sag mir, kleines Biennen, sage!  
 Wohin eilst du schon vor Tage?  
 Ist doch auf der Berge Höhen  
 Noch kein Morgenroth zu sehen;  
 Auf den Wiesen, auf der Au  
 Blinkt und schwanket noch der Thau:  
 Fürchtest du denn nicht die leichten  
 Goldnen Schwingen zu besuchen?

Sieh, wie noch die Blümchen träumen  
 Eng verschlossen in den Keimen;  
 Wie sie aus den grünen Zweigen  
 Tief die kleinen Häupter neigen!  
 Doch du fliehst! — Es mühet dort  
 Emsig sich dein Flügel fort:  
 Sag doch, kleine Biene, sage:  
 Wohin eilst du schon vor Tage?

Suchst du Honig; ist's nichts weiter!  
 Schließ die Flügel; dein Geleiter  
 Bin ich, wo du ohne Mühe  
 Honig findest spät und frühe!  
 Kennst du denn mein Liebchen nicht,  
 Nice mit dem holden Augenlicht,  
 Süße ist auf ihren Lippen  
 Duftend, unverfiegt, zu nippen.

Honig, wie auf keinem Grunde,  
 Blüht auf dem Korallenmunde  
 Dem geliebten theuren Kinde;  
 Saug, saug, o komm geschwinde!

## V o l k s t h e a t e r .

Am 27. September wurde hier zum ersten Mal aufgeführt: Der Mädchenraub. Schwank mit Gesang in zwey Aufzügen, nach einer alten Sage, local bearbeitet von J. A. Gleich. Musik vom Capellmeister Wolfert.

Bei Erwähnung der Zauberposse: Die verkehrte Welt, die seit ihrer ersten Erscheinung auf mancherley Weise vortheilhafter eingerichtet worden, und mit Theilnahme fortgegeben wird, machten wir die Bemerkung, daß, einige vorher gegebene Neuigkeiten die Aufmerksamkeit nicht sehr in Anspruch genommen hätten. Wir übersahen jedoch das von dem obengenannten Autor ebenfalls verfasste Stück: Die Affenkomödie, die, wenn sie gleich nur als Gelegenheitsproduct betrachtet werden kann, weil die Affenkomödie in Natura, woran sich eine Zeitlang das schaulustige Publicum ergötzt hat, die Veranlassung dazu gegeben, dennoch komischen Werth, sowohl in Ansehung wirksamer Situationen, als belustigender Charaktere hat, und mit Beyfall öfter wiederholt worden ist. Wir berichtigen dieses Versehen gleich zur Einleitung des hier zu besprechenden Mädchenraubes, weil sich von diesem wenig Vortheilhaftes sagen läßt.

„Schwank“ ist ein so bequemes Beywort, daß man es mit einem Zitteraal vergleichen kann, der sogleich die Hand dessen lähmt, der ihm zu nahe kömmt. Wo aber

durch diesen hier erwähnten Schwank eine Begebenheit hervorblicken soll, die einer Sage ähnlich sieht, ist nicht auszumitteln, wenn man die Sage selbst nicht vor Augen hat. Diese pflegen sonst einiger Massen interessant zu seyn, und ein Ganzes auszumachen; wer aber in diesem Mä d c h e n r a u b Eins und das Andere findet, oder nach dem ersten Aufzug eigentlich recht weiß, wie ihm geschehen ist und was die possierlichen Figuren dieser quast neuen Krähwinklade wollen, magnus erit mihi Apollo et Phyl. solus habeto! Locale Schwänke werden hier und da wohl aufgetischt, aber sie führen zu keiner anziehenden Unterhaltung, und es scheint dem Bearbeiter auch nur darum zu thun gewesen, daß die darin beschäftigten komischen Personen sich nach Bequemlichkeit von allen Seiten produciren möchten. Dennoch hat dieses aus bunten, meisten Theils verbrauchten Stücken zusammengesetzte Stück den nicht eben sehr gewöhnlichen Vorzug, daß es gegen Ende ein frischeres, gefälligeres Ansehen gewinnt, und daß zuletzt, wenn die komischen Figuren und Karikaturen zusammen kommen, dem Zwerchfell ein Pikenik aufgetischt wird, woraus es, dem kritischen Verstand zum Troß, der hier und da die aufgewärmten Brocken wittert, derbe Nahrung schöpft.

Den Titel zu erklären, darf nur gesagt werden, daß es einem rohen, aber unermeßlich reichen Edelmann (Baron Plumper, den Hr. F e r m i e r zweckmäßig darstellte) plötzlich einfällt, ein schönes Milchmädchen, Pauline, entführen, oder rauben zu lassen. Ihr Liebhaber, der possierliche Hr. v. Flindert, eilt nach, um seine Ansprüche zu behaupten; die alte Marzibilla, die ihm bestimmt war, läßt sich absichtlich auf das Schloß des Entführers transportiren, um auf irgend eine Art zu einem Mann zu kommen; hier treffen endlich alle lustigen Personen nebst Gehülften zusammen, produciren ihre Schwänke nochmals nach der Reihe und vereinigen sich zu einem Final-Divertissement.

Das Duett, vom Hrn. J. S c h u s t e r componirt, und das eingelegte Quodlibet aus Romeo und Julie machen gute Wirkung. Mad. K a j m u n d (Pauline) parodirte im letzteren mit Glück. Solche locale Naturmädchen, die in einer gewissen interessanten Albernheit sich selbst behagen, gelingen ihr recht gut, und der beliebte Tyroler-Refrain ließ sich auch hier zu unserm Besten wieder hören. Eben so unterließ Mad. S a r t o r y nicht, durch ihr Lieblings-Prädicat, in der „rhevmatischen Liebe“ (statt der romantischen) uns wieder zu ergehen, und man darf mit einiger Gewißheit darauf rechnen, daß dergleichen Beywörter in jeder ihrer Rollen vorkommen. Ihr trocken, natürliches Spiel, vorzüglich in der ersten Scene mit Flindert, wo sie daht und zärtlich mit ihm thut, wirkte vorzüglich gut in Übereinstimmung mit dem drolligen Phlegma des Komikers (Hrn. S c h u s t e r), der durch seine Ruhe den Beweis liefert, daß man am gehörigen Ort auch mit geringem Aufwand Erreuliches leisten kann. Hr. K o r n t h e u e r, als Hr. v. Kramperl, gab diesem eine ganz eigne, belustigende Physiognomie.

### Theater in der Josepstadt.

Am dritten d. M. wurde das neu erbaute Haus, zur Feyer des erhabenen Namens festes Sr. Majestät des Kaisers, unter den günstigsten Vorbedeutungen eröffnet. Logen und gesperrte Sige waren, wie bekannt, schon längere Zeit vorher vergriffen. Um vier Uhr war die Casse schon von einer Menge umlagert, die den Weg in das Vorhaus gefunden hatten, obgleich noch nicht eröffnet, und der größte Nachdruck nöthig war, um den Andrang von außen abzuhalten. Billets wurden dessen ungeachtet noch nicht ausgegeben, weil eine Musikprobe gehalten wurde, die der berühmte Componist des Vqrspiels, Ludwig van B e e t h o v e n, selbst dirigirte, so wie auch die Aufführung unter seiner Leitung stand. Diese Probe war eine sehr interessante Erscheinung für die Wenigen, die daran Theil nehmen konnten. Wenn man sich die musikalische Begeisterung personificirt denkt, so hat man ungefähr ein Bild davon. Das Orchester hatte Mühe genug, dieser Begeisterung zu folgen, fand sich aber dennoch ziemlich gut darein, wozu die Mitwirkung des fleißigen Capellmeisters G l ä s e r, der dem großen Tondichter zur Seite stand, das Ihrige bestrug.

Während dieser Probe wolten wir einige Blicke auf das Innere des Schauspielhauses werfen, das, obgleich nach verkleinertem Maßstab ausgeführt, gewiß zu den

heitersten und anmuthigsten im Reize deutscher Bühnen gehört. Die Decorirung ist ganz im Geschmack des schönen Theaters an der Wien gehalten: grau und hellblau mit Silber, reich verziert, das Äußere der ersten Galerie mit mythologischen Tableau's grau in grau geschmückt. Man zählt vierzehn, vortheilhaft angebrachte Logen und vierhundert Sperrsitze. Im Hintergrund erhebt sich ein zweytes Parterre. Die sehr geschmackvoll drappirte Hofloge befindet sich zur linken Seite des äußern Schauplatzes, weil das dahin führende Zimmer sonst nicht angebracht werden konnte. Überall herrscht die größte Eleganz neben der bequemsten Einrichtung, welche letztere besonders im Umkreis der Bühne selbst ausgezeichnet ist. Das Orchester zeigt sich geräumig; das Parterre faßt mehr Zuschauer, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte. Überall ist für den Zutritt der frischen Luft gesorgt, so viel ohne Nachtheil der Zuschauer geschehen konnte. Auch die Ein- und Ausgänge sind bequem. Mehrere vorzügliche Künstler Wiens haben zur Errichtung und Verschönerung dieses Gebäudes ihre Talente aufgeboten, und man rechnet unter andern achtzehn neue Decorationen, wovon nur gesagt werden darf, daß die H. Gail und Neefe zu ihrer Hervorbringung gewetteifert haben. Die Kosten des Ganzen sollen, wenn wir anders recht berichtet worden, zwischen 40 und 50,000 fl. C. M. betragen.

Hr. Meisl hatte bey dieser festlichen Gelegenheit die Ehre, sich als Verfasser beyder Stücke zu empfehlen, und wir können sagen, daß er mit allem Fleiß bemüht gewesen, der ehrenvollen Aufforderung zu genügen. Als eine ausgezeichnete Begünstigung des Glücks darf es angesehen werden, daß Beethoven das erste Stück in Musik gesetzt und zugleich die Leitung des Orchesters und der Sänger übernommen hatte. Bey seinem Erscheinen tönte ein enthusiastisches Willkommen ihm entgegen. Die Ouverture, so wie die Tondichtung überhaupt, offenbarte einen feyerlichen, würdevollen Charakter, der auch mit rührender, erhabner Simplicität sich paarte. Die Ausführung des ersten Tonstücks war keine leichte Aufgabe für das Orchester, und man muß hiezu auf Rücksicht nehmen, um die Kraft der Wirkung zu beurtheilen. Einen wunderschönen Eindruck machte die Verwendung der Posaunen, Trompeten und gedämpften Pauken, abwechselnd mit andern Blasinstrumenten. Hierauf begann das Vorspiel: Die Weihe des Hauses. Gelegenheitsgedicht in einem Act. Der Inhalt ist allegorisch, und deutet ungefähr auf die Verhältnisse der Gesellschaft hin, die in der kunstfünnigen Kaiserstadt, neben andern ausgezeichneten Kunstinstituten, schüchtern einen neuen Wirkungskreis betritt. In dieser Hinsicht erscheint Pallas dem vom Genius der Kunst begeisterten Mimen Thespis, ermuntert ihn, auf der mühsamen, aber lohnvollen Bahn fortzuschreiten, zeigt ihm den Weg und das glänzende Ziel. So viel in Kürze! Dieser Gedanke ist reichhaltig und mit Anstand ausgeführt, enthält viele glückliche Beziehungen und die Hauptbestandtheile theatralischer Darstellungen, Poesie, Musik, Tanz und Malerey bewegen sich in schöner Wechselwirkung; eine Reihe von allegorischen Gestalten bezeichnet die verschiedenen Productions-Gattungen der neuen Bühne, an ihrer Spitze steht die Grazie und der Schutzgeist Oesterreichs führt sie zur Weihe. Der Dialog ist im trochäischen Sylbenmaß geführt, und die mit Fleiß behandelten Verse zeichnen sich durch ein gewisses poetisches Colorit aus, das zum Schmuck des Ganzen beiträgt. Wenn aber Kürze ein Fehler solcher Gelegenheitsstücke wäre, so könnte man diesen dem hier genannten nicht zum Vorwurf machen. Ein Drittheil hätte fast entbehrt werden können, wäre nur dadurch nicht auch so manches schöne Gesangstück mit entzogen worden. Wir können das treffliche Duett nicht übergehen, das von dem jungen griechischen Paar (Mad. Ney und Hrn. Kreiner) vorgetragen wurde. Mlle. Kaiser wirkte als Pallas durch imposante Haltung, und der Mime (Hr. Blumenfeld) durch seine energische Declamation. Mlle. Wirdisch, die uns auf dem Theater an der Wien so oft erfreute, zeigte sich als personificirte Grazie auch dieß Mal sehr erfreulich. Alles begab sich in der größten Ordnung, obgleich das Theater zum Schluß mit einer zahlreichen Menge von Statisten angefüllt war. Kleinigkeiten, durch welche die ernste Haltung der Zuschauer, die in so großer Versammlung immer vorzüglich aufgeräumt sind, hier und da ein wenig das Gleichgewicht verlor, können auf keiner Bühne ganz vermieden werden.

Nach Endigung des Stücks, in welchem noch vier schöne Decorationen producirt wurden, rief das versammelte Publicum den genialen Dondichter auf die Scene, der vom Director Hensler geführt, nach einiger Zeit erschien und sich mit feyerlichem Ernst verbeugend, seinen Dank ausdrückte. Hierauf wurde Mlle. Kaiser gerufen; ihr Dank war durch den affect- und effectvollen Ausdruck sehr beredsam. Nun sollte der Verfasser des Stücks erscheinen; man bedachte aber nicht, daß er als Staatsbeamter dem Ruf nicht Folge leisten könne, und so mußte er entschuldigt werden.

Nach einer Overture vom Capellmeister Gschlager, wie es hieß, der die Melodie des nachher gesungenen würdevollen Festliedes zum Grunde lag, wurde das eigentliche Feyerpiel: Das Bild des Fürsten, aufgeführt. Gelegenheitsgedicht nach Weissenbach und Langer, dramatisch bearbeitet von Carl Meisl. In Musik gesetzt von Joseph Drechsler, Capellmeister des neuen Theaters und Professor der Harmonie bey St. Anna.

Wir fügen sogleich hinzu, daß diese Composition mit der gewöhnlichen Solidität des Tonsetzers und zugleich mit ansprechender Gefälligkeit begabt ist. Vorzüglich wirksam zeigte sich der erste Chor der Landeute, dessen Wiederholung ungesüßm verlangt wurde. Die Idee des Festspiels, daß ein tapfrer Gebirgsmann den andringenden feindlichen Scharen durch das aus seiner zerstörten Wohnung gerettete Bild des allgeliebten Landesherrn Ehrfurcht einflößt und sie zum Weichen bringt, ist gut und zweckmäßig. Der Charakter des Bergjägers ist gut ausgeführt, und Hr. Blumenfeld erwarb sich abermals durch eine verdienstliche Leistung vielfachen Beyfall. Seine liebe Erscheinung war uns Mlle. Sutorius als Lise, die sich im ersten Stück bereits als Schutzgeist zeigte. Wir wollen hoffen, daß die zarte, natürliche Herzlichkeit, durch welche sie sich in der Kürze hier empfahl, künftig der Erwartung, die sie uns dieß Mal eingeflößt, entsprechen werde. Auch dieses Stück ist in Trochäen, doch ungereimten, wenigstens größten Theils, geschrieben, und hat grade das gehörige Maß, wodurch es für die übersüßige Gedehtheit des ersteren wohlthuenden Ersatz gewährt. Das verehrte Bild bereitet nun das Schlusstableau, und die versammelten Landesfinder stimmen aus treuen Herzen den erhabenen Festgesang an: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ Diese Einkleidung ist neu und glücklich.

Nach diesem zweyten Stück wurde der Förster (Hr. Blumenfeld) gerufen. Sein Dank war poetisch-rhythmisch. Man bemerkte unter den Choristen beyder Schauspiele eine Anzahl jugendlich blühender Gestalten, die recht gut einstudiert waren, und so zierlich die Arme bewegten, wie nur immer Schäferinnen aus Vesners Idyllenwelt auf einem Kupferstück. Auch das gehört zur schönen Decorirung einer Bühne. Das Geleistete im Allgemeinen übertraf die Erwartungen.

### Concert = Anzeige.

Den Freunden und Verehrern der Tonkunst werden die berühmten Virtuosen, Gebrüder Bohrer, einen neuen, sehr erfreulichen Genuß bereiten, indem sie entschlossen sind, künftigen Sonntag, um die Mittagsstunde, im landständischen Saale ihr letztes Concert zu geben; worüber der Ankündigungszettel das Weitere bestimmen wird.

### Modenbild XLI.

Mouffe von Merinos mit eingereichten Rollen von gleichem Stoffe. Die Verzierungen sind von Schnüren genäht. Der Gros-de-Naples-Hut ist mit einer getheilten Quirlande geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

en producirt  
Scene, der  
feyerlichem  
gerufen; ihr  
in sollte der  
aatsbeamter

ß, der die  
wurde das  
theitgedicht  
l. In Musik  
professor der

en Solidität  
üglich wirks  
im verlangt  
enden feinds  
es allgeliebte  
zweckmäßig.  
ld erwarb  
ebe Erschei  
als Schutz  
h welche sie  
eingesößt,  
wenigstens  
ir die über  
te Bild der  
aus treuen  
ese Einklei

rufen. Sein  
Schauspiete  
en, und so  
llenwelt auf  
s Geleissere

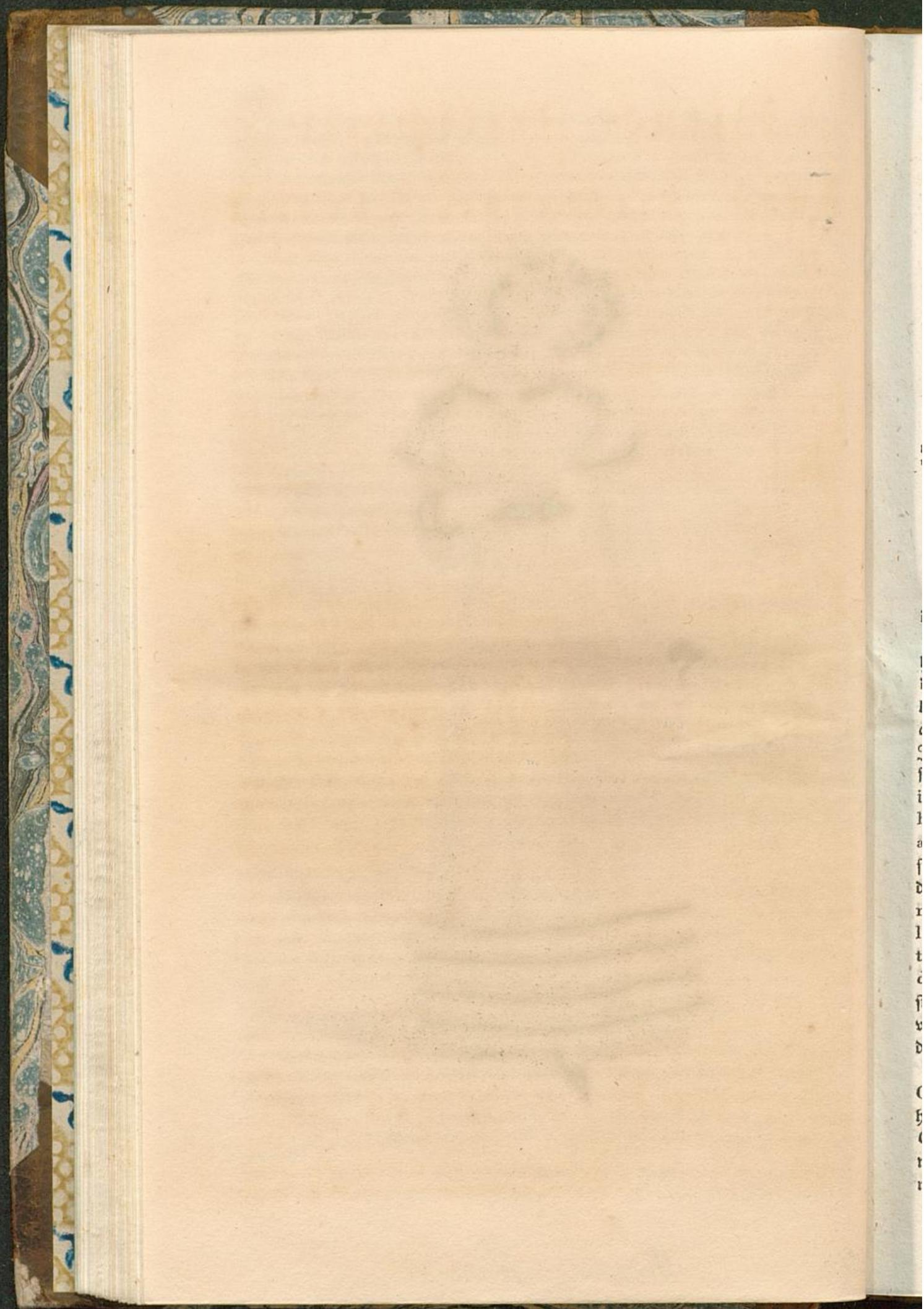
uosen, Ges  
ie entschloß  
afe ihr letz  
men wird.

Verzieruns  
r getheilen



L. Se. del.

Fr. Stöber sc.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 12. October 1822.

123

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Weold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Skizzen aus Palermo.

(Fortsetzung)

Die Leser werden aus dem vorgelegten Beispiele sehen, daß man mit der vollkommensten Kenntniß der italienischen Sprache in Sicilien noch immer Mühe haben wird, wo nicht verstanden zu werden, doch selbst zu verstehen, und zwar nicht bloß im Umgange mit dem Volke, sondern auch in der besten Gesellschaft, in deren Munde das *idde* und *chischtu* eben so gewöhnlich ist, als in dem Munde des *Barcajols* und der *Fischhöckerinn*. Griechische, arabische, normännische, spanische und französische Wörter haben sich mit dem Italienischen verwebt, und diese selbst hat eine von der ursprünglichen ganz verschiedene Form erhalten. So sind die Consonanten *d*, *l*, *r*, *v* am Anfange und in der Mitte der Worte in ganz verschiedene umgewandelt, z. B. *l* in *d*, wie *hedo*, *cabade*, *fudda* statt *bello*, *cavallo*, *folla* — *r* in *l*, wie *Alma* statt *arma*, *urtimu* statt *ultimo*, *b* in *v*, wie *varca*, *vagnu*, *bagno* — *d* in *nn*, *granni* statt *grandi*, *spanni* statt *spanne*. Von den Vocalen wird das *e* gewöhnlich *i*, das *o* wie *u* ausgesprochen, *fimini*, *vidiri*, *eunsighiu*, *consiglio*, *cumannu*, *comando*, *unni*, *onde*, *duci*, *dolce*; übrigens braucht man *o* statt *il*, *la* statt *lo*, *jeu* statt *io*, *chiddu*, *chistu*, *quello*, *questo*, *idda*, *esso*, *miu*, *to*, *so*, *autro*, *oder nautro*, *mio tuo suo*; *altro*, *nuddo*, *nissuno*, *nzoccu*, *qualunque*, *dda*, *colla*, *cca*, *qua*, *gnusu*, *giù*, *nzusu*, *sopra*. Das häufige *x*, welches statt *f* und *sc* gebraucht wird, läßt den spanisch-arabischen Ursprung nicht verkennen. Häufig begegnet man Worten wie *Cangiaro*, *Säbel*, *Schwert*, die auf den orientalischen Ursprung wie das ungrische *Hangiar* erinnern.

Was das Griechische betrifft, so gibt es viele Orte in Sicilien, z. B. *Piano di Greci*, wo sich griechische Colonien und ihre vollkommene Mundart erhalten haben; auch ihre Kleidung, die sich der albanesischen nähert und die schöne Gesichtsbildung, besonders der Weiber, unterscheidet sie von den übrigen Bewohnern. Seltener begegnet man indeß Redensarten, die an französischen und normännischen Ursprung mahnen. Obgleich es scheinen wird, als ob die Mund-

art, die sich ihre Worte wie gnusu und nzusu bildet, weit rauher und unharmonischer klingen müsse, als ihre sanfte der Liebe geweihte Ursprache, so fällt sie im Ganzen doch nicht unangenehm und unmelodisch in's Ohr, wenn sie nicht durch den Affect gesteigert wird, mit dem ihre Töne in das widerlichste rauheste Kreischen übergehen, so daß ein Fremder, der sich, ohne es zu wissen, in einen Kreis zankender und gesticulirender Sicilianer versezt sähe, sich weit eher zwischen wüthenden Malayen oder Buschhottentotten zu befinden glaubte. Überhaupt ist es schwer, sich eine Vorstellung von der Lebhaftigkeit ihrer Gebardensprache zu machen, die bey weiten Alles übertrifft, was man im übrigen Italien davon zu sehen bekömmt, und was ihnen vorzugsweise den Ruhm erwarb, ganze Gespräche mit Händen und Augen führen zu können, ohne ein Wort dabey zu wechseln. Besonders spricht man den schönen Augen der Frauen dieses Talent zu, deren Glanz, Form und Ausdruck vor Allen im gemeinen Volke den Abgang anderer Reize ersetzt, mit denen sie von der Natur nicht sehr günstig begabt wurden. Ich hatte Gelegenheit, Zeuge einer Augen-Conversation zweyer Damen auf einem Balle des Vicekönigs zu werden, welche durch einige Secunden eine der unterhaltendsten mimischen Scenen gab, die man sich vorstellen kann. Die beyden Damen, von welchen vorzüglich die eine mit dem beweglichsten und sprechendsten Augenpaare begabt war, das sich nur denken läßt, begegneten sich im Gedränge einer Thüre, wo die Etiquette von der einen derselben erheischte, der andern, höhern im Range, den Vortritt zu gestatten; die Art, wie dieser gegeben und angenommen wurde, der gereizte Stolz der hier aufloderte und, wie er andrer Seits entgegnet wurde, den Unmuth noch höher steigerte; der allgemach bis zur höchsten Leidenschaft entflammte Zorn, mit welchem die Blicke mit immer wachsender Schnelle wechselten, und sich wie die glühenden Kugeln aus zwey feindlichen Plätzen begegneten, gewährte ein wahrhaft köstliches Schauspiel. So standen sich die Streitenden so lange gegenüber, bis ein neues Zudrängen der Menge sie trennte; kein Wort ward verloren, hätten aber die Blicke Dolchekraft gehabt, keine von ihnen wäre lebend vom Platze gekommen.

Die Neugierde, welche den Zustand der höheren Zirkel in Palermo zum Gegenstand hat, dürfte nun zum Theile befriediget seyn; es erübrigt mir daher, auch einige Details über das Wesen und Treiben der untern Classen zu geben, die, schärfer unterschieden als in unserm bürgerlichen Leben, von diesem auch einen grelleren Abschnitt bilden. Ich werde meinen Lesern nichts von jener der sogenannten Honoratioren, Beamten, wohlhabenderen Kaufleute und Gewerbsleute sagen. Sie haben am wenigsten Eigenthümlichkeit, ahmen wie überall nach ihren Kräften dem höhern Adel in Gebräuchen, Moden und Thorheiten nach und werden dafür, wo sie mit ihm zusammen treffen und keine andere Rücksichten Schonung fordern, mit geringschätzender Kälte behandelt. È una donna pidda, entgegnet die Dame mit verzogenem Munde, bey der man sich nach dem Namen einer etwas stattlicher herausgeputzten Bürgerfrau erkundiget. Im Ganzen ist diese Classe übrigens nichts weniger, als besonders wohlhabend zu nennen; Möbeln von Bronze und Accajou, Equipagen und Reitpferde, Gastgelage und glänzende Gesellschaften darf man hier nicht suchen. Einmal im Monate an einem Festtage eine Fahrt auf's Land, in einer Miethkutsche, ein genügsames Abendmahl mit einer Flasche Bagarier

Wein oder ein Sorbetto im Kaffehhaus, und wenn die Nacht herein gebrochen ist, ein ehresamer Spaziergang auf dem Bankett der Marine, das sind die Vergnügungen, die man sich gestattet. Über ehliche Treue und Zucht der Mädchen wird ziemlich strenge gewacht, und nur von dem äußersten Druck der Armuth lassen sich Begünstigungen hoffen, zu denen anderswo ein türkischer Shawl, eine Loge im Theater oder die Gelegenheiten eines Badesejours weit leichteren Zutritt verschaffen. Mit einem Worte, von der Mittelklasse der Palermitaner ist nicht viel zu sagen, und das ist, wie bey so vielen Dingen in der Welt, das Beste, was sich von ihnen rühmen läßt.

Nicht so leicht dürfte das Volk im engern Sinne des Wortes weglommen. Unverkennbar ist in seinen Anlagen natürliche Gutmüthigkeit, ein heller offener Sinn, eine Lenkbarkeit, die es zum Besten wie zum Schlimmsten mit gleicher Leichtigkeit führen läßt, und in diesen Eigenschaften sprechen sich die Hauptzüge aus, welche die Palermitaner mit ihren Landleuten überhaupt gemein haben. Allein die Einfachheit, die größere Redlichkeit, die auf dem Lande zu finden, und die Unverdorbenheit der Sitten, sind wie in den meisten größeren Städten, auch hier verloren gegangen. Aufgeregte Selbstsucht, der Druck der Armuth, das Beyspiel des Betrugs, der Arglist, der Sittenverfunkenheit haben ihre angeborne Gutmüthigkeit unterdrückt; ihr natürlicher Verstand hat sich in Schlaueit, Verschmittheit und Tücke umgewandelt und ihre Lenkbarkeit wird häufig von den Schlechteren zur Verführung, zur Ausschweifung und zum Laster gemißbraucht. Die Bildung steht auf der tiefsten Stufe der Vernachlässigung, die Religion ist nichts als ein Gözenthum äußerer Gebräuche, ohne irgend eine Ahnung von der Moral der christlichen Lehre. Nichts erbärmlicheres kann gedacht werden, als die Kinderzucht in dieser Classe. Man sieht Knaben, die kaum auf den Beinen zu stehen vermögen, Steine gegen ihre Mütter aufheben, sich später ungezügelt allen Zügellosigkeiten überlassen, und endlich zu einem Auswurfe heranwachsen, der fortan alle Gefängnisse mit Mördern und Verbrechern erfüllt. Aus diesen Zügen läßt sich kein günstiger Schluß auf die häuslichen Verhältnisse dieser Classe ziehen; ihre Wohnungen sind unrein, ungesund und ihr Hausrath der elendeste, der sich denken läßt. Mit diesem übereinstimmend ist ihre Kleidung, die, besonders bey den Kindern, in bettelhafte Blöße übergeht. Des Mannes charakteristische Tracht, eine weiße Nachtmüze, eine Bonaoca, d. i. eine kurze Jacke oft von sammetartigem Zeuge, und gewöhnlich Fuchstiefeln, die ihm bis über die Knie hinaufreichen, hat er auch mit dem Landmanne gemein. Der Fischer trägt den gewöhnlichen Marinaro von grobem Tuche mit spitzer Capuze. Noch einfacher ist ihre Nahrung — Eingeweide im eignen Fett auf dem Roste gebraten, *shinguni*, eine Art gerösteten Brotes mit ähnlicher Zuthat und Fische im ranzigen Öl geschmort, sind Leckerbissen, ein Stück *Caccio Cavallo* (schlechter Käse), Wassermelonen, indianische Feigen, und Orangen sind die gewöhnlichen, bey den Armern oft die einzigen Gerichte, die noch dazu meistens ungekocht verzehrt werden. Ein Glas Eiswasser ist das Getränk des gemeinen Mannes, den man beynah nie in dem, obschon sehr wohlfeilen Weine, sich überladen sieht. Überhaupt ist die Trunkenheit der Gegenstand des Spottes und der Verachtung, so wie Genügsamkeit eine angeborne Tugend des gemeinen Palermitaners. Der Einfluß von Wohnung und Nahrung mit den Wirkun-

gen der Sonne und dem harten Tagewerke des Fischer- und anderer Gewerbe kann nicht günstig für die Schönheit der Geschlechter seyn. Dennoch ist der Mann im Durchschnitte kräftig, wohlgebaut und ausdrucksvoll in seinen Gesichtszügen; seine Hautfarbe nähert sich indeß schon sehr der afrikanischen, und seine Muskeln und Knochen treten scharf aus dem trockenen, ausgebrannten Körper hervor. Um so häßlicher sind dagegen die Weiber. Ihre Haare werden frühzeitig grau, ihr Gesicht von Runzeln durchfurcht, ihre Farbe ein widerliches Gelbbraun und alle Wellenlinien der weiblichen Formen schlapp, abgewelkt und ekelig. Wenn ihre Häßlichkeit ihnen einer Seits zum besten vertugade ohne alle Steifröcke und Busenhüllen, mit denen sie nicht verschwenderisch umgehen, dienen kann, so macht dennoch auch die Eifersucht mit einer Strenge über sie, die nicht so glimpflich wie bey den höhern Classen verfährt, und immer bereit ist, zum Dolche oder zum Gewehr zu greifen, sein gekränktes Hausrecht im Blute des Beleidigers zu sühnen. In dieser, so wie in dem Ausbruche jeder andern Leidenschaft, ist der gemeine Sicilianer furchtbar und unversöhnlich im Nachtragen seiner Rache. Steht ihm keine andere Waffe zu Gebot, so langt er nach dem nächsten Steine, den er mit unglaublicher Behendigkeit zum Schlage oder Wurf und mit der größten Sicherheit im Treffen zu führen weiß. Vor der allgemeinen Entwaffnung des Volkes, seit ungefähr einem halben Jahre, trug jeder seine scharfgeschliffene spitze Stoßwaffe in seinem Wammse. Der geringste Zank ließ ihn nach dem Messer greifen, und war auch die Wunde des Gegners augenblicklich tödtlich, so konnte er doch auf die Theilnahme, oft auch auf die Beyhülfe des Nächsthenden rechnen, wenn die Polizey Miene machte, sich seiner zu bemächtigen. Nicht selten setzte er sich auch gegen die ihn verfolgenden Sbirren zur Wehre, und noch vor wenig Tagen erlebte man mitten in Palermo das Beyspiel, daß ein Mörder, dem die Gerechtigkeit schon seit längerer Zeit vergeblich auf der Spur war, von den Sbirren angegriffen, sich fechtend noch zwey Miglien weit aus der Stadt zurückzog, bis man endlich, nachdem er drey Häscher verwundet, und selbst schwer von einem Schusse getroffen war, seiner habhaft werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Wahlspruch der Untersteyrer.

Sachte, sachte, keine Eile;  
 Alles will ja seine Weile;  
 Was du thust, das thu' bequem.  
 Nur wenn man sich ruhig wendet,  
 Wird das Werk so recht vollendet,  
 Und die Arbeit uns genehm.

H. C. Hoffmann.

### Schauspiel.

Den 3. d. M. am Vorabend der Namensfeier Sr. Majestät des Kaisers und Königs, wurde auf dem Hoftheater an der Burg zum ersten Mal aufgeführt: Der Sid. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach Corneille, von Matthäus v. Collin.  
 Ein Held, der den glorreichsten bengezählt wird, die im Heroenkreis des Königs Arthus und Carls des Großen glänzen, der, hätte er auf Hellas Boden seinen Ruhm

erworben, unter den Halbgöttern des Alterthums verehrt worden wäre — dieser Held gibt der Tragödie den Namen. El Cid (Herr!) — so nannten ihn die Mauren, die er seinem Herrn, Castiliens Ferdinand, bekämpfen half; el Campeador (der unvergleichliche Kampfheld) — so benannten ihn die Völker Spaniens. Sein eigentlicher Name ist weniger bekannt. Lange Zeit war unter uns auch nur die unglückliche Geschichte seiner Liebe zu der reizenden Chimene (Ximene) bekannt, bis der Sonettenfranz gesammelt wurde, der das Andenken an seine Heldenthaten unter seiner eigenen Nation erhalten hat. Dramatisch bearbeitet war jene tragische Begebenheit aus seinem Leben bereits von einem spanischen Dichter, bevor noch der erste tragische Dichter Frankreichs diese, wie man leicht denken kann, ziemlich unregelmäßige, aber doch mit großen Schönheiten geschmückte Dichtung zum Vorbild wählte. Der Stoff ist so tragisch, wie nur irgend einer, den die ältere und neuere Geschichte darbieten können; er ist aber auch zugleich viel edler, als mancher der Übrigen, die auf den höchsten tragischen Charakter Anspruch machen. Mit dem Jahr, in welchem diese Tragödie zuerst erschien, beginnt das ruhmvolle Jahrhundert des vierzehnten Ludwigs. Viele Kunstrichter haben den Cid für das vorzüglichste unter des Dichters classischen Werken erklärt; und so würde es auch das vorzüglichste unter den classischen Werken der französischen Bühne überhaupt seyn. Andere sehen den Cid inna höher; Corneille selbst schien für seine *Rodogune* zu stimmen. Einige stellen sogar den Polieucte am höchsten. Die Erscheinung des Cid erregte die Bewunderung von ganz Frankreich, aber auch zugleich die Eifersucht eines mächtigen und glorreichen Ministers, der mit großen Eigenschaften die Schwachheit verband, für einen Dichter gelten zu wollen. Die Literatoren wurden dadurch aufgeregt; es erschienen mehrere Kritiken über dieses Stück, und die noch nicht seit langer Zeit errichtete Akademie der Wissenschaften sprach selbst ein Urtheil aus, in welchem manche Unwahrscheinlichkeiten, wiewohl mit großer Discretion, gerügt wurden. Alles das hinderte nicht, daß sich in Paris heimlich, in den Provinzen öffentlich, ein Sprichwort etablirte und lange Zeit erhielt, dessen man sich oft bediente, um das Treffliche zu bezeichnen, nämlich: *Cela est beau comme le Cid*. Fast in alle europäische Sprachen wurde diese Tragödie übersezt, sogar in das Spanische, ungeachtet sie einem spanischen Original war nachgebildet worden. Rohe Krieger und trockne Mathematiker, die sonst von keinem Schauspiel in der Welt etwas wußten, kannten dennoch diesen Cid. Bevor Corneille seine ersten Tragödien schrieb, bekümmerte man sich wenig um die Regeln des Aristoteles; und hätte man sie späterhin recht verstanden, so würde sich's gefunden haben, daß dieser größte aller Kunstrichter von der strengen Befolgung mancher in solchen Fällen dispensirt, wo durch die Vernachlässigung derselben größere Schönheiten befördert werden. Selbst der Verfasser des Cid hat sie in diesem nicht mit seiner gewöhnlichen Rigorosität befolgt; vielmehr grade hier die meiste Freiheit sich erlaubt. Dennoch ist dies ein Werk, worin Verstand und Geschmack in schöner Eintracht überall hervorsleuchten. Die edelsten Principe: Ehre und Liebe, herrschen hier in ihrer größten Stärke, und der Nationalgeist spricht sich glänzend in den Charakteren aus. Derselbe Geist begründet auch die Catastrophe durch den königlichen Ausspruch, dem sich Chimene unterwerfen muß. Der Ausgang ist hier, dem tragischen Hauptprincip entgegen, zwar verführend; allein die historische Wahrheit machte diese Wendung unumgänglich nöthig. So gewann die Dichtung allerdings das Ansehen eines Rettungs-Drama's, allein zum Muster kann sie allen andern dieser Gattung dienen, und den tragischen Charakter behauptet sie dessen ungeachtet bis an's Ende, denn die Peripethie ist nicht völlig noch entschieden, vielmehr die letzte, ganz befriedigende Entscheidung, und gleichsam der Ausspruch des Schicksals, in die Ferne hinausgerückt. Aber die Tragödie, der Cid, ist auch in hohem Grad romantisch, mithin die erste, und vielleicht einzige dieser Gattung, deren Eigenthum der französischen Bühne nicht bestritten werden kann. Man bewundert die meisterhafte Führung des Kampfes in Chimenes Brust, die bald der Ehre, bald der Liebe zu erliegen scheint, bald mit gleicher Kraft von beyden angegriffen wird, und endlich doch den Sieg der erstern zuerkennt, woraus eben das Tragische herabne entspringt.

Die deutsche Bühne hat eine Bearbeitung desselben Stoffes von D. Klingea

man n, die bereits unter dem Titel: *Rodrigo und Chimene*, auf dem Hoftheater dargestellt wurde. Nur von der des vaterländischen Dichters, die auf dieser Bühne jetzt zum ersten Mal erschien, kann hier die Rede seyn. Sie ist als ein Werk der Einsicht und des Kunstsinnes von nachdrucksvollen Stimmen anerkannt. Gleich die erste Scene eröffnet auf eine imposante und sehr zweckmäßige Art den Schauplatz, indem durch die vom König auf dem Thron gehaltne Rede die Erscheinung der Mauren vorbereitet und die Hand des Zufalls weniger bemerklich wird. Im Original beginnt die Handlung auf sehr gewöhnliche Weise mit einer Unterredung zwischen *Chimene* und ihrer Vertrauten, der jedoch die Zweckmäßigkeit ihrer Seite ebenfalls nicht abgesprochen werden kann. Eine Person, die auch auf der französischen Bühne für nicht sehr bedeutend gehalten wird, ist aus der Handlung ganz entfernt, nämlich die Infantinn von Castilien, *Donna Urraque*. Was die Einheit des Orts betrifft, so hat der Bearbeiter durch öftere Veränderung der Scene während der Handlung, dieser eine freiere Bewegung verschafft, in der Einheit der Zeit ist indessen nichts verändert. Die pathetische Diction, die *Corneille* sogar in der Scene zwischen den Liebenden nicht herabzusinken sich erlaubte, um nicht zugleich den Schwung der Tragödie zu lähmen, hat der Bearbeiter unserm Zeitgeschmack zum Vortheil, so viel möglich war, gemildert, und die angenehme Rührung, welche das Mitleid mit der tugendhaften Liebe erregt, dadurch erhöht. Die Verse sind leicht und fließend, auch wo es nöthig war, mit strenger Treue nachgebildet, und so zum Beispiel der Monolog des *Rodrigo*, am Schluß des ersten Aufzugs, der im Original aus Strophen besteht, in einem ähnlichen Rhythmus gehalten und in frey wechselnden Reimen ausgeführt. Dennoch muß die Declamationskunst ihre Mittel oft mit großem Fleiß verwenden, um die Rundung eines Satzes durch den Nachdruck zu vollenden; vielleicht darum, weil der Bearbeiter mehr auf das Werk selbst, als auf die Darstellung Rücksicht nahm.

Das schönste Lob des großen *Corneille* ist im folgenden Zug enthalten. Er pflegte oft in seinem Alter — die geistreichen Pariser Damen, die seinem glücklichen Nebenbuhler, dem jungen anmuthigen Dichter der *Phädra*, ihr Herz entgegenwendeten, bemerkten dieses vor der Zeit — von Gewissensbissen, seiner Theaterwerke wegen, besunruhigt zu werden, und forderte alsdann den Trost der Kirche, der ihm auch nicht versagt wurde, weil man Rücksicht darauf nahm, — „daß er die Bühne geläutert hatte, daß die erhabensten Gesinnungen in seinen Tragödien herrschen, und sogar die Liebe darin nur die reinste Tugend athmet.“ (*En faveur de la vertu qu'il a mise jusque dans l'amour.*)

Wir sahen die zweite Vorstellung, was hier nicht ohne Grund erwähnt wird. *Mlle. Müller* gab *Chimene*, und wir mußten ihr von Scene zu Scene, in immer höherem Grad unsere Bewunderung zollen. Wenn wir früher die *Kutland* für ihre schönste Leistung hielten, so müssen wir jetzt wenigstens gestehen, daß sie im Charakter der *Chimene* noch einen höhern Aufschwung nahm, ungefähr wie es dem Dichter des *Ed*, dem Urtheil einiger Kunstrichter nach, in einer Reihe von Tragödien gelang. Die Darstellerin jedoch nahm in den letzten Scenen noch einen höchsten Schwung. Im Ganzen hatte diese Leistung den, der französischen Tragödie angemessenen Charakter, aber was man nur zu oft an den ersten tragischen Künstlerinnen Frankreichs zu vermischen pflegt: schöne Weiblichkeit und Grazie, das vereinigte sich hier mit der tragischen Energie auf das gefälligste. Wir haben Actricen auf französischen Bühnen gesehen, die den bewundernswürdigsten Effect hervor zu bringen wußten, während sie sich wie die Furien geberdeten. Nur ein einziges „*Mais!*“ — muß man in solchen Fällen hören, das mit dem allergewichtigsten Accent beschwert wird. Das französische Theaterpublicum lacht darüber niemals; doch in einer einzigen Sylbe sich versprechen, gilt einem Capitalverbrechen gleich. Da wir die Darstellung der in Rede stehenden Künstlerin bloß im Allgemeinen berühren können, so gedenken wir nur noch der festen, energischen und sichern Declamation, die von einer regen Phantasie belebt, durch Verwendung aller Klänge und Tonstufen die freitenden Gefühle schilderte, und da, wo *Chimene* von beyden zugleich erschüttert wird, die widerstrebenden Gemüthsbewegungen mit hinreichender Beredsamkeit und Wahrheit bezeichnete; mit eben der Wahrheit, die in der

Dichtung diesen Kampf charakterisirt, welche zwar nicht die des alltäglichen Lebens, sondern die poetische Wahrheit ist. Freyheit und Adel herrschten in der inneren Entwicklung wie in den äußeren Bewegungen; überall die größte Anschaulichkeit und Klarheit. Wir sind überzeugt, daß es nur einer Reihe von ähnlichen Leistungen bedarf, um einen bleibenden Ruhm zu begründen. Einzelne Productionen dieser Art sind außerdem mit nicht geringerem Recht den mimischen Kunstwerken vom ersten Range beuzuzählen.

Die Darstellung des Hrn. Korn als Rodrigo erregte vorzüglich durch den anspruchlosen Ausdruck des heroischen Selbstgefühls, wie der edlen, rührenden Hingebung der sich Schuld bewußten Liebe, die innigste Theilnahme, und erhob sich gleichfalls in der Schlusscene — bis zur Verklärung. Grade in solchen Situationen ist es, wo sein Organ, indem es das schwermüthige Gefühl des ruhig leidenden, doch tief bewegten Hergens in ergreifenden Schmerzkünsten ausdrückt, sehr erfolgreich wirkt.

Eine sehr gediegene und reich belebte Darstellung war die des Hrn. Heurteur im Charakter des Diego; ein Gemälde, worin Biederfönn und edles Nachgefühl, ganz im hohen Sinn des Ritterthums, in schöner Milderung und fester Haltung mit den natürlichsten Zügen ausgeführt, zu einem höchst gelungenen Ganzen sich gestalteten.

So wie die dramatische Dichtung der hohen Feyer würdig war, eben so zeigte sich die Darstellung der schönen Dichtung würdig, und gewährte einen zwiefach festlichen Genuß.

### Theater an der Wien.

Wir sahen hier am 5. d. M. die zwey und zwanzigste Vorstellung des Melodrams: *Timur, der Tartar-Chan*, und aufrichtig zu gestehen, mit ungleich größerem Vergnügen, als das erste Mal. Ein so belebtes und aus den verschiedensten Theilen organisirtes Schauspiel gewinnt freylich nach einer Reihe von Repetitionen ein ganz andres und gefälligeres Ansehen. Alles tritt in größerer Klarheit und ansprechender hervor, alle Theile fügen sich mehr in einander und die Form des Ganzen wird gerundeter. Die Scenerien und Kunstproductionen der Cavallerie, die Evolutionen, Kämpfe und Gefechte, die Theater-Coups und Gruppierungen wurden mit vorzüglicher Leichtigkeit und Sicherheit, ja mit gesteigerter Kühnheit ausgeführt. Der rettende Tartar kam jetzt ganz vorn heraus und sprengte im Galopp über die Bühne, tauchte sogleich unter die Brücke mit dem Pferd, vor dessen Hufen sich das Wasser theilte, sprengte dann mit einem Schwung herauf und über die Terrasse, der damit verbundnen Brücke zu. Wir sagen Terrasse, denn noch immer, obgleich durch glaubwürdige Zeugen berichtet, können wir uns nicht überzeugen, daß dieser Theil des Hintergrundes, den wir das erste Mal, auf einen sehr unbequemen Platz, ganz in der Ferne, für eine Anhöhe, einen Hügel, oder den letzten Absatz eines kleinen Berges hielten, der sich aufwärts nach der Seite hin verliert, einen Wasserfall repräsentiren soll. Schon der Sprung in's Wasser und von der Mauer herab, schien eclatanter. Die Gefechte sind abgekürzt. Ein recht unterhaltendes Schauspiel gewährt das in der Folge eingeführte Tanzstück, der Menuet zu Pferde. Die Touren werden mit großer Deutlichkeit und Bestimmtheit ausgeführt, die Schwenkungen gehen rasch und lebendig von Statten, und die künstlerischen Pferde heben den Kopf so grazios, setzen die Füße so zierlich, daß die Sonntagstänzer auf den gewöhnlichen Tanzsälen sie zum Muster nehmen könnten. In einem Ländrischen würden sie gewiß nicht aus dem Zirkel tanzen, daß die Umstehenden in alle vier Ecken fliegen. Es wurde diesen Tanzkünstlern auch ein lautes Bravi! Bravi! zugerufen. Wenn der Greis von Tejos so etwas gesehen hätte, er würde zu der bekannten Stelle: „Dem Koffe gab er Hufe,“ noch hinzu gefügt haben: „Und auch des Tanzes Gaben.“ — Wir bemerkten auch im übrigen vortheilhafte Abkürzungen, und das Ganze erschien uns überhaupt jetzt einfacher und gedrängter. In der That, wer ein solches Schauspiel in Wien noch nicht gesehen hat, der komme her, die weil es noch im Gang ist, so kann er trotz dem reisenden Bothen von Wandsbeck, auch aus diesem Kunstkreis was erzählen.

Dieses Schauspiel ist zum vier und zwanzigsten Mal noch als *Benefice*-Vorstellung für den Regisseur Demmer aufgeführt worden und wird ohne Zweifel, wenn es in

der Folge eine Zeitlang geruht hat, wieder gute Einnahmen verschaffen. Zwischen dem ersten und zweyten Aufzug spielte der Orchester-Director *Element* ein Violin-Solo von seiner Composition; zwischen dem zweyten und dritten Act Hr. *Bayer* ein Solo auf der Flöte, beyde mit Meisterschaft, wie von diesen ausgezeichneten Künstlern zu erwarten ist.

Vergessen wir aber auch den pensionirten Hoffchauspieler *Klingmann* nicht, der seit einiger Zeit im Charakter des *Oglu* auf dieser Bühne gastirt. Der benannte tarrarische Charakter hat seine Schwierigkeiten, weil die Zeichnung leicht mißverstanden werden kann, und weil die Zuschauer in einem solchen Spectakelstück, wo es übrigens sonst nichts zum Lachen gibt, immer am meisten dazu disponirt sind. Der geübte Schauspieler überwindet aber diese größten Theils auch nur scheinbare Schwierigkeiten bald, und Hr. *Klingmann* gibt seinem *Oglu* eine gewisse Consistenz, worin der Ernst vorherrscht, zugleich aber auch die gehörige Beweglichkeit, ohne daß es wunderlich herauskommt, und weiß in den gefährlichsten Momenten die Treuherzigkeit und Derbheit mit der frohen Laune und dem theilnehmenden Wohlwollen eines gutmüthigen Greises zur Zufriedenheit der Zuschauer, auf das Beste zu verschmelzen. Es muß diesem einst so beliebten Schauspieler sehr erfreulich seyn, daß er auf eben dieser Bühne, wo ihm in den Tagen seines jugendlichen Glanzes mancher grüne Zweig zu Theil geworden, jezt, nachdem er seine künstlerische Laufbahn schon beendigt hat, in ehrenvoller Anerkennung gleichsam wieder auflebt.

### Schauspiel-Anzeige.

Nächstkommenden Montag, den 14. d. M. wird auf dem k. k. priv. Theater an der Wien, zum Vortheil des Schauspielers *Hrn. Rott*, zum ersten Mal aufgeführt: *Arnulph der Schwarze*, oder: *Verbrechen und Buße*. Romantisches Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, von *Friedrich de la Motte Fouqué*. Die der Vorstellung vorangehende Ouverture ist aus dem *Mädchen von Orleans*, componirt von *Carrara*. Das Gesangsstück im fünften Aufzug, der Troubadour und das Trinklied betitelt, hat *Hr. Seipel*, Mitglied dieser Bühne, hierzu in Musik gesetzt. Mit der anziehenden Wahl vereinigen sich Fleiß und Thätigkeit des Darstellers, und lassen ihn erwünschte Theilnahme am Abend seiner Benefice-Vorstellung gewärtigen.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jezt folgende Gewächse:

- Cassia mexicana*. Aus Mexico.
- Cestrum fastigiatum*. Gleichhochstämmiger Hammerstrauch. Von Cuba.
- Panax aculeatum*. Stachelige Kraftwurz. Aus China.
- Ehretia Beurreria*. Ovale Ehretie. Aus Jamaica.
- Hibiscus Abelmoschus*. Bisam-Hibiscus. Vom wärmeren Amerika.
- Justicia Gendarussa*. Weidenblättrige Justice. Von Ceylon.
- Sida mollissima*. Weichste Side. Aus Ostindien.
- Volkameria Ligustrina*. Ligusterartige Volkamerie. Von der St. Moritzinsel.
- Amaryllis Radula*. Rapsenblättrige Amaryllis. Vom Cap.
- Cussonia thyrsoiflora*. Keilblättrige Cussonie. Vom Cap.

### Berichtigung.

In Nr. 121, p. 979. 3. 9 v. u. lese man: *Voetius* st. *Kontius*.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schickh*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### Mode.

Dienstag, den 15. October 1822.

124

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Skizzen aus Palermo.

(Fortsetzung)

Es ist nicht gerecht, dem Palermitaner im Allgemeinen Trägheit und Arbeitscheu vorzuwerfen. Er ist bey den härtesten Arbeiten, die er unternimmt, unverdrossen und ausdauernd; man erstaunt über die Lasten, die man ihn oft in der glühenden Mittagshize tragen sieht; vom Anbruche des Tages bis zur spätesten Nacht sieht man ihn vor seinem dumpfigen und engen Ladengewölbe an seinem sauren Gewerbe sitzen, und der Schlaf scheint ihm ein überflüssiges Bedürfnis. Auch das Weib ist vor dem Hause mit weiblichen Arbeiten thätig oder legt bey dem Gewerbe des Mannes eine fleißige Hand an; allein es müßte kein italienisches Völkchen seyn, wenn es an seiner cinquechiachiere, seinem stundenlangen Beysammenstehen und Plaudern, seinem la mora, dem Fingerspiel, wobey eine Zahl derselben von beyden Spielern rasch ausgesprochen und errathen werden muß, und seinem poggio, dem Spiel mit Kugeln, die zunächst nach dem ausgeworfenen Pallino geschleudert werden, nicht das größte Vergnügen fände. Das letztere treibt Jung und Alt auf allen Plätzen und Straßen, und nichts vermag es in seinem Eifer zu unterbrechen. Wie oft erinnerte ich mich bey den Jungen, die auf der Straße den heranrollenden Wagen nicht aus dem Wege gehen, bis ihr Spiel nicht gewaltsam gestört wird, jener Anekdote des jungen Alcibiades und verwünschte die Nachsicht der Polizey, die nicht nur diesem und ähnlichem Unfug durch die Finger sieht, sondern vor nicht gar langer Zeit noch gestattete, daß das Volk über die Breite einer ziemlich befahrenen Straße mit Stukenkugeln nach der Scheibe schoß.

Über diesen letztern Gegenstand könnte ich Wunderdinge erzählen, obgleich die Maßregeln, welche die Regierung in der letzten Zeit ergriffen, wesentliche Änderungen hervor brachten. Die ziemlich wirksame Entwaffnung des Volkes, die Beschränkung des gefährlichen Einflusses, den die Zunftmeister ausübten, die Zerstörung der Conciaria (Gerberstätte) und die Zerstreuung

ung der Gärber nach allen Theilen der Stadt, haben die unzweydeutigsten und heilsamsten Folgen hervorgebracht; das Volk hat sich seither wieder an die Achtung der Geseze und an die Furcht vor ihren Obrigkeiten gewöhnt, die ihnen bereits ganz fremd geworden waren. Ich zweifle nicht, daß es interessant seyn werde, hierüber einige nähere Umstände zu erfahren, die auch mancher andern Sonderbarkeit wegen der Bemerkung nicht unwerth sind.

Unter den Zünften, die in Palermo den größten Einfluß behaupteten, öfters als einmal dem Senat und dem Prätor desselben, der ihr oberster Vorsteher ist, Geseze vorgeschrieben und aus ihrer Mitte die Junta des Jahres 1820 gebildet, waren die vorzüglichsten die der Brunnenmeister, Fischer, Fleischer, vor allen aber der Gärber. Die letztere, die ungefähr fünfhundert Meisterschaften zählte, bewohnte ein eigenes Viertel der Stadt, die Conciaria genannt, in der sie eine Republik bildete, welche sich nach und nach von aller Aufsicht, von allen Leistungen und Abgaben frey gemacht hatte, und in eine absolute Opposition gegen die öffentliche Ordnung getreten war. Kein Polizeybeamter durfte es wagen, sich in ihrem Bezirke blicken zu lassen, jeder Unterschleif, jedes Verbrechen fand dort seine Freystätte, der Räuber, der flüchtige Mörder ging in ihrem Umkreis frey und unangetastet umher, und der Name Conciariate war ein Schreckensname für jeden ruhigen Bürger. Ihre Grausamkeit war zum Sprichworte geworden. Kein Thier, das sich in ihr Viertel verirrete, entging ihren barbarischen Vergnügungen. Die jüngsten Kinder waren angelehrt Hunde und Katzen, deren sie habhaft werden konnten, mit ausgesuchten Martern zu quälen, und sie dann noch lebend mit den Pfoten an die Hausthüren zu nageln. Seit langen Jahren war die Conciaria und ihre Schlupfwinkel der Regierung ein Dorn im Auge, aber selbst Lord Bentinck hatte vergeblich darauf angetragen, sie zu zerstören. Die Furcht gab ihr eine Art von Unverlegbarkeit, der Niemand nahe zu treten wagte. Die Gegenwart der österreichischen Truppen, und die Entschlossenheit des Generals Nunciante, des Militär-Commandanten von Sicilien, so wie des Polizey-Directors Hugo, machten endlich dem Unfug ein Ende. Die Conciaria ward plötzlich durch ein Proclam in Kriegszustand erklärt, alle Eingänge und die größern Plätze mit Truppen besetzt, die Wohnungen, unterirdischen Gänge und Canäle der Werkstätten durchsucht, alle Waffen, sogar einige kleine Kanonen, die sie darin versteckt hielten, weggebracht, sodann den Conciarioten andere zerstreute Wohnungen und Werkplätze angewiesen, alle verborgenen unterirdischen Zugänge, selbst einige kleinere Gassen vermauert, und die Häuser an andere Parteyen vermiethet. Nach der, mit dem vollen Erfolge der Überraschung, mit Ernst und Festigkeit ausgeführten Beendigung dieses Anternehmens, schritt man zu einer gleichen Hausuntersuchung der übrigen Stadtviertel und zur Entwaffnung der verdächtigen übel berüchtigten und aller jenen Personen, die von der Regierung keine Erlaubnißscheine eingelöst oder keine Art von Befugniß ansprechen konnten. Waffen tragen zu dürfen. Nur zum Behufe der Jagd oder der Sicherheit auf einsam gelegenen Massarien oder Landhäusern wurden die erneuten Lizenzen an jene Einwohner ertheilt, welche Zeugnisse einer tadellosen Aufführung von ihren Obrigkeiten beyzubringen hatten, oder deren Rang und Verhältnisse eine selbst verstandene Ausnahme vor dem Geseze machten. Unmittelbar auf diese, ohne Begeg-

nung der geringsten Widerseßlichkeit ausgeführte Maßregel, folgte nun die königl. Verordnung, welche das Unwesen und die unstatthafter Vorrechte der Zunftmeister beschränkte und sie in die Grenzen zurückwies, die ihnen in andern Staaten gesetzt sind. Jetzt erst durfte die Regierung mit energischer Strenge zur Untersuchung und Bestrafung von Verbrechen schreiten, deren Urheber, auf ihre Unverletzbarkeit trogend, bisher ungeschert unter den Augen der Gerechtigkeit gewandelt waren und der Furcht und des Abscheues ihrer Mitbürger gespottet hatten. Der erste, den die rächende Nemesis erfaßte, war der Mörder eines wohlhabenden Bürgers zur Zeit der Revolution, eines gewissen Sanzio; Mordlust, persönlicher Haß und Raubsucht hatten sich den Unglücklichen zum Opfer ausersehen, und die Unthat ward dadurch vollendet daß auch die Seinen durch Plünderung und Mißhandlung vom blühenden Wohlstande in das tiefste Elend gestürzt wurden. Der Niederträchtige, dessen Werk das Bubenstück war, ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, Amari mit Namen, gehörte der angesehenen und reichen Zunft der Brunnenmeister zu; selbst wohlhabend und angesehen, hatte er sich erst ein gewisses Ansehen im gemeinen Volke zu verschaffen und endlich ein solch' durchgängiges Schrecken vor seiner Gewalt einzuschleusen gewußt, daß Personen vom ersten Range seinem Willen und seinem Gewichte zu huldigen genöthiget waren, und Amari's Name zur Zeit der Anarchie die Unerfrochtensten zittern machte. Zu verworfen zu einem Massaniello hatte es vielleicht nur an ihm gelegen, es dem sicilianischen Volke zu werden, sobald er es gewollt hätte. Ein unbedeutender Wortwechsel mit Sanzio entflammte die Blut der Rache und des Hasses in seinem verderbten Herzen. Unter dem Vorwande, als habe Sanzio, der eine Lieutenantsstelle in der bürgerlichen Artillerie bekleidete, die Kanonen, welche der Pöbel auf einen Platz der Stadt aufgeführt hatte, vernageln wollen, setzte er sich an die Spitze einer Squadra eines jener Volkshaufen aus dem zügellosesten Gesindel, zu dessen Haupte er sich aufgeworfen hatte, und führte sie vor Sanzio's Haus. Hier tödtete er erst durch Pistolenschüsse das unglückliche Schlachtopfer seiner Wuth, das sich vergebens zu rechtfertigen gesucht hatte, und gab dann dessen Habe seinen Helfershelfern zur Plünderung Preis. Die Gerichtsverhandlungen gehen zu Palermo öffentlich vor sich; der Reggio Procuratore führt die Sache des Gesetzes; dem Angeklagten, der bey den Zeugenverhören persönlich zugegen ist, wird ein Anwalt gegeben, den er selbst zu bestimmen die Wahl hat. Es war der erste öffentliche Vorgang dieser Art, dem ich beyzuwohnen Gelegenheit hatte, und ich wollte diese um so weniger versäumen, als die Streitfrage über die Vor- oder Nachtheile der öffentlichen Criminalverhandlungen seit den letzten merkwürdigen Rechtsfällen, von welchen Europa Zeuge geworden, die Meinungen darüber wesentlich getheilt hatte. Amari und seine Spießgesellen trugen den Abdruck eines verworfenen Gemüthes viel zu sichtbar auf ihren Zügen ausgeprägt, um durch den Eindruck des Mitleids den Abscheu zu entkräften, den, mehr noch als die Darstellung ihrer auch später noch zahlreich aufgehäuften Schandthaten, die Gegenwart der unglücklichen Familie erregte. Der elende abgerissene Anzug, die bleichen abgehärmten Gesichter der Unglücklichen, die Amari's Verbrechen in den beklagenswerthen Zustand versetzt, weckte mehr, als alle rednerischen Figuren, Theilnahme für sie, und Entrüstung gegen den

Mörder. Ein Moment, der vorzüglich auf die Zuhörer wirkte, und den man, wenn es hier nicht allzusehr am unrechten Plage stünde, einen wahren coup de théâtre nennen könnte, war jener, als der jüngste aus Sanzio's Söhnen, ein Knabe von zwölf Jahren, als Zeuge gegen einen der Beschuldigten, einen Bagarioten aufgerufen ward. Die Verruchtheit und Grausamkeit, die sich auf den Zügen des Menschen malte, und keines Lavaters zur Auslegung bedurft hätte, und die Dreistigkeit, mit welcher er in der hartnäckigen Ablägung jeder ihm gestellten Frage verharrte, hatten gleich Anfangs Aller Herzen gegen ihn eingenommen. Der Knabe stand den Rücken gegen den Bösewicht gekehrt; mit rührender Einfachheit und Wärme, erzählte er die Mißhandlung, die Schrecken, die er an jenem Unglücksabend erfahren. Der Präsident stellte ihm die Frage, ob er sich noch des Aussehens derjenigen entsinnen würde, die den vorzüglichsten Theil an jener Abscheulichkeit genommen. Mit einer Wahrheit, die um so mehr Staunen erregte, als er den Bösewicht nur dieses eine Mal und nur im Augenblicke der betäubenden Furcht und Verwirrung gesehen hatte, entwarf der Knabe das Bild des Bagarioten mit so sprechenden Zügen, daß es unmöglich gewesen wäre, daß auch nur einer der Anwesenden ihn verkannt hätte. Eine dumpfe Bewegung des Unwillens unterbrach einen Augenblick lang die tiefe Stille der Theilnahme und der gespannten Erwartung. Der Präsident gebot Schweigen, und hieß den Knaben im Saale umhersehen, ob er unter den Gegenwärtigen den unterscheidet, den er bezeichnete. Der erste Blick des Unglücklichen fiel auf das Gesicht des Verbrechers, dessen dunkle Röthe jetzt mit einer plötzlichen Todesblässe wechselte. Ein Ausruf des Entsetzens und des Zornes entfuhr dem Knaben, indem eben so schnell das dichte Gedränge der Zuhörer mit so lauten Ausrufen der Entrüstung einfiel, daß erst das wiederholte Zeichen der Glocke sie zum Schweigen bringen konnte. So sprechend solche Überweisungsmittel seyn mögen, so könnten doch auch sie zuweilen zu Verwechslungen führen, von denen in Frankreich noch jüngst ein so trauriges Beispiel zur Sprache kam. Das befanaene Urtheil der Menge dürfte es dem Richter selbst erschweren, in solchen Momenten sich die kühle leidenschaftlose Seele zu erhalten, die Wahrscheinlichkeit abzuwägen und dem Vorurtheile sein Ohr zu schließen. Die Meinung der Menge ist beynahe immer schon im Vorhinein für eine oder die andere Überzeugung gewonnen, und wer verhehlt sich, wie schwer es sey, sie nicht, wenn das Gewicht der Gründe auf der Waagschale schwankt, auf eine oder die andere fallen zu lassen. Bey der gegenwärtigen Veranlassung, war die ganze Procedur nichts als eine leere Form, denn ganz Palermo trat als Zeuge gegen Amari auf, so wie er sich selbst der That oft laut und feck gerühmt hatte, die ihn jetzt auch, der wohlgesetzten Reden seiner Vertheidiger zum Troke, rettungslos auf's Blutgerüst führen mußte. Übrigens gewährten diese Vertheidigungsreden, so wie die schöne und männliche Beredsamkeit des Reggio Procuratore, eines B. Pasciuta, besonders in den Stellen hohes Interesse, wo er die Schrecknisse der Empörung, die Gräuel der Volksherrschaft und im Gegensatz die Wohlthaten der Gesellichkeit und der bürgerlichen Ordnung schilderte. Der Saal war bey jeder Sitzung des Gerichtes mit Zuhörern überfüllt, unter welchen auch Damen aus den ersten Ständen nicht fehl-

ten, obgleich manche der, in Untersuchung gezogenen Umstände, dem Sinne und Gefühle des zarteren Geschlechtes nicht eben am angemessensten waren.

(Der Schluß folgt)

### U n d i e E c h o.

Aus dem Spanischen des Don Francisco de Borja, Fürsten von Esquifunche \*).

Son. 123. Dexa los montes, Eco lastimada etc.

Kind des Mitleids, fleuch aus Berg und Hain!  
 Ächze nicht dein Leid der Felsenhöhle!  
 Deine Klage schall' aus meiner Kehle!  
 Klägliches als dein' ist meine Pein!

Rufft du todten Steinen Herz und Seele,  
 Rauher Wildniß rings Erbarmung ein:  
 Klage Der, die härter ist als Stein,  
 Daß ihr Starrsinn Tag und Nacht mich quäle!

Beig' ihr, wie als Schilf hier Syrinx \*\*) schwirrt,  
 Dort, zum Quell zerfloßen, durch's Gefilde  
 Arethusa Liebe: plätschernd irrt!

So, durch fremdes Leid erweicht zur Milde,  
 Hallt vielleicht ihr Herz mein sehnlich Ach  
 Mir in deiner Jammerstimme nach.

Goethe's v. Leon.

\*) S. dessen Obras en Verso. Amberes, 1663 in 4.

\*\*) Die Nymphe Syrinx, durch die Liebe des Pan, wie Arethusa durch die Liebe des Alpheus bekannt. Erstere ward in ein Schilfrohr, Letztere in eine Quelle; Echo selbst aber, aus Liebe für Narciss, in den Wiederhall verwandelt.

### Einige Aphorismen für die neuesten Aphoristiker.

1.

Aphorismen, einzelne Kurze und abgerissene Gedanken über Leben, Kunst und Wissenschaft, verdanken oft ihr dürftiges Daseyn dem Unvermögen, eine zusammenhängende Gedankenreihe über diese wichtigen Gegenstände klar und bequem entwickeln zu können.

2.

Aphorismen, als Lückenbüßer in vielen unsrer literarischen Blätter, sind oft nur abgeschlossene Floskeln, die alles ausschließen und gar nichts einschließen. Absprechende gehaltlose Meinung ohne ausgesprochenes Urtheil.

3.

Fromme Wünsche zum Heil der Kunst, werden heut zu Tage, in Aphorismen, so milde von den Areopagen der Kunst geäußert, daß sie lebhaft an manche gute Väter im Lustspiele erinnern, die ihren Kindern nur gut gemein-

ten Rath ertheilen, übrigens ihnen die freyeste Wahl ihres Herzens heim stellen, mit dem kleinen Bemerkten, ihnen die Hälse umzudrehen, falls diese Wahl den väterlichen Wünschen nicht entsprechen sollte.

## 4.

Dilettantismus in Kunstzeugnissen ist allerdings nicht gut und dem Gedeihen des Tüchtigen hier und da hinderlich, aber Dilettantismus in Kunsturtheilen scheint uns schlecht, und der Förderung des Guten allenthalben gefährlich. Wenn einst solche, die Millionen Variationen, Billionen Potpourris, und Trillionen anderer kleinen Musikstücke, und sonst nichts als Ertrag ihres Kunststrebens anzugeben vermögen, beschämt und gedemüthigt vor dem ernstern Richterstuhl der Nachwelt stehen werden, wie wird es erst euch ergehen, ihr Unglücklichen? wenn das Facit aus der langen Reihe eures sogenannten literarischen Lebens nichts mehr bieten wird, als Millionen Theaterkritiken, in handwerksmäßigen Ausdrücken, Billionen Wichtchen von Gedichtchen und Trillionen von Kunsturtheilen, Apophtegmen, Aphorismen und andern Lappen. Wie ärmlich und erbärmlich werdet ihr bey jenem Gericht den andern zur Seite stehen und ihr Loos noch beneidenswerth finden.

## W o l k e n h i m m e l.

Die Morgenwinde wehen,  
Und dort am Himmel ziehn,  
Wie tausend Lämmerheerden,  
Die Wölkchen friedlich hin.

Sie wandern fromm und schweigend  
Auf jener lichten Au;  
Die Lämmer sind wie Silber,  
Die Flur aus Himmelblau.

Der Sturm ist ihr Gebieter,  
Der Herde starker Hort,  
Sie lauschen seinen Winken,  
Und ziehn duldsam fort.

Und ob nach Ost, nach Westen  
Die stumme Luftfahrt geht,  
Die Herde darf nicht fragen,  
Die Herde schweigt — und geht.

F. S. S—t.

## Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende August 1822.

Sehr großen Beyfall fand diesen Sommer die sich immer mehr erweiternde Brunnenanstalt des Dr. Strube, welcher in dem dazu eingerichteten Garten die verschiedensten mineralischen Wasser künstlich bereitet. Unsere Ärzte sind zufrieden mit diesen Producten seines rastlosen Eifers, und die Zahl der Brunnengäste nimmt täglich zu. Die höchste Eleganz herrscht hier wie an den Badeorten selbst, und es ist für Viele, welche ihre Lage oder beschränktere Mittel hier fesseln, doch sehr willkommen für ihre Gesundheit sorgen zu können, ohne kostspielige Reisen zu unternehmen und sich von den ihnen bekannten Ärzten zu entfernen.

Das Theater bot diesen Monat durchaus nichts Interessantes dar. Unsere Kunstausstellung wurde den 3. August eröffnet; leider kann man das von ihr sagen, womit man die besten Frauen zu bezeichnen pflegt: man spricht nicht von ihr! Noch fehlen viele Gemälde, es ist dießmal laut gerügt worden, daß die jungen Künstler mit der Ablieferung ihrer Arbeiten so faumfelig sind, billig sollten aber wohl die Professoren hierin mit gutem Beyspiel vorangehen; denn von mehreren derselben vermißt man bis jetzt noch die Werke. Eine genaue Übersicht der Ausstellung verspare ich auf den nächsten Monat.

Einen seltenen Kunstgenuß für uns dießseits der Alpen, wo wenig im Großen gearbeitet wird, hatten diejenigen, welche im Doubsettenaal den neuen Carton des Professor Vogel sahen. Ich habe schon im vorigen Jahr der beyden schönen Cartons zu den Eckgemälden, der Poesie und der Caritas, erwähnt, welche dieser sinnige Künstler in dem neuerbauten königlichen Saal in Pillnitz auf der Mauer ausführte. Dieß Frühjahr vollendete er die andern beyden Eckgemälde: die Philosophie und die Grazien. Ich kenne alle erst aus den Cartons, kann daher nur von der Erfindung, nicht von der Ausführung sprechen. Die Räume zu allen sind fächerartig und von dem Künstler sehr geschickt benutzt und ausgefüllt. Die Philosophie ist ungemein grandios gedacht, sie hält in jeder Hand eine Fackel empor; das Symmetrische ihrer Stellung gibt einen ernsterhabnen Eindruck, der durch den stillen, milden Tieffinn ihrer Züge noch erhöht wird. Ein Genius schwebt ihr zur Linken, sich erdwärts wendend und sich versenkend in die Kunde der Naturwissenschaft, wie wir es ahnen können durch den Folianten, in welchem er studiert und auf dessen Einband die Epheussche Diana abgebildet ist. Ein anderer Genius, ihr zur Rechten, hat sein Buch zugeschlagen und strebt kühn hinauf in die durch Philosophia's Fackel erhellenen Himmelsräume. Diese Composition ist wahrhaft Raphaelisch. Die Gruppe der Charitinnen findet viele Widersacher, die mehresten, die sie ausgeführt sahen, tadeln sie hart. Der Carton dazu verdient dieß nicht, denn die Zeichnung und Gruppierung ist leicht und schön. Die Hauptschuld mag darin liegen, daß man hier gar nicht an diesen kräftigen kühnen Styl gewohnt ist und daß bey uns Nordländern der Begriff von Grazien immer etwas Zartes, Zierliches, fast Nebulistisches mit sich bringt. Raphaels Gruppe der Grazien in der Farnesina würde hier schwerlich Beyfall finden, wenn man nicht wüßte, daß man Raphael stets bewundern muß; wenigstens sollte jeder Billige diese Gruppe mit der unsers Vogels vergleichen (was ja leicht möglich ist, da die Gemälde der Farnesina in jeder Kupferstichsammlung sind), ehe er diese so hart beurtheilt. Daß die Darstellung der Grazien immer für jeden Künstler etwas sehr schwieriges bleibt, ist unläugbar. Der neue Carton, den Vogel jetzt beendete, gehört zu dem ersten der vier Hauptgemälde, welche an die langen Wände zwischen jene Eckgemälde kommen und die vier Künste: Malerey, Musik, Sculptur und Architectur darstellen. Billig fing der Künstler mit der Malerey an. Das ganze Gemälde bekommt die Form eines antiken Frieses, der sich in der Mitte hebt, an beyden Enden aber herabsenkt. Die Malerey selbst, eine hohe, schöne Gestalt, mit einem vollen Blumenkranz in den Locken, thront in der Mitte, in der Rechten hält sie ein Buch (sie muß mit Wissenschaft vertraut seyn), in der Linken Palette und Pinsel. Ihr zur Rechten steht der Genius der Zeichnung, ernst versenkt in die Beschäftigung, eine anatomische Figur im Umriß auf eine Tafel zu zeichnen, die er auf sein Knie stützt. Wir sehen ihn im Profil, ihm gegenüber zur Linken steht, schwebenden Schrittes, der leichte liebliche Genius des Coloristes, der eben die Farbe aufsetzt auf die Palette der Malerey; das kindlich lächelnde, dunkellockige Köpfchen ist uns ganz von vorn zugewendet, zugleich erinnern die Züge sowohl als das Helldunkel, welches die überschattenden reichen Locken über die freundlich schalkhafte Stirne verbreiten, augenblicklich an Correggio, diese Andeutung ist sinnig und sehr passend. Zween kleinere kindliche Genien befinden sich in den beyden äußersten Ecken des Bildes; der neben der Zeichnung sitzt mit verschränkten Füßchen neben einer colossalen Jupitersmaske und ist emsig beschäftigt, diese aufzuzeichnen; er deutet auf das zur Kunst so nöthige Studium der Antike. Der andere neben dem Colorit steht und reibt Farben mit angestrongter Kraft, hindeutend auf die körperliche Anstrengung, welche der technische Theil der Kunst fodert. Diese beyden Genien sind unbekleidet, herrlich gezeichnet,

kraftvoll blühende Kinder mit lieblich rundem Muskelspiel, wie wir es bey den Raphaelischen Genten allein nur finden, und bey der Antike. Außerhalb des Gemäldes kommen zu beyden Seiten in die Zierrathen, der das Ganze umwindenden Arabesken, Ovale mit den Grau in Grau gemalten Bildnissen von Raphael rechts und Van Eyk links. Der ganze Carton ist höchst gelungen, möge die liebliche Kunst selbst dem wackern Meister treu beystehen während der trüben Herbsttage, in denen er leider erst die Ausführung seines Werkes in Pillnitz beginnen kann.

### K. K. Hoftheater an der Burg.

Der schätzbare Kunstverein dieser Bühne, der sich unter Leitung seiner hohen Direction durch Gewinnung vorzüglicher Talente und verdienstlicher Mitglieder immer mehr erweitert, und den höchsten Forderungen näher rückt, hat nun auch durch den Beytritt des Hrn. Küger, der vorher auf dem Theater an der Wien, durch ausgezeichnete Leistungen in ernsthaften und komischen Charakteren des Väterfachs, Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erwerben wußte, einen vortheilhaften Zuwachs erhalten. In seinen drey Debutrollen: als Wardam, Stürmer und Domenik, wurde er mit lauten Zeichen der Aufmunterung empfangen, und mit vielfachen Beyfallsbezeugungen während der Darstellung beehrt. Wir erwähnen hier der letztern nur, im Charakter des Essighändlers, in dem vom Hrn. Vogel neu bearbeiteten Schauspiel dieses Titels. Nachdem wir den Darsteller in dieser Rolle auf dem andern Theater schon gesehen, glaubten wir jetzt zu bemerken, daß er seine Leistung in einem den Anforderungen des Kunstvereins, dem er nun beygestellt ist, mehr entsprechenden Styl zu halten sich bemühte, welches ihm auch durch mildere Auftragung der Farben und eine größtentheils leichtere Entwicklung, sowohl der rührenden, als der humoristischen Züge, zur allgemeinen Zufriedenheit gelang. In Ansehung der glücklichen Verschmelzung dieser beyden Hauptbestandtheile zeichnete sich vorzüglich das Selbstgespräch im ersten Act aus, worin Domenik über das mangelnde Vertrauen seines Sohnes gegen den sorgsam und theilnehmenden Vater sich beklagt. Dann die Scene mit diesem, und besonders die Wiederholung der so oft durch die bedeutendsten Künstler ausgezeichneten Worte: „Sollst sie haben, lieber Sohn! Du sollst sie haben!“ — Nach der im dritten Aufzug glücklich durchgeführten Unterredung mit Delomer, schloß sich der letzte Monolog sehr wohlgefällig an das Ganze, wo Domenik das verhängnißvolle Geldfäßchen mit den Worten: „Verächtliches Metall!“ apostrophirt, hierauf im echten Ton der Treuherzigkeit und des Biedersinnes fortfährt, und mit der schönen Wendung dieser einfach rührenden Scene schließt: „So soll mein Segen auf dir ruhn!“ (wenn du nämlich in des Sohnes Händen Gutes nur bewirkst.) Diese Leistung erwirkte dem Künstler oft wiederholten, schmeichelhaften Beyfall.

Sehr kräftig gab Hr. Reil den Delomer in der Scene, wo dieser seinen Unglücksfall erklärt. Hr. Kettel verband die Schlichtheit des bürgerlich wohlgezognen Jünglings mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit, ohne Überspannung und auf angemessene Weise. Eben so schilderte Mlle. Weber die liebende Tochter und Freundin mit anziehender Unbefangenheit. — Hr. Wotho stand als D'Ancourt wieder auf einem sehr vortheilhaften Platz. Er stellte diesen Halbgecken in demjenigen mildern Licht dar, welches Seinesgleichen im geselligen Leben noch erträglich macht, und vereinigte mit der herzlosen Flachheit eine gewisse Wohlgefälligkeit, die für Liebenswürdigkeit gelten kann, und die es begreiflich macht, daß solche leere Gemüther weit gehaltvolleren so oft den Vorrang abgewinnen. Der Anzug war gesucht, doch geschmackvoll und der Mode des Tages angemessen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Bedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 17. October 1822.

125

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß Bureau des österreichischen Beobachters in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Skizzen aus Palermo.

(Schluß)

Es ist über die Nachtheile der öffentlichen Verhandlungen so vieles gesagt worden, daß jede Wiederholung hier doppelt am unrechten Plage wäre. Ueber den Gerichtsfällen, die häufig auf den erwähnten folgten, werde ich mich nur noch auf einen beziehen, der ein trauriges Beyspiel ist, wie weit die Verkehrtheit und die Grausamkeit des menschlichen Herzens durch Mangel an Erziehung und Aufsicht gedeihen können; Schandthaten der empörendsten Art bloß um des unnatürlichen Vergnügens an denselben und aus reinem Hang zum Blutvergießen begangen, beweisen leider, daß diese Wuth, die nur dem Muck-Nennen der Neger verglichen werden kann, einmal entflammt, den Blutdurst der Hyäne weit übersteigt. Ein zwey und zwanzigjähriger Jüngling, aus dem nahe gelegenen Orte Parco, war überwiesen worden, acht und zwanzig Mordthaten verübt zu haben (und noch ist es zweifelhaft, ob in dieser Zahl auch die mitbegriffen waren, von denen er sich kaum die Erinnerung zu bewahren der Mühe werth gehalten), zu welchen nicht Raub oder Rachsucht, sondern mehrentheils nur der abscheuertheste Muthwillen die Triebfeder geworden war. So gestand er, einen Menschen bloß um der dabey empfundenen Lust willen, zuerst auf das grausamste verstümmelt, dann in einen Brunnen geworfen und langsam mit Steinen getödtet zu haben.

Doch ich fühle, daß ich mich allzuweit aus den vorgesezten Grenzen verire und komme daher lieber auf heitere Gegenstände zurück. Ich habe bereits früher der Lieblingsspiele des Volkes, seines poggio, und der mora, erwähnt, auf diese beschränken sich so ziemlich die Vergnügungen des gemeinen Mannes, der sich nur an besondern Festtagen mit einer Flasche Wein in den Bettolis, kleinen Weinschenken, in der Olivuzza und Mezzo Monreale gut geschehen läßt. Meistens sind es die Männer allein, die an solchen Erholungen Theil nehmen, während die Frauen das Haus hüten, und sich mit ihren Nachbarinnen vor den Thüren schwägend die Zeit vertreiben. Öffentliche Vergnüg-

gungen, an welchen das Volk Theil nehmen könnte, giebt es keine; selbst der Pulcinelle und seine wandernde Bühne sind seltene Erscheinungen, Tanz und Musik ist, wie natürlich, der gemeinen Classe noch fremder als den höhern Ständen. Der einzige Tanz, den sie kennen, ist die Tarantela, mit der man sie sich ohne andere musikalische Begleitung, als die einer Schellentrommel, welche gewöhnlich eine der tanzenden Personen schlägt, vor der Hausthüre oder auf der Flur des Hauses unterhalten sieht. Beynahe durchgängig sind es Mädchen, die den Tanz ohne Kunst und Grazie ausführen. Der Schritt besteht in einem Hüpfen abwechselnd von einem Fuße zum andern, mit dem sie sich bald schneller, bald langsamer um einander im Kreise drehen. Wenn die Tarantela nur mit etwas Vervollkommnung und Anmuth getanzet wird, so ist es ein Tanz, der wirklich reizend genannt werden kann. Das Graziöse, welches die Haltung der Mädchen durch das Emporheben der Hände mit dem Tambourin und den Castagnetten bekömmt, die rasche Bewegung nach dem muntern Tacte, geben ihm die größte Ähnlichkeit mit dem Tandango. Ich gestehe, daß ich, so schlecht er hier getanzet wird, selten widerstehen konnte, an der Thüre stehen zu bleiben, aus der die Trommel tönte. In Gesellschaft sah ich die Tarantela nur einmal tanzen; meine schönen Leserinnen würden der graziösen Tänzerinn die Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, daß man über Harmonie und Anmuth auch des Abgangs blendender Reize gerne vergessen kann, zugleich aber auch bemerkt haben, daß (wie sehr ich unsern fröhlichen vaterländischen Tanz zu schätzen weiß), die Tänze des Auslandes ihnen manchen Sieg zuführen würden, den sie geringschätzend von der Hand weisen, indem sie jenem allzu ausschließend sein Vorrecht einräumen. Zu den eigentlichen Volksvergügnungen darf ich nicht vergessen die Kirchenfeste und Processionen zu zählen. Erleuchtungen der Kirchen, reichgeschmückte Altäre, bey welchen Geschmack und Verschwendung wetteifern, und in denen immer ein Kloster oder eine Pfarre die andern zu übertreffen strebt, vor allen aber eine tüchtige wohlgenährte Kanonade machen die eigentliche Delice des Volkes. Nie dürfen vor der Kirchenthüre einige hundert Pöller von verschiedenem Kaliber fehlen, die wie Orgelpfeifen gereiht, und in mehreren Treffen aufmarschirt zu Viertelstunden lang fortknattern und knallen. Mehrere solche Feste fallen zur Nachtzeit, dann steigen auch Raketten, Lichtkugeln, Schwärmer, und je mehr Lärm, Getöse, Knall und Rauch, je schöner und besser. Zeichen von Andacht oder Ehrfurcht im Volke, wird man vergebens dabey suchen. Kaum rückt ein Vorübergehender den Hut oder die Mütze, und nie wird ein Fremder, der es unterläßt, darum behelliget oder angesprochen werden. Man darf übrigens nur die Beschreibung des Rosaliensfestes nachlesen, um sich von den übrigen Festen und Processionen eine Vorstellung zu machen. Es vergeht keine Woche, wo nicht wenigstens eines oder zwey dergleichen gefeyert werden, und der Maßstab der Summen, die man jährlich auf Wachs, Öl und Schießpulver verwendet, grenzt an das Unglaubliche; so brennen z. B. bey dem Rosaliensfeste im Cassaro und auf der Marine allein durch fünf Tage über fünfzig tausend Lampen, ohne die Beleuchtung der Flora, des Doms, der Prätorie u. s. w. zu rechnen. Die vorzüglichsten unter diesen Festen bleiben jedoch immer die des Corpus Domini, das Jesuitenfest am Tage des heiligen Ignatius und die Marinefeste. Eines andern, das dem Andenken des

heiligen Cajetan zu Ehren gefeyert wird, erwähne ich darum besonders, weil eine pantomimische Vorstellung von Mönchs- und Engel-Automaten vor der Kirche im Cassaro aufgeführt, durch die sie veranlassende Legende zur poetischen Bearbeitung geeignet schien.

### Österreichische Volksage.

Ich weiß ein Schloß in Österreich  
Am stolzen Donaustrand \*);  
Das lag wohl fest und Felsen gleich  
Das schönst' im weiten Land.

Dort haust' ein Ritter stark und kühn  
Und wohlberühmt im Streit,  
Doch stoh'n die holden Mädchen ihn  
Mit banger Schüchternheit.

Denn im geschmückten Busen schlug  
Ein Herz ihm, schwarz wie Nacht;  
Wohin sein frevler Wunsch ihn trug,  
Da galt ihm List und Macht.

Nie rang er nach der Liebe Ziel  
Mit zarter Treu' und Guld;  
Nis an sich, was ihm wohlgefiel,  
Mit wilder Ungeduld.

So ritt er einst mit düstern Sinn  
Durch düstern Waldesgrund;  
Am Himmel jagten Wolken hin,  
Bang schwieg des Thales Rund.

Schon ferne Blicke sah man sprüh'n;  
Die Sonn' in Wolken, schwand;  
Da sah er durch das finst're Grün  
Ein weißliches Gewand.

Und sieh, ein Mädchen zart und mild,  
Fast wie ein Bild im Traum,  
Wallfahrtend zum Marienbild  
Durchirrt des Waldes Saum.

Noch fern von der Capelle war  
Der Holden flücht'ger Fuß,  
Und schon bestreift Gewand und Haar  
Vom flücht'gen Regenguß.

\*) Man erzählt diese Sage von Osterwiz in Österreich.

Sie wandte scheu den holden Blick  
 Zum Schein der Blic' empor;  
 Doch frommer Glaube kam zurük  
 Und hellt des Dunkels Flor. —

Da naht der Ritter dreist und kühn:  
 „Wie? Mädchen, so allein?  
 Und siehst du nicht die Blicke sprüh'n?  
 Wohin im nächt'gen Hain?“

Sein Wesen schreckt das holde Kind,  
 Sie weicht ihm furchtsam aus;  
 Weit lieber stöh in Nacht und Wind  
 Sie fern zum Gotteshaus.

Er aber nutzt die günst'ge Zeit,  
 Riß schnell sie auf sein Roß,  
 Und hielt sie bald in Sicherheit  
 Auf seinem prächt'gen Schloß.

Tage waren hingegangen  
 Und der Ritter, liebensbrannt,  
 Hielt im prächt'gen Schloß gefangen  
 Sie, die fest ihm widerstand.

Und ein armer Knapp im Thale,  
 — Arm, doch reich in edelm Sinn —  
 Ging im späten Abendstrahle  
 Längs des Schlosses Felsen hin.

Traurig blickt' er nach den Zinnen,  
 In dem gold'nen Abendschein;  
 „O wie glücklich darf darinnen,  
 Seufzt' er, „wohl der Ritter sehn.“

„Heil, wenn nach des Ruhmes Streben  
 Auch das Glück uns nicht verwarf!  
 Wenn man ein verschöntes Leben  
 Einer Treuen bieten darf.“

„Arm und einsam auf der Erde  
 Schmach' ich nach dem theuern Gut;  
 Ob ich je es finden werde?  
 Fehlt, zu fragen selbst, der Muth.“

Doch das Mädchen drang der rohe  
 Burgherr jezt zur bangen Wahl.  
 Seiner wilden Macht entflohe  
 Sie in der Verzweiflung Qual.

Und den Felsrand zu erreichen  
 Glück' ihr, in beschwingtem Lauf;  
 „Nehmt, wenn ird'sche Helfer weichen,  
 O ihr Engel, nehmt mich auf!“

So auf göttliches Erbarmen  
Stürzt sie sich vom Fels mit Hast —  
Und — o mit den treuen Armen  
Hielt ein Engel sie umfaßt!

Ja der Jüngling, der verlassen  
Noch mit stiller Sehnsucht rang,  
Durfte nun sein Gut umfassen  
Für ein schönes Leben lang.

Was an Gold und Gut ihm fehlte,  
Gab der Holden Vater gern,  
Und den schönen Ketter wählte  
Frei des Mädchens Herz zum Herrn.

Sie ein Gut von Himmels Höhen,  
Er ein Engel gottgesandt,  
War ein schön'res Paar zu sehen,  
Das der Himmel selbst verband?

Louise Brahm ann.

### Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1822.

Jetzt endlich, in der Mitte Septembers, ist unsere Kunstausstellung erst sehenswerth geworden, da sie doch schon den 3. August eröffnet wurde. Die Saumseligkeit der mehresten Künstler, ihre Arbeiten nicht zur bestimmten Zeit abzuliefern, verdiente wohl ernstlich gerügt zu werden. Man hörte erst allgemeines Murren über die Armuth der diesjährigen Ausstellung. An der Zahl der Kunstwerke kann dieß nicht liegen, da wir im Katalog nebst Nachtrag 722 Nummern verzeichnet finden, welches doch dafür, daß hier jedes Jahr Ausstellung Statt hat, eine beträchtliche Anzahl ist. Freulich sind aber mehrere Arbeiten im kleinern Maßstab und viele wohl auch ziemlich unbedeutend. Indes wird eine genauere unparteyische Betrachtung uns doch auch vieles wahrhaft Interessante zeigen. Wir wollen mit dem Professorzimmer anfangen. Das Merkwürdigste darin ist ein Carton des Professor Matthäi: den Tod des Codrus darstellend. Mit wahrer Freude sehen wir diesen trefflichen Künstler endlich einmal wieder in dem hohen historischen Styl beschäftigt, in welchem er sich so sehr auszeichnet. Dieser Carton ist von wundervoller Schönheit, das Ganze schön gedacht, reich und klar zugleich, die Zeichnung von der höchsten Reinheit und Richtigkeit, alle Formen und Gestalten echt antik und doch von Leben und charaktervollem Ausdruck beseelt, erhaben und rührend zugleich. Wir sehen Codrus in der Mitte sterbend hingefunken, das überaus edle Haupt ist von keinem Schmerz getrübt, sondern von dem schönsten Bewußtseyn still verklärt, die kraftvolle Gestalt ist noch nicht erstarrt, sanft und willig gibt sie sich dem Tode hin. Das schmucklose kurze Gewand, welches um die Hüften gegürtet ist, der Hirtenhut, der neben ihm liegt, deuten auf die Verkleidung, in welcher der edle König das feindliche Lager betrat. Im tiefften Schmerz sich von hinten über ihn beugend, sehen wir seinen Sohn, einen kräftig blühenden Jüngling, er stützt den sinkenden Vater. In stummer Klage umfaßt die liebliche, neben ihm kniende Tochter seine Rechte; ihr Haupt sinkt so, daß die reiche Fülle der sich lösenden Flechten herabwallend ihre Züge ganz verhüllt; rührende Anmuth ist über die zarte Jungfrau ergossen. Es ist eine leise, schöne Andeutung darin, daß ihre Linke, welche sie liebevoll auf die Schulter des Vaters legt, von der stützenden Hand des Bruders berührt und halbbedeckt wird, Geschwisterliebe schließt hier den Bund der Treue über dem geliebten Sterbenden. Ein begeisterter Priester steht hinter dieser Gruppe und scheint auszurufen: „Die Worte des Orakels

sind erfüllt. Athen ist durch seinen König errettet!" Seherkraft flammt in seinen Zügen, verächtlich deutet seine Rechte auf die Feinde, in denen er nun schon die Überwundenen sieht; ein Krieger neben ihm hält siegesfreudig das Schild hoch empor, Codrus war ja das Schild seines Volkes! Diese beiden Gestalten bilden die Spitze der Hauptgruppe, in ihnen sind Frömmigkeit und Tapferkeit treffend charakterisirt, für welche Codrus sich opferte. Im Vorgrunde kniet ein greiser Diener des Königshauses; tief bekümmert, mit ehrfurchtsvollem Schmerz, breitet er den Königsmantel aus, um den Sterbenden sanft damit zu umhüllen. Auf seine Lanze gestützt, betrachtet ein Krieger hinter ihm düster nachsinnend die Gruppe, „sind wir alle diesen Einen werth?“ scheint sein ernster Blick zu sagen. Männer jedes Alters drängen sich weiter zurück herben, ein überaus schöner edler Jüngling und ein sinnig hoher Greis fallen uns besonders auf, beide scheinen durchglüht von dem Gefühl: wir wollen des hohen Opfers würdig werden! Auf der andern Seite des Bildes sehen wir einen Krieger, welcher eben die Quadriga besteigt, um wieder in den Kampf zu eilen. Er nimmt Abschied von seinem Sohn, das blonde Haupt des holden Knaben segnend umfangend; schmerzlich klagt dieser über seine Jugend, die ihn hindert, den Vater zu begleiten. Von weitem sehen wir Kampfgewühl und die in Reihen geordneten Bogenschützen. Es verdient Aufmerksamkeit, daß über der Hauptgruppe vorn wieder helle Sonnenstrahlen aus den Wolken hervorbrechen. Das Gemälde ist von den Ständen der Niederlausitz bestellt. Der Künstler hat noch einen kleinern Carton ausgestellt mit der einzelnen Gruppe des Kriegers, der von seinem Sohn Abschied nimmt, mehr in Lebensgröße als auf dem großen Carton, wo diese Gruppe schon zurückweicht nach dem Hintergrund. Als trefflichen Portraitmaler bewundern wir auch Prof. Matthäi bey dem Kniestück, welches einen Engländer darstellt. Leben und Wahrheit ist in jedem Zuge, alles mit Freyheit, Schmelz und Leichtigkeit behandelt, Stellung, Lage der Hände, Ausdruck und Beleuchtung sind der Natur ganz abgelauscht, als besonders schön gemalt müssen wir noch die Hände und die Kleidung erwähnen. Wir dürfen wohl bey solchen männlichen Portraits diesen erfahrenen Künstler den Van-Dyk unserer Zeit nennen, da wir dieselbe Wahrheit und Natürlichkeit bey ihm finden, sorgfältige Ausführung und kühne Leichtigkeit zugleich. Höchst interessant ist es, ein anderes vortreffliches Portrait, welches Professor Vogel malte, hiermit zu vergleichen, weil dieser auf einem ganz andern Weg das Ziel hoher Vollendung erreicht; seine Vorbilder sind Leonardo und Holbein. Das hier ausgestellte Brustbild des Oberlandbaumeisters Schurich ist Meisterwerk in jeder Hinsicht. Es giebt uns die Natur bis in die kleinste Falte so wundersam treu und klar, daß wir ganz vergessen, daß wir ein Gemälde sehen. Außerst glücklich ist dieser sinnige leuchtend klare Greisenkopf so gewendet, daß wir ihn fast im Profil sehen. Wie durchdringend ist der Blick dieser blauen Augen, wie zart und leicht spielt das sparsame Silberhaar um die denkende Stirne, wie fein sind diese Lippen geformt! alles spricht und denkt in diesen Zügen. Und die Kleidung, wie passend zu der Wirkung des Ganzen und wie herrlich ausgeführt! gerade zu dieser blassen Gesichtsfarbe thun die freundlich hellen Farben sehr wohl. Ein bequemer faltreicher grüner Pelzrock nimmt sich recht malerisch aus, der breite braune Pelzausschlag ist trefflich gemalt, welsch ein zartes Gewebe bilden die feinen schlichten Haare und wie leicht und täuschend spielen die Streiflichter darüber hin! Sehr mild stimmt zu diesen Farbentönen das lilfa Westchen, welches unter dem schönen Pelz sichtbar wird. Prof. Vogel stellte auch seinen Carton zum Wandgemälde der Philosophie aus; da dieser neulich schon in diesen Blättern erwähnt wurde, so schweige ich jetzt darüber.

Noch ein ziemlich großer Carton ist hier, die Grablegung Christi vorstellend, vom Hofmaler Temmel aus Röhren erfunden; eine reiche verständige Composition, wider die sich jedoch manches einwenden ließ. Der Greis, welcher vorteleuchtet, ist die gelungenste Gestalt, manche der übrigen scheinen nur zusammengefügte, akademische Studien. Der Heiland selbst ist weder edel noch schön gedacht, die Maria ist weder zart noch tief empfunden, ihr Schmerz wirkt indessen immer noch rührender, als der des Johannes; die Gestalten, welche die Wahre tragen, sind vielbekannte Actfiguren, doch alles dies kann gewinnen, wenn es gemalt wird, da mancher Kopf recht ausdrucksvoll ist. Von demselben Künstler ist eine gute Copie der berühmten Fortuna von Guido Reni hier;

ſie iſt fleißig und treu gemalt und der blaſſe Farbenton des Meiſters iſt getroffen, ohne kalt oder mit Härte aufgefaßt zu ſeyn.

Überaus lieblich iſt das kleine Bild, welches unſer genialer Reſch ausſtellte, ein echtes reizendes Cabinetſtück; eine Novelle des Grafen Loeben gab Veranlaſſung dazu. Es iſt eine Scene aus dem altdeutſchen Mittelalter, eine anmuthige Jungfrau tritt begleitet von ihrem Vater, einem vornehmen Rathsherrn, in die Werkſtatt eines jungen Künſtlers, der Goldarbeiter iſt; er überreichte ihr einen köſtlichen Becher mit getriebner Arbeit, ſie betrachtet ihn ſinnig und mit mädchenhafter Schüchternheit, der neben ihr ſtehende beſcheidene Jüngling lauſcht bebend und liebetrunken auf ihre geſenkten Blicke. Man ſieht, ein zartes Geheimniß, ihnen ſelbſt kaum klar, waltet zwiſchen dem reizenden jungen Paar. Gar bedächtigt ſchaut der Vater auf den Becher, den ſein Töchterlein zwiſchen den zarten Händen hält, ſchalkhaft lauſcht der blonde holde Knabe, der hinterwärts in der Werkſtatt beſchäftigt iſt; alle Umgebungen ſind allerliebſt und verſetzen ganz in das freundliche Stübchen, wo Künſtlerleiß ſo gemüthlich waltet. Die zarte Ausführung, das klare Helldunkel und die geſchmackvolle Tracht laſſen nichts zu wünſchen übrig. Nur darum muß man jeden Künſtler bedauern, wenn er Gegenſtände darſtellen ſoll, welche nicht allgemein bekannt ſind; nur wenige können da den Sinn ſeines Werkes faſſen und verſtehen. Ein ſehr liebes Bild iſt das Portrait der Madonna Laura, das Profeſſor Schnorr, Director der Akademie in Leipzig, malte, nach einer alten Originalzeichnung, welche ſich in dem Werk des Grafen Cicognara befindet. Hier ſehen wir Petrarca's Geliebte wohl ſinniger und charakteriſtiſcher aufgefaßt, als in irgend einer der frühern Abbildungen. Ein hoher reiner Sinn, ein edler Stolz mit der zarteften Anmuth vereint, ſpricht aus dieſen Zügen, die wir faſt im Profil erblicken; ſtreng gebietend erſcheint dieſe holde Frau und doch dabey ſo einfach und ſchlicht, ſo fern von allen Anſprüchen. Sie ſenkt gedankenvoll die Augen auf ein in rothen Sammt gebundnes kleines Buch, welches ſie hält; ein reich verziertes Häubchen, blau mit Gold durchwebt, umſchließt feſt das blonde Haar, ein Dreieck von Spitzen ſenkt ſich auf die klare Stirn herein, über das grüne Gewand mit faltig weiten Ärmeln liegt ein zarts geſticktes durchſichtiges weißes Tuch leicht übergeworfen; der Hintergrund iſt ein mit Holz getäfeltes Zimmer. Dieß alles macht ſich recht alterthümlich und hübsch. Die Hände ſind etwas vernachläſſigt.

(Die Fortſetzung folgt)

### Volktheater.

Am 9. d. M. wurde hier zum erſten Mal aufgeführt: Uline, oder: Wien in einem andern Welttheil. Komische Zauberoper in drey Acten von Adolph Bäuerle. Muſik vom Capellmeiſter Wenzel Müller.

Obgleich dieſes komiſche Stück als Zauberoper angezeigt iſt, ſo würde doch die beſtimmtere Charakteriſirung: Parodie ſeyn; und als ſolche kann man es für ſehr gelungen halten. Dem im ernſthaften Ton geführten Theil geht der komiſche zur Seite, verſchlingt ſich aber auch hier und dort mit ihm ſo, daß die Parodie ſich wie von ſelbſt und ganz natürlich bildet, die Haupthandlung aber ſo viel nöthig, dennoch anſchaulich bleibt. Daß dieſer nun der Zaubertaliſman zu Hülfe kommen muß, iſt dem Vorrecht der Parodie gemäß, da in der urſprünglichen Oper ohnehin eine Art von natürlichem Zauberen das Intereſſe anregt und erhält. Auf gleiche Weiſe wird in der parodirenden Nachbildung durch das Zauberweſen die in den beyden erſten Acten nicht ohne eine gewiſſe Decenz einherſchreitende Komik in dem letzten Aufzug vortheilhaft verſtärkt, wo ſie recht unterhaltende Scenen und Erſcheinungen darbietet, bis zu dem raſch herbegeführten Schluß, der keineswegs durch lang gedehnte Zugaben die Ungeduld erregt, wie ſonſt wohl oft geſchieht.

Ein glücklich aufgefaßter und lebendig gehaltener Charakter iſt der des Schiffsbardiers Bims, den Hr. Ra im und zwar durchgehend ſehr leicht und ergeßlich darſtellte, vorzüglich aber in der Scene des letzten Aufzugs, wo der luſtige Paſſagier durch

den Genuß des Zaubertranks die Kraft seiner Sinne steigert. Eben so führte Hr. Korntheuer mit reichhaltiger und vielfach modificirter Komik den albernen Schloßinspector zu Goltfonda aus. — Den anständigen Ernst der Königin dieses Landes behauptete Mlle. Cnnöfl selbst noch in der Verkleidungs-Scene mit St. Phar, oder wie er nach einer andern Übersetzung hier genannt wird, Carlo. Mad. Raimund als Jilly, ihre Vertraute, wirkte mit ihrem Liebhaber aus der Wienerstadt, dem aufrichtigen Bims, mit gefälliger Heiterkeit belustigend zusammen. Überhaupt ging das Stück vom Fleck, und dem Grundsatz zufolge: ubi plura nitent — wollen wir das Andre weniger streng in Augenschein nehmen.

Zu den effectvollsten Scenen, die, wie schon angedeutet, immer fortschreitend sich entwickeln, ist die mit dem Duett im ersten Aufzug, und eben so die mit dem nicht minder komischen im zweyten Aufzug. Das glückliche Vorrecht, das die Volksbühne genießt, gewisse Fehler und Unanständigkeiten des gemeinen Lebens, die zwar grade nicht gerichtlich verfolgt werden können, nichts desto weniger aber einer strengen Rüge bedürfen, und am liebsten eine in das Gewand der Parodie gekleidete, vertragen, ist hier besonders gut benutzt, wie z. B. in der ersten Zusammenkunft des Liebhabers aus Wien, den seine Wiedergefundene nach dem jetzt herrschenden Ton befragt, und dieser unter die modernen Galanterien auch die Gewohnheit rechnet, den Leuten frank und frey den Tabaksqualm in's Gesicht zu blasen, Frauenzimmer mit der Brille angustarren u. dgl. Ungeschliffenheiten mehr. Diese Züge wirken drastisch. Überhaupt kommen unter den vielen lustigen Einfällen auch manche recht witzige zum Vorschein. An Abwechslung und Lebendigkeit fehlt es nicht, wenn gleich der Anfang wenig darauf hinzudeuten scheint.

Sowohl durch recht geschickt erfundene und anständig ausgeführte Tänze, als durch die Wahl und Verwendung äußerst gefälliger Musikstücke und Volkslieder ist das Zauberspiel sehr begünstigt worden. Unter den angenehm in's Auge fallenden Decorationen verdienen die ländlichen Gegenden, wovon eine den Kahlenberg, die zweyte einen Theil der reizenden Umgebung des herrschaftlichen Schlosses Lichtenstein, die Brühl genannt, darstellt, eine besondere Erwähnung. Das Costum nimmt die Aufmerksamkeit in Anspruch, und die Direction hat vielleicht auf kein früheres Theaterstück so viel verwendet, wie auf dieses, das ohne Zweifel viele Wiederholungen erleben wird.

## M o d e n b i l d XLII.

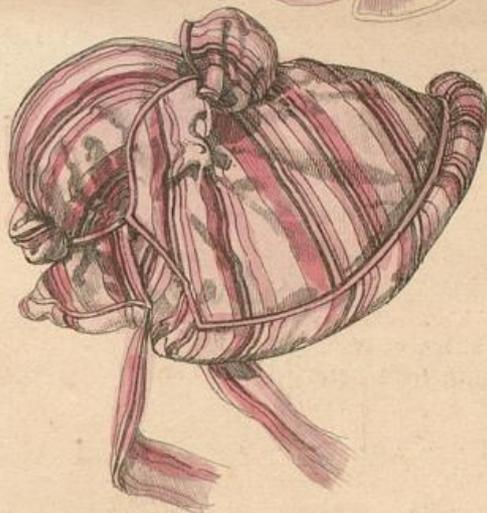
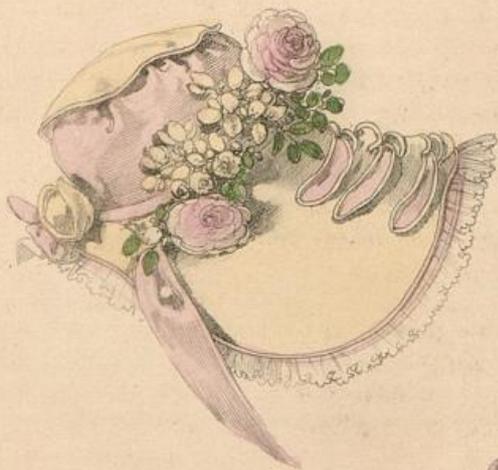
1. Hut von Gros-de-Naples in zwey Farben mit Blumen.
2. Bandhut mit einem Blumenstrauß.
3. Häubchen von Gaze = Iris.
4. Band = Capote.
5. Negligeehut von Atlas und Bändern.

## B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 123, hat sich in den Bemerkungen über die Darstellung des Cid das Wort Sonetten statt Romangen eingeschlichen: ein Schreib- oder eigentlich ein Correcturfehler, den die Eile entschuldigen wird.

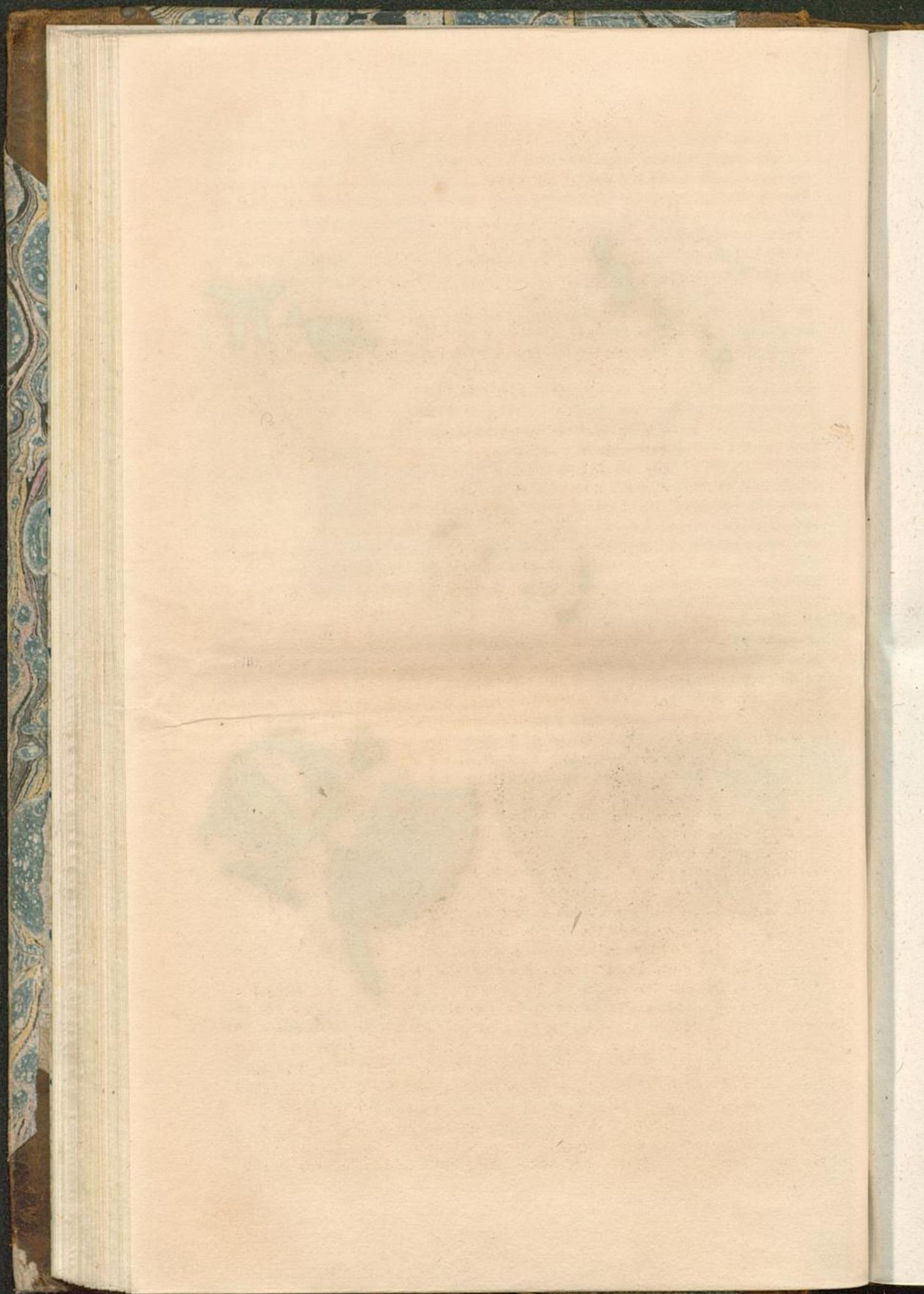
Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



*P. v. G. G.*

*F. J. J. J.*



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 19. October 1822.

126

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 60 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Sonnettenkranz über steyermärkische Gegenden.

Von F. C. Weidmann.

I.

Zueignung.

Sieh, um dir treu die Huldigung zu bringen,  
Mein vielgeliebtes stilles Alpenland,  
Versuch' ich es mit liebevoller Hand  
Zum Kranze diese Blätter dir zu schlingen;

Denn mich erfreut es stets, dein Lob zu singen,  
Weil ich in dir die Ruhe wieder fand,  
Die mein Gemüth von jenem Gram entband,  
Der mich umrauschte, wie mit Rabenschwingen!

In deinem Schooße ward die Brust mir freyer,  
Im Alpenthale schloß die goldne Leyer  
Zuerst ihr süß Geheimniß auf vor mir;

Drum weih' ich gerne meine Lieder dir!  
Nimm ihre stille anspruchslose Blüthe  
So freundlich an, als ich sie freundlich biete.

II.

Der Brandhof.

Seht ihr das Alpenhaus am Bergesrand?  
Entblößt das Haupt, denn dort verweilt der Segen!  
Mild tritt euch dort ein hoher Herr entgegen,  
Der gerne weilt im stillen Alpenland;

Hier waltet seine milde Fürstenhand  
 Die edlen Kräfte, die die Alpen hegen,  
 Zum Wohl des Landes herrlich aufzuregen  
 Für ihren Kaiser und das Vaterland.

So steht er vor uns, wie in jenen Tagen,  
 Vom Zeitenstrome längst hinweggetragen,  
 Der theure edle Maximilian;

Er schwebt ihm vor der ritterliche Ahn,  
 Sich freuend, daß sein Geist fortwährend waltet,  
 Im Enkel noch so rein und klar entfaltet.

## III.

## M a r i a z e l l.

Hinan den Berg, wird euch die Brust auch enge,  
 Dort glänzen schon die Thürm' am heil'gen Hause,  
 Und feyerlich ertönen durch's Gebrause  
 Der Pilgerschar der Glocken ernste Klänge.

In allen Zungen steigen die Gesänge  
 Der Gläubigen zum Lob der stillen Klausen  
 Im Alpenschloß empor zum Sternenhause,  
 Nicht faßt der Dom der frommen Bether Menge.

Da senkt der Abendhimmel seine Strahlen  
 Im Farbenspiele auf den Alpenspißen,  
 Daß sie im siebenfärb'gen Schimmer funkeln;

Und wenn's schon rings im Thal begann zu dunkeln,  
 So leuchten sie noch hell in Strahlenblitzen  
 Madonnens Haus mit mildem Glanz zu malen.

## IV.

## E i s e n e r z.

Hört ihr die Hämmer die pochenden schlagen?  
 Sehet, noch spendet die Alpe das Erz,  
 Welches die Römer als Schild schon getragen,  
 Welches geschirmt das quiritishe Herz.

Heimath des Eisens, dir fremd ist das Zagen,  
 Muth ist dein Name, du Wiege des Schwerts!  
 Hat dich die Klinge nicht siegreich getragen,  
 Herrliches Oestreich, durch Schlachten und Schmerz?

Grüße mein Lied denn in jubelnden Klängen  
 Jenes Gebirg, wo in düsteren Gängen  
 Muthig der Knappe die Schachten befährt.

Rufe Glück auf! seinem Kühnen Beginnen;  
 Mag er im Berge sich Schätze gewinnen!  
 Wer sie vertheidigt, ist ihrer auch werth.

## V.

## S t i f t R e i n.

Wer mag mir wohl ein schön'res Thal noch zeigen  
 Als jenes, wo du thronst, mein stilles Rein?  
 Oft sah ich hier die Sonne niederstetgen  
 Und saugte ihre letzten Strahlen ein.

Ein süßer Friede ist der Flur hier eigen,  
 Nur still verhallend schlägt der Lärm herein  
 Von jenem tollen wild bewegten Reigen  
 Des Weltgewühles — wie der Widerschein

Der Feuersbrunst die fernen Berge röthet,  
 Indes die Nachtigall ihr Liedchen flötet  
 Und meint, es sey der Morgen, den sie grüßt;

So schwellt der Friede hier des Sängers Busen  
 Und ruft ihn auf zum süßen Dienst der Musen,  
 Wenn mild der Abendstern die Welle küßt.

## VI.

## G ö s t i n g.

Am Anntage \*).

Ich grüße dich, versenkt in süßen Träumen,  
 Von Bildern der Vergangenheit umschwebt.  
 Was lang schon deiner Trümmer Staub begräbt,  
 Tritt leuchtend vor mich aus den dunklen Räumen.

Dort wo die Lauben rings den Garten säumen,  
 Dort unten tief, seh ich den Raum belebt,  
 Ich sehe, wie der Altar sich erhebt  
 Umhaucht von Blüthenduft und Blumenkeimen.

Dies ist das Anntefest! — Und las ich hier  
 Am Thore der verwitterten Capelle  
 Nicht: „Anna Gösting ruht an dieser Stelle?“

Da steht die Sage hell und klar vor mir;  
 Hold schwebt der Jungfrau Geist in mildem Glanze  
 An mir vorüber mit dem Myrthenkranze.

\*) Am Anntage (26. Juth) wird alljährlich im Schloßgarten zu Neugösting (am Fuße des Berges, worauf Altgösting thront) feyerlicher Gottesdienst im Freyen gehalten.

## VII.

## D e r M u r s t r o m.

Rausche hinab nur am Felsengestade  
 Leuchtende Woge, so hell und so klar;  
 Sey mir gegrüßet, du schöne Najade,  
 Heimathverwandte mit Gemse und Aar!

Schlangst ja um mich oft die Arme im Bado  
 Dort, wo der Schooß dich der Alpen gear;  
 Spielte ja, wenn ich dort liebend dir nahe,  
 Oft mit dem reichen smaragdnen Haar.

Doch du enteilst, kaum der Alpe entstiegen,  
 Liebend an's Herz dich des Landes zu schmiegen,  
 Freudig umarmst du dein Gracium dort,

Siehe, ich folge dir; bald in den Auen  
 Werde ich wieder dein Antlitz erschauen,  
 Bald grüßt dich wieder mein liebendes Wort.

## VIII.

## G r ä ß.

Kennt ihr die Stadt am Strand der Mur,  
 Von jedem Reiz umflossen,  
 Vom Blüthenarm der reichen Flur  
 So liebewarm umschlossen?

Hier hat die gütige Natur  
 Ihr Füllhorn ausgegossen,  
 Wie ihr in Kindheitsträumen nur  
 Einst Edens Flur seht sprossen.

Doch Wissenschaft und Kunst auch fand,  
 Gepflegt durch hohe Fürstenhand,  
 Hier liebevoll ein Vaterland.

Dort in des Joanneums Pracht,  
 Dort ist der edle Geist erwacht  
 In Fülle, Herrlichkeit und Macht.

## IX.

## D i e N i e g g e r s b u r g.

Hoch auf des steilen Felsens grauem Rücken  
 Schaut ihr des Riesenschlosses Herrlichkeit.  
 Ein Ehrendenkmal alter kräft'ger Zeit  
 Grüßt euch der Bau mit edelstolzen Blicken.

Tief unter sich steht er die Bäume nicken,  
 Wenn wilder Sturm den Blätterkronen dräut.  
 So in Grund steht fest, er trogt der Ewigkeit,  
 Nur ihm allein kann's, ihn zu fällen, glücken.

Und habt ihr seine Zinnen dann erstiegen  
 Und saht das Land zu euren Füßen liegen,  
 Das herrliche, und seiner Schönheit Glanz,

Dann schlingt aus Alpenblumen einen Kranz  
 Und reicht ihn der Grinn'ung jener Stunden,  
 Wo ihr ihn hier, im Adlersitz, gewunden.

## X.

## Die Hügel von Leibnitz.

Wird dir, o Wandrer, die Brust nicht besangen,  
 Wenn dir die Hügel dort winken im Feld?  
 Denkst du der Zeit nicht, wo Lust und Verlangen  
 Die nun erstorbenen Räume besetzt?

Al' was hier lebte, ist untergegangen,  
 Völker und Herr, Imperator und Held;  
 Selber die Namen der Stolzen verklungen,  
 Welche Muröla zum Sitz einst gewählt.

Roma's Altäre versanken im Schooße  
 Dieser Gefilde; tief unter dem Moose  
 Schlafen die Römer, doch ewig lebt Rom!

Seine Triumphe wohl sah es verblichen,  
 Aber des Kreuzes hellleuchtendes Zeichen  
 Strahlt durch die Welt von des Vatican's Dom.

## XI.

## Der Dachstein \*).

Ein Wächter steht dem Alpenland  
 Gar wunderbarer Art.  
 Von Felsgestein ist sein Gewand,  
 Von Eis sein Haar und Bart.

\*) Dieser 9448 Fuß hohe Berg steht genau in dem Winkel, wo die Grenzmarken Österreichs, Steyermarks und Salzburgs zusammenstoßen. Gewöhnlich hält man ihn für den höchsten Gipfel der Steyermark. Es ist aber noch nicht ganz erwiesen. Der Hochgalling, ein ihm südlich gegenüber stehender Granitkogel, erhebt sich wenigstens fast zu gleicher Höhe. Bis künftiges Jahr werden unternommene Messungen hierüber Gewißheit verschaffen. Man hielt den Dachstein bisher für unersteiglich. Er ward aber 1819 von einem Alpenjäger wirklich erstiegen, und ich denke nächstens etwas über diese Besteigung, deren Details zu meiner Verfügung stehen, bekannt zu machen.

Gestellt dicht an der Marken Rand  
 Nach treuer Wächter Art  
 Wird von des Riesen mächt'ger Hand  
 Der Eingang streng bewahrt.

Kühn streckt er auf zum Wolkenraum  
 Das Haupt, — und wenn des Frühroths Saum  
 Den Himmelsbogen malt,

Dann thut er rings im Alpenrund  
 Es allen seinen Brüdern kund,  
 Weil's ihn zuerst umstrahlt.

## XII.

## D a s E m s t h a l.

Seht, freundlich kam der Abend hergegangen,  
 Schon ward der Hirtengruß ihm dargebracht,  
 Der Alpenlieder Töne, sie verklangen,  
 Und süßer Friede ist im Thal erwacht.

Da, einer Jungfrau gleich, in heitrem Prangen  
 Erhebt die Alpe sich in stiller Pracht,  
 Der Abendwind küßt koscend ihre Wangen  
 Entfesselt von des Nebelschleiers Nacht.

Tief unten aber längs der dult'gen Hügel  
 Wogt still der Strom, gleich einem Silberspiegel,  
 Und sie erblickt in seinem Schimmerlicht

Ihr jungfräuliches holdes Angesicht,  
 Und süß beschämt ob ihrer Schönheit Blüten  
 Seht ihr ihr Antlitz rosenroth erglühen.

## S c h a u s p i e l.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg trat am 12. d. M. Mlle. Laucher, früher als Sängerin bey dem Hofopertheater angestellt, zum ersten Mal im Charakter der Fürstin, in Elise von Balberg auf.

Das hier genannte Schauspiel, als Familiengemälde betrachtet, kann sich den besten dieser Gattung an die Seite stellen. Nicht so streng correct, als manches französische, oder frey heraus gesprochen, als Diderots Père de famille, hat es unlängbar eigenthümliche Schönheiten. Die Idee ist tief — tief aus dem Leben, oder vielmehr aus des Lebens höherem Kreis geschöpft. Das Verhältniß des fürstlichen Paares steht ganz einzig da. Man hat im Charakterbild der Fürstin die Nachbildung eines Originals finden wollen, vielleicht nicht ohne Grund. Man sieht, wie sehr der verdienstvolle Dichter in den Ton der großen Welt eingeweiht war. Wie glücklich ist es ihm gelungen, das intrigante Treiben und die kalte Förmlichkeit zu schildern, die vor Zeiten mehr als jetzt an kleinen

Höfen herrschte! Alle Charaktere sind in dem angemessnen Styl mit Wahrheit gezeichnet und ausgeführt, sogar bis auf die Kammerfrauen und Lakaien. Der Charakter Elisen's nur allein scheint etwas schwankend; er nähert sich aber mehr dem Ideal, als der Natur, und es ist bemerkenswerth, daß Iffland, der sonst die Natur bis in's Kleinliche, fast wie ein zweyter Denner, zu copiren pflegte, oft eine so glückliche Ausnahme von dieser Manier zu machen wußte, und sich weit dichterischer zeigte, als er sich selbst vielleicht erschien. Schöne poetische Züge beleben vorzüglich das hier genannte Schauspiel; dahin ist unter mehreren jener zu rechnen, der uns den Fürsten in dem Augenblick, kurz vor der Scene mit der Fürstin, schildert, wie er mit thränenvollen Augen an Valberg's Brust sich wirft, weil — auch Elisen's Thränen dort geflossen sind! Ferner in der Scene, wo das unbefangne Mädchen auf der Stelle, da Witting von ihr schied, die Rose sich zum Angedenken pflückt und viele andre noch! Die psychische Motivirung ist überall fein und glücklich. Wie schön wird die Versöhnung vorbereitet! auf der einen Seite durch die Unterredung der Fürstin mit dem Fräulein, auf der andern durch Valberg's Abschied von dem Fürsten. Dort schließt die rührende Sprache der Unschuld das in der Atmosphäre einer frostigen Etikette verschlossene Herz einer tugendhaften Dame auf; hier führt der weise Lehrer seinen erhabnen Jögling wieder auf den Weg der Wahrheit, und beschwört den Sturm der Leidenschaft. Welche edle und gediegene Sprache! die man eine musterhafte Prosa nennen kann. Eine Fülle von ergreifenden Situationen — große Wirkung selbst in kurzen Scenen, wie in der Schlussscene des dritten Aufzugs, wo Witting seinen Freund verhaften muß, alle Gefühle des Herzens der strengen militärischen Subordination unterordnend. Das Schauspiel hat Längen und Hemmungen in der Fortschreitung, das läßt sich nicht läugnen, aber im Ganzen ist es ein Glanzstück der deutschen Bühne.

Wir kommen nun auf die Darstellung, die ebenfalls sehr glänzend war. Mlle. Laucher überraschte uns in Wahrheit, gleich bey ihrem Auftritt, durch den natürlichen Adel ihrer Haltung und ihres Benehmens, wenn gleich im Allgemeinen etwas Befangenheit hervorblickte. Dennoch kam selbst diese der etwas schroffen Außenseite der sonst so zart fühlenden Fürstin noch zu Statten. Gang und Attitüde, letztere in Beziehung auf die sitzende Stellung, waren dem höheren Leben abgelauscht, oder durch eine glückliche Imagination begünstigt. Auch der Ton des Ausdrucks in den Gesichtszügen, und die leidenschaftliche Bewegung des Gemüths, durch stille Verschlossenheit hervorblickend, als sie der Obersthofmeisterinn scheinbar zuhörte, beförderte die Wahrheit des Gemäldes.

Der Schlußrede fehlten noch Sicherheit und Nachdruck. Ein großer Theil des Theaterpublicums ist nicht geeignet, die Wahrheit zu erkennen, wo es auf die bloße Form ankommt, die in eine Sphäre hin gehört, mit der nicht eben Viele sehr vertraut sind; er will daher auch durch die Worte nachdrücklicher angeregt seyn.

Nach der zweyten Erscheinung auf der Bühne wirkte die ungemein glückliche Nuancirung der zu Kühlen gesprochenen Worte: „denn Sie — Sie haben mich belogen!“ auf die feinfühlenden Zuschauer. Es lag eine große Demüthigung in dem Wort: belogen. In der Scene mit Elise sprach sich im Ton der edlen Rührung völlig diejenige Zurückhaltung aus, die im Charakter dieser Fürstin liegt, und wohl beachtet werden muß, weil auf ihr der größte Theil der Handlung beruht. Der Ausdruck konnte in derselben Situation etwas kräftiger gehalten seyn, und der Stimmung Elisen's weniger nahe liegen, weil leicht das Colorit dieser Scene nach und nach dadurch geschwächt wird. In der Scene mit dem Fürsten herrschte eine seltne Zartheit und viele Herzlichkeit, wie sie eben hier hervorbrechen muß. Zwar neigte sich die Stimmung in manchen Stellen zur Monotonie; dennoch führte das ursprünglich richtige Gefühl die Darstellerinn oft wieder zur augenblicklichen Erhebung. Nach Verdienst wurde diese Darstellung, die sich auch durch den Charakter der Anspruchslosigkeit auszeichnete, gewürdigt, und diese Anerkennung gereicht dem Publicum, wie der Darstellerinn, zur Ehre.

Betrachten wir nun in Kürze noch die übrigen Leistungen. Hr. Korn als Fürst, schilderte den Kampf eines stürmisch bewegten Herzens mit Stolz und Strenge, bis zur höchsten Täuschung wahr und anschaulich. Vollkommen fürstlich war der kurze ge-

bieterische Ton in verschiedenen Stellen, wie z. B. da, wo er den Hauptmann beurlaubt, mit den Worten: „Adieu, Herr von Witting!“ Auch die Bewegung der Hand war hier bezeichnend. Für den Glanzpunct halten wir jedoch eine ganz kleine, stumme Nuancirung in der Versöhnungs-Scene, nämlich in dem Augenblick, als er plötzlich wie erwachend, voll Rührung und Theilnahme, nicht ohne einigen Zwang, sich zweifelnd zu der Fürstin kehrte, während einer bedeutungsvollen Pause von beyden Seiten. Dieser sprachlose Ausdruck electrifirte die Zuschauer. — Mad. Korn erregte, vorzüglich durch den schmelzenden Ton herzlich rührender Unbefangenheit, vielfach die Gemüther. — Die edle Präciosität antiker Etikette und das Imposante einer würdevollen Dame wurden durch Mad. Costenoble mit vielem Glück repräsentirt. — Hr. L e m b e r t gewann dem Hauptmann Witting sehr vortheilhafte Seiten ab. Am meisten wirkten Ausdruck und Benehmen in der Scene mit dem Fürsten.

Die Darstellung des Amtshauptmanns war eine vorzügliche Leistung des Hrn. Anschütz. Wir können nur den schonenden Nachdruck, mit der er immerfort dem Fürsten gegenüber stand, besonders noch erwähnen, dürfen aber auch die trefflichen Details in der vorletzten Zusammenkunft mit seinem Herrn nicht übergehen. Wenn wir auch im Anfang jene Festigkeit und den emphatischen Ernst, die diesen Charakter ankündigen und begründen, noch vermisten, so wußte der Künstler dagegen in der Folge, nach eigenthümlicher Ansicht, mit großer Consequenz ihn durchzuführen. — Der Kammerjunker wird leicht übersehen, und am ersten vergriffen, durch jenes affectirte Vornehmthun, das nur auf der Bühne, sonst nirgend anzutreffen ist, durch eine Art von Parodie des Hoftons. Diese Junkers sind übrigens geschäftige, rührige Leute, die sich überall wichtig machen wollen, an den Blicken ihres Herrn und seiner vornehmsten Diener hängen, immer verderben, wo sie Alles recht gut zu machen denken, sonst aber ganz erträgliche Individuen, stets freundlich, dienstfertig und besonders artig. Zuweilen aber ist es doch angenehmer, mit artigen Leuten zu verkehren, auch wenn sie ein wenig unzuverlässig sind, als mit jener rohen, plumpen Treuherzigkeit, die sich selbst so oft im Munde führt, und so gern für etwas mehr noch gelten möchte. Am sichersten aber findet man die Artigkeit wohl in der großen Welt. Hr. W o t h e gab den Hofmann leicht und ungezwungen; sein natürliches Spiel zeigte wieder den gewandten Schauspieler.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Asclepias mexicana*. Aus Mexico.
- Acacia tamarindifolia*. Tamarindenblättrige Acacie. Von Caracas.
- Bauhinia aculeata*. Stachelige Bauhinie. Vom wärmeren Amerika.
- Cestram vespertinum*. Abend-Hammerstrauch. Von den Antillen.
- Justicia bracteolata*. Mennigrothe Justicie. Von Caracas.
- Malpighia glabra*. Glatte Malpighie. Aus Jamaica.
- - - glandulifera. Drüsentragende Malpighie. Von Caracas.
- - - argentea. Silberne Malpighie. Von Caracas.
- Passiflora peltata*. Schildblättrige Passionsblume. Von den Antillen.
- Plumbago zeylanica*. Zeylonische Bleywurz. Aus Ostindien.

Herausgeber und Redacteur: J o h. S c h i e b.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 22. October 1822.

127

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbi, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbi, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

G a n G a e t a n.

E i n e L e g e n d e.

Zum Schluß der Skizzen aus Palermo in No. 125.

U n einem schwülen Sommermorgen,  
Des Klosters Küche zu besorgen,  
Schickt sich vom Orden strenger Buße  
Mit Bettelsack und barem Fuße  
Der fromme Bruder Gaetan  
Zur Wandrung nach Palermo an.

Zur Stadt hinab mit frommer Eile  
Begibt er sich, und unverdrossen  
Durchwandert er der Straßen Zeile,  
Und fleht bey Niedern und bey Großen  
Für des Conventes armen Herd  
Um einer kleinen Gabe Werth.

Doch wie er auch um Gottes wegen  
Bescheiden pocht und freundlich grüßet,  
Ihm wird durch keiner Spende Segen  
Des Ordens schwere Pflicht versüßet;  
Denn scheltend treibt der Pförtner Wort  
Ihn von den kargen Schwellen fort.

Schon zieht die Sonne glühend nieder,  
Der Boden flammt, die Schläfe triefen,  
Das rauhe Tuch verlegt die Glieder,  
Denn eh' der Hora Glocken riefen,  
Hatt' er sich früh schon mit Bedacht  
Zur Wandrung auf den Weg gemacht.

Das Glück, das ihm sonst wohl gewogen  
Die Gaben reichlich zugewendet,  
Hat jetzt ihm alle Gunst entzogen,  
Und drey mal schon zur Stadt gesendet  
Bringt er mit kummervollem Blick  
Nichts als den leeren Sack zurück.

Es wächst darob mit jedem Tage  
Der Unmuth der getäuschten Brüder,  
Und härter trifft des Vorwurfs Klage  
Den sanft ergebnen Dulder wieder,  
Wenn er umsonst mit gläub'gem Geiſt  
Sie auf des Morgens Glück verweist.

Doch das nach seiner Launen Weise  
Zeigt sich nicht besser ihm geneigt,  
Als er nach mühevoller Reise  
Auch heut, von Müdigkeit gebeugt,  
Getäuscht von leerem Hoffnungswahn,  
Den Rückweg tritt zum Kloster an.

Schon wankt er aus der Häuser Schatten  
In's Feld hinaus, und horch! von Weitem  
Tönt über unbewohnte Matten  
Des Klosterthurmes Mittagsläuten,  
Das heute mit vergeb'nem Schall  
Die Brüder ruft zum Speisesaal.

Denn traurig stehn die öden Eſſen,  
Kein Wölkchen zeigt sich in den Lüften,  
Das sich von sprudelnden Gefäßen  
Aufwallend hebt mit frohen Düften;  
Und seufzend blicket Gaetan  
Zum unberauchten Schloß hinan.

Er kürzet zögernd noch die Schritte,  
Ob ihm auf oft betret'nen Gründen  
Vielleicht noch eines Landmanns Hütte,  
Ein gaslich Dach gelingt zu finden,  
Den Brüdern dort ein Abendbrot  
Noch zu erschle'n in seiner Noth.

So weicht er vom geraden Steige  
Zur Rechten bald und bald zur Linken,  
Bis er sich mit des Tages Neige,  
Da schon die ersten Sterne blinken,  
Mit schwerer Brust und leichter Hand  
Vor des Conventes Pforten fand.

Er schleicht hinein von Furcht befangen,  
 Und heimlich auf bekannten Pfaden  
 Gelangt er mit beklomm'nem Bange  
 Bis zu des Klosterszwingers Gaden;  
 Doch rein, als wären sie gelehrt,  
 Steh'n Küche, Speiseshrank und Herd.

Nur Asche und zerfall'ne Brände  
 Zeigt ihm die längst verkühlte Stätte,  
 Auf die der Küche öde Wände  
 Und düst'res mannigfach Geräthe  
 Gespenstisch in der Dämm'ung Graun  
 Wie seiner spottend niederschaun.

Da will doch Groll sein Herz beschleichen,  
 Und die so oft erprobte Treue  
 Des Unmuths argem Zweifel weichen:  
 Doch schnell erwachet ihm die Reue  
 Und fühlt sich in des Busens Blut  
 Erneut des alten Glaubens Muth.

Er trägt nicht prüfend erst Bedenken  
 Zu üben die gewohnten Pflichten,  
 Zum Mahl Gefäß und Krug zu schwenken,  
 Und jedes in den Korb zu schlichten,  
 Mit dessen Last er unverweilt  
 Zum nahen Speisesaale eilt.

Dort glättet er auf langen Tischen  
 Des Tuches vielfach helle Büge  
 Und schöpft, die Gäste zu erfrischen,  
 Vom klaren Quell und füllt die Krüge,  
 Und stellt der Teller blankes Zinn  
 Vor jedem Platz mit Ordnungssinn.

Denn wie sich's ziemt den Tisch zu decken,  
 Wie's jedem recht ist und gebühret,  
 So weiß er's pünctlich zu vollstrecken,  
 Selbst was das Mahl besonders zieret,  
 Der frischen Blüthen bunten Strauß,  
 Er holt ihn aus des Gärtners Haus,

Und setzt ihn auf der Tafel Mitte,  
 Dann wo sich an des Saales Ende  
 Auf Stufen, nach der Klöster Sitte,  
 Zum Unterricht in der Legende  
 Für eines Bruders frommen Spruch  
 Ein Pult erhebt mit Kreuz und Buch;

Da eilt er hin im Lesen sündig,  
 Und blättert nach und wählt die Seiten,  
 Die er, in Psalm und Versen sündig,  
 Des Textes Stellen anzudeuten,  
 Am goldbesäumten Buchesrand  
 Bezeichnet mit dem Seidenband.

Stellt dann das Pult zurecht und rücket  
 Den Schemmel vor, dann bis zur Erde  
 Vor dem Gekreuzigten gebücket,  
 Spricht er ein andachtsvoll: es werde!  
 Sieht nun im Refectorium  
 Zum letzten Mal sich prüfend um,

Und eben als des Aue Läuten  
 Vom Thurme schallt mit hellem Klange,  
 Und nichts mehr übrig zu bereiten,  
 Da eilt er zu dem Glockenstrange,  
 Und zieht mit Kraft und Jugendhaft  
 Der starken Seile straffen Bast.

Von hohlem Erz die Töne gellen  
 Laut hallend in des Klosters Gängen,  
 Daß sich aus den entlegnen Zellen  
 Die tief erschrock'nen Brüder drängen,  
 Zu sehen, welche Hast so heiß  
 Gespornt des sanften Glöckners Fleiß.

Und wie sie um den Tisch sich reihen,  
 Geschmückt nach eines Festes Weise,  
 Sich dankbar im Gebet erfreuen  
 Der unverhofft geschickten Speise,  
 Und schon sich zur willkomm'nen Tracht  
 Mit reger Lust bereit gemacht:

Da seh'n sie zürnend mit Befremden  
 Den Bruder in der Ferne steh'n,  
 Bald himmelwärts die Blicke senden,  
 Bald lächelnd nach dem Tische seh'n,  
 Als regte sich in seiner Brust  
 Des Überwizes arge Lust.

Und Murren läuft durch ihre Reihen,  
 Es hebt der Prior sich vom Sitze,  
 Des Frevels zürnend ihn zu zeihen,  
 Der mit des Übermuthes Wize  
 Den Orden, dem als Knecht er dient,  
 Zu höhnen thöricht sich erkühnt:

Der mit hoffärtigem Vertrauen  
 Ein schwacher Mönch auf Wundermächte  
 Die eitle Hoffnung wagt zu bauen,  
 Und glänzen will als der Gerechte,  
 Den sich der Himmel auferseh'n  
 Und Zeichen läßt durch ihn gescheh'n.

Doch schweigend neigt sich der zu fragen  
 Ergeben jedes Vorwurfs Härte,  
 Und prüft sein Herz und ohne Zagen  
 Fühlt er den Glauben, den er nährte,  
 So viel der Eiferer auch spricht,  
 Erhöht von reiner Zuversicht.

Und sieh! des Saales Pforten weichen  
 Und zweyer Jünglinge Gestalten,  
 Die hehren Engelsknaben gleichen,  
 Sieht man des Korbes Last entfalten,  
 Den sie mit streng verschloßnem Mund  
 Hinsetzen auf des Saales Grund.

Ein Duft von köstlichen Gerichten  
 Entschwebt des Deckels blanker Hülle  
 Und schwellend zwischen bunten Früchten  
 Zeigt sich des Brotes Füz'gewülle,  
 Indes, je mehr man ihn entleeret,  
 Des Inhalts Übermaß sich mehret.

Noch wie an einem Traumgesichte  
 Berweilen dort der Brüder Blicke:  
 Da tritt ein Knab' im Rosenlichte  
 Zum Mönche, dem im Augenblicke,  
 Der Freudenthränen süßer Zoll  
 Den dankerfüllten Busen schwoll,

Und sprach: Du hast dich wohlgewendet  
 Zu dem, der lohnt, die ihm vertrau'n,  
 Der einst des Manna Thau gespendet,  
 Und die in einer Wüste Grau'n  
 Auf ihn gehofft in Hungersqual,  
 Ernährt mit wen'ger Brote Zahl.

So wird um deines Glaubens wegen  
 Er an den Deinen sich erklären,  
 Und wunderbar durch seinen Segen  
 Wird er ihr irdisch Gut vermehren,  
 Wird herrlich ihr geringes Haus  
 Zu seinem Tempel schmücken aus.

Und wie er sprach, ward es vollzogen,  
 Verbreitet ward der Ruf im Lande,  
 Es wälzten sich der Völker Wogen  
 Wettfeierend nach Palermo's Strände,  
 Den frommen Gottesmann zu seh'n,  
 An dem das Wunder war gescheh'n.

Und bald beginnt von ihren Spenden  
 Ein Bau, der in die Wolken steigt,  
 Auf dessen stolzen Marmorwänden  
 Man heute noch die Sage zeigt,  
 Und noch zur Stunde nennet man  
 Die Kirche zu San Gaetan.

### C o n c e r t.

Am 13. d. M. erfreuten uns die Gebrüder Anton und Max Bohrer durch ein drittes im großen Saal der niederösterreichischen Stände gehaltenes Concert, welches aber auch zugleich das letzte war, worin die Virtuosität dieser Künstler vor ihrer Abreise sich entfaltete.

Nach der prachtvollen Ouverture aus Mozart's Clemenza di Tito, die sehr befriedigend von dem, überhaupt vortheilhaft mitwirkenden, Orchester executirt wurde, spielte Hr. Max Bohrer ein neues Violoncell-Concert von seiner eignen Composition, das manches Ansprechende enthielt. Wir bewunderten in der tonkünstlerischen Ausführung das Allegro, die Kraft und Fülle seiner Tiefe und die ungemeine Lieblichkeit der Höhe, so wie die große Sicherheit in den kühnsten Sprüngen, die Leichtigkeit und Klarheit in den schwierigsten Passagen, die schon der edle, zierlich geführte Bogensrich bekundet, und die Präcision der Doppelgriffe. Originell war die Cadenz, die mit einem schönen Decrescendo und einem kunstvollen Triller schloß, begleitet von den stürmischen Beyfallsbezeugungen der Zuhörer. Das Adagio war kurz, der Vortrag aber sehr anziehend. Das Rondo wurde ungemein frisch und munter ausgeführt; oft wiederholte Zeichen der Zufriedenheit bekräftigten den Eindruck des Ganzen.

Ein neues Potpourri für Violine und Violoncell ohne Orchester-Begleitung, worin beyde Virtuosen ihr Talent zugleich verwendeten, gab ihnen wieder Gelegenheit, ihre seltne Genauigkeit und Übereinstimmung in den schwierigsten und verwickeltsten Aufgaben zu beweisen. Verschiedene Themata's wurden variirt; doch die allererfreulichste Ingredienz dieses musikalischen Potpourri's war die zart ausgeführte Melodie des erhabenen Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“

Mad. Unger, die öfter in Concerten fleißig und gefällig mitwirkt, sang die Cavatina der Rosine, aus dem Barbier von Sevilla, mit glücklichem Erfolg. Besonders gelang ihr jedoch der erste Theil.

Herr Anton Bohrer entwickelte in selbst componirten Variationen für die Violine viele Fertigkeit und grössere Kraft, als wir in seinem Spiel früher wahrgenommen, wozu auch das Local mit beygetragen haben mag.

Zuletzt trugen die beyden Künstler ein neues Capriccio für Violine und Violoncell, über ein französisch-pyrenäisches Lied, von ihrer eignen Composition vor. In ungemein barocken Sätzen wetteiferten die Virtuosen nochmals mit einander zur Bewunderung der Versammelten. Die Nachahmung der Savoyarden-Musik war höchst täuschend und ergötzlich; wenn auch Manches in diesem Theil überladen heißen konnte, so fehlte dennoch die erwünschte Wirkung nicht. Das Stück erinnerte uns an Romberg's schwerhafte Productionen dieser Art. Es ist ein großer Vortheil für die Virtuosen, daß sie in schöner Einheit so zusammenwirken. Wir wünschen uns Glück, daß wir nun die beyden ersten Violoncellisten Deutschlands, und ohne Zweifel unter den jetzt leben-

den überhaupt, in kurz auf einander folgenden Zeiträumen zu bewundern Gelegenheit hatten. Die Zeit ist oft den Concertgebern wenig günstig, ohne daß sich der Grund davon mit Bestimmtheit angeben ließe; über die gerechte Würdigung und theilnehmende Anerkennung des kunstsinrigen, unparteyischen Wienerpublicums werden sich die brüderlichen Künstler dessen ungeachtet wohl nicht zu beklagen haben.

### W e c h s e l.

Sprich, was lockt dich in die Ferne?

Wandrer, was? verkünd' es mir!

Glänzen dort des Himmels Sterne

Schöner, lieblicher wie hier?

Einer Sonne Strahlen weben

Dort wie hier ihr Morgenroth.

Doch im Wechsel liegt das Leben,

Und im Einerley der Tod!

F. S. E.-t.

### S c h a u s p i e l.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien wurde den 13. d. M. zum ersten Mal dargestellt: *Arnulph der Schwarze, oder Verbrechen und Buße*. Romanantisches Ritterchauspiel in fünf Aufzügen, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Mehrere, mit dem Geist des geschätzten Dichters und mit dem Charakter seiner Dichtungen wohlvertraute Zuschauer zweifelten am Abend der ersten Vorstellung dieses Schauspiels, daß es von dem genannten Verfasser herrühre. So groß ist oft der Unterschied zwischen Lesen und Darstellen! Der veränderte Titel trägt freylich bey, den Zweifler zu bestärken. Die Diction dagegen läßt den Leser keinen Augenblick in Zweifel, daß die Dichtung dem Verfasser des *Zauberrings* und so mancher andern genialen Dichtungen zum Urheber hat. Bekannt ist die in Rede stehende schon seit einigen Jahren unter dem Titel: „*Der Leibeigne*.“ Schauspiel in fünf Aufzügen u. s. w. Trotz der Bezeichnung, kann das Stück jedoch mit größerem Recht eine dramatische Dichtung, als ein Schauspiel genannt werden. Eine alte schauerliche Sage von einem fränkischen Fürstensohn, *Slodion* genannt, der seinen Oheim, weil er ihn abhielt, in den Forst zu eisen, und ein Verderben drohendes Wolfs- Ungeheuer zu erlegen, da er das Leben des geliebten Neffen um so schönen Preis nicht auf das Spiel setzen wollte, im Kampf erschlagen haben soll — gab ohne Zweifel den Stoff zu dieser wahrhaft romantischen Dichtung. Aber selbst die, dem Charakter der Iyrischen Poesie sich merklich nähernde Diction, die sich in freyen, immer wechselnden Versen bewegt, eignet das Werk wenig zur Darstellung; so wie die Handlung für die Bühne auch zu wenig Anschaulichkeit besitzt. Außer der Erzählung von den Umständen jenes mörderischen Kampfes, bietet sich fast keine ergreifende Situation dar, und jene zeigt sich nur im Bilde. Die Hauptmomente, durch welche die Begebenheiten langsam und unmerklich fortschreiten, liegen viel zu weit aus einander, und nehmen auf der Scene einen ganz andern Charakter an, als sie in der glänzenden Farbenpracht der Poesie vor der freyen Phantasie des Lesers tragen. Ja sogar die handelnden Personen verlieren in diesem romantischen Nebelglanz auf der Scene ihre individuellen Formen und Umrisse; verschwimmen fast in zweifelhafte Ideale. Wie schwer muß es aber nicht den Darstellern werden, die zum Theil nur Personen aus dem niedern Lebenskreis repräsentiren sollen, in so schwankenden, wechselnden Rhythmen eine solche Sprache durchzuführen! Abgesehen davon, daß Vieles, woran die Leser des beliebten Dichters längst gewöhnt sind, im Vortrag des Schauspielers leicht eine dem ersten Sinne ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, wie bereits oben angedeutet worden. Wir rechnen dahin unter andern das

unzählige Mal vorkommende: „hohe Bild — süße Bild — das unbeglückte Bild — mein Heldenbild“ ic. ic. Alle diese Bilder nehmen sich auf der Bühne selten so wunderreich aus, als wie im Zauberreich der Phantasie. Welche Gewalt mag es überdies einer sterblichen Roswitha kosten, Verse, wie folgende, in erforderlicher Klarheit vorzutragen:

Kein Wohnort ist  
Für die Entwurf im gottbegabten Heldengeist  
Des blöden Köhlermädchens Sinn. —  
Hinaus, mein Held! —

Welches auf Deutsch so viel heißen soll, als: „In dem Herzen eines solchen Helden ist kein Raum für die geringe Köhlerdirne.“ Nichts desto weniger, wir wiederholen es — ob es gleich der Wiederholung nicht bedarf — ist die Diction überaus phantasie- und sinnreich, blühend und romantisch; die Sprache aber dessen ungeachtet noch zu weich gehalten und zu unbestimmt für eine dramatische Handlung, die eigentlich nur aus einer Reihe von bilderreichen Scenen, aus Schilderungen innerer vielmehr als äußerer Zustände besteht, und die mit aller Freyheit und Gemächlichkeit des dichterischen Pinsels, in aller Breite der erzählenden Dichtungsform ausgeführt sind.

Das Stück hat übrigens, wie wir es hier gesehen haben, nur geringe, unbedeutende Veränderungen angenommen; die Abkürzungen der Scenen hier und da sind merklicher. Wenn es nun auf eine Darstellung überhaupt ankommt, so erfordert diese einen ganz eignen Ton des Vortrags, der sich der poetisch-lyrischen Declamation mehr nähert, und mit einer allzu materiellen, angestregten mimischen Entwicklung sich nicht wohl verträgt. Das kleine lustigkeite Bühnen des Köhlermeisters fällt auf der Bühne in's Profaisch-Komische bis zum Überdruß. Diese Bemerkung soll die junge Darstellerin (Caroline Kupfer), deren Spiel recht artig war, nicht im geringsten treffen. Das Schauspiel überhaupt brachte sehr geringe und sehr zweifelhafte Wirkung hervor. Die Characterschilderung des Arnulph (im Originalstück Falco, auch Clodion genannt) fesselt die Aufmerksamkeit und Theilnahme ganz allein. Hr. Rott nahm ihn freylich, des theatralischen Effects wegen, anders, als wir vorhin mit wenigen Worten ihn bezeichnen haben; stellte ihn aber auch in Wahrheit mit einer tragischen Kraft und einem so glühenden Feuer der Leidenschaft dar, daß diese Leistung eben so überraschend als der Erfolg im Einzelnen glänzend war. Dies zeigte sich besonders am Schluß des vierten Acts, wo der Bearbeiter, wenn wir nicht in Irrthum sind, den Helden gut bedacht hat. Die Erzählung im zweyten Aufzug wurde für einen Bericht, gegen einen Knaben, mit zu gehaltener Anstrengung durchgeführt. Die Deutlichkeit der Rede verdiente dieß Mal Lob, so sehr man sie in dem kurz vorher gegangnen Prunk- und Schauspiel auch vermisse. Mlle. Neumann (Roswitha) hingegen war desto weniger verständlich. Zuschauer beyderley Geschlechts bedauerten aus diesem Grunde, daß die Schauspielerin so vielen Fleiß vergebens aufbot.

Hr. Jäger sang das eingelegte, vom Hrn. Seipelt eigends componirte Troubadourlied, zu Anfang des dritten Aufzugs, mit reiner, heller Stimme und einem recht angenehmen Vortrag. Der Tert-Refrain: „O Troubadour!“ hat unvermeidlich auch bekannte Anklänge mit herbey geführt. Ein sehr bekanntes Thema läßt sich auch im Trinklied der ersten Scene des letzten Aufzugs hören. (Ebenfalls vom Hrn. S.) Die kräftige Instrumentirung belebt dieses Gesangsstück und macht einen günstigen Eindruck.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

(Gedruckt bey Anton Strauß.)

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 24. October 1822.

128

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Laufherinnen.

Erzählung von D. Ernst Voht.

I.

Die böhmischen Wälder. — Falset aus zwey Kehlen. —  
Tag und Nacht. — Spanische Grüße.

Es war Abend; die Glut der hinabsinkenden Sonne ruhte auf dem alterthümlichen Schlosse der Grafen Wortek, das tief im Thale aus dichtem Grün vorsah. Ein süßer Schauer ergriff Adelens Brust. Sie war nie aus der Residenz gekommen, und nun fuhr sie im Dunkel uralter Tannen, umragt von mächtigen Bergen; nun donnerte der Wagen einmal um's andere über den Waldstrom weg, der weiß beschäumt unter den schmalen Brücken hinschoß; nun hing hier ein Felsblock dräuend über die Straße, dort stieg eine graue Rauchsäule langsam empor und bog sich dann und zog in eine Schlucht, darin die Nacht schon hauste; nun standen rußige Gestalten vor den Hütten, die vom Pochen ihrer eigenen Hämmer zitterten; nun rauschte es um sie her, als strömte ein reicher Regen nieder, — es war der Abendwind, der in den Gipfeln des Nadelwaldes wühlte und die Funken aus den Schornsteinen der Hochöfen durch sie hintrug. Es bangte dem scheuen Mädchen schon beym Gedanken in den böhmischen Wäldern zu seyn: aber schön war's da, obwohl etwas unheimlich, und es lebten nach und nach alle Märchen in Adelen auf, die sie einst als Kind sich hatte erzählen lassen, und wurden sehr rege und beynahe wahr.

Die Baroninn Ademar sah sie öfters lächelnd an; sie errieth ziemlich, was in der Seele ihrer Begleiterinn vorging. Überhaupt war errathen, erforschen, hinter allerley Kommen, ganz der Baroninn Sache und sie that sich auch nicht wenig darauf zu gute. Sie war keinem Dinge feind, als einem Geheimnisse, daran sie nicht Theil hatte, und nahm gerne, um für eine Menschenkennerrinn zu gelten, in Nothfällen kleine Mittelchen zu Hülfe. Doch das soll sich bald zeigen. Auf ihren Wink hielt der Reisewagen an einem niedlichen Stege.

und fuhr dann, bloß noch mit der leichten Waare einer Kammerjungfer beladen, die Straße nach dem Schlosse: sie selbst machte den Weg mit Adelen zu Fuße durch das Thal, das zum Park umgeschaffen in düstrer Schönheit am Strome hingestreckt lag. Schweigend gingen sie neben einander, die Baroninn vielleicht mit Planen für die nächste Zukunft beschäftigt, Adelle ganz hingegeben den ihr so fremden Eindrücken einer romantischen Natur, als plötzlich jene, den Finger auf den Lippen, stehen blieb. Ein Zweygespräch hinter den nächsten Büschen machte sie aufmerksam. „Aber keiner über Figaro!“ hörten sie ein kreischendes Organ betheuern, das einem alten Weibe anzugehören schien. „Ach der treue Figaro!“ seufzte hierauf eine wohlklingende Altstimme, „wäre er nur erst wieder zurück!“ „Kennst du ihn denn?“ „Ja wohl!“ „Wer weiß, wo der jetzt mit seinem Herrn herumläuft! Unser Graf Max und deine unsichtbare Gräfinn, die wären so ein passendes Paar; beyde melancholisch und in die Einsamkeit verliebt: die sollten einander kennen.“ „Meinst du? Ich bitte dich, edler Krispin, mache du den Kuppler, du hast das wahre Gesicht dazu.“ „Spottest du wieder, Schelmenknabe? Da ließe sich fein kuppeln! auch wenn ich was größers wäre, als ich bin; Er, niemand weiß wo? Sie, wo sie sich aufhält, wissen wir alle, weil uns die Zimmer auf dem linken Flügel verschlossen sind.“ „Was dich am meisten verdriest, dem alle Schlüssel im Hause anvertraut sind.“ „Übrigens, wollt' ich sagen, wenn du einen nur ausreden ließeest, hat ja außer unserm Grafen Emil noch kein Auge sie zu sehen gekriegt. Zu hören ist auch nichts von ihr.“ „Was? habe ich euch nicht schon genug von ihr erzählt?“ „Ja! einmal ist sie schön wie ein Engel, einmal häßlich wie eine Nachteule, einmal jung, einmal alt, ein andermal soll sie gar einen Schweinrüssel haben und sich darum nicht vor den Leuten blicken lassen. Aber sey dem wie ihm wolle, eine vortreffliche Dame muß sie seyn: du hast wenigstens den leichtesten Dienst von der Welt bey ihr. Bringst ihre Zimmer in Ordnung; mein Himmel! da wird wohl Abends alles an dem Flecke stehen, wo du es Morgens hingestellt; holst ihr das Bißchen Essen hinein, wovon Ihr beyde so viel genießt, daß eine Maus dabey mager werden könnte; trägst ihr zu Nacht die Guitarre nach, wenn sie etwa in den Garten hinabschleicht, und hast außerdem beynah den ganzen Tag über keinen Herrn als dich selbst.“ „Da hab' ich eben den säubern!“ fiel die Altstimme lachend ein. „Aber wahr ist's. Sieh, sie schläft und betet viel, und zu beyden bin ich ihr entbehrlich. Da such' ich denn deine Gesellschaft, Krispin.“ „Und die Hausmädchen und die hübschen Bergmannstöchter nach der Reihe, und thust jeder Schürze schön. Nimm dich in Acht! Wem sollen die Blumen wieder, mit denen du hantirst?“ „Ach, ach, was weiß ich's? Bey dir bin ich doch am liebsten. Ich wollt', du wärst Hauptmann, und mich wundert, daß du's nicht bist.“ „Ich? wie kömmt du auf den Einfall?“ „Räuberhauptmann, meine ich, Krispinus Krispini, der schöne Bandit; mit deinem martialischen Wesen könntest du nichts passenderes seyn. Ich ginge dann zu deiner Bande, und den treuen Figaro nähmen wir mit und verlegten uns auf's Lederstehen.“ „Warum nicht gar! Schweig nur und mach' mich nicht böse mit deinem tollen Geschwätz. Du hast wohl das Lachen und Weinen in einer Tasche. Schossen dir nicht die hellen Thränen in die Augen, als vom Grafen Max die Rede war, ich sah es wohl: und zugleich treibst du Possen. Aber das ist jederzeit deine

Art so. Ich weiß nicht, wie ich dir noch immer so gut seyn kann und dir noch helfen bey deinen Streichen." „Poffen sagst du? Es ist mein voller Ernst mit dem Hauptmanne."

Hier stockte das Gespräch, denn die klare Stimme, die unsre Damen anfangs für eine Mädchenstimme gehalten hatten, summtete nur ganz leise das: „Ein freyes Leben führen wir!" Krispin schien ärgerlich. Die Damen thaten nun wenige Schritte um's Gebüsch und standen vor dem Paare. Ein zierlicher Page sprang aus dem feinen Grase des Rasenhügels auf und grüßte, das Blumengewinde in der Linken, nicht ohne gewandten Anstand. Neben ihm bückte sich demüthigst tief eine häßliche Mannsgestalt, die auch ohne sich zu bücken, nicht hoch vom Boden aufragte, ein wenig schief, ein wenig krummbeinig, mit fuchsigem Haare, spitzem Kopfe und sehr beweglichen Zügen, denen man es nicht ansehen konnte, war es Grimm oder Schreck oder Hohn, woraus diese Falten sich bildeten. Adele trat halb hinter ihre Pathe, und diese selbst wandte sich unwillkürlich rasch von dem kleinen Schreckbilde zum Pagen. „Willst du uns wohl den nächsten Weg nach dem Schlosse führen, schmucker Knabe?" bat sie, sich fremder in dieser Gegend anstellend, als sie es war. „Ich bin erfreut," sprach er leicht hin, „daß ein günstiger Zufall eben mich Ihren Führer seyn ließ, Frau Baroninn." „So kennst du mich?" fragte sie befremdet. „Wenn anders Sie die Gäste sind, auf deren Ankunft die gräßliche Familie schon seit einigen Tagen hofft." „Und du heißest?" „Ich heiße Cherubin." „In Diensten des Grafen Almaviva?" fuhr sie scherzend fort. „In Diensten der Gräfinn Rosine," erwiderte er unschuldig. Die Baroninn, gereizt von den mancherley Rathseln, welche ihr hier entgegentraten, fragte ihn etwas spiz in spanischer Sprache, ob er auch die Wahrheit rede. „Vor solchen Augen," antwortete er sehr geläufig in derselben Sprache, „getraute sich die Falschheit nicht zu bestehen. Und nur solchen Lippen ist diese Frage erlaubt." Sie erröthete und erkundigte sich in gutem Deutsch — ihr Klein Bißchen Spanisch gab sie sogleich auf — nach des häßlichen Zwerges Amt und Namen. „Basil," so stellte ihn der Page lachend vor, „Basil, Singmeister im Schlosse." Krispin fuhr, bis an die Stirne hochroth, gegen ihn empor und bückte sich dann gegen die Frauen kopfschüttelnd und kam vor argem Stottern gar nicht zu einer Gegenrede. „Ich bitte dich aber, Basillchen, stottere nicht, sondern springe vorauf und Sorge, daß die Herrschaften Licht im Corridor finden." Krispin drohte ihm noch mit dem Finger und that dann, wie ihm geheißen war. „Ein Singmeister?" wiederholte die Baroninn mit richtig zweifelnder Miene. „Ich würde in ihm, seines barocken Außern ungeachtet, einen Hausmeister oder Zimmerwärter erkennen." Nun war die Reihe des Rothwerdens an Adele gekommen. Cherubin sah beyde an, sagte dann ganz gelassen: „Euer Gnaden haben Recht," bog dann vom geraden Wege aus und führte die Gäste, immer an seinen Blumen windend, durch mehrere hübsche Parthien, auf deren Schönheiten er sie in artigen Wendungen aufmerksam machte, darauf aber gewöhnlich hinzusetzte, daß es bey ihnen in Spanien doch weit schöner sey.

Sie waren bis an die Stufen gekommen, die zum Eingange des Schlosses führten, das jetzt, in tiefer Dämmerung, schwarzgrau und riesenhaft vor ihnen emporragte. Krispin stand mit der Fackel in der Pforte und ihr flackern- des Licht malte Fragen auf seinem Gesichte. Cherubin hatte rasch seine Arbeit

geendet, er bog leicht und schnell ein Knie vor Adelen und überreichte ihr den fertigen Kranz mit dem Ausruf: „Und nun lassen Sie mich den Ersten seyn, der die neue, liebliche Göttinn bey dem Eintritt in ihren Tempel begrüßt! Und mag das Leben Sie führen, wie Cherubin, nicht den kürzesten, nur den schönsten Weg zum Ziele!“ Die reizende Adele, der Huldigungen nicht ganz ungewohnt, war doch ein wenig überrascht. „Ich bin hier ungekannt, mein artiger Schmeichler.“ „Und dennoch ersehnt, wie das gute Glück.“ Mit diesen Worten flog der Page und Krispin hinkte den Damen voran durch die schallenden Gänge. „Wie Tag und Nacht!“ winkte Adele der Baroninn zu, auf den Verschwindenden und den Fackelträger deutend; „oder wie Amor und Vulcan.“ „Oder,“ fuhr die Pathe fort, „wie die Sünde und die Strafe. Mir gefällt dieser Page nicht sonderlich.“ „Das könnte ich eben nicht sagen,“ flüsterte das Pathchen für sich und schwebte am Arme der Baroninn die hohe Treppe hinan.

(Die Fortsetzung folgt)

### Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1822.

(Fortsetzung)

Endlich kam nun auch das große Altargemälde des Prof. Köster, worauf man bis Mitte September warten mußte. Der Gegenstand ist: Christus, welcher spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen. Man sagt, die Herrschaft, welche dieß Gemälde bestellte, habe verlangt, daß mehrere Figuren Portraitähnlichkeiten haben sollten. Dieß ist für den Künstler wohl hemmend und stets nur bey Nebenfiguren erlaubt, so wie es hier geschah; sollte in einem christlichen Bild bey einer Hauptfigur eine Ähnlichkeit auch nur leise angedeutet seyn, so wäre dieß nie zu entschuldigen. Das Ganze macht viel Wirkung, die Farben sind trefflich gewählt, das Colorit ist edel und kräftig, das Hell Dunkel sehr klar und meisterhaft behandelt, wider Einzelnes ließ sich aber wohl mit Recht manches einwenden. Christus steht unter einer hohen Palme ziemlich tief im Bilde, sein Kopf ist mild und angenehm, aber nicht göttlich, der ganzen Gestalt fehlt das wahrhaft Erhabene. Da der rechte Fuß so weit zurück steht, sollte das Knie weniger vortreten und das Gewand gespanntere einfachere Falten werfen; die Farben der Gewänder sind sehr schön. Ganz vorn linker Hand kniet eine edle weibliche Gestalt, ein liebliches, ganz kleines Kind haltend, welches schon seine Händchen betend aufhebt; diese Gruppe ist die schönste im Bild, der Ausdruck der Mutter ist ernst und fromm, ihre Züge sind rührend schön; der weiße Schleier, der ihr Haupt umschließt, so wie ihr einfaches firschbraunes Gewand sind von trefflicher Wirkung, aber beyde Gestalten blicken in einer Richtung empor, in welcher sie durchaus den Heiland gar nicht sehen können, da er mehrere Schritte hinter ihnen steht und sie sich keinesweges in das Bild hinein wenden. Das Kind, welches zwischen dieser Knienden und dem Heiland steht und das rechte Händchen so fromm auf die Brust legt, ist herrlich gemalt, das wahr und schön gelegte lilfa Gewand bildet einen sehr wohlthuenden Farbenaccord zwischen dem blauen Mantel und dem firschbraunen Gewand, aber das reichgelockte blonde Köpfchen dieses Kindes sieht doch allzu weltlich und modern aus. Noch weniger befriedigt das Kind, welches auf der andern Seite vor Christus steht; der Ausdruck des halb trohigen, halb weinerlichen Köpfchens ist unangenehm und die Stellung der rechten Hand noch unangenehmer, der Faltenwurf des gelben Gewandes verdient Billigung. Ganz reizend aber ist das niedliche Kind, welches sich an das Ärmchen jenes größern anklammert und so echt naïv aufblickt; wir sehen das kräftige Köpfchen im scharffsten Profil, doch ist das Gesichtchen so rund und blühend, daß man immer wieder mit Wohlgefallen

darauf blickt; selbst das hellgelbe Pelzchen, womit das kleine Wesen bekleidet ist, zeigt sich äußerst natürlich. Die Mutter dieses Kindes kniet dahinten, ihr im Profil stehender Kopf ist mit ungemeiner Wahrheit aufgefaßt. Neben ihr steht Petrus, ein kräftiger, aber mehr gemeiner als idealer Kopf; der Faltenwurf seiner Gewänder ist sehr schön, er scheint den Ungestüm eines schönen blonden Knaben, welcher herbey eilt, mildern zu wollen. Der Kopf dieses Kindes ist herrlich, die Gestalt sieht man nur halb; das Beinchen desselben hat der Maler fast zu nachlässig behandelt. Weiter zurück auf dieser rechten Seite sieht man noch ganz im Helldunkel eine Alte mit ihrem Kind, kräftig und brav gemalt, so wie einen ältern Apostel, dessen Kopf schön behandelt ist, und noch ein Paar Gestalten im Hintergrund. Links hinter der edlen Mutter steht ein zartes herangewachsenes Mädchen, ein Kind vor ihr dahinter, eine Mutter mit einem kleinern Kind, welches sehnsüchtig nach dem Heiland hinstrebt und von einem Apostel sanft berührt wird, und mehrere Frauen; diese sehen alle sehr modern und ziemlich theilnahmslos. Es stört überdem sehr, daß auf dieser Seite fast alle Köpfe in ganz gleicher Richtung stehen und dreiviertel sichtbar sind, auf der andern Seite hingegen die Mehrzahl der Köpfe im Profil steht; wären diese Stellungen gemischter, so würde das Ganze sehr gewinnen. Den Maler müssen wir in dem ganzen Werk unbedingt loben und bewundern, dem Erfinder wäre etwas kritischere Strenge zu wünschen gewesen. Die Leichtigkeit und Kraft der Behandlung zeigt den geübten und durch stetes Studium der Natur gebildeten Meister.

Das Portrait unsers Schauspielers Hellwig ist von Edlinger recht gelungen, warm und kräftig, sprechend ähnlich und frey von Manier. Prof. Pochmann malte den Sängler Bergmann auch sehr ähnlich, mit vieler Wahrheit in Stellung und Ausdruck. Außerdem malte er nach einer Skizze von Lucca Giordano eine Mutter mit einem Kind, welche recht hübsch wäre, wenn es nur nicht eine Madonna seyn sollte! Der Schlag Schatten, den der Schläner über den halben Kopf der Mutter und des Kindes Gesicht wirft, bringt eine materische Wirkung hervor; der Farbenton ist warm und gut, nur die eigentliche Seele vermißt man, so wie das zartere Charakterstudium. Von Professor Seydelmann ist zum ersten Mal ein Portrait nach der Natur da in seiner gewohnten Sepiamanier, diese ist aber für das Portrait, zumal in Lebensgröße, gar nicht günstig. Mehrere Portraits in dieser Art müßten dasselbe schauerliche Gefühl erwecken, wie eine Phantasmagorie.

In Landschaften ist unsere Ausstellung recht reich; Dahl, der geniale Norwege, gab uns fünf Stück. Von den größern sind zwey besonders anziehend: eine Aussicht über das Meer an den Küsten der Insel Capri, bey Mondlicht, das von Wolken sehr umhüllt ist; der geheimnißvolle Duft und die magische Dämmerheit machen einzig das Interesse dieser Landschaft aus. Die zweyte ist ein Seestück nach einem Sturm, mit einem Theil der Insel Capri und einem auf Klippen aufgetriebnen Schiffe; dieß ist seitwärts im Hintergrund, vorn segelt ein anderes kräftig hin. Alles hieran ist brav gezeichnet, selbst die Figuren sind treu und wahr der Natur abgelauscht. Die noch eben so stürmischen Wogen heben ihre weißschäumenden Häupter überall geisterartig empor, als lüftete ihnen noch nach mehr Beute, die Wolken sind zerrissen und sturmgepeitscht, breite weiße Strahlen streifen zwischen ihnen durch, das Ganze beleuchtend. Die dritte größere Landschaft stellt eine Ansicht bey Dresden vor, von Cosels Garten aus, nach Findlators Villa hin. Bey diesen beyden letztern stört der Mangel des wärmern Farbentones und des Schmelzes, welchen eigentlich Ölmalen haben; man bleibt zweifelhaft, ob es nicht Aquarellgemälde sind, mit Geist gemacht, aber ohne Wärme. Eine kleine Winterlandschaft mit einer beschneynen Eiche, ist trefflich; das Abendroth ist so im dunkeln Rosenlicht glühend, wie oft nach recht kalten Tagen, schwere dunkle Dünste senken sich am Horizont, zwey Wanderer eilen nach der Heimath, der Widerschein der Abendröthe auf dem Schnee ist schön dargestellt. Eben so ist eine Parthie mit einem Wasserfalle aus dem Tyroler Vorgebirge lobenswerth gemalt; der kleinste Detail ist hier mit Wahrheit und Leichtigkeit wie hingeschrieben.

Traugott Faber stellte eine treffliche Copie des berühmten Klosters von Ruissdael aus; wir sehen hier das Original völlig treu, nur rein und klar, vom trüben Hauch

der Zeit befreit, die Copien sind ungemein verdienstlich. Eine kleinere Landschaft von ihm nach der Natur und eine Darstellung von D. Struvens Garten mit alle den herumspazierenden Brunnentrinkern, haben viel Gutes; doch, wenn Gemälde, wie das letztere, sich auszeichnen sollen, müssen entweder Grazie und zarte Ausführung, oder Witz und Laune vorherrschen; beydes vermiffen wir hier. Von Eusebius Faber sind wieder sehr viele Landschaften da, blühend und kräftig im Farbenton, mit Gefühl angeordnet, aber doch meist mit Leichtfinn behandelt, ohne echtes Studium der Natur. Die beyden Stücke, welche nicht eigne Composition sind, sondern nach der Natur gemalt, sind deßhalb bey weitem am vorzüglichsten, nämlich: Ehrenberg, in Abendbeleuchtung, und ein Bauernhaus.

Die beyden Aquarelllandschaften von Hammer: Littenstein und die Ansicht von Dresden, sind so zart und fleißig, wie wir es von diesem braven Künstler gewohnt sind.

(Die Fortsetzung folgt)

### Theater in der Josephstadt.

Wir sahen hier die vierte Vorstellung der falschen Prima Donna in Krähwinkel. Seit der Eröffnung des neuen Schauspielhauses hat diese Production einiger Massen Epoche gemacht, und wird noch geraume Zeit Stoff zu Abendunterhaltungen geben, wozu der fleißige Darsteller der Hauptperson durch seine Geschicklichkeit und eine glückliche Imitationsgabe hauptsächlich beiträgt. Dies verdient um so mehr Aufmerksamkeit, weil der talentvolle Komiker des Volkstheaters das Interesse des Stücks bereits durch einige Jahre auf dem letztgenannten Theater lebendig zu erhalten wußte. Das Publicum hat sich auch für die neueste Darstellung so allgemein und entschieden interessiert, daß eine schriftliche Beurtheilung fast unvermeidlich zur Parallelisirung führen muß. Wir würden diese dennoch zu vermeiden suchen, könnte sie nicht auch zuletzt als Ausgleichungsmittel ein vortheilhaftes Resultat gewähren.

Man lobt besonders an dem Darsteller auf der Josephstädter Bühne (Hrn. Blumenfeld) den noblen Ton und die Decenz in der Ausführung der Verkleidungs-Scenen. Eine sehr glückliche Gestalt unterstützt seine Repräsentation, und die ungemein treffende Nachahmung vornehm thuerder Coquette, mit jener theatralischen Affectation, die auch außer der Bühne, zuweilen als zweyte Natur sich producirt, erzeugt eben Dasjenige, was oben mit dem Ausdruck Imitation, bezeichnet wurde. Von dieser Seite tritt, unserer Meinung nach, unbezweifelt seine Überlegenheit hervor. Unrecht würde es seyn, wenn wir behaupten wollten, daß der Komiker des Volkstheaters (J. Schuster) seine Prima Donna absichtlich niedriger gestellt habe. Im Grunde würd' es doch nichts anders sagen, als daß er dem Zweck der Parodie und dem Styl der Posse überhaupt entsprochen. Er stellt sie auf eine solche Weise dar, wie ihm seine Individualität die Mittel dazu an die Hand gibt, er bedient sich dieser Mittel mit großer Leichtigkeit, und bey der möglichsten Discretion dennoch mit kräftiger Komik. Die Quelle dieser Komik ist die Natur selbst. Würde er dieser im Mindesten Gewalt anthun, oder sie höher spannen, so entstände affectirte Trockenheit daraus. Man hat auch in seinem Spiel eine durchaus gehaltne Gleichheit wahrgenommen, die nur in einzelnen Zügen und kleinen Nuancen die Linie überschreitet, um schnell wieder in's Geleis zu kommen. Die Abweichungen tragen indeß alle das Gepräge der Eigenthümlichkeit. Wäre diese Gleichheit und Eigenthümlichkeit in der Folge nicht mehr bemerkt worden, so läge doch die Schuld nur an der öfteren Wiederholung, da der Komiker die Rolle nah an hundert Mal schon auf die Scene brachte. Diese Darstellung, genau zu reden, hat ihr frisches jugendliches Ansehen bereits verloren; dieß ist das Loos sogar des Komischen auf Erden, trotz seiner Unabhängigkeit von Schönheit und von Jugend. Auf eine Parodie, nicht gradehin auf eine Imitation, ist es nun unfehlbar abgesehen, und zwar nicht auf eine Parodie der Persönlichkeit, sondern vielmehr des Verhältnisses einer mit Recht allgemein bewunderten Künstlerinn zur hy-

perenthusiastischen Huldigung der Menge. Nachdem wir das Verdienst des ersten Darstellers durch einige Grundlinien nun bestimmt und hoffentlich gesichert haben — wir rechnen dieses auch wohl der Kritik zu einigem Verdienst an — so sollen auch die besonderen Vorzüge des zweyten Repräsentanten dieser Prima Donna, worauf gleich Anfangs hingedeutet wurde, etwas näher noch betrachtet werden. Die Darstellungen beyder überhaupt können als Beispiele eines verschiedenartigen Styls in der Ausführung eines und desselben Gegenstandes oder Stoffes dienen. Damit soll indessen nicht gesagt werden, daß die Verschiedenheit durchgehends herrschend wäre; es gibt der Berührungspuncte mehrere, worin die Darstellungen beyder Seits zusammentreffen. Man darf sich hier nur an die, übrigens von Seite des neuesten Darstellers trefflich und auf eine ganz eigenthümliche Weise ausgeführte Scene der Prima Donna mit dem Commandanten von Krähwinkel erinnern, wo der letzte Theil, nämlich der Moment des komischen Verlangens und der affectirten Hingebung den höchsten Grad der parodirenden Nachbildung erreicht, indem dieses Bild mit so stark komischen Zinten gefärbt ist, daß die Grenzlinie nicht um ein haarbreit weiter überschritten werden dürfte. Das Spiel ist in dem vorhergehenden größern Theil dieser, wie in der ganzen Scene mit dem Krähwinkler Poeten, in mimischer Hinsicht betrachtet, sehr verdienstlich. Es spricht sich eine bis in das kleinste Detail lebendige Wahrheit darin aus, der zugleich die Folie der theatralischen Exageration einen vortheilhaften Glanz verleiht. Die glückliche Vermischung huldreicher Herablassung und lockender Minauderie, verbunden mit dem schnell erwachenden Gefühl künstlerischer Hoheit und demüthigender Zurückweisung, trägt den Stempel der Inspiration. Jene zierlich prätiösen Gesten und Bewegungen, die an dem weiblichen Geschlecht, mit andern schönen Eigenschaften verbunden, die Grazie constituiren, und auch da, wo sie nur als nachgemacht erscheinen, doch immer mit verführerischer Täuschung wirken, machen die Schilderung doppelt interessant und beschäftigen die Aufmerksamkeit unaufhörlich. Hierzu trägt auch das gefällige, kleidsame Costum in drey verschiedenen Formen das Seinige bedeutend bey. In der hier erwähnten Vorstellung war die substituierende Sängerin nicht wohl bey Stimme, und die katharratische Affectation nahm immer überhand. Um so mehr mußte man über die Präcision und Bartheit staunen, womit sie den *Troubadour* im Falset durchführte; über die Reinheit in der Höhe und die auch anderwärts noch producirte Stärke in den Mitteltönen. Die an Kunstfertigkeit grenzende Gewandtheit verdient um so mehr Rücksicht, als sich schon im Vortrag des *Quodlibets* ein eben nicht sehr bedeutender Grad von musikalischer Bildung verrieth, bey deren Mangel doch so manche glückliche Einzelheit überraschte. Wir eilen zum Schluß der Bemerkungen über diese Leistung, und fügen nur noch bey, daß auch die Charakterisirung des *Lustig* sehr genügend war und sich durch den Hauptzug schlauer Überlegenheit im Gefolge einer gewissen manirirten Komödien-Galanterie, und zugleich durch eine sehr natürliche Nuancirung auszeichnete. Man kann nach diesem Allen das Geleistete vorzüglich nennen, ohne daß der in dieser und mehreren Rollen so berühmt gewordene Volks-Komiker seines komischen Talents wegen überhaupt beeinträchtigt würde. Was die Natur in einem gewissen Grad von Vollkommenheit beschieden hat, kann zwar die Kunst ersetzen, wie sie den Ersatz veredeln kann, ohne Jenes deshalb gleich zu übertreffen.

Unter den übrigen tritt die Darstellung des *Kleinstädtischen Dichters* (Hr. *Sopp*) auffallend hervor. Sie entwickelt sich erst nach und nach und gleichsam aus sich selbst, bis zur höchsten komischen Kraft in der Zusammenkunft mit der gepriesenen Sängerin. Dies ist ebenfalls das Werk der Natur. In den Augenblicken, wo dieser edle von *Spas* in der marterndsten Verlegenheit Böhmisches statt Französisches heraussprudelt, und dann wieder mit nichtslagenden Vocabeln um sich wirft, entwickelt sich eine electrisch wirkende Komik. Das Ganze bewegt sich in einer gleichsam angeborenen Prätiostät, und ist dabey so gerundet, daß man auch nicht einen Punct erblicken kann, wo der Schauspieler das Gleichgewicht verliert. Überall zeigt sich die behaglichste Selbstgefälligkeit des Dargestellten, keineswegs des Darstellenden; das ist ein Hauptunterschied. Auch wird nirgends eine Anstrengung bemerklich.

*Rummelpuff* (Hr. *Fischer*) tritt hier ebenfalls in einer recht originellen Ges-

haltung auf, behauptet in angemessener Bewegung durchgehends die gleiche Haltung. Das Carrikatur-Bild ist vollständig, und dennoch zeigt sich nirgends ein copirter Zug. Rascher ist die Darstellung auf dem Volkstheater, und eine gewisse Heiterkeit beleuchtet das Ganze, als Zugabe.

Der italienische Cicisbeo (Mlle. Grünt hal) ist weit schwächer, als auf der heimathlichen Bühne; zeigt aber doch einen gewissen abenteuerlichen Nationalzug, der ihm zu Statten kommt.

Dem Juden steht der mosaische Bart nicht übel; er darf indessen noch etwas deutlicher reden. — Der Rathsdien er wird mit einer fecken Komik gegeben, und es herrscht Laune in diesem komischen Wesen. Wenn man die andern betustigenden Personen als eine Gruppe von mehr oder weniger carrikirten Personagen betrachtet, so darf der letzten eine allerstärkste Chargirung wohl noch gestattet werden, besonders wenn sie auch Andern, nicht bloß sich selbst, zu lachen gibt.

Im Allgemeinen waltet eine höchst lebendige Zusammenwirkung, und in dieser entfaltet sich ein in allen Theilen an komischen Zügen reichhaltiges Gemälde. Es ist interessant zu sehen, wie der Eine glücklich zu benutzen weiß, was ihm von Andern schicklich dargeboten wird, und wie mehrere Scenen so sorgsam ausgeführt werden, daß man diese Production theilweise für eine dritte, oder vierte Bearbeitung halten könnte; wenn wie gewöhnlich angenommen wird, das D. Klingemanns „Declamatorium in Krähwinkel“ die Grundlage der ersteren gewesen. Die locale Umgebung mag ohne Zweifel der Darstellung noch eine besondere Eleganz verleihen, die sie auf dem Volkstheater nicht haben kann. Wir stimmen schließlich der allgemeinen Auserung des Theaterpublicums, mit der Versicherung, daß uns am Abend der Vorstellung einige heitre Stunden zu Theil geworden, aufrichtig bey.

### Concert = Anzeige.

Die vor einiger Zeit durch ihr musikalisches Talent hier rühmlichst bekannt gewordene Clarinettistin, Caroline Schleicher, jetzt verehlichte Krähmer, wird künftigen Sonntag, den 27. Oct. in künstlerischer Vereinigung mit ihrem Gatten, dem k. k. Hof- und Kammermusikus Ernst Krähmer, ersten Oboisten im k. k. Hoftheater nächst der Burg, ein Concert zu geben die Ehre haben, und zwar im großen Saal der nied. österr. Landstände in der Herrengasse, um die Mittagsstunde. Nähere Nachricht ertheilt der Anschlagzettel. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. H. Steiner und Comp., Tranquillo Mollo, und Cappi et Diabelli, oder auch an der Cassa zu haben.

### Musikalische Anzeige.

Eine Sängerin, welche im Mailänder Conservatorium gebildet, bey der italienischen und deutschen Oper als Prima Donna angestellt war und gegenwärtig hier privatirt, wünschte Frauenzimmern im Gesang Unterricht zu ertheilen. Ihre Adresse ist bey dem Kunsthändler Hrn. Dom. Artaria auf dem Kohlmarkt und bey der Redaction dieses Blattes (am Petersplatz bey dem goldenen Stern) zu erhalten.

### Modenbild XLIII.

Kleid von Merinos mit gekräuseltem Pflsch verbrämt. Hut von Bändern.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

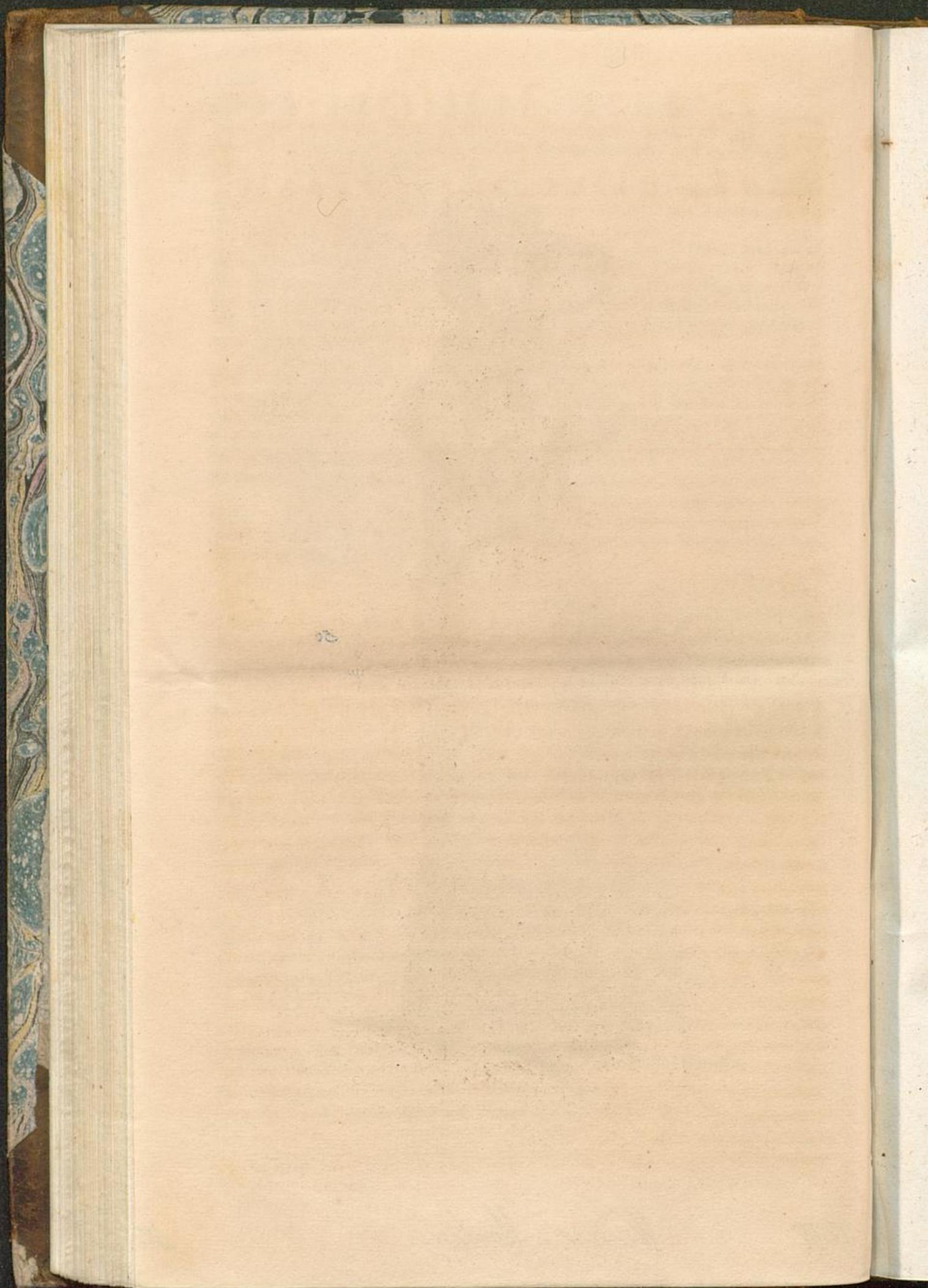
Gedruckt bey Anton Strauß.

al-  
ein  
weis  
der  
der  
das  
es  
so-  
so  
ers  
fer  
in-  
ic-  
tan  
enu  
in  
hne  
fs-  
ca-  
itre  
vov  
ftis  
. P.  
chst  
ied.  
eilt  
der  
li,  
eni-  
oris  
ist  
Re-



*L. v. J. Del.*

*F. v. Soden sc.*



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 26. October 1822.

129

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelst. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Lauscherinnen.

Erzählung von D. Ernst Vohl.

(Fortsetzung)

II.

Der Empfang. — Halbes Geständniß. — Verdacht und Nachforschungen.

Ihr Wagen war ihnen zuvorgekommen, man wußte im Schlosse ihre Ankunft schon. Die alte Gräfinn, welcher der Besuch eigentlich galt, der jungen Grafen Großmutter und der Baroninn Ademar Tante, ließ die Gäste wissen, sie erwarte sie noch heute und in Reisekleidern bey sich zu sehen. Die Baroninn eilte in die Umarmung der ehrwürdigen Frau und stellte ihr dann Adelen als ein Fräulein Schattenbach vor, ihr Pächten und eine Waise, welche sie aus der Residenz abgeholt und mit sich genommen, um ein Töchterchen um sich zu haben. Die Gräfinn streichelte Adelen's Wangen, mit den lieblosenden Worten: „Wenn du ihr Töchterchen bist, bin ich deine Großtante, mein liebes Kind.“ In froher Bewegung beugte diese sich über die gütige Hand und küßte sie mit kindlicher Ehrfurcht, und dieß Du hatte sie heimisch gemacht und es ward ihr recht wohl in der Nähe der herzlichen Frau. Sie sah in ein patriarchalisches Leben hinein und erwartete ohne Spannung den Eintritt des Grafen Emil, des eigentlichen Herrn der Güter. Graf Max, der zweyte Bruder, um den sich die Baroninn sogleich erkundigte, war in einer ökonomischen Reise begriffen. Die Thüre ging auf, herein trat Cherubin, nach ihm der hohe, blonde Emil mit den männlich schönen Zügen und dem stolzen Gange. Er neigte sich zuerst lächelnd und ehrerbietig vor der Großmutter, dann begrüßte er verbindlich die Baroninn und nun wandte er sich zu Adelen in eben dem Augenblicke, als Cherubin die Kerzen so rückte, daß ihr volles Licht neben dem Schirm auf beyde fiel, und betroffen standen sie und sahen sich mit weit offenen Augen an, bis der Graf endlich rasch, doch nur halblaut ausrief: „So war dieß das Glück, das mir ein lieber Prophetenmund verkündete!“ Die Baroninn überhörte diesen ungewöhnlichen Gruß,

denn eben sprach die Gräfinn Großmutter — wie das ganze Haus sie zu nennen pflegte — den Pagen an: „Kömmst auch du noch so spät, mein kleiner Schächer? Von jetzt an wird dir's leichter werden, du wirst mir nicht mehr so viele Stunden opfern; sieh, das Fräulein da wird viel um mich seyn.“ „Das soll mich nicht abhalten meiner lieben gnädigen Gräfinn alle freyen Stunden zu weihen.“ „Ey nicht doch. Du bist ein junges Blut und ein Knabe dazu: dich zieht's doch wohl anderswo hin. Auch fürchte ich, du stielst deiner Gebietherinn zu viele Zeit ab, das dürfte am Ende kein gut thun. Er hat mir oft vorgelesen,“ erklärte sie der Nichte, „und geplaudert und tausend drollige Dinge getrieben; aber nun soll mein schmuckes Adelschen manchmal bey der alten Großtante schmachten. Nicht so, Adele? Adele! hörst du wohl?“ Da fuhr das Mädchen aus dem Gespräch mit Emilen auf und wußte sich kaum gleich zu fassen, wie wenn man aus einem schönen Traum schnell geweckt wird.

„Was war denn das mit dir und Emilen?“ inquirirte die Pathe, nachdem ihnen ihre Zimmer angewiesen waren und das Kammermädchen sich entfernt hatte. „Du sahst ihm ja erst so starr in die Augen und verneigtest dich dann so tief und lange, daß ich dachte, du werdest gar nicht wieder in die rechte Position zurück finden.“ „Höflichkeit, liebe Pathe.“ „So war das auch Höflichkeit, daß du ihn und seine Unterhaltung ganz allein für dich in Beschlag nahmst? Wolle nur mir nichts weiß machen, Kind! Du bist in der Residenz erzogen, und wenn du dich linksch benimmst, steckt etwas anders dahinter.“ Kurz, Adele mochte sich sträuben so viel sie wollte, sie mußte bekennen, daß sie Emilen vor einem Jahre in dem Badeorte, der dicht an der Residenz lag, getroffen und ein lebhaftes Interesse für ihn gefaßt hatte, obgleich sie seinen Stand und Namen nicht habe erfahren können. Sie hatte, aufrichtig gesagt, Scheu getragen, sich bey Mehreren darnach zu erkundigen. Der Graf kannte den ihrigen wohl — so erzählte er ihr heute —, als ein unglückliches Ereigniß ihn zwang, plötzlich das Bad zu verlassen. Er habe seitdem auf den Gütern leben müssen und das Andenken an sie in diese seine Einsamkeit mitgenommen. Daß sein Bild es war, das in Adels Herzgen noch an dem langen Krankenlager ihrer Mutter öfters ein wohlthuendes Gefühl erweckte und womit ihre Phantasie sich manche schlaflose Stunde beschäftigte, ließ sie ihn nicht merken, aber vielleicht doch ahnen: daß er ihr aber in dieser Ferne noch lieber geworden war und ihrem Wesen verwandter, als dieß bey Beyder seltenem Zusammentreffen hatte geschehen können, wußte sie nicht einmal selbst. Ob dasselbe bey ihm so ganz mag der Fall gewesen seyn, wäre zu bezweifeln; das Bild der Entfernten verwittert leichter im rauhern Klima des Männerfinnes; wir stellen es hoch und frey hinaus in unsere Stürme und Sonnenbrände: die Frauen halten es im heimlichsten Kämmerlein und puzen fleißig daran, und ihre pflegende Hand überzieht es mit einem Firniß voll Glanz und Dauer. Aber er dachte ihrer mindestens immer noch mit herzlichem Wohlwollen, und jetzt, da ihm eine frohe Überraschung versprochen war und Adele als die Pflugechter seiner Verwandten und als sein Gast ihm erschien, doppelt schön im Schwarz der Trauer und den Rosen ihrer, in heitern Tagen frisch aufblühenden Jugend: jetzt machte sie einen entschiedenen Eindruck auf ihn, und dieser Augenblick des Wiedersehens verflocht Beyder Schicksal unauflöslich in einander.

So viel errieth die Baroninn kaum, sonst hätte sie ihres Pathchens Herz nicht gleich durch Mittheilung einer scharfsinnigen Vermuthung gekränkt, die eben in ihr aufstieg. Sie glaubte nämlich dem Zusammenhang eines Vorgangs auf die Spur zu kommen, von dem sie in jenen Tagen der Badezeit gehört zu haben sich entsann. Sie brachte Emils plötzliche Abreise mit dem Tode eines jungen adelichen Polen in Verbindung, welcher damals auf eine räthselhafte Weise, wahrscheinlich im Zweykampfe, getödtet war gefunden worden. Die sanfte Adele widersprach etwas lebhaft und wollte, alles Erklärens ungeachtet, eine Ehrensache für gar nichts Ehrliches halten. „Liebe beste Pathe!“ rief sie, „wie können Sie nur so von Ihrem Vetter denken?“ Sie faltete die Hände über dem bangen Busen und drehte das Köpfschen der Wand zu und blieb stumm, und eine Thräne zitterte noch an den entschlummerten Augen. „Laß nur!“ war das letzte Wort der Pathe gewesen, „ich werde der Sache schon auf den Grund kommen.“ Sie saß noch ein Stündchen auf und schrieb an eine Freundin in der Residenz.

## III.

Das Zöfchen bringt Rapport. — Die unsichtbare Gräfinn. — Nachforschungen im Trabe. — Etwas Saures.

„Ich werde der Sache schon auf den Grund kommen!“ war ihr erstes Wort, als ihr am Morgen die geschlossenen Gardinen an einigen Fenstern des linken Flügels in's Auge fielen, wo, wie sie gestern schon ausgekundschaftet, die unsichtbare Gräfinn wohnen sollte. Schon beym Ankleiden gaben einige hingeworfene Worte dem Zöfchen Veranlassung zu erzählen, was es von der Dienerschaft hierüber erfahren hatte. Vor einigen Wochen war völlig unerwartet ein verschlossener Reisewagen auf den Hof gefahren und eine verschleierte Dame ausgestiegen, die den Grafen zu sprechen verlangte. Nach einer langen geheimen Unterredung waren ihr von Emilen sogleich jene Zimmer angewiesen worden, worin sie sich augenblicklich verschloß. Der Graf schien nicht wenig bewegt, aber angenehm, wie der Kammerdiener aus allerley abnahm. Der Kutscher mußte, ohne auszuspannen, wieder fort; aber bald darauf erschien dafür eine Page, niemand wußte, woher? den der Graf seiner Dienerschaft mit dem Bedeuten vorstellte, daß die Frau Gräfinn, die fremde nämlich, diesen Knaben allein in ihren Diensten habe, sonst keiner lebenden Seele in ihre Gemächer Zutritt gestatte, folglich allem, was sie durch ihn irgend fordern werde, so gut als wenn es aus ihrem eigenen Munde käme, müsse Folge geleistet werden. „Der Knabe betrage sich ungemein herrisch gegen die männlichen Dienstleute, aber desto freundlicher gegen die Mädchen, die dem übermüthigen, gewandten Bürschchen dafür alle gut zu seyn schienen.“ setzte die Zofe hinzu und hielt der Baroninn den Pudermantel verkehrt hin, denn sie hatte die Augen durch's Fenster fest auf Cherubin haften, welcher eben zur Thüre heraustrat und ihr eine Kuffhand heraufwarf. „Und sollte auch er wirklich nie mit ihr sprechen?“ frug Adese. „Er? Mein Himmel! mit ihm muß sie ja wohl reden; er ist der Einzige, durch den sie alles bekommt, was sie braucht.“ „Du sagtest ja aber, daß sonst keiner lebenden Seele —?“ „Nun ja freylich keiner, als eben dem Pagen.“ „Dem Pagen! Ich spreche vom Grafen.“ „Ich dachte, weil eben von dem Pagen die Rede war. Der

Graf? Der Graf, höre ich, habe sie seitdem so wenig gesehen oder gesprochen, als sonst jemand; wenigstens bey Tage nicht. meinte der Jäger: Cherubin aber schläft in ihrem Vorzimmer, er — „Wirst du denn nicht aufhören von diesem Font zu plappern?“ schalt die Baroninn. „Wenn ihr Kindsköpfe von etwas voll seyd, so sprudelt ihr's aus, wie ein Brunnenkopf!“ Es that ihr leid, daß sie aufgefahren war, denn das Mädchen schwieg nun, ein wenig erboßt im Ernste, und der Rapport hatte für heute ein Ende.

Die Baroninn wandte sich, sobald sie die Gelegenheit herbeiführen konnte, an Emil selbst, bedauerte das Los der armen Fremden, in so tiefer Einsamkeit leben zu müssen, behauptete, es gehöre doch ein eianes, seltsames Geschick dazu, um eine Dame zu einem Aufenthalte dieser Art zu zwingen, und ließ nicht undeutlich merken, daß in ihrem theilnehmenden Busen der Wunsch rege geworden sey, der sonderbaren Einsiedlerin Trost und Gesellschaft zu bringen, entweder in ihrer eigenen Person oder, wenn etwa der Unterschied der Jahre zu groß wäre, in der gutherzigen Adele, wo anders sie nicht eine gar zu fremde Sprache spreche. Der Graf stuzte über diese letzte Vermuthung und die Ruhme erklärte ihm mit einiger Genughuuna, sie habe so etwas aus der Handlungsweise der Dame selbst, welche undeutsch sey, geschlossen, dann auch aus dem Entbehren weiblicher Bedienung, wie aus dem Namen des Pagen selbst und dem Accente, mit welchem er, obgleich sonst schön und fertig, das Deutsche spreche. Wie ein Spanier, warf sie gleichgültig hin. Der Befragte lächelte: „Wir müssen davon abbrechen, theuerste, vortrefflichste Ruhme, sonst laufe ich auch bey dem besten Willen zu schweigen, Gefahr, einem so scharfen Blicke nach und nach alles zu enthüllen. Eben in Cherubin, der ein schönes Talent dazu besitzt, hat die fremde Dame Gesellschaft und Erheiterung und es muß ihr für jetzt daran genug seyn. Daß mir der Wunsch schon aufgestiegen sey, sie zu Adelsens Freundin zu machen, darf ich Sie versichern: aber die Erfüllung liegt in der Zukunft Schoosse. Je tiefer wir indessen über alles schweigen was wir etwa wissen, je früher und froher wird es enden.“ Hiermit verbeugte er sich freundlich und ließ sich das Pferd vorführen, um seine Glashütte zu besuchen.

Die Baroninn war abgewiesen, ohne zürnen zu dürfen, und doch regte sich etwas Herbes in ihrem Innern. Sie ging zur Gräfinn Großmutter, welche, auch an ihr Zimmer gefesselt von den Banden der Jahre, sich ihrer Last gelassen beugte. Sie ließ im Gespräch manches Wörtchen fallen, das die unsichtbare Fremde berührte, ohne daß auch nur eines aufgenommen wurde. Sie äußerte endlich den Wunsch, die Aussicht aus dem linken Flügel zu genießen, die um Sonnenuntergang die schönste im ganzen Schlosse seyn müsse. Das gab die Gräfinn zu und bedauerte, daß diese Aussicht für jetzt nur die Fremde benützen könne, welcher eben deshalb ihr Sohn jene Gemächer angewiesen. Indessen möge vielleicht noch ein anderer Ausgang zu einigen von jenen Fenstern führen, sie wisse das nicht gewiß, da sie nie völlig in dem weitläufigen, unregelmäßigen Gebäude herumgekommen, das sie erst in ihren alten Tagen zum Wohnsitz erwählt hatte. Sie ließ sogleich Krispin rufen und befrag ihn darym. Dieser zog ein ganz unbeschreibliches Gesicht und stotterte, daß die Worte kaum zu erwarten waren, und immer ärger, je schärfer die Baroninn ihn darüber ansah: „Es sey — es könnte wohl — oder wohl nicht — es wäre möglich, daß einmal etwas dergleichen —“ bis ihm endlich, zugleich mit dem Schweiß auf der Stirn, auch ein förmliches „Nein es gebe keinen andern Ausgang,“ aus dem geängsteten Leichnam hervorbrach. „Nu,“ sprach die Großmutter, „das hätte er ja gleich sagen können; er kann ja nichts dafür, wenn keiner da ist. Und so können wir Ihrem Wunsch schon nicht genügen, liebste Nichte.“ Die Baroninn dankte. Sie hatte nun wenigstens den gewünschten Anlaß, über die Unsichtbare zu sprechen und ihr Befremden zu äußern, da sie hörte, die Tante wisse selbst nicht mehr von ihr, als daß sie eine Unglückliche sey, die hier die Lösung ihres Geschickes in Verborgenheit erwarten müsse. „Mein guter Emil,“ erklärte die Gräfinn Großmutter, „thut nichts, was nicht erlaubt wäre, deß bin ich überzeugt, und überdieß ist er hier Herr und ich hätte nicht einmal das Recht, ihm Neugier abzufordern. Neu-

gierde aber ist meine Sache nicht, und könnte ich helfen, so käme mein Engel schon und bäte." Das gohr in der Baroninn Gemüthe, so arglos es gesagt war, und das Herbe, das sich darin angefehlt hatte, ward noch schärfer, sie hatte Mühe, den Mund nicht darnach zu verziehen. „Ich werde der Sache doch noch auf den Grund kommen!" war wieder ihr letztes Wort am heutigen Tage.

(Die Fortsetzung folgt)

## D a ß M i t t l e i d.

Von Louise Brachmann.

Alle Mächte müssen dir sich neigen,  
Hohe, heil'ge Geisterköniginn,  
Mächt'ge Liebe! Keger Wünsche Loben,  
Bes're Kräfte, die sich frey erhoben,  
Sinken dir zu Füßen dienstbar hin.

Du gebeust! Und kühn mit Heldenfeuer  
Stürzt die zage Vorsicht in Gefahr  
Und der Ehrgeiz läßt sein Banner sinken,  
Wo der Sehnsucht mächt'ge Sterne winken,  
Bringt er dir sein Glück zum Opfer dar.

Wer dir dient, der kennt nicht heim'sche Erde,  
Du erst zeigst sein zweytes Vaterland,  
Lächelnd thronst du auf der Größe Trümmern,  
Deine zarten Blüthentauben schimmern,  
Wo vielleicht ein prangend Obdach war.

Was ist Schmerz? O tausend Tode bieten  
Sich vergebens deiner lichten Spur,  
Zu erringen dein beseligt Leben;  
Nicht, da jagt vor irdischen Schmerzes Wehen  
Mehr die schwache, sterbliche Natur.

Einer nur, von allen mächt'gen Trieben,  
In der Geister regen Menschenbrust,  
Einer nur wird nimmer vor dir weichen,  
Siegend trägt er deine hehren Zeichen  
Einer gleichen Abkunft sich bewußt.

Nimmer wird dein süßer Frühling grünen,  
Hast daraus den Bruder du verbannt,  
Ruhst dein Glück auf seinem Untergange,  
Ewig tritt er mit der bleichen Wange  
Dir entgegen, die sein Recht verkannt.

Magst du Klugheit, Stolz und Schmerz besiegen,  
Nur den Himmelsgeist, das Mitleid nicht!  
Einem Lichtquell seyd ihr beyd' entsprungen,  
Eines wächst in's Andre fest verschlungen,  
Und mit ihm verlischt dein Zauberlicht.

## Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1822.

(Fortsetzung)

Unser poetischer Friedrich steht dem Wahrheitskünstler Dahl gegenüber. So sehr wir seine Werke gewöhnlich lieben, so möchten wir doch dieß Mal fragen: „sind denn dieß wirklich noch Landschaften, oder was ist es?“ Seine Kunst streift ganz in das Gebiet der Dichtung; einer Seite ist dieß schön und bildet eine ihm eigne Bahn; doch die Grenzen malerischer Wirkung sind nicht zu überschreiten, Geschlossenheit taugt hier wie überall nichts. Sein größtes Gemälde stellt eine Scene vor, höchst interessant, wenn sie nach der Natur gemalt wäre, da sie aber nur erfunden ist, müssen wir sie freylich auf Treu und Glauben hinnehmen! Grönlands Küste wird uns gezeigt im Frühling, wo auf den starren Klippen das Eis zu schmelzen beginnt, hochaufgethürmt liegen die geborstnen Massen des festen grünlichen Eises, welche das Polarmeer an die hohen Felsen drängt; zerschmettert und gescheitert ist ein mächtiges Schiff zwischen ihnen, es hieß: die Hoffnung, dieß sehen wir noch, in einzelnen Stücken ragen die Schiffstrümmer zwischen dem scharfkantigen Eis hervor. Es ist mit großem Fleiß und Liebe vollendet, doch der Effect mehr wunderbar als kunstmäßig schön. Noch mehr ist dieß der Fall bey einem Morgennebel über der Elbe, wo man die Schiffe und die gegenüber liegenden Weinberge nur ahnen kann; ein dichter weißer Dunst lagert sich über das Ganze so schwerfällig, daß des berühmten Künstlers Name der einzige Sonnenstrahl bleibt, der es erleuchtet. Unläugbar erscheint die Natur bisweilen so, aber dann ist sie nicht malerisch; eine Viertelstunde später, wenn sich diese Nebelkappe hebt oder senkt, wäre erst ein Bild daraus geworden. Einen sehr phantastischen Charakter hat ein drittes Gemälde dieses Künstlers, die älteste und größte Eiche im Mecklenburgischen darstellend, herbstlich entlaubt, brennend feurige Abendwolken zwischen den knorrigen Zweigen durchschimmernd und zahllose Heere von Krähen und Dohlen den Baum umflatternd, ihre Ruhestätte auf ihm suchend; man glaubt ihr heiseres Geschwätz zu hören und märchenhaft sonderbar spricht das Ganze zu Aug' und Phantasie. Im weiten Gebiet der Kunst haben Grottesken auch Raum, doch wäre es Schade, wenn der Wunsch immer neu und originell seyn zu wollen, diesen braven Künstler auf solchem Weg festhielt. Malerischer sind zwey andere Stücke von ihm: eine Klosterkirche düster vom halbverhüllten Mondlicht beleuchtet, wo zwey Wanderer vor einem in der verwitterten Mauer befindlichen Standbild aus Stein gehauen, betrachtend verweilen, und der Eingang zum Kirchhof in Plauen, wo blühende Pflanzen und hohe Gräser die Pforte des Gartens, wo edlerer Same ruht, so lieblich umranken. Ein kleines Bild, das Atelier dieses Künstlers darstellend, in seiner eigenthümlichen Einfachheit, mitten im Hintergrunde das Fenster mit der Aussicht auf die Elbe und die gegenüber stehenden Pappeln, wäre sehr wahr und hübsch, wenn Friedrich hier nur nicht wieder seiner Laune gefolgt wäre, die es so sehr liebt, Personen nämlich gerade von Hinten darzustellen; seine Gattinn steht so im Fenster, theils ist Beleuchtung und Stellung sehr unvortheilhaft, theils wiederholt er solche Gestalten, die sich alle gleich sehen, viel zu oft. Mehrere Landschaften von unserm Veteran Prof. Klenge l beweisen, wie thätig dieser würdige Greis noch ist. Besonders anziehend ist die größere Landschaft mit der Obfallsee, wo hinter den Bäumen düstere Wetterwolken heraufziehen und man an dem einen niedergebeugten Baum steht, wie furchtbar der Sturm vor kurzem hier hauste. Das Seitenstück dazu, ein Wasserfall bey Sonnenuntergang, hat auch viel Schönes, nur wünschte man die goldnen Abendwolken am Horizont etwas klarer. In Farbengebung, Ton und Behandlung bleibt dieser Künstler ein Vorbild, das angehende Landschaftler nicht genug beachten können. Er blieb der Natur treu und läßt die Moden der Zeit an sich vorüberziehen, ohne ihren Lockungen zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## G r o ß e P a n t o m i m e .

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien wurde den 19. d. M. Die Räuber in den Abruzzern, oder: Der Hund seines Herrn Retter, aufgeführt. Große Spectakel-Pantomime vom Hrn. Baptiste Fouraux. Musik vom Hrn. Hoftheater-Capellmeister Gyrowetz.

Diese Spectakel-Pantomime überbietet in der That das romantische Spectakel-Melodrama Timur noch um Vieles; wenigstens gefallen sich beim Anschauen der ersten dem Vergnügen noch Furcht und Entsetzen bey. Die kleine vierfüßige Hauptperson besiegt den großen Tartarichan zum zweyten Mal. Die Ausführung ist interessant, weil List und Verrätheren, Liebe, Tapferkeit und Barbareyen einen schauerlichen Conflict bilden. Überhaupt mögen solche Räuber in ihren Schlupfwinkeln und grauenvollen Wäldern noch so furchtbar seyn, auf der Bühne sind sie immer unterhaltend, weil ihr fürchterlichster Ernst doch nur maskirter Spasß ist. Ihre blitzschnellen Schwert schlagen Funken, aber keine Wunden, und was sie Euch grausam abgenommen, bringen sie, sobald der Vorhang fällt, getreulich wieder. Solche Räuber sind als ein nothwendiges Übel zu betrachten, sie verkürzen nicht das Leben, sie verkürzen nur den Abend, und erheitern jenes.

Bev Eröffnung der Scene kommen die Räuber in den Abruzzern zu Schiffe an; Cavallerie und Infanterie. Es werden schauerliche Begebenheiten vorbereitet. Soldaten ziehen über die Bühne und eine Aufforderung wird herumgetragen, den Kopf des Räuberhauptmanns gegen eine Belohnung von tausend Ducaten zu überliefern. Hierauf verändert sich die Scene in eine zu dem Landgut des Grafen St. Amand gehörige Gegend. Es wird Nacht. Am hintern Gitter erscheint ein junger Mann und sucht geheimnißvoll den Einlaß. Ein Diener holt die junge Dame des Schlosses heraus; es ist die Ziehtochter des Edelmanns (Fanny, Mad. Baptiste Fouraux), die sogleich ihren Geliebten, den Sohn des alten Grafen (Leon, Mr. Tourniaire) erkennt. Nun kommt auch der Vater herbey, empfängt mit Freude den unverhofft zurückgekehrten Sohn (wo dieser herkommt, läßt sich so eigentlich nicht sagen, da es hier an einer beschriebenen Tafel fehlt) und gibt endlich dem jungen Paar, als Braut und Bräutigam, den Segen. Sogleich bildet sich ein kleines ländliches Divertissement.

Während dessen tritt der furchtbare Räuberhauptmann Diavallo (Mr. Baptiste Fouraux) als Schiffspatron auf. Vier Fässer werden herbengeschafft; in diesen befinden sich eben so viele Räuber versteckt. Die Scene wird immer schauerlicher, die Nacht immer finstrier — eine wahre tausend und Eine. Kaum hat Alles sich zur Ruhe begeben, so springen aus dem Fenster eines hohen Nebengebäudes mehrere verkleidete Raubgesellen, dringen heimlich in das Hauptgebäude ein, und schleppen die junge Verlobte heraus, mit der sie schnell die Flucht ergreifen. Bald entsteht noch ein sehr hitziges Kunstgefecht, wobey gerungen wird, doch unversehens setzt ein Räuber nach dem andern über die beträchtlich hohe Mauer und entflieht. Jetzt wird Alles aufgeboten, es wird Lärm geschlagen, und nun holt auch der Sohn den kühnen Retter seines Herrn hervor. Dieser ist weit Anderer, als der berühmte Bull-Doc, der im Circus so oft durch einen prasselnden Feuerregen an Ketten hinaufgezogene Waghals. Eine kleine fedde Bestie, die ihren Mann für gehen steht.

In der zweyten Abtheilung stellt sich eine Gegend der Abruzzern dar. Tief im Hintergrund erscheint eine von Baumstämmen aufgebaute Brücke, die von einem Felsen zu dem andern führt; auf dem letztern erhebt sich ein geheimnißvoller Thurm. Hierhin wird die Entführte in Verwahrung gebracht. Vor den Eingang postirt sich ein als Pilger verkleideter Räuber. Warum als Pilger? läßt sich wieder nicht erklären, wie denn gar Manches nur auf Berechnung des pantomimischen Effects beruht. Bald zeigt sich auch Leon, schreitet muthig über die Brücke, zwingt durch vorgehaltenes Mordgewehr den Wächter, die Vermummung abzuwerfen, und stürzt ihn rasch hinunter. Nun besorgt er selbst die Wache als Vermummter. Die Gefangne wird bald heraus und auf den freyen Platz gebracht, wo eine Herberge sich befindet. Ein zweyter Pilger mit gezücktem Schwert begleitet sie; der andre schließt sich an, Nachdem der Hauptmann meh-

rere Versuche erst gemacht, bey ihr Erhörung zu gewinnen, wird ein kriegerisches Spiel von dem Gefolge angestellt, um die Schöne zu erheitern. Die in dieser Scene von Cavallerie und Infanterie ausgeführte Evolution ist trefflich angeordnet, und die Zusammenwirkung beyder bildet interessante Gruppen und Verwicklungen. Hierauf wiederholt der Hauptmann mit wüthendem Nachdruck seine Anträge; die Schöne verwirft sie mit heldenmüthiger Entschlossenheit; endlich gibt sich der verummte Freund ihr zu erkennen, und endlich wird auch er erkannt, und nun beginnt die fürchterliche Catastrophe. Zuerst erfolgt ein heftiges Gefecht, denn auch Leon hat seine Hülfsstruppen in der Nähe. Plötzlich dringt aus der Erde steil herauf ein Schwarm von Raubgenossen zu Pferde. Der Hund ist unterdessen auch erschienen, freudig schwänzelnd umtreibt er erst die wohlbekanntte Herrinn, bald aber wittert er Raubgesindel, schweift ängstlich schnaufend umher, zum Unglück kommt der Hauptmann ihm entgegen; den packt er mit grimmi-gen Zähnen, springt an ihm hinauf und beißt sich oberwärts in's Kleid fest, und läßt nicht ab, daß endlich der Verfolgte mit dem Würger von der Scene stürzt. Alles was sich nun durch einander in dem entsetzlichen Gewühl ereignet, in der Ordnung zu erzählen, ist nach der ersten Anschauung nicht wohl möglich, aber auch nicht nöthig. Der Kampf und Gegentkampf wird immer hitziger, verwegener und entscheidender, bis die Räuber überwältigt werden, die Schöne gerettet ist, und der rettende Wall-Doc Sieger bleibt. Zuerst schleppen die Raubgesellen die Entführte wieder in den Thurm hinauf, dann wird die Brücke angezündet; während Flammen sie von unten auf verzehren, sprengt der liebende Ritter drüberhin zum Aufenthalt der Unglücklichen, das Pferd streckt sich mit den Vorderfüßen an dem Thurm hinauf, und der Ritter schwingt sich durch das Fenster schnell hinein. Hierauf wandelt das edle Ros allein zurück, scheint hier indessen seine Rolle nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben; denn es müßte sonst so lange stehen, bis der Reiter sich mit seiner Schönen wieder aufgeschwungen. Solche Künstler pflegen aber nicht so leicht von ihrer Ansicht abzugehen, folglich wird diese kritische Rüge fruchtlos seyn. Bald stürzt die lodernde Brücke zusammen, und einige Reiter setzen mit tolldreistem Wagniß über die Kluff hinweg. Hier bewundert man nicht minder die Entschlossenheit der Thiere, die, wenn sie merken, wie es dieses Mal geschah, daß der Sprung nicht richtig abgemessen, der Plan zu schwach ist, sogleich die Richtung dahin nehmen, wo es weniger gefährlich scheint. Wenn man das nicht Absicht nennen darf, so muß auch manches Menschliche, was dafür gelten will, nur Instinct genannt werden; wie wär' es möglich sonst, mit einer Messerspitze voll Gehirn oft große Dinge zu verrichten! — Zuletzt erscheint der heldenmüthige Hund wieder, in einem furchtbaren Kampf begriffen, es gelingt ihm endlich, seinen Feind zu werfen, sich selbst wirft er obendrauf, hindert ihn, sich zu erheben, und hält ihn fest, bis sein Gebieter kommt, der seinen Fuß dem Überwundenen auf die Brust setzt, worauf der Reiter erst befriedigt ist, und sich dem Schlußgemälde triumphirend beygesellt.

Aus den mitgetheilten Zügen und Scenen ergibt sich von selbst, daß diese Pantomime kunstreich, unterhaltend und effectvoll ist. Der Fortgang wird nirgends un Zweckmäßig unzerbrochen; wo Ursache und Wirkung nicht übereinstimmen, muß man bedenken, daß eine dramatische Fabel, worin Thiere mitwirken, sich weder nach der Aesthetik des Baumgarten, noch des Batteux, construiren läßt. Diese Pantomime scheint übrigens dem Theater des Franconi angehörig, ist aber auf dem hiesigen beträchtlich abgeändert und gekürzt.

Die Musik enthält mehrere bekannte Motive, ist aber durchgehends, in den Marschen, Gefechten und Evolutionen, angemessen und mit angenehmen Einzelheiten ausgestattet.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 29. October 1822.

130

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Laufherinnen.

Erzählung von D. Ernst Bohlf.

(Fortsetzung)

### IV.

Der Liebesstern geht auf. — Eine Hintertreppe und etwas Eifersucht. — Eine Hiobspost. — Spanisch-Polnisch. — Ein Ächzen und ein Idol mio. —

Und dieß kümmerte Adelen wenig. Sie sah in Emils Blicken den Stern ihres Glückes aufgehen und in dem jungfräulichen Herzen wogte ein Meer von Liebe. Selbst der Pathe warnende Anspielungen, wenn sie ja einen Augenblick hafteten, waren in den Sand geschrieben, die nächste Fluth spülte auch jede Spur davon weg. Denn war der Graf auch sehr beschäftigt: suchte er nicht in jeder freyen Minute ihre Gesellschaft? war er auch zumeist etwas trübe und unruhig: heiterte sich seine Stirne nicht aus, wann er sie sah, wann er ein Weilchen an ihrer Seite saß? schrieb er auch viel und kamen und gingen stumme Boten: sah Adele nicht deutlich, daß ein Gespräch mit ihr ihn hielt, ihn begeisterte, ihn glücklich machte? Und endlich, hatte er auch noch kein Wörtchen von Liebe mit ihr gesprochen: Worte der Liebe sprach er immer, und lag sie denn nicht in all seinen Blicken, seinen Mienen? O wem das nicht klar war, der mußte taub und blind seyn! Aber die Pathe, die so scharf sah und hörte, schüttelte den klugen Kopf und seufzte zulezt: Ob er dich liebt, das mag dahingestellt seyn! ich hatte es selbst gewünscht: daß aber Dinge mit ihm vorgehen und vorgegangen sind, die zu dem Gefährlichen gehören, ist mir mehr als wahrscheinlich. Siehst du denn die Angst nicht, die ihn selbst in deiner Nähe öfters faßt, nicht das düstre Brüten, das Heimlichthun wie eines Verschwörers? Und wo ist Max? Auf einer ökonomischen Reise? Glaub's wer mag! Und behagen dir denn Emils Umgebungen? Mir wenigstens ist dieser kecke Cherubin, der sich alles erlauben darf, verdächtig und dieser Krispin mit dem Aersündengesicht, in den man hier so viel Ver-

trauen zu sehen scheint. Merk' auf, was ich dir sage: Die Gräfinn ist jung, das weiß ich gewiß, und zu ihren Gemächern führt eine zweyte Treppe. „Aber mein Gott, gnädige Pathe, Sie erzählten mir doch selbst, Krispin sage nein.“ „Aber mein Gott, leichtgläubiges Kind, ein solches Nein muß man sehen, nicht hören, ein solches Nein heißt ja, ja und tausendmal ja. Zu ihrer Wohnung führt eine heimliche Treppe, sag' ich dir, und wenn der weise Emil, der nie mit der Unsichtbaren verkehrt, sich eingeschlossen hat und es heißt, er arbeite: wer weiß, ob er nicht jene Treppe hinauf —?“ „O! Sie thun ihm Unrecht!“ rief Adele schmerzlich aus, „kränkendes Unrecht!“ Aber die Eifersucht schlug ihren Giftzahn dennoch in diese Brust voll Zutrauens und die Wunde brannte still und schmerzlich nach.

Emil sah, daß etwas sie beunruhigte, er trauerte darüber, aber fragte nicht. „Warum fragt er nicht?“ fragte die Pathe wieder. Er faßte eines Tages Adels Hand und sah ihr tief in's Auge und sagte: „Adele!“ sonst nannte er sie gewöhnlich Fräulein, „Adele, die Baroninn pflanzt ein Mißtrauen zwischen uns, das unsre Gemüther sich zu nahen hindert. Mißdeuten Sie mich nicht und bleiben Sie mir gut, mein theurer Gast. Bald soll alles Fremde schwinden, hoffe ich, und was Liebe schürzte, wird Liebe lösen.“ Da war all ihr Kummer weg und sie bat ihm heimlich das Unrecht ab, das sie ihm hatte anthun sollen, und es fehlte nicht viel, so wäre sie an seine Brust gefallen, um es auch mit Worten zu thun. Sie trat heute schwebend auf und sprach singend und stellte sich beym Schlafengehen so frohen Gesichts vor die Pathe hin, daß diese nicht umhin konnte, ihr einige Zeilen aus einem Briefe mitzutheilen, den sie eben aus der Residenz erhalten hatte. Adele las:

„Auf Ihre Anfrage, liebe Freundin, über jene Duellgeschichte, habe ich mich aller Orten erkundigt. Was ich erfahren konnte, ist, daß eine junge Gräfinn Lenska, die Witwe eines reichen Starosten, die Veranlassung dazu war. Der schöne junge Pole, um den ewig Schade ist, soll ihr angelegentlichst den Hof gemacht haben; er war, sagen einige, so gut als verlobt mit ihr. Dabey eiferte er heftig mit einem Grafen Wortel, einem Verwandten von Ihnen, wo ich nicht irre. Wie das wohl zu gehen pflegt, man hatte eine Scene mit einander; den andern Morgen wird der junge Pole vermißt und erst nach mehreren Tagen erschossen im Walde gefunden. Der Graf verschwand plötzlich. Die Sache machte Aufsehen. Die Gräfinn soll außer sich gewesen seyn. Man tröstet sich aber nach und nach über alles. Vor kurzem hat sie unvermuthet Abschiedskarten gegeben und weg war sie, niemand weiß, wohin? Mich dauerte nur der schöne Pole u. s. w.“

Adele ließ die Hände mit dem Briefe sinken und sah der Pathe zagend in's Gesicht, zagend, was sich alles werde aus dieser Stelle schließen lassen; denn ihr selbst schwamm es nur so flimmernd vor Augen und Sinn. „Siehst du nun, Kind, daß ich Recht hatte? Es sind Gewissensbisse, die Emilen so unruhig machen. Er hat seinen Nebenbuhler im Duell erschossen, noch fürchtet er, daß man dahinter kommen könne, bereut es vielleicht und genießt nichts desto weniger die Früchte seiner unglücklichen Unbesonnenheit. Die unsichtbare Dame: wer sonst, als jene Polinn?“ „Aber mein Gott!“ rief Adele wieder, „Sie hielten sie ja für eine Spanierinn?“ „Spanisch, polnisch, das kommt auf eins heraus. Immer ein schlimmes Spiel, das hier gespielt

wird. Nimm dein Herz in Acht, Mädchen, daß es dich nicht in diese Getriebe hineinzieht, es könnte darin zerreißen!" — Ach das arme Mädchen! ihm deuchte, das sey es jetzt schon, so weh that's.

Die Pathe, trotz ihrer Gutherzigkeit vergnügt im Triumphe, richtig geschlossen zu haben, öffnete ganz ruhig ein Fenster und ließ die Kühle hereinströmen und sah hinaus. Ihr schief gegenüber brannte noch Licht in einem der Zimmer. Sehen ließ sich nichts, als manchmal ein formloser Schatten: aber doch mußte Adele zu ihr an's Fenster, denn die Accorde einer Guitarre klangen erst leise herüber, dann immer lauter eine Frauenstimme, die mit großer Fertigkeit dazu sang. „Das halt' ich nicht aus!" seufzte das gequälte Mädchen bald; „sie singt gar zu schön!" Sie trat in die Stube zurück; aber der volle kräftige Ton war ihr auch hier hörbar, bis sie endlich ein Fenster öffnete, welches auf einen Hinterhof, eine Art von Zwinger ging, und ihr Köpfchen voll Sorgen weit in die stumme Nacht hinausstreckte und den Sternenschein in ihrem feuchten Auge spielen ließ. Die Pathe horchte mit wahrer Kennerlust einem *Idol mio* und verwies es Adelen, wenn manchmal ein halblauter Ausruf von ihr sie in ihrem Kunstgenusse störte. „Was hast du denn," fragte sie endlich verdrießlich, „mit deinen Achs und Wehs da drüben?" „Ach, bestes Pathchen, ich hör' hier ächzen und Klagen, wie mich dünkt." „Ächzen und Klagen?" Und mit drey Sprüngen war die Baroninn an ihrer Seite und hatte im Vorbeyspringen das Licht in den Alkoven verborgen, und ließ sie keine Sylbe weiter sprechen und horchte mit angestrenzter Aufmerksamkeit hinab. Es war ihr auch in der That, als ob sie ein gedämpftes Wimmern vernähme. Aber jetzt ging im Erdgeschoße eine Thüre auf und eine kleine Gestalt schlich über den Hof, in der Linken eine düstre Laterne, in der Rechten einen klingenden Schlüsselbund und noch etwas, das sie nicht erkannte. „Befohlen oder nicht," murmelte sie leise vor sich hin; „ich kann es nicht über's Herz bringen. Verhungern werd' ich sie nicht lassen!" Die Gestalt kam an eine Eisenthüre in einer Ecke des Hofes, stellte das Etwas aus der Rechten an den Boden und schloß auf. Nun verschwand sie darin; das Licht der Laterne ließ vermuthen, daß sie eine Treppe tief abwärts stieg; nur ein schwacher Strahl drang durch ein Gitter, das in das Pflaster des Hofes eingesenkt schien. Noch einige Worte wurden hörbar mit bedauerndem Ausdruck, doch nicht verständlich: dann kam das Licht wieder herauf, eine Fallthüre schlug zu, Schloß und Riegel klirrten an der Eisenspforte und der kleine Leuchenträger hinkte wieder zurück. Da kamen lachend ein Paar Mägde quer über den Hof: eilig blies er die Laterne aus. „Das war Krispin!" riefen beyde Lauscherinnen, die ihn im Augenblicke erkannten, als er das Licht gegen sich emporhob. Mit pochendem Herzen lagen sie noch ein Weilschen im Fenster; alle Lichter waren verloschen, alle Stimmen verschollen, auch das Ächzen aus der Tiefe hatte sich nicht mehr hören lassen. „Kind!" sprach die Pathe heimlich, „ich fürchte, es sind mehr Gefangene hier im Schlosse. Dort drüben die Gräfinn: wer weiß, ob sie so freywillig?" „Die Arme da unten jammert, Pathe: die Gräfinn drüben singt." „Singt heute noch; wer weiß, ob auch morgen?" „Und ich? und ich?" frug Adele sich leise. „Ach du gütiger Gott, da soll man schlafen!" Sie ging herzlich betrübt zu Bette. Aber bald stellte Emilens reines Bild sich vor ihren Blicken ein und neigte sich so freundlich zu ihrem Herzen, daß es ihr klar und stille darin ward und

Sorg' und Verdacht, in fremde Gäste, schnell verschwanden und die süße Ruhe sich recht heimisch auf den zarten Zügen der Entschlummerten bettete.

Der Pathe ging es schlimmer. Ihr sang es fort im rechten Ohr und Klang es im linken, und sie wußte sich nicht zu lassen vor Begier, zu wissen was an alle dem daran sey.

(Die Fortsetzung folgt)

### Lebenserfahrungen eines Soldaten.

Ein Spiel des launigen Geschicks  
 Laßt Freunde euch mein Loos erzählen.  
 Was half's, durft' ich im Schooß des Glücks  
 Auch Ruhm, Besitz und Liebe wählen?  
 Im Krieg, im Recht, in Liebeslust  
 Bringt selbst Gewinn uns nur Verlust.

Als Jüngling dürstet' ich nach Thaten,  
 In Schlachten lebt' ich treu der Pflicht.  
 Dort bin zum Lorber ich gerathen,  
 Doch dort verlor ich mein Gesicht.  
 Im Krieg, im Recht, in Liebeslust  
 Bringt selbst Gewinn uns nur Verlust.

Raum war den Feinden ich entronnen,  
 Benagte Freundesgier mein Blut:  
 Hab' ich auch ganz mein Recht gewonnen,  
 Verlor ich doch mein halbes Gut.  
 Im Krieg, im Recht, in Liebeslust  
 Bringt oft Gewinn uns nur Verlust.

Zum süßen Trost für allen Schmerz  
 Hab' ich ein Weibchen mir erkoren:  
 Gewann ich auch ein treues Herz,  
 Ging mir die Freyheit doch verloren.  
 Im Krieg, im Recht, in Liebeslust  
 Bringt oft Gewinn uns nur Verlust.

## Beiträge zur Chronik des Allerhöchsten Hofes.

### B e s u c h d e r B r ü h l.

Wo das Hohe und Höchste weilt, liebt es still und unerkannt zu wirken, wie die Kraft des Himmels, die nur in segensreichen Folgen ihre Gegenwart offenbart. So sollte auch der beglückende Aufenthalt Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen in unserer Hauptstadt (vom 7. September bis zum 2. October) nach dem ausdrücklichen Wunsche des erlauchten Gastes, nicht durch öffentliche und rauschende Festlichkeiten verherlicht werden. Dieser hohen Absicht entsprach auch schon vollkommen das strengste Incognito, das Se. Majestät bey Ihrer allerhöchsten Ankunft zu beobachten sich bemühten. Doch wo rege Herzen den suchenden Blick beseuern, dort ist es schwer sich ihm zu entziehen, und die lautesten Huldigungen des Publicums empfangen überall den erhabenen Monarchen, und allenthalben gab sich das Bestreben deutlich zu erkennen, die Empfindungen hoher Verehrung so lebhaft auszusprechen, als sie die huldvolle Herablassung Sr. Majestät stets gesteigert zu erregen weiß.

Die anspruchlosen Feste, welche nun dem erlauchten Gaste zu Ehren, im engen Kreise unseres allerhöchsten Hofes gefeiert wurden, trugen ganz das Gepräge jenes gemüthlichen Verhältnisses hoher Freundschaft, das zum Heil der Welt zwischen den beyden christlichen Kaisern so sichtbar obwaltet.

Nur stillen, ländlichen Vergnügungen im Reize ihrer edlen Einfachheit, waren die meisten Tage der allerhöchsten Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers von Rußland geweiht. Und die schöne Herbstzeit, welche diese kleinen Landparthien und Jagdbelustigungen begünstigte, schien ein freundliches Lächeln der Natur, daß die hohen Häupter in ihrem Schooß sich dem Genuße gefelliger Heiterkeit ergaben. Eine Blume aus dem prunklosen Kranze lieblicher Feld- und Waldblumen, welche man dem erlauchten Gaste gewunden, tritt etwas lebendiger im Glanze ihres lichterem Farbenschmuckes gegen alle übrigen hervor, wir ermangeln daher nicht, unseren Lesern eine kleine Skizze dieses ländlichen Festes hier mitzutheilen.

Raum hatten Se. Majestät unser allergnädigster Kaiser den Wunsch zu einem kleinen Ausfluge nach der Brühl und in die Umgegend in Gegenwart allerhöchst Ihrer Obersten Hofmeister dem Fürsten Trautmansdorf nur leise geäußert, als derselbe, stets beseeelt von treuestem Eifer den Wünschen seines Monarchen entgegen zu kommen, so gleich alle nöthige Vorkehr rege in Thätigkeit setzte, um dieses kleine Fest zum Vergnügen des erhabenen Gastes, und zur vollkommenen Zufriedenheit unseres allgeliebten Kaisers zu Stande kommen zu lassen.

Der 17. September war diesem ländlichen Feste bestimmt. Dieses wahrhaft pittoreske Thal, das mit seinen laubbekränzten Höhen seinen alten ehrwürdigen Burgen, und seinen grotesken Felsmassen den empfänglichen Sinn so erregend anspricht, nimmt die von seinem durchlauchten Besizer dem Fürsten Liechtenstein, ihm mit eben so viel verständiger als zarten Vorsicht angebothene Unterstüzung, wie eine erzeugte Artigkeit gefällig auf, wo die Natur sonst aufgedrungene Nachhülfe mit Spott zurück weist, und diese glückliche Vereinigung von Natur und Kunst verleiht der Gegend jenen freundlichen Zauber, der sie uns immer schön finden läßt, so sehr unser Auge sich auch schon im Anblick einer größern Natur oder einer reichern Kunst befriedigt haben mag, und dieses bestimmte auch gewiß die Wahl unseres allerhöchsten Hofes, diese Gegend der Besichtigung des erlauchten Gastes zu würdigen.

Nach zehn Uhr Morgens begab sich unser allerhöchster Hof in mehreren sechs-spännigen Wägen nach Mödling, wo alsdann H. M. die beyden Kaiser und die durchlauchtigsten Erzherzoge und Prinzen des Hauses dort bereit gehaltene Pferde bestiegen, während Ihre Majestät die Kaiserinn, so wie H. K. Hoheiten die Erzherzoginnen sich in vier-spännige Kalesche begaben. Der erhabne Zug setzte sich nun von Sr. Excellenz dem Herrn Oberst-Kammerrath und dem dienstleistenden Stallofficiere begleitet, nach dem Brühl-Thale in Bewegung.

Die fruchtspendenden Regen der letzten Tage des Augusts hatten den grünen Teppich der Wiesen dieser Gegend mit neuem Schmelz besäet, und frisches kräftiges

Frühlingsglocken quoll von den laubbedeckten Höhen dem erfreuten Auge entgegen. Der lachende Blick der Sonne bestrahlte mild das Ganze, als nehme sie froh an dem Feste Theil.

Einen, an abwechselnder Überraschung reichen Anblick gewährte nun der herrliche Zug von stattlichen Rossen und glänzenden Wägen, wie er sich die einzelnen Berge hinaufwand, und hier zwischen grünem und buntfarbigem Laub im hellen Lichte schimmerte und dann, im dunkeln Gebüsch verschwindend, sich dem Auge entzog, um wieder zwischen Klippen und Felsen sich fortbewegend, zu erscheinen. So wurden die höchsten Punkte dieser Gegend von den erhabenen Wanderern erklimmt. Die alte, wohl erhaltene Beste Mödlna, so wie der in Lüften thronende, weit hinaussehende Tempel in allerhöchsten Augenschein genommen, und manches minder wichtige Schöne der Natur und Kunst der hohen Aufmerksamkeit gewürdigt. Nach vollbrachter Wanderung über die Berg Höhen, langte die hohe Gesellschaft um zwey Uhr bey dem, am Fuße dieses Berges von dem durchlauchten Besitzer unlängst erbauten geschmackvollen Wiesen-Pavillon an, wo die aus zwölf Bedeckten bestandene Familientafel schon der erlauchten Gäste harzte.

Ein eben so seltenes als erhabenes Schauspiel bot sich nun dem kleinen Publikum, das sich aus Mödling und den benachbarten Gegenden (an welchen Orten viele Einwohner Wiens, von dem schönen Herbst eingeladen, ihren Sommeraufenthalt noch fort dauern ließen) nach und nach eingefunden hatten.

In der Mitte des auf herrlich grüner Matte emporstrebenden Pavillons, der, nur von spiegelhellen Scheiben rings umschlossen, nirgend das Auge beschränkt, erblickte man die hohe Gesellschaft beym fröhlichen Mahle an einer länglich runden Tafel, welche reich mit Blumen der Flur geschmückt, zwischen denen Gold und Silber strahlendes Geschirr durchblitzte, wie symbolisch den Charakter des Festes anzudeuten schien — Hoheit und Glanz umgeben von schöner Natur. Ein zahlreiches zur Tafelbedienung beordertes Hofgefolge, und gut gewählte, durch die k. k. Hofcapelle ausgeführte Musikstücke, verliehen dem Ganzen lebendige Bewegung und fröhliche Heiterkeit.

Nach aufgehobener Tafel wurde die linke Seite der Brühlgegend, die alte Stammsfeste Lichtenstein, das am Fuße derselben neu erbaute Schloß, das Bergamphitheatrum und die übrigen Gebäude und sehenswerthen Anlagen mit gleichem Interesse von der hohen Gesellschaft besucht, worauf sich allerhöchst dieselbe über Brunn am Gebirge, Engersdorf und über die Felder zurück nach der Hauptstadt begab.

Nächst Ihren k. k. Hoheiten des Erzherzogs Kronprinz, Palatinus und Gemahlinn, Carl, Johann, Anton, Ludwig, Prinz von Salerno und Gemahlinn, welche sich in Begleitung der allerhöchsten Personen, der beyden Kaiser und Ihrer Majestät der Kaiserinn befanden, nahmen auch Sr. G. der erste Obersthofmeister Fürst von Trautmansdorf, Sr. Excellenz der Herr Oberstallmeister Graf von Trautmansdorf, der Herr General-Adjutant Freiherr von Rutschera, und der, Sr. Majestät dem Kaiser Alexander zugetheilte Sr. M. L. Graf von Hardegg, Theil an diesem ländlichen Feste.

## Schauspiel.

K. k. Hoftheater an der Burg, den 21. Oct. zum ersten Mal: Der Unschuldige muß leiden. Lustspiel in drey Aufzügen, aus dem Französischen, von Theodor Hell.

Die Anlage dieses Lustspiels ist neu und überaus glücklich; eben so fein und natürlich die Entwicklung. Zwey befreundete junge Ehemänner wohnen zusammen, und führen ihre Wechselgeschäfte gemeinschaftlich. Der Banquier Flittner liebt zwar seine Frau, ist aber kleinen Abenteuern nicht abgeneigt, mehr aus Eitelkeit, als aus Libertinage. Sein Associé, Stiller, ist der feinigern dagegen mit unwandelbarer

Treue ergeben. Eine junge Witwe, die sich Linde nennt und vor kurzem in der Stadt (die Scene, wie man leicht bemerken kann, ist in Berlin) niedergelassen hat, machte unlängst Eindruck auf sein Herz; unter einem angenehmen Namen sucht er zwar Gelegenheit, Zutritt bey ihr zu erhalten, findet aber harten Widerstand. In der Kunstausstellung bemerkt er ihr Portrait, das er in Miniatur copiren läßt und in seinem Portefeuille verwahrt. Zu den beyden jungen Frauen kommt von ungefähr eine bekannte Handelsfrau, um ihre Waare anzubieten, und erzählt unter andern, daß sie bey einer jungen Dame vor kurzem einen Puz verkauft habe, gegen Anweisung auf Hrn. Stiller. Dieß löst sogleich der Gattinn des Genannten den Verdacht ein, daß ihr Mann ein Abenteuer haben müsse, und von nun an fällt alle Schuld auf diesen, der sich keiner Schuld bewußt ist, sogar von seinem Freunde nur vermuthen kann, daß er sich in ein Abenteuer eingelassen habe. Zum Unglück stellt der Banquier, eines Geschäfts wegen, als er eiligst ausgehen muß, seine Brieftasche, worin eben das Miniaturbild sich befindet, dem Associé zu. Amalie, Stillers Frau, entdeckt dasselbe, und nun ist seine Treulosigkeit außer allem Zweifel. Daß Flittner der Schuldige sey, läßt weder sie, noch ihre Freundin Clementine sich nur in den Sinn kommen. Unter diesen Umständen wird eine Jugendfreundinn Clementinens, mit der sie Abends zuvor unvermuthet zusammentraf, und die sie im Vorbengehen für den folgenden Tag zu sich einlud, unter dem Namen Linden angemeldet, und jene sieht sich auf das angenehmste überrascht, in eben dieser Witwe ihre treue Constanze wieder zu finden, deren ehelicher Name ihr noch unbekannt geblieben. Amalie aber erkennt sogleich die Ähnlichkeit mit jenem unseligen Portrait. Stiller sowohl als Constanze werden nun durch die Eifersüchtige in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, ohne daß Beide jedoch die Veranlassung auch nur ahnen können. Mißverständnis und Verlegenheit werden noch vermehrt, als Flittner hereintritt, und Constanze den jungen Abenteuerer in ihm erkennt, von dessen Zudringlichkeit, wiewohl sie ihn nur unter dem Namen Bartau bisher gekannt, sie ihrer Freundin kurz vorher erzählte. Da aber Niemand mit der Sprache herausrückt, so bleibt immerwährend der Verdacht auf Stiller haften, und dieser wird endlich durch die Quälerey der eifersüchtigen Amalie sowohl, als durch die Vorwürfe der Witwe, weil er sie durch das erschlichene Portrait der Lästung soll Preis gegeben haben, dergestalt in die Enge getrieben, daß er, um sich auf eine drollige Art an den Frauen zu rächen, seine Schuld bekennt, und erbötig ist, das Bildniß wieder auszuliefern, unter der Bedingung, daß die Dame auch ihm sämtliche Zeugen ihres gegenseitigen Verständnisses zurückstellen möge. Als er eine Zeitlang an der bittern Kränkung, an dem Unmuth beyder sich ergeht hat, gesteht er Amalien endlich, daß sein Freund allein diese Mißverständnisse veranlaßt habe. In demselben Augenblick tritt Flittner ein, der von allen Seiten mit Vorwürfen überhäuft, den Entschluß faßt, reuig und beschämt seiner Gattinn Alles zu gestehen, und ihre Verzeihung zu erbitten. Nun erscheint auch Clementine, kündigt ihrem Freunde an, daß morgen sein Geburtstag sey, und überreicht ihm zur Feyer des Vorabends ihr Portrait, das sie im Stillen malen ließ. Über seine Schuld bleibt sie durch die Wendung, welche Constanze seinem Geständniß gibt, in Ungewißheit.

Dieses Lustspiel gehört unstreitig zu den besseren und feineren der — warum darf man nicht sagen: der deutschen Bühne! — es scheint indessen durch die glückliche Bearbeitung ihr Eigenthum geworden zu seyn. Die einfache, immer in demselben Umriß sich bewegende Handlung ist so reich an feinen, höchst interessanten Details, daß die Theilnahme bis zum Schluß durchaus nicht unterbrochen wird. Eine lustige Situation folgt der andern, die Mißverständnisse wachsen und durchkreuzen sich fast unaufhörlich, der Zuschauer wird unmerklich und ohne ein langes Expositions-Capitel in die Handlung eingeführt, der Verdacht gegen den Unschuldigen erhält sich auf eine ganz natürliche und ihrer Natur nach recht innerlich komische Weise, bis dieser, in der äufsersten Verlegenheit mit einer höchst belustigenden und sinnreichen Wendung endlich schnell den Knoten löst. Die Hauptpersonen stehen Paar und Paar, in ungezwungner Haltung, doch im wirksamsten Contrast einander stets zur Seite. Der Scherz kommt überall von selbst; keine gesuchten Späßchen, keine Witzlehen, kein Haschen

nach komischen Einfällen! Das bloße Berühren der Situationen bey so verschiedenem Interesse, bringt electriche Schläge hervor. Der Dialog bewegt sich im Conversations- ton der gebildeten Mittelclassen. Alles ist klar und verständlich. Eben so zeigt sich in schöner Klarheit und Besonnenheit das versöhnliche Gemüth *Clementinens* neben dem reizbaren der empfindlichen *Amalie*, wie ein heittrer Friedensengel. Dieser blickte aus der edlen Ruhe der Darstellerinn (*Mad. Löwe*) in voller Klarheit auch hervor. Im stillen Licht dieses echt weiblichen Charakters glänzte sie vorzüglich. Die wachsenden Regungen der Eifersucht und die trotz allen Mitteln der Beruhigung unaufhörlich forts- brütende Empfindlichkeit *Amaliens* (*Mad. Korn*) wurden in ein besonders vortheil- haftes Licht gesetzt. Dem gutmüthigen, aber etwas eiteln und leichtsinnigen *Flittner*, den *Hr. Kettel* mit vorzüglicher Gewandtheit durchführte, steht der bedrängte Träger so vieler Unbilden mit einem Antheil von Humor kräftig gegenüber. *Hr. Koberwein* war sein Stellvertreter mit dem glücklichsten Erfolg. *Constanze* flößt in ihrer Ein- fachheit freundliches Interesse ein, das durch die Darstellerinn (*Mlle. Müller*) ver- doppelt wurde. Die Behandlung dieser verschiedenen Charaktere erfordert eben keinen ungewöhnlichen Kunstaufwand, desto mehr Leichtigkeit, Sicherheit und regsame Zu- sammenstimmung. Dessen ungeachtet können einige Stellen leicht vergriffen werden. Dieß scheint der Fall zu seyn, in der Scene, wo *Flittner* er zum ersten Mal *Con- stanzen* auf der Bühne gegenüber steht. Wenn diese hier den Ton der Neckerey und Ironie zu sehr verstärken sollte, so könnte *Clementinens* Aufmerksamkeit wohl die Be- deutung nicht entgehen, und ein neues Mißverständnis träte, zwar auf Augenblicke nur, den andern störend in den Weg. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit *Stiller*, wenn er sich zum Schein für schuldig erklärt. Der Scherz darf bloß den Zuschauern bemerklich werden, nicht den dabey interessirten Frauen in die Augen fallen. — Die Rollen waren trefflich besetzt und ein kunstsinziges Einverständnis herrschte überall. Man kann von diesem Lustspiel, nach der jezigen Bearbeitung überhaupt, sagen, daß es wohl den französischen Charakter verräth, doch in einem deutschen, gut gelun- gen und gefälligen Gewand erscheint. — Sollte man wohl glauben, daß an dem Ori- ginal, außer *Picard*, noch zwey Theaterdichter zugleich gearbeitet haben! Der Titel des Originals ist: *Les deux ménages*. Es gibt noch eine Übersetzung vom Freyherrn *v. Thum*.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Aster capensis*. Vom Cap.
- Ceratonia Siliqua*. Gemeiner Johannisbrotbaum. Vom Orient.
- Cestrum pendulinum*. Hängender Hammerstrauch. Von Caracaß.
- Datura Fastuosa*. Schöner Stechapfel. Aus Ägypten.
- Daphne odora*. Wohlriechender Seidelbast. Aus China.
- Dryandria Floribunda*. Aus Neuholland.
- Gesneria tomentosa*. Filzige Gesnerie. Aus Südamerika.
- Sida umbellata*. Doldenblüthige Sida. Aus Jamaica.
- Solanum aggregatum*. Gehäufter Nachtschatten. Vom Cap.
- Urtica nivea*. Schneeweisse Nessel. Von China.

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schickh*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 31. October 1822.

131

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Kaufherinnen.

Erzählung von D. Ernst Wohl.

(Fortsetzung)

V.

Adèle plaudert. — Lafontaine in der Baroninn Munde.  
— Das offene Grab. — Todtenlied. — Eine verunglückte  
Freibjagd. —

Am nächsten Tage wurde Adelen von der Pathe eingebunden, nichts über das Ereigniß der vergangenen Nacht zu sprechen; denn sey es des Grafen Wille, der die Gefangene dort schmachten lasse, so werde er doch nichts eingestehen: geschehe es aber ohne sein Wissen, so treibe man die Thäter nur zum Äußersten. Adèle schauderte. Aber sie konnte den Gedanken gar nicht fassen, daß Emils Befehl bey solchen Grausamkeiten im Spiele sey. Fest auf ihn bauend fragte sie ihn unter vier Augen, ob denn irgend eine Verbrecherinn in jenem Hofe unter der Erde sitze? Er erstaunte. „Für unsere Gefangenen, liebes Fräulein,“ erklärte er sich, „haben wir einen Thurm: in unterirdische Löcher werfen wir keinen. Dem mag eine Täuschung zum Grunde liegen. Übrigens verspreche ich Ihnen, dem Vorgange nachzufragen. Krispin muß darüber Aufschluß geben.“ „Krispin schien freylich noch Mitleid zu fühlen: aber alle Züge dieser kleinen Mißgestalt sind so fürchterlich, daß...“ „Lassen Sie sich durch sein Außeres nicht gegen ihn einnehmen; der häßliche Rothkopf ist mein treuester Diener,“ sprach Emil ernst. „Diese Drang-Dutangslieder regen sich nur zum Dienste unsres Hauses und unsere Geheimnisse ruhen sicher in dieser verschobenen Brust.“ Adèle schwieg verschüchtert; Emil hatte schon eine wunderbare Gewalt über sie erlangt; es war, als ob ihre Lust und Laune von seinen Augenbraunen abhinge. Sie dachte nur mit heimlichem Zittern, daß es also doch Geheimnisse gebe, doch Gefangene im Schlosse, und sah die Thürme mit Grauen und Mitleid darauf an. Die Pathe, welcher sie ihr Gespräch wiederholen mußte — mußte, weil sie damit wider ihr Verbot gehandelt hatte und ihr das keine Ruhe ließ — fand darin nur die Bestätigung dessen, was sie vorausgesagt

und war ärgerlich, daß man dadurch aufmerksam geworden. Als Krispin erschien, sich auf des Grafen Befehl unterthänigst zu melden, wenn die Damen ihn etwa über etwas zur Rede zu stellen hätten, und voll Verlegenheit hinzusetzte, wie der Herr Graf befohlen, er solle nur eine Ka — Ka — Ka — Kage eine Kage nennen: rief die Baroninn entrüstet aus: „Siehst du wohl? Pappelle un chat un chat, et — Crispin un Fripon!“ und diese Pause vor dem Schlusse gab Adelen einen Stich in's Herz, sie errieth, daß die Pathe eben so gerne Emilen einen Schelm genannt hätte.

Man ließ den kleinen Stotterer mit schief offenem Munde stehen und ging in den Garten hinab. Die Baroninn hatte in Erfahrung gebracht, daß die Unsichtbare öfters unten lustwandle, besonders am frühesten Morgen und in später Nacht, überhaupt, wenn sie nicht überrascht zu werden fürchte, und seitdem war keine Stunde des ganzen astronomischen Tages, an welcher die Baroninn nicht „in den Reizen dieses herrlichen Aufenthaltes geschwelgt hätte.“ Die gute Großmutter hatte nichts dagegen; sie ließ überhaupt ihre Gäste gerne gewähren und sah, wie dieß nicht selten bey heitern Alten der Fall ist, weit lieber die Jugend Adelsens oder Cherubins um sich, als das, dem ihren nähere, kluge Alter ihrer Nichte. Aber auch Adele hatte ihre Stunden, in denen sie gerne allein den Park durchstrich und in seinen heimlichsten Stellen, wo sie nach der Pathe Meinung die Gräfinn aufsuchen sollte, nur sich selbst fand und ihr sorgendes Herz, und alles vergaß über einem Traume von ihm.

So dräng sie einst auf einem stets sich mehr verlierenden Fußsteige durch die dichten Buchen, ein ganz schmaler Bach sprudelte neben ihr her immer tiefer und enger zwischen den feuchten Felsen hinein. Sie kam an ein kleines Moosplätzchen: da hingen ein Paar Weiden über einem offenen Grabe. Ein tiefer Schauer durchfuhr sie. Es war ihr, als warte diese Grube ihrer, als müsse auf dem Papierblättchen, das vom Thau durchnäßt auf den Schollen an seinem Rande lag, ihr Name und ihre Grabschrift stehen. Sie hob es auf und barg es an dem von Froste gepreßten Busen. Erst auf dem Rückwege gewann sie den Muth zu lesen:

Um Mitternacht, um Mitternacht  
Hat mich der blasse Tod versehrt.  
Wer irgend was an mich begehrt,  
Seh nur in Eile drauf bedacht.

Erschreckt ward ich hart und sehr;  
Das süße Leben hat den Kauf  
Darüber mir gekündet auf,  
Mir scheint nicht lang die Sonne mehr.

Auf dunkle Sterne fest gebaut,  
Zu viel getraut in Lockennacht,  
Das hat Entsetzen mir gebracht  
Und mich der Grube angetraut.

Der Nacht unheimliche Gewalt  
Macht doppelt brausen wohl die Fluth,  
Macht doppelt flammen wohl die Stute  
Sie selber doch ist stumm und kalt.

Drum hab' ich Reu' und Leid gemacht,  
 Denn Reu' und Leid thun bitter Noth;  
 Versehrt hat mich der blasse Tod  
 Um Mitternacht, um Mitternacht.

Dies las sie und las es wieder, beynah gedankenlos; doch verbarg sie das Blatt, als sie die Baroninn auf sich zueilen sah. „Hast du gehört?“ fragte diese leise und hastig. „Nichts!“ versetzte Adele zusammenfahrend. „Da hat man's! Wenn ich nicht wäre! Die Unsichtbare singt hier unten, ich hörte es von der Terrasse. Nun komm, nun darf sie uns nicht entwischen, ich muß sie sprechen!“ Sie horchten. Wirklich tönte die bekannte Stimme aus der Gegend des Gartensaales her und das Paar ging dem Schalle nach. Da sie näher waren, verstummte er, und der Page begegnete ihnen, die Guitarre unterm Arm und auf einem Schlüssel bald pfeifend, bald damit in den Saiten hämmernd. Die Baroninn fragte, ob er das Instrument spiele? Er erwiderte hinter sich winkend, seine Gräfinn spiele und singe. „Ist das nicht der Schlüssel zum Gartensaale? Gib uns den!“ Er zuckte die Achseln, verneigte sich mit geheimnißvoller Miene und wollte davon tanzen. „Gieb!“ befahl sie nun. „Ich darf nicht,“ lispete er. „Du darfst nicht,“ sprach Adele herantretend. „Du gewandtes Köpfschen wirst es schon entschuldigen. Schlägst du mir's ab, wenn ich dich bitte, Cherubin?“ schmeichelte sie nun mit ihrer unwiderstehlichen Freundlichkeit, und sie hatte einen warmen Kuß auf der Hand und das kühle Eisen darin, und dahin flog der Page den Heckengang hinauf. Die Baroninn triumphirte. Die Sängerin konnte nicht mehr ausweichen; zum Gartensaale führten nur zwey Wege von dichten Hecken eingefast, den einen ging sie, den andern mußte das Pathchen einschlagen: und zog sich die so Bedrängte in das Gartenhaus zurück, so hatte man den Schlüssel. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken.

Die Baroninn gewann es in ihrem Eifer Adels jüngerer Weinen ab; sie war schon am Saale vorüber in den zweyten Weg eingetreten und erblickte nun eine schlanke Gestalt im Dunkel der Taxushecken, die ihr sehr langsam, mit gesenktem Haupte entgegen kam, bey ihrem Erscheinen auffah und mit einem leisen Schrey zurückwich. Geflügelten Schrittes eilte sie ihr nach und eiferte: „Nein, beste Gräfinn, nein, edle Unglückliche, fliehen Sie nicht ein Herz voll Theilnahme, an dem das Ihre getröstet ruhen soll!“ Die Schlanke stand und wandte sich: „Ach, sind Sie es, liebe Pathe,“ rief Adels Stimme. „Ich erschreck, da ich Sie so plötzlich erscheinen sah.“ „Mein Himmel, wie du kindisch bist!“ schalt diese. „Und wenn ich nun die Gräfinn gewesen wäre?“ Aber Adele hatte keine Entschuldigung darauf. Sie war, kaum allein gelassen im dunkeln Gange, in Gedanken an die offene Grube versunken, und so war's kein Wunder, wenn der Baroninn Erscheinen ihr einen leichten Schreck einjagte. Dies Grab aber und dies Lied — sie gab sich selbst nicht Rechenschaft darüber, warum sie beydes für sich behielt und es den Commentaren der Pathe nicht preis geben konnte. „So ist sie denn im Saale!“ murmelte diese und griff nach dem Schlüssel. Sie traten ein. Das Schallen ihrer eigenen Tritte auf dem Marmorboden war der einzige Gruß, der sie empfing; die Abendluft ging ihnen durch eine zerbrochene Scheibe entgegen; im ganzen Saale war kein lebendes Wesen. Sie sahen sich mit Befremden an. „Kann sie denn zau-

bern?" rief die Baroninn in Verzweiflung und warf sich etwas athemlos in einen Stuhl. Adele lachte fast, denn in diesem Augenblicke kam ihr die ganze wichtige Nachforschung so winzig vor und ihr so fremde, daß sie wie eine Zuschauerinn davor stand. Da hatte sie größere Dinge im Kopfe und auf dem Herzen! Sie lehnte gelassen an der Muschel, in die ein eherner Löwenkopf sein Wasser goß, und spielte mit den Rosenspißen ihrer Finger in dem kühlen Krystall und folgte lächelnd mit den Augen der Baroninn, die bald wieder aufgestanden war, alle Fenster untersuchte und an den Wänden nach einer Tapetenthüre tastete. Sie sollte auch heute ihre Entdeckungen weit treiben, denn nicht lange, so war der geheime Ausgang gefunden. Da trat denn doch Adele auch mit einigen raschen Schritten zu. Einen Augenblick zauderte man noch; es dämmerte schon und wer weiß, was den Forscher hinter dieser Thüre erwartete: dann öffnete die Baroninn schnell und trat in ein kleines, menschenleeres Cabinet ohne Geräthe als einen verbliebenen Spiegel, ein Rohrcanapee, einige Leisten an den Wänden, woran allerley männliche und weibliche Kleidungsstücke umherhingen. In einem Winkel lag ein rother Mantel, darauf eine braungelbe Maske, ein Dolch, standen ein Paar Phiolen, ein Paar Büchsen mit Pulvern und Salben. Das Fenster war dicht verschlossen, keine Spur eines Ausganges in Wand oder Boden. Sie schwiegen jetzt beyde und kehrten, je gewisser sie allein waren, je ängstlicher um sich blickend, dicht an einander geschlossen, durch den Saal und Torausgang zurück. Ein Gelächter scholl ihnen nach.

(Die Fortsetzung folgt)

### Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1822.

(Fortsetzung)

Seit meinem letzten Bericht ist noch ein treffliches Portrait in das Professorzimmer gekommen, von Prof. Köstler gemalt; dieser männliche Kopf zeichnet sich besonders durch Klarheit der Tinten, Harmonie und treffende Ähnlichkeit aus. Doch wir eilen nun zur Betrachtung der übrigen Zimmer. Billig sprechen wir von den Gästen zuerst und erwähnen dankbar, was uns aus der Fremde geschickt wurde. Besonders interessant ist ein Bildchen, welches die Gebrüder Kiepenhausen in Rom malten; es stellt Raphael vor, wie er an seinem Altarblatt der Sixtinischen Madonna gearbeitet hat und eingeschlummert ist, müde des vergebnen Strebens nach einer Idealgestalt der Madonna; jetzt im Traum erscheint ihm die heilige Jungfrau mit dem Kinde, so wie wir sie auf diesem weltberühmten Bilde sehen. Raphael ist herrlich dargestellt, die wunderholden Züge sind für die Außenwelt sanft verschlossen und doch fühlt man es, wie der Blick nach innen gerichtet ist und welche göttliche Vision ihn still entzückt. Die ganze Stellung ist höchst einfach und natürlich und dabey voller Grazie, die Hand mit der Reiskefeder ist herabgesunken, der von blonden Locken umwallte anmuthsvolle Kopf lehnt sich sanft rückwärts, die Tracht ist sehr gut gewählt, alles in warme Farbenglut getaucht. Die Erscheinung schwebt auf Wolken hinter ihm, auf der Leinwand sieht man erst Barbara und die Engel angedeutet. Es war recht schwierig, Ähnlichkeit in die Madonna zu bringen, da man sie nicht von vorn, wie auf dem Original, sondern etwas seitwärts sieht. Unstreitig würde dies noch besser gelungen seyn, wenn das Bild hier bey dem Original derselben wäre gemalt worden; man würde überhaupt wünschen, daß diese Traumerscheinung etwas düstiger und weniger bunt gehalten wäre. Viele wollen darüber kritteln, daß sie hinter Raphael steht; dies schadet nichts, er sieht sie mit dem innern Auge! Zwen kleine reizende Madonnenbilder des Raphael sind von Ciappa in Neapel copirt mit einer Treue, die in Hinsicht auf Geist und Charakter eben so er-

freulich ist, als störend in Ansehung des Farbentones, da der trübende Hauch der Zeit gewissenhaft mit copirt ist! Dieß sollte doch kein Künstler thun, wie soll so eine Copie nach hundert Jahren aussehen, und was ist durch sie gewonnen? Marsiglia aus Neapel schickte eine verkleinerte Copie des herrlichen Portraits des Columbus von Parmeggianino, die recht gelungen ist. Ein schlafender Räuber aus der Gegend von Terracina mit seiner für ihn wachenden Geliebten, von Robert in Rom gemalt, ist ein Bildchen, welches allgemein gefällt, es ist Gefühl und Effect darin, die Ausführung läßt manches zu wünschen übrig. Auf dem Seitenstück von Cattel ist ein alter Hirt oder vielmehr ein Pifferaro aus der Campagna di Roma mit köstlicher Treue und Keckheit hingemalt, an der Villanella neben ihm ist aber nur das Costume anziehend.

Sechs kleine Landschaften, zweye von Neapels Küste, von Rebell gemalt, zweye von Reinhold in Rom, eine von Götzloff und eine von Klein, verdienen Aufmerksamkeit durch das richtige Auffassen des echt italienischen Charakters in der Landschaft, nur die eine von Reinhold, Ansicht des Capo Orlando darstellend, ist etwas hart und der Himmel dabei verdiente fast nördlich zu heißen. Hofmaler Kehrner aus Balesenstädt stellte die Scene aus Schiller's Gedicht: der Kampf mit dem Drachen vor, wo der kühne junge Ritter siegend zurückkehrt und der Großmeister ihm streng seinen Ungehorsam verweist. Es ist ein recht braves kleines Bild, der Kopf des Großmeisters ist besonders gelungen, auch der Ausdruck der andern tieferschütterten Ritter ist sehr gut, nur der Jüngling sieht nicht genial und kühn genug, diesen Ausdruck mit dem der frommen Demuth zu vereinen, ist freylich sehr schwer. Anordnung und Haltung sind recht hübsch. Der geschickte Miniaturmaler Dech's aus Liefland, stellte zehn Gemälde aus, theils Originale theils Copien, die er hier auf der Gallerie malte. Er hat eine treffliche Art in Miniatur zu arbeiten; großartig und frey weiß er es zu behandeln und doch dabei zart auszuführen. Ganz besonders gelungen ist der alte Gulenböck, eigne Erfindung zu Tieck's Novelle: die Gemälde. Der schlaue, humoristische alte Maler ist mit der schalkhaftesten Laune dargestellt; die Art, wie seine rechte Hand auf uns zeigt, indem sein scharfes blinzelndes Auge zu forschen scheint, ob wir uns in Kennerchaft von Wein oder von Gemälden mit ihm messen können, ist einzig und setzt den phantasievollen Beschauer fast in Verlegenheit. Der Alte, der eben aus dem halbleeren Glase nippte, sitzt in der behaglichsten Gemächlichkeit da, die Staffelei mit seiner Arbeit ist vor ihm, und seine Malergeräthschaften, zwischen denen Flaschen köstlichen Weines stehen, liegen um ihn her. Hier zeigte unser Künstler ganz, was er in diesem seinem eigenthümlichen Fach vermag und verdient Bewunderung. Seine Sybilla ist trefflich gemalt, aber nur die schöngeordnete Tracht bezeichnet die Seherinn, nicht der Charakter des Kopfes, dem der höhere Adel fehlt. Noch weit weniger befriedigt seine heil. Ugahe. Seine Copien sind sehr brav und fleißig gemalt, aber im Charakter und Ausdruck weichen die meisten von den Originalen ab, besonders, wo diese Ideale sind; was zur niederländischen Schule gehört, gelingt diesem fleißigen Künstler weit besser. Der Maler Schlessinger aus Baiern stellte ein weibliches Portrait aus, halbe Figur in Lebensgröße, überaus fleißig ausgeführt, ganz im altdeutschen Styl. Kopf und Hände sind sehr schön behandelt; warum mußte aber der Horizont so hoch genommen und der Himmel so gelb und dunkelblau gemalt werden, wie wir es an den uralten Bildern wohl, aber nicht in der Natur finden? — Von Raabe aus Schlessen sind verschiedene kleine Skizzen da, die er in Italien malte. Doch jetzt wenden wir uns zu den hier gebildeten jungen Künstlern. Die bedeutendste eigne Composition im historischen Fach ist: Herkules und Omphale von Heinrich Schulz, Schüler des Prof. Mathai, ganze Figuren in Lebensgröße. Der Herkules ist besonders gelungen, er ist gut gezeichnet und gemalt, auch der Ausdruck richtig: Kraft durch Liebe gezähmt; freundlich scherzend blickt er mit der Spindel in der Hand empor zur neben ihm stehenden Omphale. Diese ist nicht so richtig aufgefaßt, still und ernst erscheint sie, statt daß die schalkhafteste Leichtfertigkeit, der neckendste Muthwille ihre Züge beseelen sollten. Das Ganze hat indeß so guten Styl und kräftigen Farbenton, wie man sie bey keinem der andern jungen Künstler findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vesth am 25. Oct. 1822.

Unser Sommer mit seinem Melonen-Markte ist vorüber und — wer sich des Handels mit Producten und Manufacturen, wie des Genusses der Sommerfrüchte bekeidigt und respective daran erholt hat, ist mit beyden zufrieden gewesen; ja so scharf auch die Sonne gestochen, so ist doch nun die Hitze überstanden und man freut sich aller Orten des durch den flammenden Helios bereiteten Segens. Die griechische Mythe unterscheidet jedoch den Führer des Sonnenwagens von Apollon dem Chorführer der Musen, und wir haben diesen Unterschied empfunden, denn so freundlich uns Helios noch aus dem Zeichen der Wage gelächelt hat und noch lächelt, so karg war Latona's Sohn mit echten Musengaben bis gegen Mitte September hin, wo er endlich der dahenden Theaterfreunde sich erbarmte und der Polyhymnia erlaubte, uns eine ihrer tonreichen Priesterinnen zuzusenden. Alles dieses will in schlichter Prosa so viel sagen, daß dieser ganze Sommer und der beginnende Herbst weder literarische noch artistische Erscheinungen von Bedeutung auf hiesigem Platz ergeben, und daß namentlich, seit wir um Hrn. Forti's fernere Kunstleistungen auf so curiose Weise gekommen, auch auf unserm Theater nichts sonderliches zu sehen und zu hören gewesen, bis wir durch die mit 16. Sept. begonnenen und mit 12. Oct. geendeten zwölf Gastrollen der Dlle. Sigl mit einer Sängerin ersten Rangs bekannt worden sind. Wir haben das ihr von der Residenz gespendete Lob bewährt gefunden und bey allen Vorstellungen ihr laut gehuldigt, jedoch dabey auch wie gewöhnlich durch unsern Eivismus uns oft verleiten lassen, die durch das hochfliegende Talent der fremden Künstlerin mit emporgezogenem heimischen Talente mehr zu präconisiren, als der gute Ton erlaubt. Wir haben es dabey doch immer gut mit dem uns werthen Gaste gemeint und namentlich am 9. d. M. (wo Richard und Zoraide als Benefizvorstellung gegeben wurden) durch allenthalbige Fülle, Applaudiren, da Capo-Rufen &c. bewiesen, daß uns daran gelegen sey, bey ihr in angenehmer Erinnerung zu bleiben: denn hoffentlich hat Sie es nicht vernommen, daß bey'm Herausrufen am Schlusse unzeitige Spasvögel neben ihrem Namen auch den eines Acteurs erschallen ließen, welcher als Sänger und Schauspieler unter aller Kritik, doch in der Rolle des Ernesto auftrat und nur mittheiliges Lächeln erregte. Solcher Spas ist immer unreif und albern, fällt aber dem Regisseur der Oper, folglich Hrn. Babnigg zur Last, welcher doch bey den ihm von der Natur verliehenen Gaben es wahrlich nicht bedarf, durch solchen Contrast sich zu heben. Hrn. Babnigg gebührt übrigens das Lob, daß er sich jedes Mal durch die fremde Meisterin mit emporziehen ließ und Gleiches muß man auch von Hrn. Wächter sagen, jedoch diesem es im Namen des Publicums verweisen, daß er am 30. Sept. sich des (eigentlich Hrn. Babnigg gebührenden) Parts des Othello angemast und hierdurch den Kunstgenuss unangenehm gestört hat. Auch allen unsern Sängern — ihres weiten Abstandes von der fremden Künstlerin ungeachtet — ist es zum Ruhme nachzusagen, daß sie sich diese Klust zu überfliegen möglichst angestrengt und auf keine Weise zu solcher Nachrede, wie durch Hrn. Forti's kurzen Debut hiesigen Operisten erwachsen seyn mag, Anlaß gegeben haben. — Dlle. Sigl ist aufgetreten zwey Mal in Tancred und Sargines, und im Freyschützen, dann in der Vestalinn, Othello, unterbrochenen Opferfeste, Zauberföde und Richard und Zoraide, unter welchen Leistungen die Kenner Amenaides, Sophie und Myrrha als die gelungensten herausheben und bey der sonstigen jugendlichen Grazie der Sängerin ihr es gern verzeihen, daß sie bisweilen bey anstrengenden Passagen, den Mund ungraziös verzog.

Noch angenehmer haben manche Musikfreunde in den beyden musikalischen Akademien am 1. und 13. d. M. sie als Kammerfängerin gefunden und alle sind übrigens darin einig, daß bey ihrer Jugend und sichtlichem Streben nach Vollendung, der Ruhm einer ersten Sängerin ihrer Zeit — ihr werden müsse, und daß sie schon jetzt weit besserer Verse werth sey, als unsere leider damit so zudringlichen, als unglücklichen Poeten ihr geweiht haben. Auch im Kreise ihrer hier gemachten nähern Bekantschaften hat Dlle. Sigl die angenehmsten Eindrücke — viel

leicht bey manchen Kunstgeistern und Kunstjüngern die schmerzlich-süße Erinnerung an das Mädchen aus der Fremde — hinterlassen und war gewiß dem gebildeten Theaterpublicum so lieb geworden, daß die izehige Direction, wäre es ihr gelungen, den trefflichen Gast heimisch zu machen, damit alle üble Stimmung und Leumund niedergeschlagen, ja Ablass für vergangene und künftige Fehltritte sich bereitet haben würde. Vor der Hand wäre solcher Ablass sehr zu brauchen, nämlich wegen eines neuen Trauerspiels — des Freyschützen von Hrn. Gr. v. Kiesel, welches die Direction ganz neu einstudieren und am 14. d. M. aufführen lassen. Wahrlich! als die Direction diese langweiligste aller Tragödien in das Repertoire aufzunehmen beschloß, mußte der Genius des guten Geschmacks sie verlassen haben, und als sie dem unmaßgeblichen Machwerke durch neue und kostbare Decorationen einen Reiz anzueignen decretirte, war der Geist kluger Sparsamkeit gänzlich von ihr gewichen. Sie werden, ohne dem genialen Kind Unrecht zu thun, mir Recht geben, wenn ich Text und Handlung der effectvollsten Oper für deren schwächste Seite halte und die aufrechthaltende Kraft der Tonkunst an ihr bewundere; aber welcher Effect läßt sich erwarten, wenn dieses Sujet in zucht- und tactlosen Jamben zu fünf Acten ausgedehnt, mit unmaßgeblichen Personen und einer alles Motivs entziehenden Sündhaftigkeit vermehrt und vermischt und ohne poetische Gerechtigkeit zum tragischen Ende zusammengekeilt wird! Kurz: das Stück ist so langweilig, daß die nähere Kritik desselben langweilig werden müßte, und denken Sie nur! nachdem die Oper neunzehn Mal mit stets vollem Hause gegeben worden, soll die Direction gemeint gewesen seyn, mit dieser ennuyenten Tragödie der Tonkunst, wo nicht den Rang abzulaufen, doch mit ihr pari passu das Ziel eines Parades- und Cassenstücks zu erreichen. Wirklich sollen die H. H. Directoren, welcher Kunstseifer ihnen zum Ruhme gereicht, zum Theil nicht ermangelt haben, auf das Studium der Hauptrollen ermunternd einzuwirken, und was die Decorationen anbelangt, ist für vieles Geld auch viel geleistet worden; aber vey allen Musen! durch alle Krücken und Reizmittel kann ein von Geburt lahmes Trauerspiel nicht in genialen Gang gebracht, geschweige denn zum Wettfluge mit dem Genius der Tonkunst beflügelt werden und wenn der Cöthurn auch vom bestmöglichen Leder gefertigt wäre, so wird dadurch dem Hinken des verwahrlosten Musentindes nicht abgeholfen. Ich meines Orts nehme zur Ehrenrettung der Direction an, daß keiner der durch ihre Bildung legitimirten Stimmführer das Stück vorher gelesen hatte, ehe solches in die Scene zu setzen beschloßen worden und bedaure mit allen Freunden der Actien-Unternehmung, daß ein solcher Mißgriff gerade in die Zeit der izehigen Krise fällt. Doch hiervon in einem künftigen Briefe ein mehreres, und icht nur noch einiges über die andern hiesigen Musengaben des Sommers und Herbstes.

Ich habe über schlechte Zeit geklagt und bringe Ihnen doch zwey ganz neue Früchte des Genies und des Fleißes, nämlich: Epigramme und Idyllen von Thomas Lopperger, Pesth gedruckt bey C. Landerer 1822 (in 12. 128 S.) und „vollständige Beschreibung d. k. k. Hauptstadt Ofen“, von Franz Schams, Ofen mit königl. Universitäts-Buchdr. Schr. 1822 (in 8. 672 S.) — Was die 146 Epigramme anbelangt, so haben sie nichts Epigrammatisches, als den Namen und sind — unter der Kritik. Mit größerer Ruscherey sind wohl noch nie der Presse Sinngedichte übergeben worden, wenn man anders profaische in beliebigen Strophen abgetheilte Perioden Gedichte nennen kann. Auf solche Art, wie Hr. Lopperger jambische Poesien zu Wege gebracht hat, kann man jedes Zeitungsavertissement zum Poem machen, und was die zehn Idyllen anlangt, so muß man sie ebenfalls für völlig unreife Producte eines Musenlehrlings erklären, welcher voll Ungeduld, etwas von sich unter dem Namen „Gedichte“ gedruckt zu sehen, sich nicht einmal die Mühe genommen hat, seine profaischen Sächchen und Säckelchen in poetische Form einzukleiden.

Mehr Erwähnung verdient die Schamfische Topographie von Ofen, denn ihr gebührt, wie der von demselben Autor 1821 in Hartleben's Verlage herausgegebenen (frenzlich vorher von guter Hand corrigirten und moderirten) Beschreibung von Pesth das Lob ausführlicher und statistisch-gründlicher Behandlung, aber was die schwülftigen panegyrischen Auswüchse und superflugen Gemeinplätze, worin Hr. Schams noch die

türkischen Autoren übertrifft, anbelangt, so weiß man nicht, ob man lachen oder tadeln solle. Es ist zum Lachen, wenn der breite Topograph jedes Capitel mit selbstgefälligem Auskramen irgendwo zusammengespotteter Notizen und ab ovo beginnt und mit überschwenglicher Kraft und Fülle rechts und links das Wehrauchfaß schwenkt, aber es reizt zum Tadel, wenn Gegenstände vom höchsten historischen, statistischen und politischen Interesse durch panegyrische Charlatanerie entwürdigt werden. Ofen wie Pesth verdienen von einem genialen Gelehrten beschrieben zu werden, ein Wunsch, welcher um so lebhafter seyn muß, als solcher vor einigen Jahren durch die vom Hrn. Prof. Schuster alhier begonnene, aber leider nicht fortgesetzte Beschreibung von Pesth schon in Erfüllung zu gehen anfing. übrigens ist das Schamsische Werk in Papier und Druck gut ausgestattet und die beygefügte lithographische Kupfer sind so leidlich, als der Debit, welcher nach der Pränumerantentafel schon auf 1200 Exemplare zu berechnen und bey seinem für Ungarn gewiß ansehnlichen Betrage daher zu erklären ist, weil der Autor den Erlös zum Behufe des Graner Kirchenbaus geweiht hat.

Noch habe ich aus vorigem Monate eines militärischen Schauspiels zu erwähnen, einer Art von Raunachie oder doch eines Flußkriegs, wozu die Anwesenheit des Herzogs von Cumberland den Anlaß gab. Nächst andern militärischen Productionen wurde nämlich auch zwischen der Margaretheninsel und dem Pesther Ufer ein Schwimmanöver auf der Donau ausgeführt, welches Tausende von Zuschauern erregte und mit trefflicher Energie und Gewandtheit executirt wurde. Es war stürmisches Wetter und die zwischen dem Schiffsamte und der Insel ziemlich breite Donau sehr bewegt, aber dennoch durchschwammen sie die muthigen Krieger (meistens ungrische Grenadiere) drey Mal unter Mitführung ihrer Feuerwaffen und gaben dem Beobachter eine prägnante Idee von ihrer furchtbaren Brauchbarkeit. Man denke sich Tausende von solchen Infanteristen, gegen welche ein Strom wie die Donau kein Bollwerk mehr ist, und die Strategen müssen im Capitel von natürlichen Verschanzungen einige Abänderungen oder doch Anmerkungen machen!

Solche Kriegsübungen lassen sich gut ansehen in unserm Segens- und Friedenslande, wo jedoch zeither ein großes Blutvergießen obgewaltet hat und manchen Ortes noch obwaltet, nämlich des Traubenbluts, welches die süßeste Hoffnung fast überall reich belohnt hat, ja hie und da, wie es die Jahrzahl schon andeutet, einen Doppelt Silber verspricht. So hält uns denn Bacchus für die frostige Günst der vaterländischen Musen schadloß und wahrlich wir werden der Opferflamme auf den Hochaltären der Natur bedürfen, da das im Tempel der Kunst mühselig erhaltene Caminsfeuer der Unterhaltung uns bey der, nach Prophezehung der Meteorologen zu befürchtenden, Strenge des Winters erfrieren lassen möchte! Da haben sie es freylich besser in der Residenz! Unser Doppel-Silber und anderweiter Nectar kommt Ihnen auch zu gute und Ihre Kunstaltäre flammen lustig und hell, indem Ihre heimischen Oberpriester mit fremden Hierophanten das Feuer wechselnd ansachen und selbst die politischen Coniuncturen oft das Hohe und Herrliche in der Kaiserstadt concentriren. Senden Sie uns bald wieder liebe Gäste, doch wenn es seyn kann, von etwas mehr Kunstwerth als Ule. Swoboda, welche in diesen Tagen auf unsrer Bühne mehr figürliches, als artistisches Interesse erregt hat.

### Concert = Anzeige.

Hr. Luigi Pignani, der sich unlängst auf der Guitarre hören ließ, und durch seine ungewöhnliche, meisterhafte Fertigkeit auf diesem Instrument den Beyfall aller Kunstverständigen erwarb, wird heute ein zweytes Concert, im großen Saal der n. ö. Landstände, um die Mittagsstunde geben. Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. sind zu haben bey Ariaria und Comp., dann bey Steiner und Comp. wie auch heute an der Cassa.

### Modenbild XLIV.

Kleid von Merinos mit Plüschbändern besetzt; der Hut von Atlas mit Blumen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

eln  
em  
ber:  
es  
litis  
st h  
her  
rof.  
hon  
euck  
der  
nen  
veil  
  
en,  
ber:  
rde  
ber  
ffli-  
die  
ens  
rey  
ante  
ian-  
die  
oder  
  
ens-  
rtes  
rall  
pels  
Mus  
Das  
ters  
nge  
ens!  
hrec  
den  
oft  
eder  
oda,  
resse  
  
eine  
vers  
nde,  
aria



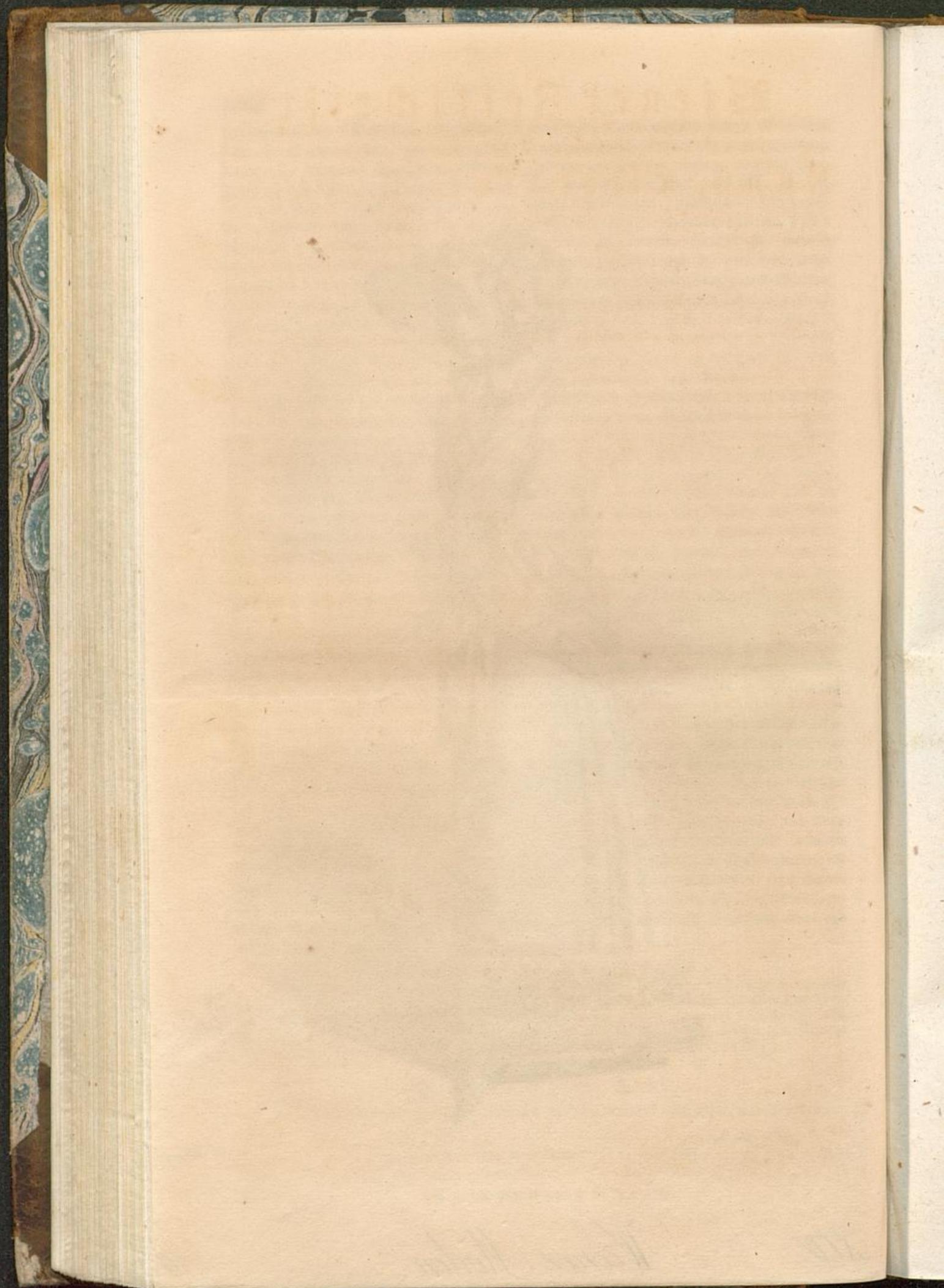
*P. v. St. Del.*

*Ein Seiten 90.*

*XIV.*

*Wiener Moden.*

*131  
1822*



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 2. November 1822.

132

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Answärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Kaufherinnen.

Erzählung von D. Ernst Wohl.

(Fortsetzung)

VI.

Auszug und Rückzug der Pathe. — Allerley wilde Thiere.  
— Strauß mit dem Pagen.

Emil hatte sich verreiset; Cherubin saß in Thränen, wann er sich unbemerkt glaubte und trieb Scherz vor den Leuten; Adele war leidend, die Pathe voll Unruh, sie kämpfte mit sich selbst, denn sie spürte noch immer große Lust, Entdeckungen zu machen und doch war sie einiger Maßen scheu geworden und Adele wollte nichts mehr davon hören. „Wir waren mit Blindheit geschlagen, Töchterchen,“ versicherte sie jene. „Siehst du denn nicht schon aus der äußern Form des Gartengebäudes, daß es auch an der andern Seite ein Cabinet haben muß? Dort war sie verborgen, das laß uns untersuchen!“ Aber Adele war nicht dazu zu bewegen und die Pathe ging endlich allein. Mit Besorgniß sah Adele ihr nach, so weit das Auge ihr durch den Park folgen konnte. Sie setzte sich mit dem Stuhlrahmen in den Erker und ihre Blicke flogen hundertmal hinab. Seitwärts am Schloßgraben waren einige Arbeiter beschäftigt, tiefer im Park niemand. Ein hoher, schwarz gekleideter Mann schritt jetzt quer durch die große Allee: dann wieder alles leer und stumm. Endlich kam die Baroninn zurück; sie sah bleich und forderte köllnisch Wasser. Adele fragte umsonst: sie äußerte nur, es werde doch während Emils Abwesenheit gerathener seyn, mehr im Schlosse und um die alte Gräfinn zu bleiben. Man ging zu ihr, sobald die Baroninn sich erholt und dann ein Paar Unterthanen des Grafen gesprochen hatte, die mit einer Klage über Cherubin hatten an ihn kommen wollen.

Becklagter saß bey der Gräfinn Großmutter, ein Buch im Schooße, eben im vollen Zuge des Erzählens von den Gefahren, die es in seinem Vaterlande von Wölfen und Bären auszustehen gebe, und wie er besagte Reise in

gute Pelze gehüllt gemacht, aber dabey doch vor Angst ein wenig gefroren habe. Die Baroninn, die leise und daher unbemerkt eingetreten war — was sie sehr gerne that, wo es nur irgend sich schicken wollte — konnte sich nicht entbrechen, dem aufblickenden Erzähler hier in's Wort zu fallen: „Ich dachte, dein Vaterland sey das warme Spanien?“ „Die Pyrenäen liegen Winters doch voll Schnee,“ gab der Page zurück, „und Menschen und Thieren ist die ungewohnte Kälte um so empfindlicher. Bären habe ich zwar nicht selbst gesehen, aber Wölfe, Wölfe habe ich heulen hören und Hyänen und Luchse und Wildkagen.“ Das Gespräch ward abgebrochen, der Page las wieder vor. „O!“ las er nach einer Weile halblachend, „es gibt auch menschliche Luchse, denen Lauern und Aufpassen das Hauptgeschäft ist. Sie wissen sich rechts zu wenden und links zu blicken, mit geübtem Ohr erhaschen sie manch heimlich gesagtes Wörtchen oder ferne geführtes Gespräch, hinter einer Schirmwand oder in einen Alkoven zu treten, ladet es sie ordentlich ein, und eine Thürspalte, ein Alfloch, ein offner Brief, ein schiefüber hängender Spiegel ziehen ihre Augen wie mit magnetischer Gewalt an sich. So kommen sie, aber meistens nur halb, in Besitz vieler fremder Geheimnisse, und ein Glück ist es, wenn sie noch gutmüthig genug sind, keinen schlimmen Gebrauch davon zu machen.“ Die getroffene Baroninn entrüstete sich, daß der Knabe sie durchschaute und kühn genug war, es ihr merken zu lassen, denn sie hätte geschworen, daß kein Wörtchen von dem ganzen Sake im Buche stand und hätte wohl einen Blick hineingeworfen, wenn nicht eben von dieserley Blicken wäre die Rede gewesen. Am meisten verdroß sie die Besorgniß am Schlusse, und sie hatte darum nicht übel Lust, sie wahr zu machen. Sie stand auf und fragte mit einem stehenden Seitenblicke auf den Vorleser: „Es sind einige Männer mit einer Beschwerde unten im Vorssaale, werden Sie sie nicht vorlassen, Tante?“ „Was wollen sie denn, Nichter? muß gleich geholfen seyn?“ „Sie haben einen jungen Fant zu verflagen, der ihren Weibern und Mädchen nachstellt.“ „O pfuy, das sind häßliche Dinge!“ „Graf Emil,“ fiel hier Cherubin ein, „hat seiner guten Großmutter längst die Pflicht abgenommen, sich mit dergleichen belästigen oder gar betrüben zu lassen. Der junge Fant wird sich vor dem Grafen verantworten, obgleich auch dieser nicht sein Richter ist. Möchten Sie indessen“ — fuhr er, dem Ohre der Großmutter unvernehmlich, fort — „in diesen stillen, feyernden Abendhimmel Wolkken heraufführen, gnädige Frau, bloß um mir mein Feld damit zu verhageln? Wenn sie mir gut ist, erfreut mich das doch nur deshalb, weil es ihr wohlthut. Was hielte sonst mein junges Blut in ihren Fesseln?“ Er hatte dieß mit seltenem Ernste gesprochen; flüchtig setzte er noch hinzu: „Bey andern erhol' ich mich dafür.“ „Cherubin!“ schalt Adele, von dem Leichtsinne der letzten Worte verlezt. „O, Verzeihung! Das hab' ich wieder nicht gut gemacht. Dieser Morgenhimmel soll mir eben so heilig seyn!“ Er neigte sich tief auf ihre Hand und sie hatte ihm schon vergeben. Die Pathe nicht; aber doch war ihr der Großmutter Ruhe zu werth, um sie mit einer Anklage ihres Lieblings zu trüben. Sie nahm die Unterhaltung auf; Adele blätterte in dem Buche und zog ein mit einigen Bemerkungen beschriebenes Blättchen daraus hervor. „Woher hast du das Buch, Cherubin?“ „Aus des Grafen Handbibliothek.“ Adele schwieg mit einem Seufzer. Es war dieselbe Hand auf diesem Zettelschen, die das Mitternachtslied geschrieben hatte.

## VII.

Der Schuß. — Das Blutbad. — Eine lange Anklage und ein flüchtiges Bekenntniß.

Ein Schuß war gefallen, prasselnd schlug das Bley durch die Zweige des hohen Kirschbaums, der seine schwarzen Arme weit in die Mondnacht hinausstreckte. Hestig erschrocken fuhren die Pathe und Adele zusammen, welche wenige Schritte davon in der Rosenhecke saßen; mit hochklopfendem Herzen fahen sie sich einander in die erblassenen Gesichter und es war ihnen, als müßten sie das Ächzen eines Getroffenen vernehmen. Alles blieb erst stille: dann rauschte es im Baume oben, und eine seltsame kleine Mannsgestalt stürzte herab in die hohen Bohnen und lag da lautlos, regungslos. Die Frauen bebten. Sie wären wohl zugesprungen, hätte der Fieberfrost sie nicht gelähmt. Die Baroninn versuchte es, aufzustehen: doch nun raschelte es wieder durch die Hecken, eine gewaltige weiße Dogge kam in hohen Sätzen über die Bete heran und stand in einiger Entfernung und lauschte, gleichsam zur Wache; dann kehrte sie, auf einen Pfiff, der tief im Park erscholl, ihren Weg zurück. Adele war, als die Baroninn sich erhoben hatte, in die Knie gesunken und hielt sie fest umfaßt. In dieser Stellung blieben sie eine Weile, dann rüttelte sie das Entsetzen auf und sie flogen durch die Spaliere des Küchengartens dem Schlosse zu. Schon scheu gemacht durch die frühern Ereignisse, hatten sie Abends die dichterern, entfernteren Anlagen des Gartens gemieden: und nun begegnete ihnen dieß, und hier, so nahe an den Schloßgebäuden! „Um Gottes willen!“ fragte Adele, als die Terrasse erreicht war, mit fliegender Brust, „war das nicht Krispin, der dort vom Baume stürzte?“ „Ja wohl Krispin, mein Kind; Gestalt, Kleidung, Größe, alles. Wir müssen gleich Lärmen im Hause machen.“ „Unter-thä-thä-thä-nigsten guten Abend!“ krächzte es da von der Seite zu ihnen herauf. Krispin ging, die Flinte auf dem Rücken, ganz wohlgemuth an der Terrasse hin in's Nebengebäude. „Wie ist denn das? Wir meinten, er sey das Opfer, und so wäre er wohl gar — ? Und neulich das Blut im Badezimmer!“ „Blut? Pathe! Und das offene Grab in den Felsen!“ „Ein Grab? Herr Gott! und davon sagtest du mir nichts? Da heißt es behutsam seyn! Überlaß das mir, liebes Kind. Niemand von den Hausleuten darf ahnen, daß wir um dieß alles wissen. Plaudre nicht wieder, Adele, bey unserm Leben! Emil muß heute ankommen, ich weiß das aus einigen Zeilen an seinen Förster, die — kurz, er muß heute kommen, und dann denke ich ausführlich mit ihm zu sprechen.“ „Ach, wenn er nur noch lebt, Pathe!“

Sie traten in's Schloß, Emil war eben eingetroffen und Adele bewillkommte ihn mit so hastiger, hoher, unverholener Freude, daß es ihn selbst froh überraschte. Die Pathe nahm ihn bald zu einem wichtigen Gespräch bey Seite. Er schlug ihr dazu einen Gang durch den Park vor, den sie aber ablehnte. Sie schauderte vor diesem Park. Das Verschwinden der Sängerin, Dolch und Mäcke und die verdächtigen Phiolen hatten sie noch nicht so sehr außer Fassung gebracht, als die Entdeckung, welche sie später allein gemacht. Damals drang sie nämlich in der That in jenes zweyte Cabinet, worin sie ein Geräusch und Geflüster zu vernehmen glaubte. In dem Augenblicke, als sie die Thüre öffnete, sah sie jemanden zum Fenster hinauspringen. Im Cabi-

nete, das zur Badestube eingerichtet war, stand ein noch laues Bad, der Marmorboden hatte deutlich Spuren vielen frischvergoßenen Blutes, ein Paar scharfe Messer und einige andere ihr unbekannte Marterwerkzeuge lagen auf dem Tische, nur zur Hälfte durch ein daraufgeworfenes Tuch bedeckt. Es begriff sich, daß ihr der Muth entfiel und sie sich von dem Schreckensorte, eiliger als sie es gestehen mochte, zurückzog. Auf dem Heimwege trat Krispin sie an und bat mit tiefen Bücklingen, aber mit fürchterlich drohenden Mienen, ihn nicht zu verrathen und das Vorgefallene zu verschweigen. Emil ward nachdenklich, als sie ihm mit lebhaften Bildern dieß erzählte: doch vertheidigte er Krispin, dessen Gesicht jede Gemüthsbewegung, besonders Angst oder Verlegenheit in ungeheure Falten ziehe. Sie beschwor ihn, bey Untersuchung dieser Sache mit Vorsicht zu verfahren; sie fürchtete den Zwerg und seine Helfer, und der hohe schwarze Mann und das gähnende Grab und die weiße Dogge und die ächzende Gefangene drängten sich dicht nach einander in ihrer warnenden Rede, die denn doch einigen Eindruck auf ihren Hörer machte, denn die Baroninn mußte ihm wiederholen, daß sie Mann und Dogge wirklich gesehen, und er schien gespannt und unruhig über diese Erscheinung. Das Ärgste aber von allem hatte sie, wie eine kunstfertige Rednerinn, sich zum Schlusse vorbehalten; sie hatte Emils Benehmen bey Erzählung des Übrigen erst beobachten wollen. Mit Bangigkeit fragte sie jetzt, ob er den Schuß gehört, der vor einer halben Stunde im Garten gefallen sey und sie bis zum Tode erschreckt habe? Emil horchte hoch auf, denn es scholl eben ein dreymaliges besonderes Klatschen von unten herauf; er hatte der Baroninn Frage darum überhört. Sie wiederholte sie noch ängstlicher und er versetzte etwas hastig darauf: „Der Schuß fiel auf mein Geheiß.“ „Auf Ihr —? Das ist nicht möglich!“ „Ich bitte um Verzeihung, wenn die Sache Sie erschreckt hat; es geht aber so am kürzesten und man kömmt aller Gefahr zuvor. Ich konnte Sie nicht in diesem Theile des Gartens vermuthen. Übrigens,“ setzte er mit fast krauser Stirne hinzu, „scheinen Sie manches hier bemerkt zu haben und noch bemerken zu wollen, was Sie sonderbar dünken könnte, Wertheße; ich kann Sie darüber nur bitten, alles seinen Gang gehen zu lassen, und ja nicht einzugreifen. Es liegt hier ein Geheimniß zum Grunde, das nicht mein ist und von dem ich nicht einmal gerne Kund werden lasse, daß es existirt. Ich habe Plane, die durchaus nicht gestört seyn wollen.“ „Und darüber müssen Leben geopfert werden?“ „Die theuersten stehen auf dem Spiele, wenn meine Plane scheitern. Schonen Sie Ihrer Ruhe und der unsern.“ Dieß sagte er noch im Fortteilen, und ging nach dem Garten hinab, der schon in tief schwarzer Nacht um das Schloß herlag.

(Die Fortsetzung folgt)

### Allemannisches Lied.

#### Der Kirchhof.

(S. Ign. Felner's neue allemann. Gedichte. S. 48.)

Berschlagen ganz von bangen Sorgen,  
Schleich' ich mich auf den Kirchhof hin,  
Wo ich, vor Menschen rings verborgen,  
Mit meiner Seel' alleinig bin.

Da leg' ich meine bittern Schmerzen,  
Die mich zerfleischen wollen, ab,  
Und setze mit gebrochnem Herzen  
In's Gras mich auf der Freunde Grab.

Heil dir mit deinen neuen Mauern,  
Du lieber schöner Kirchhof du!  
Da stört mich nichts in meinem Trauern,  
Da find' ich doch ein Weilchen Ruh. . . .

Wie hier, das faule Kreuz zur Stütze,  
Das Pfriemenkraut \*) hinauf sich zieht,  
Der Ehrenpreis \*\*) in seiner Reihe,  
Und Wermuth \*\*\*) schon so lieblich blühe!

Still schlafen hier in ihren Kammern  
Die Todten, und an ihrem Stein  
Verträgt die Ameis' in die Klammern  
Die Eyer sorglich, groß und klein. . . .

Schlaft immer! Vor der Menschen Treiben,  
Vor ihrem Spott und Hohnaezisch  
Könnt ihr hier unten ruhig bleiben;  
Die Kämmerlein sind still und frisch.

Des Nachbars Gänse stehn am Wasen,  
Und rupfen zwar an manchem Grab;  
Der Todtengräber kommt zum Grasen,  
Und haut für's Rihlein Nesseln ab.

Doch laßt euch drum im Schlaf nicht stören;  
Der Todtenmann, die Gans sind gut:  
Ihr Schnattern will ich lieber hören,  
Als das Geschwäh der Lasterbrut.

Bald wird mein Haus auch eurem gleichen,  
Bald lieg' auch ich im Boden hier,  
Und muß bey andern faulen Leichen  
Vermodern langsam auch, wie ihr.

Sy nun! Es fährt mir zwar ein Schrecken  
Durch's Rückenmark zum Kreuz hinan:  
Doch wird mich Gott schon freundlich wecken,  
Daß ich mit euch mich freuen kann.

Goetlieb v. Sion.

\*) Pfriemenkraut, *Spartium scoparium* Linn.

\*\*) Ehrenpreis, *Veronica officinalis* Linn.

\*\*\*) Wermuth, *Absinthium* Linn.

## Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1822.

(Fortsetzung)

Einige Künstler aus München schickten niedliche kleine Landschaften her, Prospective und Nationaltrachten darstellend; ganz trefflich und mit großer Sorgfalt ist die Darstellung des gothischen Domes in Freyburg im Breisgau, von D. Quaglio. Die Büste unfers geliebten Königs, vom Inspector Matthäi, hat treffende Ähnlichkeit. Die Kunst

persische von *Beith* und *Richter*, diesen im Landschaftsfach ausgezeichneten Künstlern, sind schön und lieblich ausgeführt. Die kleinen Landschaften aus Böhmen vom Prof. *Günther* können recht niedlich genannt werden, seinen Ölgemälden mangelt Kraft, doch sind sie besser jetzt als ehemals.

Ein Altarblatt von *Arnold* befriedigt gar nicht, die erscheinende Madonna mit dem Kind ist höchst manierirt, die beyden unten knienden Heiligen sind theatralisch, das Ganze hat eine zu flüchtige Behandlung. Es ist Schade um diesen Künstler, er arbeitet jetzt immer in diesem Fach, wird aber so gering dafür belohnt, daß er nicht mehr Zeit und Studium darauf wenden kann.

Noch ein großes Gemälde: Christus am Ölberg vorstellend, von *August Schmidt*, hat wenig Kunstwerth, alle Bewegungen sind eckig, das Handgelenk erscheint wie gebrochen, die Farbentöne sind trübe und unrein, doch ist Sinn und Ausdruck immer noch besser, als bey dem höchst wunderlichen Bilde von *A. Zimmermann*, das Christus vorstellen soll, wie er zu Emaus von zweyen seiner Jünger an dem Brechen des Brotes erkannt wird. Das Colorit ist so feuerfarb, als ob es ein transparenter Caminschirm wäre, und der Kopf des Heilandes könnte weit richtiger ein Höhenbild darzustellen! Eine Copie nach einer Madonna, von *Sassoferrato*, von demselben jungen Künstler, ist viel besser. Eben so geht es einem andern, dem *Eregott Grüller*. Dieser copirte die liebliche heilige Cäcilie von *Carlo Dolce* besonders glücklich; daneben aber ist seine eigene Composition, eine Grablegung Christi, sehr schwach und schülerhaft, nichts zeigt sich bestimmt und correct daran, das Ganze schwimmt in schwankenden Umrissen und nebligten Farbentönen. Wollte dieser junge Mann einsehen, daß er nur zu leichten, graziösen Gegenständen, und zu kleinen zartausgeführten Gemälden Talent hat, und sich hierin tüchtig üben, so könnte er etwas leisten; auf dem Weg aber, den er jetzt betritt, wo er glaubt, jedes Jahr zur Ausstellung nur irgend ein größeres Gemälde leichtsinnig hinwerfen zu können, geht er völlig unter. Bey so sehr vielen unserer jungen Künstler bemerken wir es, daß ihnen der richtige Maßstab ihrer Kräfte ganz fehlt, nur in eigner Demuth und in wahrer Ehrfurcht für die hohen Werke der alten Meister, könnten sie ihn finden. Es ist jetzt auffallend, wie geschickt und vielversprechend diese Jünglinge sind, so lange sie unter strenger Aufsicht der Lehrer stehen, wie gelungen sind z. B. auch dieses Jahr wieder die vielen lebensgroßen Malereyen und Zeichnungen nach Gyps, Antiken und Acten; mit wahrer Freude kann der Blick hierauf ruhen. Sobald aber die Farbe hinzu tritt und sie nun erst die schwere Kunst des Ölmalens ernstlich studieren sollten, wollen sie gleich heilige Gegenstände in eignen Erfindungen darstellen und verlieren sich in den Irrgängen der Kunst! Wir haben hier außer obigen Versuchen noch manchen traurigen Beleg zu der Wahrheit dieser Behauptung. Wie geistlos und frey ist der Christus mit der Samariterinn am Brunnen, von *Nentzsch*; Landschaft und Nebendinge wären hier ziemlich gut behandelt, aber in beyden Figuren liegt ein so ängstliches Streben darnach, frey von Fehlern zu seyn, daß sie dadurch unbemerkt auch frey von Vorzügen wurden, ein rein negatives Bild, welches nichts sagt und nichts zu errathen gibt, dabey aber recht gut gemalt ist. Wollte dieser Künstler es versuchen, statt der Ideale, erst Gruppen aus der Wirklichkeit darzustellen, vielleicht erhaschte er da noch einige Prometheus'sche Funken, die ihm so ganz mangeln! — Ganz entgegengesetzte Mängel hat das kleine Bild von *Kenner*: Die Auferweckung des Lazarus, eine Menge Figuren, in denen man weder Wahrheit noch Natur findet, sondern nur ein ganz falsches Streben nach Idealität. Gerade Linien machen nicht allein die Köpfe schön und edel. Es ist Schade, bey so vielem Geist und Geschmack, wie dieser Künstler besitzt, daß er so in flacher Manier untergeht. Die kleine heilige Familie von *Carl Peschel* hat ein blühendes frisches Colorit, aber es sind gemeine Naturen und die Verhältnisse der Figuren auch nicht gut gehalten. Als eine ländliche Gruppe wäre dieß Bildchen viel besser.

(Die Fortsetzung folgt)

## Schauspiele.

Auf dem k. k. Hoftheater an der Burg wurde den 27. aufgeführt: Balboa. Trauerspiel in vier Aufzügen, von Heinrich v. Collin. Neu in die Scene gesetzt.

Die Stimmen der Jahrhunderte seit Eroberung des schönsten Theils der neuen Welt durch die Spanier, haben die Theilnahme und das Mitleid für die damals hart bedrängten Ureinwohner jenes ungeheuren Erdstrichs immer warm und reg erhalten, daß die Schilderung eines frommen, tugendhaften Helden, wie Balboa, der unter jenen golddürstigen Bedrückern, die ihre Unsterblichkeit mit blutigen Zügen an der Felsenstirne selbst der Cordilleras, eingegraben, so sehr hervorragt, wie diese unter fast allen anderen Gebirgen der alten und neuen Welt, das Gefühl der Zuschauer immerfort kräftig zu erregen fähig ist. Das Gemälde dieses Helden ist, von seiner menschlichen Seite angesehen, warm und edel ausgeführt, und diese Hauptfigur belebt das ganze dramatische Gemälde überhaupt, wenn es auch von einem echt dramatischen Geist nicht ganz durchdrungen wäre. Wie sehr aber auch die künstlerische Kraft der Darstellenden ein übrigens edles Werk erwärmen und beseelen kann, bewies die hier in möglichster Kürze zu besprechende Darstellung abermals.

Herr Wilhelm, vom ständischen Theater in Prag, der vor einiger Zeit in mehreren Gastrollen seine künstlerische Vielseitigkeit auf dem hiesigen Hoftheater an den Tag legte, trat jetzt im Charakter des Pedrarias zum ersten Mal als engagirtes Mitglied auf. Die contrastirenden Gefühle der väterlichen Liebe und des neiderfüllten Hasses, vereinigt in der Form gebieterischer Herrschsucht, nehmen die Wirksamkeit des Darstellers von zwey Seiten mit doppeltem Gewicht in Anspruch. Beyde Gefühle kämpfen schon in der ersten Scene, wo Pedrarias die Tochter endlich mit dem väterlichen Segen von sich läßt, in voller Glut feindseliger Entrüstung. Es gelang dem Darsteller, in dessen Erscheinen bereits die Herrschsucht des stolzen Machthabers sich verkündigte, den Anforderungen beyder im Streit begriffenen Leidenschaften zu genügen, und ihre charakteristischen Merkmale mit festen und bestimmten Zügen zu bezeichnen. Der diesmal besonders vorherrschende Ton des Organs, dem übrigens Diegsamkeit und Umfang zu Gebote stehen, kam dem harten Grundzug des Charakters sehr zu Statten. Von Ruhe und Besonnenheit wurde die Schlußrede dieses ersten Acts begleitet. Der letzte Theil ist dem declamatorischen Ausdruck nicht besonders günstig —

Das laß' ich zu? Hinweg! O stille, stille!

Gemach doch, Pedrarias! — Ha! vielleicht!

Und was vielleicht? — Das weiß die Hölle! Doch —

Er oder ich! — Hier brennt's, — Er — oder ich!

(Sinkt kraftlos in einen Sessel.)

Indessen ist dieser Schluß, dem der numerus zu fehlen scheint, immer besser, als was mancher Schauspieler, der belieben könnte, hier eine Abgangsrede beuzufügen, an dessen Stelle setzen möchte.

Ausgezeichnet verdient auch die ruhige Haltung, und die, wenn gleich mit Mühe unterdrückte, doch stets hervordringende Strenge in demjenigen Theil der Handlung zu werden, wo Pedrarias den Balboa an die Entscheidung des Gerichts verweist. Der Ausdruck väterlicher Verzweiflung in der Schlußscene, wenn er ohne gewaltsame Anstrengung und Erpressung schmerzlicher Accente, so wie hier, gelingen soll, kann der Natur des Charakters nach, der unter die Ausgezeichneten dieses Fachs (der Tyrannen und Bösewichter) gehört, etwas an Effect verlieren, er vollendet aber in dieser Eigenschaft die ganze lobenswerthe Leistung. Es kann in diesem reichhaltigen Charakterbild wohl der künstlerische Geist auf mannigfaltige Weise und mit glänzender Überlegenheit sich offenbaren; eine Darstellung aber, die in bühnenrechter Form und Haltung, in einer so imposanten Umgebung sich behauptet, wirkt mit doppeltem Verdienst, befriedigend für sich und für das Ganze. — Hr. Wilhelm wurde mit Günst empfangen, und zuletzt hervorgerufen.

Maria, deren Charakter Mlle. Müller darstellte, schreitet aus der einfachen Stimmung zärtlicher Schwermuth zu immer stärkeren Erschütterungen der verzweif-

lungsvollen Leidenschaft, und mit dieser stufenweisen Entwicklung des Gefühls verwendete ihr Genius in immer richtigem Verhältniß seine Kraft. Die Schilderung der Vorzüge des geliebten Helden in der dritten Scene, war mit allem Zauber einer schwärmerischen Phantasie ausgestattet; klar und im innigsten Zusammenhang, wie der Stengel einer Blume aufwärts schießt, erhob sich das beklommene Herz der Leidenden in der Unterredung mit Valboa, kurz vor seinem Hintritt, von den Worten an:

„Hätt' ich geklagt, — bey Gott! das wollt' ich nicht“ —

durch die schnell auf einander folgenden Betrachtungen bis zum Heroismus des reinsten weiblichen Gemüths, das durch den Kampf geläutert, in den letzten Worten dieser Rede sich so kräftig aussprach:

„Doch hab' ich Kraft, dir zuzurufen: — Stirb!“

Und so, wie in der zuerst erwähnten Scene mit Jeronimo die einfache Natur allein zu wirken schien, so erhob die Kunst in ihrem schöpferischen Walten immer glänzender sich bis zum hellsten Gipfel aus dem nächtlichen Gewölk, das die Verzweifelnde umgibt, indem sie, Valboa vermissend, ausruft:

— — — Ihr zittert!

Verwendet Euer Antlitz nicht! — Schon todt?

Ihr weint! — Ha, todt! gewiß!! —

Das Talent, den Strom der Empfindungen durch abgebrochene Sätze dieser Art natürlich fortzuleiten, zeigt sich an einer noch so jungen Künstlerin in solchem Grad der Bildung selten.

Wenn die Zuschauer durch den ersten Theil der Darstellung des Helden, den Hr. Korn gab, und dessen Liebe, Frömmigkeit und Edelmut er mit ergreifender, obgleich prunkloser Beredsamkeit schilderte, schon mächtig hingerissen wurden, so nahm diese lebendige Theilnahme doch einen weit höheren Schwung in der Gerichts-Scene, wo der Künstler mit gemessener edler Kraft die Wahrheit selber zu verkünden schien. Diese Scene führt uns ohne Säumnis zu der gediegenen Leistung des Hrn. Heurteur, in der Person des Oberrichters, die, wenn sie auch hier den höchsten Punct erreicht zu haben schien, doch im letzten Act ein glänzenderes Ziel erreichte. Die einfache Wahrheit dieser Darstellung, scheinbar frey von allen künstlerischen Mitteln, erhöhte ihren innern Gehalt; in der Mitte zwischen Natur und Kunst, ohne den geringsten Aufwand zu verrathen, wirkte sie doch siegreich überall auf die Gemüther.

Auch Hr. Reil (Eskimosa) gab seiner kurzen Scene Nachdruck und Bedeutung.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Asparagus aethiopicus*. Äthiopischer Spargel. Vom Cap.

*Artemisia afra*. Africanischer Beyfuß. Vom Cap.

*Berckheya grandiflora*. Großblumige Berckheya. Vom Cap.

*Citharexylum caudatum*. Ausgerandetes Geigenholz. Aus Jamaica.

*Clematis cirrhosa*. Einfachblättrige Waldrebe. Aus der Barbarey.

*Dianella nemorosa*. Hain-Dianelle. Aus Ostindien.

*Passiflora cuprea*. Kupferfarbige Passionsblume. Von der Insel Providence.

*Rhus viminalis*. Weidenblättriger Sumach. Vom Cap.

- - *laevigatum*. Unbehaarter Sumach. Vom Cap.

*Salvia amarissima*. Bittere Salbey. Aus Mexico.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 5. November 1822.

133

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Lauscherinnen.

Erzählung von D. Ernst Vohl.

(Fortsetzung)

VIII.

Ein Verhör durch's Schlüsselloch aufgenommen. — Die Reise zum Jahrmarkt. — Die Hexenmeisterinn.

Die Baroninn war einige Tage unpäßlich und hütete das Zimmer. Sie ließ Emilen abweisen, der sie zu besuchen kam. Sie sprach nur mit halben Worten von dem, was zwischen ihm und ihr vorgegangen war und steigerte so Adelen's Angst immer höher, die ihr zuredete und den Grafen lebhaft gegen Beschuldigungen vertheidigte, welche die Pathe nicht aussprach. Sie lebten unaufhörlich in einer Art von Zank, von Grollen, in welchem sie indeß auf's liebvollste für einander sorgten. Die Pathe verbot Adelen, irgend näheren Antheil an Emilen zu nehmen, obgleich sie wußte, daß das nichts nützen würde: aber sie wollte ihre Hände in Unschuld waschen können.

Ihr Kammermädchen hatte geheime Aufträge bekommen. Es kam bald mit Mienen voll zentnerschwerer Besorgniß und erzählte von einer glücklich belauschten Unterredung des Grafen mit dem vielgeltenden Krispin. Das Mädchen hatte aber mehr das Auge am Schlüsselloch gehabt als das Ohr, und brachte nur Stückwerk zu Markte. Der ganze Bericht, alle Zwischenfragen und Wiederholungen und Varianten übergangen, lautete ungefähr so: Anfangs schien der Graf mit Unwillen den Kleinen zur Rede zu stellen, dieser schien einzugestehen und sich zu entschuldigen, es schien von einem Blutbade die Rede: dann zuckte sein Herr nur die Achseln, Krispin legte die Hand auf die Brust und rief sehr vernehmlich: „Es geschah, bey meiner Treu, auf Cherubins Geheiß. Aber dieß Blut soll ihm auf der Seele brennen!“ Da lachte der Graf und klopfte ihn auf die hohe Achsel mit den Worten: „Laß gut seyn, Alter, alles vergeben und vergessen. Und erwähne nichts weiter darüber. Ich habe dir Aufträge zu geben für's Gartenhaus.“ Dieß geschah nun

so leise, daß nichts davon zu erhaschen war. Bloß als Krispin sich schon entfernen wollte, fragte ihn der Herr, ob er auch rasiren könne? Der Fuchskopf stotterte mit einer Art Gelächter, das halb wie Weinen klang, er habe in seinem Leben nur einen Einzigen rasirt, und dem sey es schlimm bekommen. Dabey trat er der Thüre näher mit einem solchen Gesichte, daß die Horchende schon nach ihrer Kehle fühlte und erschreckt davon sprang. Adele hörte beklommen all' das mit an, ohne es deuten zu können. „Nein!“ rief die Baroninn, „diese Männer in ihren Wäldern daheim sind fürchterlich!“ Und Adelen sahen ihre Ahnungen und die böhmischen Wälder schwer auf's Herz, und so gerne sie in Emilens Nähe lebte, kam sie doch eine Sehnsucht nach dem lebendigen, lauterem Stadtgewühl an, daria mehr Sicherheit und Ruhe war, als hier in der Einsamkeit. Mit wahrer Freude ergriff sie Emils Vorschlag, eine Lustfahrt nach der nächsten Stadt zu thun, wo eben Jahrmart gehalten wurde. Auch die Pathe willigte ein, sie zu begleiten, und ein Scheinfrieden zwischen ihr und dem Better war stillschweigend gemacht.

Bald saß man im Wagen und fuhr mit Umwegen durch des Grafen Gebiet. Wie angenehm wurde Adele überrascht, als sie in Dörfern und Höfen alles geschmückt und jubelnd, in den Werkhütten alles zu ihrem Empfange bereit fand: als sie von den Bergleuten vernahm, daß der neue Schacht Adele heiße, und der Glashüttner ihr ein Service mit ihrem Namenszug überreichte, daran vor ihren Augen die letzte Hand war gelegt worden. Auf dem Jahrmarte war ihre Heiterkeit beynah bis zum Muthwillen gestiegen. Fröhlich wie ein Kind trieb sie sich an Emils Arm durch die Menge. Auch die Pathe war zufrieden, es that ihr wohl, einen Tag lang die beyden ihr verhassten Gesichter Cherubins und Krispins nicht vor Augen zu haben. Aber völlig so gut sollte es ihr doch nicht werden; Krispin ließ sich blicken; er kaufte allerley Geräthe ein. Jetzt stand er unfern im Gespräche mit einer alten Zigeunerinn. Die Baroninn machte Adelen mit Winken aufmerksam: aber diese hatte kein Arg, rief sogar scherzend, die Alte solle der Gesellschaft wahr sagen, und zog ihren Begleiter näher. „Was hast du mit ihr?“ fragte dieser seinen Knirps. „Ey, das Mütterchen will mir die Nativität stellen: aber ich halte nichts auf dergleichen Poffen. Sie stellen sich gar weise an und wissen am Ende doch nichts.“ „Was? Poffen?“ keifte die Alte. „Halt' her die dürre Hand! Wer hat neulich ein mißrathen Früchtel vom Baum geschossen und's versteckt, soll niemand wissen wohin, he? Wer hat auf reinem Marmelstein Blut vergossen, he?“ „Here du! willst du schweigen!“ „Zück' nicht zurück! jetzt kommt erst das Süße nach. O Glückssohn, Glückssohn! Da steht's von einer Gräfinn, einer Gefangenen, die in deine Person verliebt ist zum Sterben. Hast denn ihre Seufzer nicht verstanden, daß sie so lang muß schmachten? Mach kein so ungläubig Gesicht. Kennst die wahrhaftige Geschichte nicht, von der Schönen und dem Ungeheuer?“ „Nun kömmt's mir z = z = z = zu arg!“ schrie Krispin und drehte sich auf dem Absatze des einen, längeren Fußes von der Prophetinn ab. Das junge Paar lachte. Die Baroninn trat dafür näher, sichtbar aufmerksam geworden durch die Worte des Weibes sowohl, als die Züge seines häßlichen gelbbraunen Gesichts, das sich tief in die Lächer verbarg und dessen Runzeln sie dennoch zu kennen meinte. Sie reichte der Wahrsagerinn die Linke hin: „Was siehst du bey mir, kluge Frau?“ „Seh einen

hübschen klaren Faden, den du erst hast angedreht und dann in Winkel geworfen; aber die Sterne spinnen daran fort. Seh auch ein häßlich Mißtrauen drinnen und Angst und Kummern die Kreuz und Quer. Aber sey geduldig! Wann die Zeit um, sollst den reinen Wein haben von meinem Mund, darnach dich so dürstet." „Und Ihr Beyden? das junge Herrel da und das Fräulein. O weh! Ihr seyd ja beyde verliebt. Und in dem Herzel da unter der schneeweißen Brust wohnt die gelbe Eifersucht, o weh, die brennt!" „Da irrst du wohl!" sprach Emil rasch. „Wie sollte Eifersucht bey dem Fräulein wohnen?" „Frug sie selbst! Kuck an, wie sie roth wird. Laß gut seyn, schön Lächterle! Lieben ist Leiden. Wann du erst einen hübschen Pagen an diese Brust drückst, ist alles verschmerzt." Adele wandte sich, beynah eben so schnell und böse als Krispin und die Pathe. Emil entließ die Alte: „Weil du meiner Gesellschaft Gutes gekündet hast, sollst du auch deinen Lohn haben. Kennst du das, Hexenmeisterinn?" Er hob etwas gelb blinkendes zwischen den Fingern in die Höhe und gab es ihr in die blißschnell dargestreckte Hand. Sie betrachtete es, fiel dann auf die Knie, küßte es, dann des Grafen Hand, und lief spornstreichs davon. Krispin brummte: „Die Hexe hat auch anders was verdient!" und humpelte seinen Geschäften nach. Adele folgte ihr mit staunenden Blicken; sie hatte wirklich etwas anders als ein Goldstück in dem Geschenke erkannt. Der Pathe war es, indem die Alte zum Grafen aufschaute, recht klar geworden, daß sie diesem Gesichte schon irgendwo begegnet sey; sie sann mit Anstrengung nach, konnte aber das Nähere durchaus nicht finden.

## IX.

Endlich! — Der Altar der Sühne. — Der büßende Cherubin. — Entdeckungen. — Der entseßliche Bösewicht.

Man war zu Hause. Emil neckte Adelen mit der Eifersucht, die sie fühlen sollte; sie ertrug das fröhlichen Muthes, denn für so schlimm konnte sie ihn doch nicht halten, daß er treulos seyn und noch unaufgefordert darüber scherzen könne. Sie drohte ihm Gefahr von dem Pagen, und so kam es, nicht im Sturme, sondern im herzlichem Gespräche, daß der Graf ihr seine Liebe denn endlich in unumwundenen Worten gestand. Hand in Hand gefügt, dicht an seinen Arm geschmiegt, sah sie mit den schönen zärtlichen Augen zu ihm auf und forderte nun auch sein liebendes Vertrauen und bat ihn schmeichelnd, ihr sein Verhältniß zur Unsichtbaren und all die Räthsel zu lösen, die sie täglich schreckten. Beynäh ein wenig verlegt von dieser Bitte, fragte Emil, „ob denn schon wieder etwas Neues ihnen Furcht gemacht habe?" „Ja wohl war das der Fall. Man hatte gestern Abends etliche vermummte Männer um das Schloß herschleichen sehen, heute Morgens wieder; das Gebell der Hofsunde hatte sie verrathen und verschucht. Emil erklärte das für Übertreibung: „Sie selbst haben einen schwarzen Mann gesehen, einen weißen Hund, das will ich zugeben: daraus hat man nun mehrere Vermummte gemacht, wie das die Furcht zu machen pflegt. Trauen Sie meiner Versicherung, Adele, hier ist alles gefahrlos. Das Geheimniß der Gräfinn kann und darf ich Ihnen nicht entdecken, ich habe mein Wort gegeben. Haben Sie Glauben an mich, denn mein Wort ist mir heilig!" Er reichte ihr die Rechte, sie schlug ohne Zögern ein, und dieser Handschlag hieß: „Das soll für unser ganzes Leben gelten!"

Adèle war innigst froh und weich. Sie dünkte sich, als Emil sie verlassen hatte, noch nicht allein genug mit ihrem übervollen Herzen: sie mußte ein ganz einsames Plätzchen suchen, um ungestört all die Gefühle ausfühlen zu können, die sich darin drängten. Sie schlug den Weg nach jener Moosstelle „dicht von Felsen eingeschlossen“ ein, wo das Grab gegraben war. Sie wollte dort ihrem Freund auf's neue das harte Unrecht abbitten, das ihr Zagen, ihr Spähen, ihr Mißdeuten ihm angethan hatte. Aber sie fand kein Grab mehr. Es war zugeworfen und darüber erhob sich ein einfacher Altar mit der Inschrift: Der Sühne heilig! Eine schöne verschlossene Opferschale stand auf dem Altar. Es war ihr wohl und weh bey diesem Anblicke; sie setzte sich auf die Stufen und ließ ihre Gedanken treiben, und gab sich willig ihren Empfindungen hin. Da kam ein leiser, langsamer Schritt durch die Buchen; Cherubin, mit überquellenden Augen, mit hängenden Armen und auf die Brust sinkendem Kopfe, trat an das Mal. Er erblickte jetzt Adelen: „Sie hier, gutes Fräulein? Nein, diese Thränen müssen süßer seyn! nein, Sie haben nichts zu bereuen, Sie sind fromm und glücklich.“ Adèle bemerkte erst jetzt, daß auch sie geweint hatte. „Und hast du zu bereuen? du in deiner Jugend?“ fragte sie mit noch weicherer Stimme zurück. Er seufzte. „So thu es auch von Herzen, hörst du wohl. Und mache gut, Cherubin!“ „Ich möchte gern, aber —“ er seufzte wieder und schüttelte sacht den Kopf. Adelen fiel es plötzlich ein, daß sie auf einem Grabe saß. „So möge dir Gott vergeben!“ rief sie erschüttert aus und bot ihm die kleine Hand. Unter Thränen lächelnd ergriff er sie und drückte sie an die Brust mit den Worten; „Ich trieb ein grausam Spiel. Wäre ich so sanft und zart gewesen, als Sie: manches wäre nicht so geworden. Und glauben Sie mir, ich danke Ihrem holden Beyspiele für meine Zukunft viel. Es soll noch alles gut werden, hoffe ich.“ Das Mädchen staunte ihn an; denn diese Worte und dieser Ring, den sie heute zum ersten Male an seinem Finger erblickte und für denselben erkannte, den Emil der Zigeunerinn gegeben hatte, und diese Brust, an die der zarte, schöne Cherubin ihre Hand drückte —! „O Cherubin!“ bat sie zitternd, „sage mir alles, alles!“ „Ich darf nicht. Und wenn ich auch kein Mann bin, ist mir doch mein Wort heilig.“ „Was bist du, wenn du kein Mann bist?“ „Sie sehen es ja: für jetzt noch ein Knabe: das andere bringt die Zeit.“ Er drückte sie rasch an sich und küßte sie, und sie vergaß, es ihm zu wehren. Dann huschte er in die Büsche und war fort. Unruhig sprang sie empor und ging die Moosstelle auf und nieder. Sie las an der Rückseite des Altars: „Diese Locken weiht den Mächten der Versöhnung Rosine.“ Sie hob den Deckel der Schale und fand lange, reiche Haarflechten in goldne Spangen gefaßt, glänzend schwarz wie Cherubins kurzes Gelock. Da stand sie lange und sann, und weinte dann erst recht bitter betrübt, daß ihr gar nichts klar werden und trotz allem, was zwischen ihr und Emilen heute vorgefallen war, doch noch eine stehende Unruhe in ihrer Seele sich regen wollte.

Die Nacht brachte ihr wenig Rast und schon mit dem Frühesten war sie leise leise aus den Federn und saß im niedlichen Morgenanzuge am Fenster, die Stirne in der Hand. Sie schwankte noch immer, ob sie der Pathe, die jeden Vorgang hier so über auszudeuten aufgelegt war, alles sagen, oder alles verschweigen sollte. Jetzt legte sie die hochglühende Wange an den Blu-

menasch und sah hinab nach dem Garten, denn die Pforte hatte geknarrt, die aus dem Corridor auf die Terrasse führte, und das holdeste Lächeln der Lieblichen begrüßte Emilen, der sie nicht bemerken konnte unter ihren Blumen. Er schritt sinnend den einsamen Gang am Rasenstücke hin und streifte mit seiner Berke den Thau von den Halmen. Nun sah er auf. Cherubin war ihm nachgeeilt; er bewillkommte den Pagen mit gezogenem Hute, bot ihm den Arm und ging so mit ihm die Lindenallee auf und nieder. „Jetzt aber — jetzt —!“ Adele flog an der Pathe Bett und rief und schüttelte sie beynahewach, daß sie erschreckt auffuhr und fragte, ob ein Unglück geschehen sey. „Ach ja wohl! ja wohl! Stehen Sie nur auf und sehen Sie in den verwünschten Garten hinunter!“ „Was ist's denn?“ „Ach der Graf und Cherubin.“ Da war die Baroninn mit zwey Sprüngen am Fenster: „Nun was faselst du denn? Sie sprechen mit einander: sonst seh' ich nichts.“ „Er hat ihn aber im Arme gehabt und so herzlich an sich gedrückt.“ „Ey Mädchen, bist du denn verrückt? Was ist darüber sich zu...“ Die Pathe sprach nicht aus, denn eben nahm Emil des Knaben Hand in seine beyden und drückte sie lange an die Lippen. „Da! da!“ rief Adele. „O ich unglückliches Mädchen!“ Die Baroninn veränderte die Farbe ein wenig, und mit zusammenschlagenden Händen seufzte sie: „O der entfleckliche Bösewicht!“ „O, ich wußt' es wohl, dieser Cherubin ist ein Mädchen, Pathe.“ „Ein Mädchen? täuschest du dich nicht, Kind?“ „Nein, leider nein, liebste Pathe.“ „Ein Mädchen. Nun Gott sey ewig Dank!“ „Wie? Gott sey Dank? Daß er sie liebt? Daß er mich hintergeht? Daß er ihr Ringe schickt? Daß er sein Wort bricht? Daß er heuchelt so, so, so heuchelt?“ Und dergleichen Daß flogen noch Tausende hinter einander aus ihrem Munde. Es war eine sehr lächerliche Scene, wie die kleine gute Adele so böse war, daß die Baroninn da Gott sey Dank! sagen könne, und diese ihr das Warum doch durchaus nicht erklären wollte, sondern nur immer in ihre Klagen hineinfragte: „Sage mir, wie hat das meinem Blick entgehen können? wie bist du argloses Auge dahintergekommen? Kein Zweifel! kein Zweifel! das Fecke Ding ist der Gräfinn Gesellschafterinn. Und daß ich, ich das nicht längst errieth! Aber wir wollen es dem Pärchen merken lassen, daß es durchschaut war sammt seinen Schelmenstreichen, und dann gehen.“ „Ach ja gehen!“ Das ergriff Adele mit Hast und betheuerte, sie halte es nicht länger unter demselben Dache mit dem geliebten Bösewichte aus, und beschwor die Pathe nur, nichts von ihrer Entdeckung kund werden zu lassen. Dazu war diese aber kaum zu bewegen, obwohl sie einsah, wie schwer Adelens Zartgefühl verwundet werden mußte, wenn ihre Trauer, die sie doch nicht verhehlen konnte, einen solchen Commentar erhielt. Endlich willigte sie ein, und man ging bald zur Gräfinn Großmutter, ihr die nahe Abreise anzukündigen.

(Der Schluß folgt)

### Dem Andenken Joseph Haydn's.

Was ist das Herrlichste der ganzen Welt,  
 Was weckt das Leben, macht es einzig heiter,  
 Was gibt dem Strahl die Sonne zum Begleiter,  
 Was ist's, wodurch der Mond den Glanz erhält?

Was strömt herab auf uns vom Himmelszelt,  
Was dient dem Aug' von Stern zu Stern als Leiter,  
Was führt sich selber durch die Schöpfung weiter,  
Was ist der Gottheit ewig beigeleitet?

O reiner Urstoff, Seele der Natur!  
Hin zur Allgegenwart führt deine Spur,  
Des Chaos Finsterniß hast du bezwungen,

Dem Universum so die Bahn errungen;  
Im Staube sink' ich auf mein Angesicht,  
Und preise Den, der sprach: es werde Licht!

Wiesbad den 18. October 1822.

Erhobee Baron v. Eybow.

## Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1822.

(Fortsetzung)

Ein Daniel in der Löwengrube von Hanssch ist zwar etwas schwerfällig behandelt, aber gar nicht schlecht erfunden; es ist Ausdruck in diesem ernsten, frommen Kopf und das Strenge des Farbentones ist hier passend. Recht ausgezeichnet brav sind drei Gemälde von Goldstein, eines stellt die Ansicht eines gothischen Domes dar, von ihm selbst erfunden, die andern beyden geben uns die innere und äußere Ansicht des Doms von Meissen; sie sind fleißig und schön ausgeführt. Eine griechische Landschaft von demselben Künstler, den Tempel der Diana zu Ephesus vorstellend, verdient aber weniger Beyfall. Der Charakter der Gegend ist wohl gut aufgefaßt und die heitere wohlthuende Klarheit, auch die Architectur recht schön, aber alles ist mit Figuren überhäuft, die man eben nicht vorzüglich nennen kann. Ernst Dehme, einer unserer hoffnungsvollsten jungen Landschaftsmaler, der jetzt auch nach Rom wandert, gab uns zwey Gemälde, die jedoch von mancher seiner frühern Arbeiten übertroffen werden. Die Färbung ist zu grün und zu eintönig, sonst findet sich manches Gute in dem größern Gemälde, das Schloß Maren vorstellend. Das Portrait seines Reisegefährten des jungen Hennig, von ihm selbst gemalt, ist trefflich, voll Kraft und Wahrheit. Die übrigen Portraitgemälde in diesem Zimmer sind nicht bedeutend, sondern meist hart und geschmacklos behandelt. Den höchsten Gipfel solcher schlechten Behandlung, wodurch die Ähnlichkeit zur beleidigenden Carricatur wird, erreichte Koopmann in seinen Portraits zweyer unserer italienischen Sänger; ein drittes Portrait von ihm, den Musikker Kaufmann an seinem Harmonichord darstellend, ist weit besser.

Recht ausgezeichnet, obschon ganz im altdeutschen Styl, ist ein Cyclus von drey Bildern in allegorisch-gothischer Umgebung, die Versuchungen Christi darstellend, erfunden und als Carton mit Bleystift gezeichnet von Stölzel d. j. Die Figuren sind sehr klein, das Ganze bildet gleichsam die obere Hälfte eines gothischen Fensters, rechts ist der Versucher dargestellt, wie er Christum auf die Rinne des Tempels führt, links, wie er von ihm verlangt, daß er Steine in Brot verwandeln soll, und in der Mitte ist der Moment dargestellt, wo Christus zu ihm spricht: Hebe dich von mir etc. und wo die Engel sich dem Heiland anbetend nahen. Die Gestalten sind sehr ausdrucksvoll und edel gezeichnet. Sehr passend ist es, daß halb Disteln und halb Weinreben das Mittelstück umranken; der Sündenfall im Paradiese ist ganz oben angedeutet, die Worte der Schrift stehen erläuternd in gothischen Lettern dazwischen. Das Ganze ist sinnig und mit Gefühl ausgeführt. Trefflich ist auch eine Bleystiftzeichnung nach der Madonna del Cardellino von Raphael, welche Krüger aus Rom schickte. Recht schlecht erscheinen daneben die (in jedem Sinn) unendlich verkleinerten radirten Blättchen von Rosmäßler, welche vier der berühmtesten Madonnenbilder Raphaels darstellen sollen.

Bemerkenswerth ist eine Copie in Öl gemalt von Klaf nach dem Christus von

Carlo Dolce. Noch nie gelang diesem Künstler eine Arbeit schöner als diese, die ihm ganz eigenthümliche Manier zu malen passte vollkommen zu diesem Original, so wie überhaupt zu dem Styl des Dolce, hier zeigt sie sich also löblich; aber unzweckmäßig ist es, wenn er alte Meister, die in ganz verschiedener Art malten, eben so copiren will. Diese Copie verdunkelte die andern nach demselben Original ganz.

Überaus fleißig und gewissenhaft copirte der junge *Demi ani* die *Madonna della Sedia* nach der alten Copie, die sich auf der hiesigen Gallerie befindet, diese läßt aber selbst sehr viel zu wünschen übrig, wenn man das wahre Original kennt. Unserer berühmten *Sixtinischen Madonna* wurde durch mehrere verkleinerte Copien ganz grausam mitgespielt; es ist kaum begreiflich, wie man, indem dieß höchste Kunstwerk vor einem steht, das allererbärmlichste schaffen kann! Eine gemalte Copie von *Lente* und eine getuschelte von *Böllner* machen einander hierin den Rang streitig! Sie beyde an Schlechtigkeit übertreffen, hiesie das Unmögliche leisten! solches Zeug sollte gar nicht aufgenommen werden. Eben so ist die Copie der schönen *Magdalena* von *Battoni*, von *Weiland* gemalt, so sehr mißlungen, daß man sich daran ärgern würde, wenn das daneben hängende Familiengemälde von derselben Hand nicht noch ungleich verfehlter wäre. Wie ist es möglich Kinder so hart, so bunt und manierirt darzustellen?

Mehrere Schweizerlandschaften von *Kunkler* nach der Natur gemalt, sind recht interessant. Die Werke des verdienstvollen Dilettanten *Doctor Carus* haben, wie immer, etwas Anziehendes, durch das darin vorwaltende poetische Gefühl, nur streifen manche auch schon beynähe über die Grenze des Malerischen. Möge sich der würdige Mann doch ja fern von diesem Abwege erhalten! Am merkwürdigsten sind seine Phantasie aus der Alpenwelt, wo wir zwey Adler auf einer Fessenspitze horsten sehen zwischen Gletschern in freudloser Einöde, und sein Kirchhof, wo der eben aufgehende glühende Mond zwischen einsinkenden Kreuzen und blühenden Gräsern durchschimmert. Von einem andern sehr geschickten Dilettanten, *Baron Leyser*, ist ein kleines männliches Portrait da, höchst geschmackvoll gezeichnet und mit einem leisen Anhauch von Aquarellfarbe erwärmt, zart und anmuthig behandelt. Ganz vortrefflich ist das große Blumenstück von *Morig Tettebach*, lauter blühende ausländische Pflanzen sind in ein Krystallglas zusammengedrängt in der lieblichsten Fülle. Alles ist der Natur abgelauscht und auf das zarteste wiedergegeben; seine beyden kleinen Fruchtstücke sind auch ausgezeichnet.

(Der Schluß folgt)

### Schauspiel.

Den 26. October wurde auf dem K. K. Hoftheater an der Burg, zum zwenten Desbütt der *Mlle. Antonie Laucher* (als *Mlle. Heinfeld*) aufgeführt: *Hausfriede* von *Iffland*.

Zwey charakteristische Hauptzüge beschäftigen unter den zerstreuten Gliedern dieses dramatischen Gebildes vornehmlich die Aufmerksamkeit, und sind die Fäden gleichsam, durch welche die andern Theile fest gehalten werden. Nämlich: die schleichende Gewalt der Lasterung auch über besonnene selbstständige Gemüther, und die stille Zauberkräft geistreicher Weiblichkeit, die das Alter wie die Jugend ihrer Herrschaft unterwirft. Eine der glücklichsten Situationen in den nicht sehr vortheilhaft geordneten Parthien dieses Familien-Gemälde ist der Eintritt des Justizraths in das Zimmer der *Heinfeld*, und die Wirkung ihres Gesanges, ihrer anspruchlosen Superiorität auf den Entrüsteten. Der Charakter dieses interessanten weiblichen Wesens muß mehr Wirkung durch den stillen Einfluß auf die Umgebung, durch den Reflex, in welchen sie, den Andern gegenüber, immerfort erscheint, als durch ihre Selbstthätigkeit hervorbringen, daher ist es eine Aufgabe für eine sehr geübte Schauspielerinn, die mit einer gewissen Reifeit diejenigen Vorzüge verbindet, um die ein zarteres Alter sie beneiden möchte. Dahin ist hauptsächlich jene Überlegenheit des Geistes und des Herzens zu rechnen, mit welcher sie der stürmischen Zudringlichkeit, den thörichtesten Leidenschaften des männlichen Geschlechts widersteht und es im Zaum zu halten weiß,

weit die Nichtigkeit eiliger Galanterien ihr verächtlich geworden ist. Sie kennt das Geschlecht besser, als sich die meisten selbst erkennen, und ihr practischer Verstand in dieser Hinsicht erweist sich in der einzigen Frage, die sie dem zudringlichen Justizrath in den Weg wirft: „Wie alt sind Sie, mein Herr?“ — So groß war Anfangs die Verlegenheit der Darstellerin, daß sie durch den unsichern Ton der musikalisch gebildeten und geübten Sängerin sich merklich genug verrieth. Sie, die den größten Zauber ausübt, die Tonkunst, läßt ohnehin nicht leicht etwas bemänteln; sogar das unberufene Urtheil, wenn der Richter nicht einiger Maßen ihre Gunst erworben hat, rächt sich durch ihre Strenge unvermeidlich selbst. Der Ton der Rede gewann indessen bald mehr Festigkeit, und zeichnete sich überhaupt durch Conversations-Geläufigkeit aus. Das Spiel war heiter und im Ganzen ziemlich leicht; aber jene Superiorität schien zuweilen in dem bloß insinuanten Soubrettenton sich etwas zu verlieren. Die ernsthafte Scene mit der Justizräthin, und die Schilderung der eignen Lage mußte doppelt gewinnen, durch die angemessne Tonart und den verständigen Zusammenhang der Rede. Ungeachtet weder Haltung noch Benehmen im Verlauf der Darstellung zur völligen Freiheit gelangten, bewegte sich dennoch alles Übrige in einem natürlichen und gefälligen Umriss.

Es ist nicht wohl möglich, dergleichen Scenen, wie die der ersten Zusammenkunft des Justizraths und der Heinfeld, mit mehr innerer und äußerer Lebendigkeit, die in ununterbrochener Progression zusammenwirken, um das anschaulichste Bild des jedesmaligen Seelenzustands darzustellen, und mit einer reichhaltigeren Abwechslung durchzuführen, als der Darsteller der erstgenannten Rolle (Hr. Koch) aus unerschöpflicher Quelle zu verwenden weiß. Der frische lebendige Hauch, der über alle Theile dieses Bildes sich verbreitet, ist nicht nur an sich selbst erfreulich, sondern tröstlich auch für Jeden, der an seiner eigenen Individualität die Macht der Zeit erkennen lernt.

Mad. Weiffenthurn (Justizräthin) entspricht ganz der Bedeutung einer weisen Führerin des Hauses und stillen Lenkerin der vielfach irrenden Gemüther des Familienkreises. Man sieht die kluge Hausfrau, die, indem sie nur zu dulden scheint, im Stillen herrscht, zur rechten Zeit mit Nachdruck handelt und des Lebens ernste Seite wohl erwogen hat. Diese Darstellungen gehören in das Fach edler Mütter, die weit feltner sind, als die komischen, wiewohl nicht alle dieser letzteren eine komische Natur besitzen.

Der unfriedsame Humor der Mlle. Stahl (Mad. Robertwein) zeigte sich von einer sehr ergelichen Seite; je mehr Ernst und Scheinheiligkeit hinzukommt, desto wirksamer wird diese hervortreten.

Fabrizius läßt sich zu einer Gattung von Charakteren rechnen, die Iffland eigentlich, in ihrer theatralischen Form, selbst geschaffen, und auf verschiedene Art modificirt hat, wiewohl er die Hauptzüge aus dem Leben nahm, denn solche Herren in us und es finden sich in ihrem natürlichen Zustand häufig, worin sie aber auf der Bühne selten ganz verwendbar sind, und noch feltner die erforderliche Wirkung hervorbringen. Hr. Costenoble ist mit ihnen wohl vertraut und weiß in ihre spröde Natur zu dringen. Seine Contrefaits schwanken nicht leicht aus der angemessnen Förmlichkeit hinaus, wie es hier zuletzt wohl scheinen mochte. Freylich haben jene Individuen zum Grotesken einen ziemlich starken Hang.

Die Versöhnungs-Scene der jungen Eheleute (Mlle. Hruschka und Hr. Lemberert) wurde nach Verdienst gewürdigt.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 7. November 1822.

134

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halb- um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb- um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Kaufherinnen.

Erzählung von D. Ernst Wohl.

(Schluß)

X.

Alles wird rege. — Ein Sieg der Liebe. — Graf Max und die Unsichtbare. — Eifersucht auf andere Manier. — Versöhnung.

Der Abschiedstag erschien. Emil stand mit ernster Miene, über die bald ein Zornen, bald eine tiefe Wehmuth hinstog, im Saale an einen Pfeiler gelehnt; er schien mit schweren Entschlüssen zu kämpfen. Thüren flogen auf und zu, Koffer wurden gepackt, der Wagen rollte in den Hof, die Dienerschaft war geschäftig um die Gäste her. „Philipp! Ludwig!“ scholl es da in ihr Treiben, „ihr sollt hinauf in die Wartezimmer! Graf Max ist angekommen. Wo ist nur Krispin mit den Schlüsseln?“ Freudvoll rasselte dieser mit dem Schlüsselbunde die Treppen hinan, die Bedienten ihm nach. Unmittelbar darauf stürzte die Braut des Forstbereiters außer Athem herein und hat den Kammerdiener flehentlich, ohne Säumen ihrem wunden Bräutigam beizuspringen, dem im Forste ein besonderes Unglück zugestoßen. Sie zog ihn mit sich fort und gab ihm kaum Zeit, seinen Feldscherbeutel unter den Arm zu nehmen, den sie gar nicht mehr ausließ. „Mädchen!“ rief nun die Ausgeberinn wieder in der Thüre, „es soll eine oder die andre von euch zur fremden Gräfinn auf den linken Flügel kommen, gleich!“ „Gleich!“ scholl es drinnen vielstimmig nach und dahin sprangen die Mädchen alle, so viel ihrer waren, und der Baroninn Böfchen zur Zugabe mit, und die Baroninn, mit Adelen ganz allein gelassen, ließ am Ende Kisten und Kasten offen stehen und ging selbst ein Bißchen dem Rumore nachzusehen; die fremde Gräfinn, die nun eben im Augenblicke ihrer Abreise sichtbar zu werden anfing, das war gar zu lockend! Nur Adele hörte nichts in ihrem Kummer und saß tief trauernd über ihr versunkenes Paradies, theilnahmlos gegen alles andere, den

Reisefchleyer über ihr Gesicht gesenkt. Sieh, da trat Emil in das Gemach. „Adele!“ fragte er sanft, „Sie wollen mich verlassen, Sie meiden mich schon seit einigen Tagen. Warum das? Bereuen Sie es, daß Sie mir gut waren? Bin ich Ihnen verdächtig gemacht worden?“ Sie wandte sich schluchzend ab. „Soll ich keine Antwort haben? Sie sind mir noch gut, meine Adele. Soll ich nicht...“ „Diese Augen,“ rief sie nun und drückte das Tuch fest darauf, „diese Augen haben gesehen, was ich Keinem geglaubt hätte. Gehen Sie, Emil. Ich darf auch keine Rechenschaft von Ihnen fordern: aber lassen Sie mich!“ „Ich will auch keine Rechenschaft geben,“ erwiderte er mit hohem Ernste. „Ich weiß nicht, was meine Schuld seyn soll, aber ich darf bitten, daß Sie mir in's Auge sehen.“ Sie that es unwillkürlich. „Und nun versichere ich Sie bey meiner Ehre und meiner Liebe, daß ich nichts, gar nichts begangen habe, was sich mit beyden nicht vertrüge.“ „Wär' es möglich?“ fragte sie freudig zweifelnd „So soll ich meinen Augen nicht trauen?“ „Adele!“ rief er nun heftiger, „dieß ist die Stunde Ihres Scheidens. Ich liebe Sie, ich werde unglücklich seyn ohne Sie: aber wenn diese Stunde unsere Herzen nicht zusammenführt, ohne Rechtfertigung, ohne Bedingung, so bleiben sie auf ewig getrennt, das schwöre ich! Wenn die Geliebte zweifeln kann an beydem, was ihrem Freunde das Höchste und Heiligste auf Erden ist, so“ — er legte die Hand an die Stirne und erblaste. Da sank sie mit einem Schrey an seine Brust. Weg war jeder Argwohn, vergessen alle Kränkung. Sie wußte nicht, wie es möglich sey: aber daß er rein sey von aller Schuld, war ihr gewiß, und sie hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als ihn vergessen zu machen, daß ihr Glaube an ihn hatte wanken können. In hoher reiner Freude hielt Emil sie in seinem Arm und dankte ihr für dieß Vertrauen, und jetzt, jetzt verlangte er all' ihre Zweifel zu wissen und versprach, sie alle zu lösen. Sie legte ihm aber die weiche Hand auf die Lippen. „Mein Gott!“ rief sie ablenkend, „dort steht die Pathe; nun werden wir fort sollen.“ Er preßte einen Kuß auf ihren Mund und lächelte: „Vielleicht läßt sie sich halten.“

Arm in Arm trat er mit seiner Adele in den Saal, und Arm in Arm trat ihnen gegenüber noch ein Paar ein, ein großer Mann in Schwarz gekleidet und eine junge Dame in reicher polnischer Tracht. „Schon? schon?“ rief Emil in der frohesten Überraschung ihnen entgegen; „o dann ist ja alles gut!“ Er schüttelte mit funkelndem Auge des Mannes Hand. „Mein Bruder Max,“ so führte er ihn jetzt bey Adelen auf, dann seine Dame. „Gräfinn Lenska?“ Kam ihm die Baroninn schnell errathend zuvor. Die Polinn neigte sich angenehm lächelnd und wiederholte spanisch: „Vor solchen Augen getraute sich die Falschheit nicht zu bestehen.“ Emil fragte: „Wie? Sie wissen das schon, Muhme? Ja, es ist die verwitwete Gräfinn Lenska, meines Bruders Braut und vormals Cherubin.“ Adele war im stummen Erstaunen gestanden, und erst jetzt, da die Gräfinn sie in die schönen Arme schloß, seufzte sie leise: „O, dann ist ja alles gut! und drückte die reizende Feindinn herzlich an sich. „Sagt' ich's Ihnen nicht vorher,“ lispelte diese schallhaft, „in der Zigeunermaske, die Sie schon im Gartenhause einmal mochte erschreckt haben, wann Sie erst einen Pagen an die Brust drücken würden...“ „Ach lose Lose! So war alles Neckerey? Auch das mit dem offnen Grabe?“ „Nein, nein, das war dunkler Ernst.“ Hier wurde Max unruhig: „Erzählt das, ich bitte euch, macht das alles klar, da-

mit es abgethan sey und wir dann davon für immer schweigen können. Ich gehe indessen zur Großmutter." Er drückte der Gräfinn und Emilens Hand und ging. Emil führte die Baroninn zum Sopha und begann: „Es war einmal eine junge schöne Gräfinn, die lebte als Witwe in unserer Residenz. Alles, was zum guten Tone gehörte, versammelte sich um sie, besonders die jungen Männer, und sie hatte, bey ihren Reizen und einer ungeweinen eigenthümlichen Lebhaftigkeit des Geistes und Gefühls" — „einen kleinen Zusatz von Coquetterie nicht zu verschweigen!" schaltete hier die Gräfinn ein — „das Glück oder Unglück, von mehr als einem Manne mit heißer Leidenschaft geliebt zu werden. Eine Schar sogenannter Anbeter versteht sich von selbst. Im Stillen liebte sie meinen Bruder May wieder und gestand es ihm auch: öffentlich war das so wenig bemerkbar, daß sogar ein junger Landsmann von ihr sich selbst für den Begünstigten hielt. In Eifersucht auflodernd dachte er daran, jeden Werber von ihr zu scheuchen, und so kam es, daß sein Betragen gegen May die Gräfinn, um eine höchst gefährliche Spannung zwischen ihnen zu lösen, zu einer Art von Erklärung gegen ihn zwang. Der arme Pole, der sie mit rasender Gewalt liebte, forderte meinen Bruder auf der Stelle; er riß ihn zähneknirschend mit sich fort; er drang ihm eine Pistole auf. Die Besonnenheit Mayens, die Güte, mit welcher er ihm den Antheil bezeugte, den er an seinem zerrissenen Herzen nahm, der Weg, den sie bis zum Walde hin machten, vielleicht die Nachtkühle selbst schienen den jungen Mann wohl mehr zur Besinnung gebracht zu haben: aber dennoch bestand er in dumpfem Schmerz darauf, daß der Zweykampf vor sich gehe. Er stellte sich sechs Schritte vor den Nebenbuhler und forderte ihn wiederholt zum Schusse auf. May schoß die Pistole hoch in die Luft ab. „O!" rief er da verzweifelt, „wie bitter er prahlt, weil er geliebt ist!" Und in dem Augenblick setzte er das Gewehr sich an die Stirne und stürzte mit zerschmettertem Kopfe zu Mayens Füßen."

„Die Wirkung, die dieß Ereigniß auf meinen Bruder machte," fuhr Emil nach einer Pause fort, „war unbeschreiblich heftig. Fast gedankenlos ging er nach Hause und lag den Rest der Nacht in Fieberschauern. Am nächsten Tage suchte sein Herz Trost bey der Geliebten. Was dort vorging, weiß ich nicht. Er sagte mir damals nur: „Sie liebt mich nicht. Sie hat mich nie geliebt. O, sie lieben nichts und alles und spielen nur mit unserm Glück und Leben!" Wir verließen die Residenz augenblicklich. Ein düstrer Tiefsinn bemächtigte sich seines sonst so klaren Geistes. Er dachte bald zu sterben und ließ in spielender Trauer sich ein Grab zwischen den Felsen im Park graben; er mied alle Frauen, dichtete finstere Lieder und war unstät, fast immer auf Fußwanderungen, so daß ich ihn stets von fern im Auge mußte behalten lassen, um nur seinen Aufenthaltsort zu wissen. Wir standen so durch Boten in ununterbrochenem Briefwechsel. Ich konnte ihm melden, daß die Gräfinn ihn noch immer liebe, konnte ihm Briefe von ihr senden, ihn immer mehr davon überzeugen. Er ward heiterer, doch kehrten seine Zweifel noch manchmal wieder; er weigerte sich, heimzukommen, doch schwärmte er in täglich kleineren Kreisen um unsre Güter, um unser Schloß her, bis endlich vor wenigen Tagen das aus unserer Jugend gewohnte Zeichen mich zu ihm hinabrief und er seitdem das Gartenhaus bezog, wo Krispin seine Bedienung übernahm. Denn,

aufrichtig gestanden, die Anwesenheit der lieben Gäste, die uns eben heute verlassen wollten, scheuchte ihn noch vom Hause selbst. Auch seine Gräfinn zu sehen, konnte er sich noch nicht entschließen, obgleich er gerne von ihr hörte, an ihre Liebe und Treue glaubte, sie grüßen und bitten ließ, den ihr einst abgeforderten Ring zur Ehreerklärung wieder anzunehmen. Wir grübelten an dem Plane, durch eine Überraschung seinen krankhaft scheuen Sinn zu zwingen, ohne ihn doch zu sehr zu erschüttern; die gute Gräfinn erklärte sich zu allem bereit; aber noch waren wir nicht im Reinen, als eine Begebenheit, die ich selbst noch nicht völlig kenne, uns zuvorkam und alles herrlich endete."

„Ach!“ nahm die Gräfinn das Wort, „diese Begebenheit hätte mich bald zu derb für meinen mancherley Übermuth gezüchtigt. Schmerzlich war ich schon einmal gestraft worden, als der arme Klinsky sich das Leben nahm, und wäre ich in der That an dem Wahne Schuld gewesen, der ihn dahin brachte, ich hätte es mir nie verzeihen können. Wir waren Jugendgespielen und er meinte von jener Zeit her ein Anrecht an mein Herz zu haben. Aber er war mir zu wild, obgleich ich ihn lieb hatte. Sein Tod beraubte mich aller Fassung, ich schluchzte, ich rang die Hände, ich war untröstlich, als ich ihn erfuhr, und empfing Maxen mit harten, ach nur zu harten Vorwürfen; ich nannte ihn den Mörder Klinsky's und meiner Lebensruhe. Max erstarrte. Er hatte Trost erwartet, der ihn aufrichten sollte. Schweigend faßte er meine Hand und streifte seinen Ring mir vom Finger, langsam wandte er sich dann von mir und ging. Da fuhr wohl eine furchtbare Ahnung durch meinen Sinn, jetzt sey er für mich verloren, aber ich ließ ihn dennoch gehen. Mit bitterer Reue erfuhr ich später, was daraus geworden. Ich schrieb ihm wiederholt, ohne Antwort zu bekommen; da brachte ich endlich ein Opfer, liebe Adele, dessen Größe Sie werden zu würdigen wissen: ich entschloß mich, selbst zu ihm zu kommen. Ich fand ihn nicht. Ich hörte nun erst genau aus Emils Munde, wie es dem Hartgequälten erging und vermochte es nicht, wieder abzureisen. Bey Emil zu wohnen, den ich erst jetzt hatte kennen lernen, mich der Großmutter vorstellen zu lassen, war um der West und Maxens willen beynahe unmöglich. Was fiel meinem Querkopfe ein? Ich wohnte als Unbekannte auf dem linken Flügel, indeß ich, um nicht gefangen zu seyn, mich als mein eigener Page bey den Schloßleuten aufführte. Denn, aufrichtig gestanden, ich konnte das Tollseyn noch immer nicht lassen, und wann ich nur irgend eine günstige Botschaft über unsern Tief sinnigen erhielt, gleich kam mich's an in meiner Fröhlichkeit irgend Possen anzustellen. Das soll jetzt anders werden, meine sanfte Adele. Die originelle, treue Seele, Krispin, das gutherzige Ungeheuer, das jedes Spaszwort für baren Ernst nimmt und sich ernstlichst dagegen verantwortet, das jeder liebt und an dem sich jeder reibt, mußte manches von mir leiden. Die übrigen Diener hielt ich wohl ferne von mir, dafür aber machte es mir Vergnügen, den Mädchen ohne Ausnahme schön zu thun und ihnen als lockrer Knabe besser zu gefallen, als ihre blau-bärtigen, hand- und ehrenfesten Junggesellen. Das wäre mir beynahe schlimm bekommen! Die Eifersucht wuchs auf so derbem Boden stämmig genug empor und gestaltete sich ganz eigen. Vor einigen Stunden wurde ich von vier verummten Burschen angefallen; sie packten mich, geboten mir Schweigen und führten mich immer weiter vom Schlosse weg dem Dickicht zu, und aus

ihren höhnischen Reden erkannte ich, daß sie um ihrer Mädchen willen über mich erboßt seyen und — gratuliren Sie mir — dem kecken Pagen eine derbe Tracht Schläge zgedacht hätten. Sie können sich meine Lage denken. Alles Bitten und Versprechen prallte an den harten mongolischen Schedeln ab. Anfangs war ich noch ziemlich gefaßt; ich hatte, für den höchsten Nothfall, die Entdeckung meines Standes und Geschlechts zum Rückhalt. Als aber der Wald immer dichter wurde, als ich bemerkte, daß die Bursche getrunken hatten und bedachte, daß ihre Vermummung sie sicher machen konnte, erschreckte mich die Wahl zwischen der Gefahr und diesem Rettungsmittel so heftig, daß mir die Knie zu wanken anfangen. In dem Augenblicke sehe ich eine große, weiße Dogge unsrer Spur folgen. „Figaro!“ schreye ich laut auf, „zu Hülfe! Figaro!“ Und das Thier springt mit einem Satz dem größten meiner Begleiter an den Nacken und reißt ihn nieder, dann packt es einen zweyten, der den Knittel hebt, vor der Brust. Es war des Grafen May Hund, der schon im Badeort mein Liebling gewesen. Sein Herr lag in der Nähe. Er eilte auf das wilde Geschrey unter uns herbey, und sein Erscheinen war genug, die ganze Rotte, heil wie wund, vollends zum Ausreißen zu bringen. Mit Stauen betrachtete er mich jezt. Ich erwartete nur eine Frage von ihm, aber er blieb stumm. So gingen wir schweigend, ungewiß, bebend neben einander hin. Ich führte ihn an die Stelle, wo er das Grab hatte graben und ich einen Altar der Sühne hatte errichten lassen. Hier erzählte ich ihm alles, so gelassen und wahr ich's vermochte, hier sank ich zuletzt schluchzend an seine Brust und, Gott sey gelobt! hier schmolz ihre starre Rinde unter meinen Thränen und er war dem Leben, der Welt und mir wieder geschenkt. „So wie mir Adele!“ rief Emil, ihre Hand ergreifend. „Ach, Adele, wenn Sie mir nicht vertraut hätten! Ich sah wohl die Unruhe in Ihnen erwachen und ich kämpfte, ob ich Sie nicht fragen sollte, was diese Stürme geweckt habe, und Sie beschwören durch eine offne Erklärung. Aber die treue Gräfinn hier beschwor mich: „Lassen Sie, Graf! In diesem innigen Gemüthe muß die Liebe Sieger seyn. Lassen Sie sie die Probe herrlich bestehen!“ Tief gerührt sanken Adele und Rosine einander in die Arme. Die Baroninn sagte bey Seite zu Emil, mit dem Finger drohend: „Diese Genugthuung ist beynah zu stark; Ihr könnt stolz seyn, Ihr beyden Brüder.“ „Ich nehme mein Glück aus Ihren Händen, Ruhme,“ gab er zurück, „und küsse sie Ihnen dankbar dafür.“

Graf May trat wieder ein, Krispin ihm nach. Mit unterthänigsten Bücklingen schob der Kleine sich heran, der gnädigen Gräfinn Braut Glück zu wünschen, und blieb, als er endlich sich zu ihrem Antlitze erhoben hatte, sprachlos daran hängen. „Mein lieber Krispin,“ begann sie, „ich habe Sie noch in Cherubins Namen um Verzeihung zu bitten für manche Neckerey.“ „Oh!“ stieß er hervor, „ich war doch immer wie vernarrt in den Schelm.“ „Nehm' Er sich sich in Acht!“ warnte Emil; „Er kehrt der Here Worte um. Die Gräfinn Rosine selbst war Cherubin.“ Das begriff er für's erste ganz und gar nicht. Als man es ihm aber unter'm fröhlichsten Gelächter einleuchtend machte, kniete er, außer sich, vor sie hin und rief, ihre Hände küßend: „Ach, ach! da war's mir eine Ehre! da reut mich selbst mein Blut nicht, daß ich um Ihetwillen vergossen habe.“ „Sie meinen die Schröpfköpfe?“ „Ey ja. Der Kammerdiener schwor mir hintendrein, Ew. gräflichen Gnaden, oder vielmehr

Scherubin, oder doch eigentlich jeso Sw. gräflichen Gnaden hätten ihm den Einschlag gegeben zu behaupten, der Doctor habe neulich mich bedenklich angesehen und geäußert, es wäre höchst nöthig, daß ich bald geschöpft würde. Da ich einmal aus Übermuth in des gnädigen Herrn Abwesenheit mir's im Bade bequem gemacht hatte, ließ ich mir das Schröpfen in Gottes Namen gefallen. Der Schalk ängstigte mich erst noch mit allerley gräulichen Instrumenten, ehe er daran ging. Als aber der Frau Baroninn Gnaden uns überraschten, sprang er voll Angst zum Fenster hinaus und ich burzelte ihm nach. Darauf lachte er mich aus." Die Pathe, welche diese Erläuterung stumm und glühend angehört hatte, rief nun lachend darein: „Ihr habt mir größere Angst gemacht, als ich euch. Aber Krispin scheint gerne zu burzeln; was war denn das auf dem Kirschbaume?“ „Im Küchengarten? Das sollte mein Ebenbi-bi-bi-bild seyn.“ Eichert Krispin mit seinem weinerlichen Lachen und einem listigen Seitenblicke auf die Gräfinn; „die Gärtnerbursche hatten es, wer weiß, auf wessen Rath, zusammengefliekt und als Vogelscheuch unter die reifen Spätkirschen gestellt. Das verdross mich ein Bißchen, ich ließ es aber gehen, denn ich konnte nicht hinauf. Da kam unser Herr von der Reise und ich sollte sein scharfgeladenes Gewehr ausschließen lassen: da war ich böshaft und legte selbst auf den Popanz an und knallte ihn glücklich herunter.“ „O du Barbar! du hast uns schlimme Nächte gemacht, du und deine Gefangene, die Kaze im Keller. Doch alles sey verziehen! und Udele weiß jetzt, an wen sie sich zu halten hat, wenn etwa wieder Dinge vorkommen, die ihr nicht geheimer scheinen.“

„Alles sey verziehen!“ rief Emil ihr nach und führte die Gesellschaft hinüber zur alten Gräfinn. Da sank die reizende Rosine in Thränen lächelnd zu den Füßen der hochverwunderten Matrone, deren Gunst sie als Page schon sich zu erwerben gewußt hatte, und beyde Enkel baten für sich und ihre Bräute um der Großmutter Segen.

### Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1822.

(Schluß)

Eine reizende Eigenthümlichkeit haben die beyden Fruchtstücke von Schlesinger in Öl gemalt; es verdient Beyfall, daß dieser Künstler die gewöhnliche Art solcher Darstellungen nicht befolgte und daß er uns die Früchte noch nicht gepflückt, sondern in üppiger Fülle wachsend hinmalt. Sein Büschchen mit Johannisbeeren, nach deren klar durchsichtigen Träubchen die kleine bunte Eidechse so lustern hinaufblickt, ist eben so trefflich als jene volle Erdbeerstaude, unter deren breiten Blättern sich der niedliche glänzende Laubfrosch eben verbergen will, während die feuchte Schnecke von den untersten Beeren schmaust und die zarte luftige Phaläne sich oben auf den leichtgekrümmten Stielen wiegt. Es sind wahre kleine Idyllen aus Pomonens Reich, voll Sinn und Leben. Friedrich's Blumenstücke sind trefflich gearbeitet, eben so wahr als leicht und leblich, so ist auch sein Haselhuhn mit feinem Fleiß ausgeführt. Einige Stillleben und Küchenstücke verdienen besondere Beachtung. Nicolaus Peters malte zwey Küchentische, wo auf dem einen besonders ein täuschend nachgemachter messingner Kessel steht, Fische liegen darum her und eine graue Kaze lauscht auf den Moment, sich einen derselben zu stehlen. Die Ausführung ist meisterhaft. Ungemein glücklich ist auch eine andere Idee von Krieger, man glaubt dort auf einem Bretchen zusammengebundene ausgestopfte

Vögel hängen zu sehen, bey genauer Untersuchung bemerkt man erst, daß alles, selbst das Bret, gemalt ist, aber mit solcher Wahrheit, daß man es kaum für möglich hält.

Therese Richter, die Blumenmalerinn, stellte in einem Wasserfarbengemälde ein bildliches Recept zu Pfeffergurken sehr interessant dar, und mit großer Leichtigkeit behandelt. Von Frau von Buttlar, welche einige Zeit in München studierte, sind verschiedene recht niedliche Arbeiten hier. Eine heil. Dorothea von ihrer eignen Erfindung ist ein hübsches Brustbild in halber Lebensgröße, das gesenkte Köpfschen hat Lieblichkeit und Ausdruck, sie hält das Blumenkörbchen. Ein kleiner Amor, der eine Nachtigall füttert, so wie ein Paar ganz kleine Copien nach Kottenhammer und Guido, sind unbedeutend, jedoch aber weit besser, als die Arbeiten einer Mad. Dufour und einer Baroninn von Drechsel, denen alle echte Kunstweise mangelt. Unter den jungen Anfängerinnen verspricht Mathilde Schelcher am meisten. Noch verdienen die Arbeiten eines jungen Schülers unsers wackern Prof. Hartmann besondere Erwähnung. Dieser Otto Wagner geht einen ganz eignen, sehr erfreulichen Weg, vielleicht erwächst uns in ihm ein neuer Teniers oder Ostade. Er stellt ländliche Scenen mit Geist und Wahrheit, und besonders mit jener treuherzigen Einfalt und Unschuld dar, die solchen Werken einen so eigenthümlichen Reiz verleihen. Zwey seiner Erfindungen: der Eingang eines Kirchhofs im Winter und die Gegend vor einem Bauergehöfte, wo die heraustretende wohlhabige Bäuerinn den armen Stelzfuß mild beschenkt, sind allerliebft. Auch in einem andern Fach zeigt dieser junge Künstler wahres Talent, er erfand und tuschte ziemlich im Großen eine treffliche perspectivische Ansicht des Innern eines Domes. Lobenswerth ist auch das Bildchen von Simon Wagner aus Stralsund, Mutter und Tochter darstellend mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Die Landschaften von Graff haben einen angenehmen Ton, aber weit mehr Klarheit als Kraft.

Das Portrait unsers theuern Königs, von dem verstorbenen Hoffchauspieler Geyer gemalt, ist sprechend ähnlich, er wiederholte es öfter. Eine Skizze in Öl von Ludwig Bittner ist genial gedacht; hier sind die zwey Jünger zu Emaus dargestellt, wie sie den Heiland erkennen, ein überirdischer Lichtschimmer erfüllt den ganzen Hintergrund und umfließt die entschwebende Gestalt, so daß man sie mehr ahnet, als siehet. Es wird ein Effectstück, welches aber, gut ausgeführt, wohl Kunstwerth gewinnen kann. Eine Copie von Eggenberger aus Berlin nach Correggio's herrlicher Magdalena ist wohl fleißig, aber kalt und geistlos; wie kann man das weichverschmolzene Colorit des lebensfrischen Meisters so verkennen, als ob es todter Marmor wäre! — Sehr viele recht brave Zeichnungen der Schüler unserer Akademie verdienen aufrichtiges Lob, diese, so wie die architektonischen Zeichnungen einzeln durchzugehen, verbietet der Raum dieser Blätter. Nur eine große Zeichnung in Umriß müssen wir noch erwähnen, welche die Erstürmung der großen Schanze in der Schlacht bey Mogaiss vorstellt, vom Lieutenant von Schubaer erfunden. Sie ist überaus reich und voll interessanter Details, doch sollte sie als Gemälde ausgeführt werden, so gehörte eine sehr kunstvolle Vertheilung von Licht und Schatten dazu, wenn sie nicht verworren erscheinen sollte, zumal in manchen Parthien.

Wir wenden uns nun noch zu der Betrachtung der Werke der Sculptur: ein sehr gelungenes Hautrelief in Marmor wurde von Hermann aus Rom geschickt, es stellt Maria und Martha vor, bey Christus. Die sitzende Maria ist besonders ansprechend; sie stützt das liebliche Köpfschen sinnend auf den Arm, ihr Haar wallt sanft über die Schultern herab, ihr Blick richtet sich auf den ihr gegenüber sitzenden Heiland, dessen Kopf vorzüglich ist; die Gestalt könnte erhabener seyn. Er hebt die Rechte verweisend gegen Martha, welche, ein Körbchen am Arm, in der Mitte steht, Marien tadelnd.

Von den Schülern unsers wackern Prof. Petrich sind gute Arbeiten hier. Der junge Mächtig hat ein auf dem Kreuze schlafendes Christuskind in Pirnaischen Sandstein gefertigt und einen gothischen Fronton, worin ein Basrelief mit sechs Engeln angebracht ist, die das Kreuz erhöhen und Sternenkronen und Palmenzweige halten, dieß ist in Gyps. Beyde Arbeiten zeigen reines tiefes Kunstgefühl. Noch weiter ist sein Mitschüler Neuhäusser; seine Psyche, sechs Fuß hoch in Pirnaischen Sandstein gefertigt, ist reizend in Ausdruck und Wendung, sie blickt aufwärts und in sanfter Wellen-

linie scheint ihre ganze Gestalt empor zu schweben; mit der Linken faßt sie einen Schmetterling, der sich eben noch höher schwingen wollte: liebevoll scheint sie die Schwesterseele zu bitten, entweder noch zu zögern oder sie mitzunehmen! Ihr Köpfchen ist voll zarter sinniger Schönheit, der Gewandwurf großartig und die jugendlichen Formen leise andeutend. Ein Basrelief in gebrannter Erde von demselben jungen Künstler ist ganz besonders anmuthsvoll; ein wahrer Albano in der Sculptur! Es stellt zehn Kinder vor, blinde Ruh zusammen spielend; alles hat Leben und Bewegung, ist frey von Manier und voll reiner natürl. Kindlichkeit. Wie lieblich ist das Spiel der rundlichen Formen bey den raschen Wendungen; ein Paar der Kleinen liegen über einander gepurzelt am Boden, muthwillig tappend läuft der mit den verbundenen Augen vorwärts, schon ist er nahe daran, einen andern zu erhaschen, doch dieser reißt so hastig aus, daß er im nächsten Moment ein Paar andere umrennen wird, während die hinter dem Geblendeten Stehenden schelmisch frohlocken über ihre Sicherheit. Ein anderes Basrelief von demselben, tanzende Bacchantinnen darstellend, und eine sitzende Muse, rund gearbeitet in gebrannter Erde, berechtigten zu schönen Hoffnungen.

Mit Freuden bemerken wir, daß diesmal die Malereyen auf den Porcellangefäßen aus der Meißner Fabrik weit schöner sind als voriges Jahr, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die nach Originalen alter Meister sind, wie z. B. die Gioconda nach Leonardo und der Johannes nach Dominichino. Alles, was von Porcellan ausgestellt ist, verdient ausgezeichnet schön genannt zu werden.

Die Portraits des Herzogs von Leuchtenberg und Napoleons in Stahl gravirt und in Bronze gepreßt vom Hofgürtler Seyfart, sind vortrefflich gearbeitet. Zwölf Schmetterlinge nach der Natur gemalt in Wasserfarben von Aug. Harzer verdienen Auszeichnung, wegen der fleißigen und saubern Ausführung, und der Künstler verdiente es, Bestellungen auf ähnliche Arbeiten zu erhalten. Viel der saubern und niedlichen Industrie- und Manufacturarbeiten gibt es noch hier; die schönen sächsischen Damastwebereyen sind bekannt, viele der ausgestellten behaupten ihren alten Ruhm, nur die Idee, farbige Blumen in solche Servietten zu weben, ist geschmacklos und möge ja nicht nachgeahmt werden.

Manches Gute blieb hier gewiß noch unbemerkt, manches Schlechte ungerügt, nur einen Überblick können diese Zeilen geben, unparteyisch und freymüthig das Vorzügliche andeutend und die Verirrten warnend.

### V e r i c h t i g u n g .

In der leztthin erwähnten Spektakel-Pantomime finden sich einige Bemerkungen, die durch falsche Notizen veranlaßt wurden. Das einsam zurückgehende Pferd handelt erstens ganz im Charakter seiner Rolle, denn der Reiter hat nach Abwerfung seines Herrn sich's zugeeignet, daher kehrt es in seinen vorigen Aufenthalt alsbald zurück. Zweitens ist diese Pantomime nicht in Paris gegeben worden, da Jemand doch wenigstens eine ähnliche dort gesehen haben wollte. (Es war auch nur als Vermuthung angeführt.) Was die Abkürzung dieses, von derselben Gesellschaft an mehreren Orten schon gegebenen großen Spektakelstücks betrifft, so rührt der Bericht von einem Mitglied der Gesellschaft selbst her, und es erscheint mithin als ein vom Hrn. B. F o u r e a u x frey verkürztes Original.\*

### M o d e n b i l d XLV.

Kleid von Bourre-de-laine mit Schaafwolle gestickt; die Binde von Sammt mit einer Stahlschnalle nach einem Original vom Damenkleidmacher Hrn. Gottf. Köhberg (dermalen in der Plankengasse Nr. 1060), die Chemisette von Crepp. Der Sammt-hut ist mit weißen Federn geschmückt.

Herausgeber und Redacteur: J o h. S c h i c k l e r.

Gedruckt bey Anton Strauß.



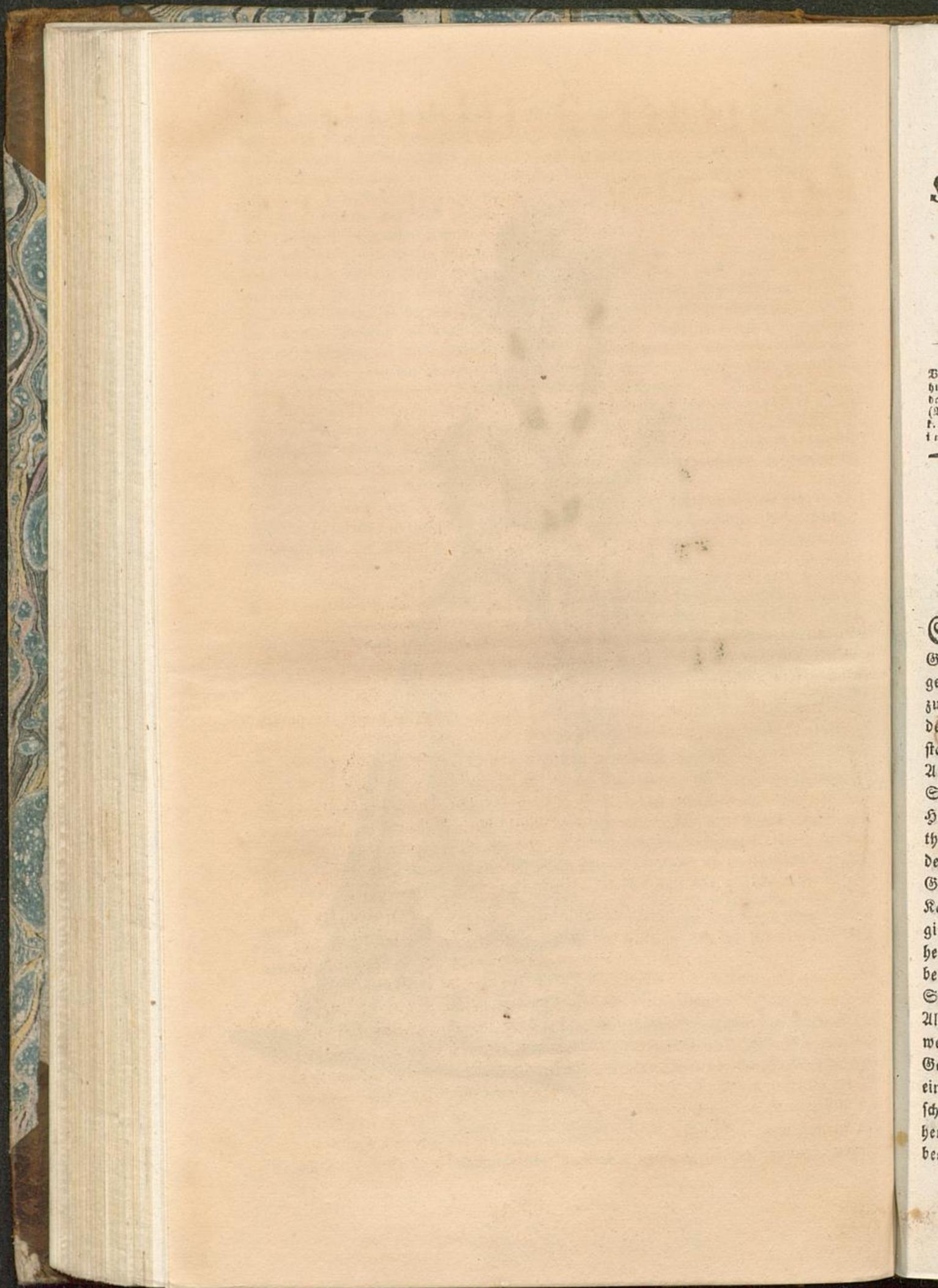
P. v. S. del.

Fr. Lobus sc.

XLV.

Wiener Moden.

134.  
1822.



3  
bi  
be  
(2  
r.  
t

©  
ge  
de  
de  
ft  
2  
©  
th  
de  
©  
R.  
gi  
he  
be  
©  
2  
w  
©  
ein  
sch  
he  
be

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 9. November 1822.

135

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Darstellungen aus der steyermärkischen Alpenwelt.

Von F. C. Weidmann.

I.

### Die Gemsenjagd.

Brandhof am 14. October 1822.

Schon am eilften des Morgens war eine Abtheilung der Gesellschaft zur Gemsenjagd aufgebrochen. Wir rüsteten uns ihr am nächsten Morgen zu folgen, obschon das Wetter in der Nacht vom 11. auf den 12. höchst ungünstig zu werden drohte. Wahrhaft ägyptische Finsterniß lag auf den Alpen rings um den Brandhof, und die dichten Nebel schienen sich in einen anhaltenden ziemlich starken Regen auflösen zu wollen. Am nächsten Morgen schienen hingegen die Auspicien günstiger, und wir zogen also muthig aus. Unser Weg führte den Seeberg hinab bis gegen Wegscheid. Nahe vor diesem Dorfe zwischen dem Hauskogel und der Spielermauer dreht sich westlich der Weg in das Kammthal. Diesen betraten wir, denn es ist derselbe, welcher zu unserm Ziele, dem Jägerhause in der Höll, führt. Bereits nach wenigen Schritten wird die Gegend äußerst romantisch. Durch Wälder und über Wiesen gelangten wir an den Kastenriegel, welchen wir übersteigen mußten. Noch tanzten die Nebel in magischen Gestalten an den Felsenwänden der Zellerstariße und der Pfefferleiter herab, aber schon begann die Sonne Siegerinn zu werden, und wir fühlten bereits ziemlich drückend ihren Einfluß, als wir den Kastenriegel hinaustiegen. Schöne Heerden mit wohlklingendem Geläute kamen uns von den höheren Alpen entgegen. Mit Kränzen und Flittergold geschmückt traten sie den Rückweg in die heimischen Thäler an; den Beschluß machten die Karren mit dem Geräthe der Sennerey. So erreichten wir den Gipfel des Kastenriegels, wo sich eine wahrhaft bezaubernde Alpenansicht vor unsern staunenden Blicken aufschloß. Riesenmäßig erscheinen hier die Felsenwände der Lippelwand, der hohen Weichsel, des Höllenkamps, u. s. w., lauter Füße des riesigen Hochschwabes, der in seiner ganzen ernsten Größe erst vor dem Blicke auftaucht, wenn

man diese Höhen bereits erklimmte. Die Ansicht hinüber gegen den Höllboden und Weichselboden ist höchst großartig.

So gemächlich der Ausgang auf den Kastenriegel von der Seite des Ramathales her ist, so jähe zeigt sich sein Absturz gegen das Höllthal \*) hinab. Diese kleine Beschwerde ist aber leicht zu vergessen über der reichen Naturschönheit des Höllthales. Es ist nicht leicht zu errathen, warum diese schöne stille Flur ihren abschreckenden Namen erhalten haben mag. Ich vermute, er sey nur nach und nach durch fehlerhafte Aussprache entstanden, und das Thal anfänglich in der Höhl (Höhlung) genannt gewesen.

Nach vierstündiger Wanderung (vom Brandhose aus) erreichten wir endlich den freyen herrlichen Wiesenplatz, worauf unser Versammlungsort, das Jägerhaus in der Höll, steht. Hier wohnt einer der vier Alpenjäger Sr. Kais. Hoheit des Erzherzogs Johann. Es ist derselbe, welcher auf dem Titeltupfer vor Schumachers lieblichen „Bildern aus den Alpen der Steyermark“ dargestellt ist. Sein Name ist Andreas Weninger (nach steyrischer Mundart Annerl). Wir hatten gehofft die übrige Jagdgesellschaft hier noch zu treffen, sie waren aber bereits aufgebrochen, über Weichselboden nach der Hinteralpe, welche für heute zur Jagd bestimmt war. Wir eilten ihnen daher schnell nach. Durch herrliche Nadelwälder, über duftende Wiesen, zur Rechten und Linken die malerischsten Felsengebilde, erreichten wir nach einer kleinen Stunde Weichselboden. Hier trafen wir einen alten Mann, welcher sich uns zum Führer auf die Hinteralpe anboth. „Ich will euch auf Stände führen,“ sprach er in seinem treuerzigen steyrischen Jargon, „wo ein Jeder einen Gams \*\*\*) schießen muß.“ Und er hielt auch richtig Wort. Er mochte in seiner Jugend ein rüstiger Wildschütze gewesen seyn, denn er zeigte wirklich ungemeyne Kenntnisse in allen Wegen und Schlichen. Wir hießen ihn einstweilen vorausgehen und unserer an der sogenannten Kläfferbrücke harren, da wir, etwas ermüdet von dem fünfständigen Marsch, uns im Gasthaus im Weichselboden ein wenig zu laben gedachten. Dann folgten wir ihm und trafen ihn richtig am bestimmten Plage. Hier gesellte sich auch der Herr Pfarrer von Weichselboden zu uns. Die Gegend, welche wir durchwanderten, gehört unstreitig zu den pittoresksten Parthien der norischen Alpenkette. Spiegelhell strömt die smaragdgrüne Salza durch die majestätischen Waldgegenden dahin, aus denen sich ringsum hohe Felsengebilde erheben. Dicht an der Kläfferbrücke strömen brausend die sogenannten Kläfferbrünne in vier und zwanzig Armen von der Alpe in die Salza herab. Diese Gewässer sind sehr wahrscheinlich die Ausströmungen des Schneewassers in den zahlreichen, mit Schnee gefüllten Felsenkären, welche den gerade südlich über diesen Brünnen emporsteigenden Hochschwaben umgeben. Wie der Hirschbrunnen am Hallstädtersee, so brausen diese Brünne zur Frühlingszeit, wenn der Schnee der Hochalpen stärker schmilzt, mit verdoppelter Stärke. Diese Verbindung läßt sich also kaum bezweifeln.

Wir überschritten die Kläfferbrücke und begannen nun links aufwärts zu steigen gegen die Hinteralpe, welche ihre Felsenzinnen vor unserm Blick erhob. Rasch und schweigend klimmten wir die steilen Abhänge hinan, über Stein-

\*) Dieses Höllthal darf nicht verwechselt werden mit dem österreichischen Höllenthal an der Südwestseite des Schneeberges.

\*\*) Allgemein sagt der steyermärkische Äppler der Gams, statt die Gemse.

gerölle und durch dichten Wald. Noch hatte die Jagd nicht begonnen. Tiefe Stille lag noch rings auf den Gebirgen, nur durch das Rauschen unserer Tritte im Laube unterbrochen; doch kaum hatten wir das sogenannte Gjaidl, eine weite Waldbucht am Abhange der Alpe, erreicht, da knallten die zwey Hekschüsse, aus Pöllern, welche auf der, der Jagd gegenüberliegenden Thürmachalpe aufgestellt waren, und verkündeten den Beginn der Jagd. Donnernd rollte der Schall im weiten Alpenrund umher; wir nahmen nun schnell unsere Stände ein. Der meinige war unter einer Felsenwand, längs welcher das Bett eines Gebirgsbaches herab ging, an einer großen Feichte. Hier blieb ich nun allein meinen Gedanken und der herrlichen Übersicht der Alpennatur überlassen, welche mich rings umgab. Noch eine Zeitlang blieb es stille, und ich ließ meine Augen schwelgen in den hohen Naturschönheiten, welche auf diesem Standpuncte vor mir entschleiert lagen. Endlich aber ward es laut auf der Alpe über mir. Herab von den Felssthälern des Hochschwaben wurden die Gemsen getrieben. Näher und immer näher erscholl der Ruf und das Jauchzen der Treiber, vom Echo hundertfach verstärkt. Bald fielen Schüsse zur Rechten und Linken. Mit gespannter Büchse an meinen Baum gelehnt erwartete ich die Dinge, die da kommen würden, aber die Jagd zog sich wieder mehr links über die Alpenwände hin, und ihr Getöse entfernte sich wieder. Ich machte nun Anstalt mein frugales Mahl einzunehmen. Es bestand aus Kartoffeln und einem Stück Brot, welches ich in Weichselboden zu mir gesteckt hatte. Es war halb drey Uhr, und der Hunger würzte mir die einfache Nahrung zu köstlicherer Speise, als mir je meine städtischen Mahle erschienen waren. Allmählig ward es sehr kühl, und von der Alpe herab wehten die Lüfte so scharf, daß ich meinen Wettermantel umwarf. Immer weiter entfernte sich der Lärm der Jagd, und ich schulterte endlich meine Büchse und trat den Rückweg an. Graf Inzaghy, welcher seinen Stand zunächst an mir genommen hatte, wollte noch ausharren, ich zog ab. Auf den untern Ständen traf ich Zahlbrucknern und den Pfarrer von Weichselboden. Auch sie wollten noch bleiben. Indem wir sprachen, brach eine Gemse hinter uns durch den Wald. Ich folgte rasch ihrer Spur, und slog mehr als ich ging, über die Abhänge und das Steingerölle ihr nach. Aber vergebens! das schnelle Thier hatte sich bereits durch die tiefer liegenden Wälder, zwischen welchen der Bach über ungeheure Felsblöcke hinabrauscht, Bahn gebrochen. Später schoß Zahlbruckner doch an derselben Stelle noch eine Gemse. Ich klimmte mühsam wieder aufwärts, um auf den Weg zu kommen, und wanderte dann nach Weichselboden, wo ich die übrige Gesellschaft erwartete. Gegen sechs Uhr trafen sie ein. Es war ein fröhlicher Anblick die Jägerschar vor dem Hause versammelt zu sehen. Gegen zwanzig Schützen und vierzig Treiber, alle mit ihren Steigeisen, Büchsen und großen Stöcken in ihren grau und grünen Gewändern. Bey den sogenannten großen Herrnjagden, welche aber nur selten abgehalten werden (die letzte war, glaube ich, 1816), wird der Anblick durch die versammelte Menge noch großartiger. Da ziehen über tausend Treiber auf, und werden förmlich noch Dispositionen wie zu einer Schlacht vertheilt.

Nun wimmelte alles lustig durch einander. Vier Gemsen waren gefällt. Fröhlich ward der Heimweg nach dem Jägerhause in der Höll angetreten. Unter Gesang und Jauchzen schritten wir rasch durch die immer düsterer wer-

denden Wälder. Auf den Alpenspitzen leuchtete noch das Abendroth. Mit sinkender Nacht langten wir im Jägerhause an. Bereits waren daselbst die Weiber mit einem ganzen Wagen voll Mundvorrath eingetroffen. Am Herde loderte schon die wirthliche Flamme, im Jägerzimmer war die lange Tafel bereits gedeckt, das reinliche hölzerne Geschirr aufgelegt, u. s. w. Da ging nun ein reges Leben an; Alles trieb sich fröhlich durch einander, die Büchsen wurden aufgehängt, die erlegten Gemsen aufgebrochen (geöffnet), dort stand eine Gruppe sich am lodernnden Herdfeuer wärmend, eine zweyte stand draußen, sich von den Abenteuern und Begebnissen der Jagd unterhaltend, u. s. w. Endlich ward zum Mahle gerufen. Alles nahm Platz, traulich ging der funkelnde Becher von Hand zu Hand im fröhlichen Kreise. Von den Speisen fand besonders die Gemsenleber mit dazu gehöriger Brühe, mit dem Blut des Wildes vermischt, große Ansprache. Nach dem Mahle wurden die Tische hinausgetragen, rings an den Wänden ward die frische reinliche Streue aufgeschüttet, mit blanken Leintüchern bedeckt, und so nahm ein Theil der Gesellschaft Platz, indessen der andere, welcher in der beschränkten Jägerstube nicht Raum fand, den Heuboden suchte. Bald schloß die Ermüdung die Augen.

(Der Schluß folgt)

### Epistel an eine Dichterin.

Du, früh im Lenge deiner Horen  
 Von stillen Musen auserkoren,  
 Und von der liebenden Natur,  
 Zu folgen ihrer zarten Spur;  
 Du, die du guten, trauten Seelen  
 Empfindungsvolle Lieder sangst,  
 Und, ohne höh'rer Pflicht zu fehlen,  
 Dich in des Pindus Haine schwangst;  
 Du, deren Sait' in regem Leben  
 Ein holder Genius gestimmt;  
 Du, welcher, eignen Flugs zu schweben,  
 Der Götterfunk' im Busen glimmt:  
 Fäß, deine Pfade schön zu enden,  
 Die Fackel, die in fremden Händen  
 Mit sic'erm Lichte sie erhell't,  
 Durch Säng'er, die von dir gesungen,  
 Durch Geister, die sich hochgeschwungen,  
 Entzündet in des Lichtes Welt.  
 Du bist es werth, in den Gefilden  
 Des Schönen ganz dich auszubilden,  
 Und, niemals falsch an höh'rer Pflicht,  
 Auch treu den Winken der Kamöne  
 Zu horken auf die reinsten Töne,  
 In denen sie zum Herzen spricht.  
 Dein Lied erwählt sich eigne Wege,  
 Und das Gefühl verläßt es nie;  
 Doch zarter wird durch weise Pflege,  
 Doch rührender die Melodie.  
 Des freyen Stammes Krone dringet  
 Zwar mächtig in des Aethers Raum,  
 Allein die edeln Früchte bringet  
 Doch immer der gepflegte Baum.

## L i e b e u n d E h r e .

Liebe und Ehre sie kämpfen im Leben  
 Um den beglückenden Kranz;  
 Hast du dich einer von diesen ergeben,  
 Flieht dich die andere ganz.  
 Doch wähest du klug sie dir fest zu verbinden;  
 So werden dir beyde am schnellsten entschwinden.

W. G. Rosseck.

## Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende September.

Diesen Monat strömten wieder zahllose Fremde hier durch. Unter den Künstlern bemerken wir besonders den ausgezeichneten Portraitmaler Professor Kolbe aus Düsseldorf, der sich als außerordentlich geübter praktischer Künstler und als echtgebildeter, edler und anspruchloser Mann gewiß überall Achtung und Liebe erwerben wird. Er copirte hier die berühmte Venus von Tizian vortrefflich in sehr kurzer Zeit. Wir sahen bey ihm noch ein sehr interessantes, eben vollendetes Portrait Goethens; er traf den milden, väterlichen, gemüthvollen Ausdruck des großen Mannes weit richtiger, als mancher, der nur den Dichter des Faust in ihm darzustellen strebte. Nur etwas mehr Klarheit wäre dem Farbenton zu wünschen gewesen. Unsere besten Wünsche begleiten den sinnigen und bescheidenen Künstler. Früher war Prof. Shadow der jüngere aus Berlin hier. Wir freuten uns sehr, diesen genialen Mann von seinen frühern einseitigen Kunstansichten, wie von einem Jugendfieber sprechen zu hören. Alle echten Künstler, welche diese Gährungsperiode in Rom mit durchlebten, läutern sich von selbst durch Zeit und Reife von dem, was Manier war, was nun bleibt, ist köstlich und der Gewinn ist so rein und groß, daß man Duzende von schwächern Köpfen, welche in der verwirrenden Fieberguth zu Grunde gingen, mit Freuden dafür opfern kann. Wir hatten das Vergnügen, einige Arbeiten Shadow's hier zu sehen, worunter eine Madonna und ein Portrait seiner Frau, in Leonardo's Styl gemalt, uns besonders anzogen. Jetzt erfreuen wir uns der Anwesenheit des berühmten Ritters und Hofraths von Blumensbach aus Göttingen und des genialen Dichters Ludwig Robert aus Süddeutschland. Die Wiedereröffnung des hiesigen Liederkreises wurde durch diese Gäste doppelt interessant.

Auch bey unserm deutschen Theater gab es manche interessante Gäste. Sehr hätten wir gewünscht, den rühmlich bekannten Tenoristen, Hrn. Wader aus Berlin, dazu rechnen zu dürfen; er weilte ein Paar Wochen hier, doch nur zu eigener Erholung. Einer sehr gelungenen Aufführung des Correggio von Ohlenschläger müssen wir besonders erwähnen, Hr. Sacke, Regisseur des Braunschweiger, und Hr. Brandt, Regisseur des großherzoglichen Theaters zu Mannheim, gaben den Allegri und den Michel Angelo ganz tadellos, die Aufführung war überhaupt ausgezeichnet gut. Beyde Künstler erwarben sich in mehreren Rollen sehr verdienten Beyfall. Jetzt wird Mad. Seidler aus Berlin hier mit Enthusiasmus aufgenommen. Die Wiederholungen des Freyschützen füllen noch stets das Haus.

Am Michaelistage sang der neuengagirte Tenorist Gentili zum ersten Male in der Kirche in einem Offertorium von Morlacchi. Seine Methode ist vortrefflich, seine Stimme voll und sehr biegsam. Er war der Lehrer unseres unvergeßlichen Cantù!

## C o n c e r t .

Im Saal der nied. österr. Landstände gab am 27. Oct. um die Mittagsstunde der k. k. Hof- und Kammermusikus, auch erster Oboist im Hoftheater an der Burg, Herr Ernst Krämer, mit seiner Gattinn Caroline, gebornen Schleicher, ein Vocal- und Instrumental-Concert, nach folgender Ordnung.

Eine Concert-Duverture von Bernhard Romberg begann.

Dann erfreuten sich die im gefüllten Saal versammelten Kunstfreunde an der Zusammenwirkung beyder Concertgeber, wozu ein mit dem Aufwand glänzender Virtuosität vertragenes Doppel-Concert für Oboe und Clarinette, componirt vom Hrn. Rommer (erster Satz), Gelegenheit darbot. Da die Meisterschaft sowohl des Oboisten, als der Clarinettistin durch treffliche Leistungen im Einzelnen schon bekannt und anerkannt ist, und da wir im Verlauf dieses Berichts auf den Künstler und die Künstlerin insbesondere noch zurückkommen, so begnügen wir uns in Ansehung dieser ersten Production zu bemerken, daß ein heittrer Geist der Zufriedenheit die Zuhörer ergriff, und die wärmste Empfänglichkeit für die folgenden Leistungen erweckte.

Mad. Schüh sang ein Rondoletto alla Polacca, componirt von Antonio Veneili, Königl. sächs. Kammerfänger, mit anziehender Leichtigkeit. Die mehrmals vorkommenden aufwärts steigenden Lauffer gelangen der Sängerin besonders nett.

Hierauf ließ die ausgezeichnete Virtuosin auf der Clarinette, Mad. Krähmer, sich auch als Künstlerin auf der Violine hören, indem sie den ersten Satz eines Violin-Concerts von Rhode ausführte. Der Ton ist angenehm, wie wir öfter schon gehört haben, der Vortrag leicht und fließend, und nicht unbedeutende Schwierigkeiten wurden hier mit Deutlichkeit und Ruhe überwunden. Das Accompagnement war schwankend, wie im vorhergehenden Gesangstück. Wenn der seltne Fall, daß ein junges Frauenzimmer auf zwey ganz verschiedenen Instrumenten einen solchen Grad von Fertigkeit erworben hat, Verwunderung erregt, so wird dieser Vorzug noch bedeutender, wenn man erfährt, daß sie auch auf dem Fortepiano Beyfall zu gewinnen weiß, und die ungemein seltne Vereinigung dieser drey Talente verdient um so mehr Achtung, da sie die Kenntniß und Gabe der Wirthschaftlichkeit nicht ausschließt.

Hr. Krähmer erfreute nun die Zuhörer durch den Vortrag großer Variationen mit Orchesterbegleitung für den ungarischen Esakan (Flüte douce) von seiner eigenen Composition. Mit der natürlichen Lieblichkeit des Instruments verbindet der Künstler einen vollen, runden Ton, dem er eben so bedeutende Kraft als Zartheit zu verleihen weiß. Die kunstreichsten Passagen schweben in oscillirender Bewegung und zugleich in bestimmten, deutlichen Contouren aus dem besetzten Holz. Die Schnelligkeit des Tempo's wuchs mit jeder Variation und bey der letzten mit ihren trefflich gelungenen Decorsprünge durchbrach der stürmische Beyfall unaufhaltsam vor dem Schluß die Schranken. Das nicht unbekante, naïv-amuthige Thema war dem süßen Ton des Instruments, worauf der Künstler wenige Nebenbuhler finden wird, vorzüglich angemessen.

Ein Gedicht von Lembko: Die Gründung Habsburgs, recitirt von der k. k. Hofchauspielerinn Mlle. Müller, erregte zweyfache Theilnahme, durch Beziehung und durch Vortrag.

Adagio und Polonaise für die Clarinette, componirt von Tausch, vorgelesen von Caroline Krähmer, machte den Beschluß. Ein schön getragener, glänzender Ton ist der erste Vorzug der Künstlerin auf diesem Instrument, und wie er in der Tiefe voll und schwellend sich erhebt, so verschmilzt er in der Höhe bis zum leisesten Nachhall des fernsten Echo's. Aus dem Hintergrund des tiefsten Seltenthales scheint er, wie ein Hauch, hervor zu schweben, und eine ganze Idyllenwelt eröffnet sich der Phantasie. Die größte Leichtigkeit wetteifert mit der Virtuosität und in den Gesichtszügen ist keine Spur von Anstrengung zu bemerken. — Dieses Concert gewährte der zahlreichen Versammlung reichhaltigen Genuß.

### Schauspiele.

Auf dem k. k. Hoftheater an der Burg wurde den 29. Oct. Minna von Barnhelm gegeben. Hr. Wilhelmi trat in seiner zwayten Debütrolle als Paul Werner auf.

Man gab sich einst viele Mühe, um darüber in's Klare zu kommen, ob diese Minna der Emilia, oder Letztere jener vorgezogen werden müsse. Ein gelehr-

ter und berühmter Mann erwiederte auf eine solche Anfrage, daß Beyde mit einander sich nicht wohl vergleichen ließen. — Mit größerer Leichtigkeit scheint *Minna von Barnhelm* ausgeführt zu seyn. Wenn es gleich kein reines Lustspiel, sondern mehr ein Charaktergemälde, genannt werden kann, so herrscht doch ungemeine Heiterkeit darin. Unter die des höchsten Schwunges einer schöpferischen Phantasie fähigen Dichter war Lessing nicht zu rechnen; er gehörte in die Kategorie derjenigen, bey welchen Verstand und Geschmack vorherrschend sind. Verakten wird *Minna von Barnhelm* nie, denn dieses Kunstwerk trägt den Stempel der Unsterblichkeit.

Paul Werner ist ein echt preussischer Militär aus jener kriegerischen Epoche; etwas derb, denn er lebt und weht im Kriege; er zeigt jedoch einen gewissen Zusatz von Galanterie, den er während der Winterquartiere unter den hübschen, freundlichen Sächsinnen sich angeeignet haben mag. Er ist durchaus bieder, und dabey etwas abenteuerrich gestimmt. Es gebührt ihm daher nebst der etwas festen militärischen Haltung Feuer und Lebhaftigkeit, und diese Eigenschaften wurden von seinem Darsteller (Hrn. *Wilhelm*) mit glücklichem Erfolg hervor gehoben. Die ganze Außenseite war ein Portrait in Lebensgröße, voll der sprechendsten Ähnlichkeit, durch die Lebhaftigkeit verschönert. Wenn wir jede einzelne Scene durchgehen wollten, so würde uns die folgende immer von neuem fesseln, und bey der ersten Unterredung mit *Francisca* würden wir nicht lange säumen können, obgleich *Werner's* Äußerung des Wohlgefallens an dem *Ihrigen* so viel humoristische Natur durchblicken ließ; sondern von der Scene mit *Tellheim*, wo ihm Paul das Geld auf alle Art und Weise aufzudringen sucht, noch stärker angezogen werden. Während uns die feine Umbiegung des strengen Tons in den Worten: „Der mich zu dieser Lüge gezwungen hat, sollte sich der — nicht auch schämen?“ erfreulich überrascht, greift uns die volle Treuherzigkeit des Zurufs: „Nehmen Sie, nehmen Sie, Herr Major!“ — zu froher Rührung an das Herz.

*Tellheim* ist eine gediegene Darstellung des Hrn. *Koberwein*. Mannheit und Menschlichkeit, und zwischen beyden die stille Duldung eines adlichen Gemüths, zeigen sich in einem milden Hellsdunkel und in einem festen Umriß.

Die verständige *Minna* ist wohlbehalten in den Händen der *Mlle. Hruschka*. Ihre Vertraute, die neckische *Francisca*, wird von *Mad. Anschütz* mit reicher Laune ausgestattet. Diese Rolle ist oft vergriffen worden. Man hat eben die Vertraute, die Gesellschafterin des Fräuleins, übersehen. Einige Stellen in der Rolle können mißverstanden, leicht zu weit führen; wenn man aber auf das besondere Verhältniß, und auf den Charakter des Ganzen Rücksicht nimmt, so wird man, statt durch allzu starke Nuancirungen, oder gewöhnliche Theatermittel, den Ton herabzustimmen, durch Einfachheit und Leichtigkeit, ja sogar durch einige Zurückhaltung, den Charakter auf seinem angemessnen Standpunct zu erhalten wissen.

*Riccant* ist zwar die dankbarste, aber auch zugleich die schwerste Rolle. Hr. *Wothé* spricht als ein Deutscher das Französische recht angenehm und geläufig. Die Declamation ist es nicht völlig, das heißt, die nationale Auseinandersetzung der Rede. — Die Theilnahme der zahlreichen Versammlung gab Beweise der zartesten Empfänglichkeit.

### Gastspiel und Debüt.

Wir haben noch einen Bericht über die Aufführung der *Zauberflöte* auf dem k. k. Hoftheater nächst dem *Kärnthnerthor* im vorigen Monat, worin Hr. *Reichel* als *Sarastro* seinen ersten Versuch machte, und Hr. *Röckel* als *Papageno* gastirte.

Was in letzterer Rolle in Rücksicht des Gesangs gefordert wird, ist keine allzu schwierige Aufgabe, und Hr. *Röckel* befriedigte dieß Mal viel mehr, als in seiner ersten Gastrolle *Figaro*. Das Duett mit *Pamina* zeigte sein Bestreben zu genügen, deutlich, und es gelang ihm an seinem Theil, so wie durch die Mitwirkung und den einfachen Vortrag der Sängerin (*Mlle. Schröder*). Sein Spiel war natürlich und anspruchlos; wenn das Publicum nicht an eine gewisse komische Kraft in der Darstellung dieser Rolle vielfach gewöhnt wäre, so würde der Gastspieler ohne Zweifel mehr gewirkt haben.

Im Final erschien nun Hr. Reichel, engagirtes Mitglied, als Sarastro. Eine hohe, stattliche Figur empfahl den jungen Mann schon vorhinein. Seine Verlegenheit war ungemein, und eben deshalb konnte man den eigentlichen Werth dieser vorzüglichen Stimme nicht gleich gehörig schätzen, obwohl eine seltene Höhe und Tiefe und eine ziemliche Gleichheit des Tones sich mit Leichtigkeit offenbarten. Die Intonation war jedoch sehr schwankend, und in den tiefen Tönen mangelte der Athem. In den Solostrophen des ersten Chors, im zweyten Aufzug, hingegen zeigte sich diese Kern- und Kraftstimme, deren Dasen schon die breitgewölbte männliche Brust verkündigt, in ihrer vollen Gediegenheit. Der Übergang aus den klangreichen, den Raum füllenden Tönen der Tiefe, in die Höhe, geschah mit einer hellen, reinen Intonation, und der Anschlag in jeder Lage mit eben so großer Leichtigkeit, als wenn ein Anderer den Mund zum Reden öffnet. In diesem Gesangstück entwickelte unserer Meinung nach der angehende junge Sänger die schöne Gabe der Natur am glücklichsten, wie er sich hier die allgemeine, zwar ruhige, doch um so bestimmtere Anerkennung erwarb. Im Vortrag der Arie vermifste man am meisten die erforderliche Bildung, für welche die Hand der Kunst bisher noch wenig oder nichts gethan zu haben scheint; indessen traten auch hier die ursprünglichen Vorzüge in ihrer vollen Kraft und mit viel versprechendem Reichthum hervor.

### Pränumerations-Anzeige.

Von Hrn. Franz Bathioli erscheint ein Werk unter dem Titel: Gemeinnützige Gitarreschule oder gründlicher und vollständiger Unterricht in der Kunst, die Gitarre auf eine sehr leichte und angenehme Art, gut und ganz nach Regeln spielen zu erlernen, nebst einer kurzen Anleitung im Singen. Das Werk ist in zwey Lehrurse abgetheilt, wovon jeder in zwey Bände zerfällt. Der erste Lehrkurs handelt von den harmonischen, der zweyte von dem melodischen Theil der Gitarre, und von der Singkunst. Im theoretischen Theil wird der ganze auf der Gitarre Statt habende Mechanismus nach einem wohlgeordneten System zergliedert, und auf die einfachsten Regeln, durch angehängte Notenbeispiele erläutert, zurückgeführt. Der praktische Theil ist außer den über jeden einzelnen Zweig der Gitarrekunst gegebenen harmonischen und melodischen Grundübungen, mit den zweckmäßigsten Übungsstücken für Eine, auch für zwey Gitarren reichlich ausgestattet, so daß über 50 progressive Übungsstücke dargebothen werden.

Der Preis für zwey Bände beyder Lehrurse beträgt 4 fl. C. M. (10 fl. W. W.) Auch wird der Erlag von 2 fl. C. M. oder 5 W. W. bloß für den ersten Lehrkurs in zwey Bänden angenommen. Ende Novembers tritt ein bedeutend höherer Preis ein. Pränumeration wird angenommen entweder bey dem Verfasser, am alten Fleischmarkt Drachengasse Nr. 689, im ersten Stock, oder in der Kunsthandlung der H. Cappi und Diabelli; dann auch bey den H. C. Gerold, C. Kupfer, und im lithographischen Institut. Anfangs December d. J. erscheinen die 2 Bände des ersten Lehrurses; bald nachher folgt der zweyte.

### Concert-Anzeige.

Hr. Franz Schoberlechner, Capellmeister am Hofe zu Lucca, der bereits früher seine Meisterschaft auf dem Pianoforte hier bekundete, hat für künftigen Sonntag, den 10. d. M. im großen Saal der nied. österr. Landstände eine musikalische Akademie veranstaltet, worin der Künstler sich in mehreren Productionen auf besagtem Instrument wird hören lassen. Über die Anordnung des Ganzen gibt der Zettel nähere Auskunft. Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. Artaria und Comp., Mechetti, Cappi und Diabelli, sodann am bestimmten Tage bey der Cassa zu bekommen. Der Anfang ist um halb ein Uhr.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 12. November 1822.

136

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Darstellungen aus der steyermärkischen Alpenwelt.

Von F. C. Weidmann.

### Die Gemsenjagd.

(Schluß)

Ich erwachte mit Tagesanbruch. Noch war es nicht sechs Uhr. Die übrigen Schläfer ruhten sanft. Rasch stand ich auf und trat vor die Hütte hinaus. Herrlich war der Anblick dieses stillen friedlichen Alpenthales in der erhabenen Feyer des Morgens. Das Jägerhaus in der Höll liegt mitten auf einem geräumigen Wiesenplatz, mit dem üppigsten Grün geschmückt. Rings umher steigen mächtige Felsengebilde empor, der Mies, Zellerstaritz, die ungeheuren Wände gegen der Ring\*) hinein u. s. w. Der Fuß dieser Alpen ist mit den herrlichsten Nadelwäldern bewachsen, deren dunkles Grün den pittoresksten Effect gegen das sanfte Grün der Wiese, und das ernste Grau der ungeheuren Kalkgebirgsmassen hervorbringt. Die hohen Gipfel und Zinnen der Hochgebirge glänzten schon feurig im Schimmer der Morgensonne, indessen tiefer herab der violette Nebelduft des Herbstmorgens die Felsen und Wälder umschwamm. Der heiterste Himmel verkündete den schönsten Tag und scharf schnitten sich die Kanten und Ecken der schroffen Gernsgebirge in dem zarten Blau des Äthers aus. Diese Stille lag auf der herrlichen Flur; nicht im Hause, nicht im Walde, nicht auf den Alpen regte sich ein Laut. Aunerl der Jäger kniete mit entblößtem Haupte und gefalteten Händen, das Antlitz gegen die im Morgenroth blizenden Al-

\*) Im Ring ist der reichste Gemsenstand, und die in der Jägersprache, sogenannte Gemsmutter der Alpenjagden Sr. kais. Hoheit der Erzherzogs Johann. Es ist dies ein ungeheures, aus den senkrechten Wänden der bösen Mauer, der Ringes Kämpfe, des Höllenkampfes u. a. gebildetes Amphitheater. Hier kann der Beschauer Heerden von 150 — 200 Gemsen ruhig weiden sehen. Eine Erscheinung, die sich in der ganzen mitteleuropäischen Alpenkette nicht wieder findet. Um diesen seltenen Stand gehörig zu schonen, gestattet auch Sr. kais. Hoh. die Jagd im Ringe nicht. Sie ist ausschließlich der Jagdlust seines kaiserlichen Herrn und Bruders, unsers erhabenen Monarchen, bestimmt.

penispitzen gewendet, und bethete sein Morgengebeth. Unmöglich war es von diesem Anblick nicht ergriffen zu werden. Diese über alle Beschreibung großartige Natur, die himmlische Ruhe und Stille des heitern Morgens, und jener im Gebethe hingefunkene kräftige Alpensohn, dieses Ganze machte tiefen Eindruck auf mein Gemüth. Unwillkürlich entblöste ich das Haupt, und auch meine Gedanken flogen aufwärts zu dem unnenbaren Wesen, welches in der Pracht der Alpennatur sich seinen herrlichsten Tempel erbaute, zu jenem Wesen, dessen gütige Vaterhand mich geführt und aufrecht erhalten hatte in einem mir großen Theils feindlich entgegentretenden Leben, und mit der Thräne, welche unwillkürlich mein Auge näste, stiegen die Gefühle meines Dankes, und die liebevolle Erinnerung an die Heimath und die zurückgelassenen Lieben zum Throne des Ewigen empor! So feyerte ich hier ein köstliches Morgenstündchen.

Allgemach ward es denn lebendig im Jägerhause. Die Schläfer erwachten. Es war das Frühstück bereitet, und nachdem dasselbe eingenommen war, verfügte sich die rüstige Jägerschar nach Weichselboden in die Kirche, denn es war heute Sonntag. Noch lagen dicke Nebel gegen den Weichselboden hinaus, aber alle Bergspitzen ringsum hatten schon aufgetaucht, aus dem wogenden Meere und glänzten hell im goldnen Sonnenschein. Vor der Kirche in Weichselboden war bereits nach ländlichem Gebrauch die ganze Gemeinde versammelt und harrete des Glockenrufes zur Messe. Die Gemeinde ist indesfen nicht eben sehr zahlreich. Der Weichselboden, diese nur von hauptgewerkschaftlichen Holzknechten bewohnte Flur, war vor weniger als fünfzig Jahren (1772 — 1780) nur eine unwirthbare Wildniß mit Urwald bedeckt. Die ganze Gemeinde Weichselboden und Gschäder (letztere von früher nach Aflenz eingepfarrt, wurde aber nach Erbauung der Kirche im Weichselboden (1774) zu dieser Pfarre gezogen) zählt nicht viel über vierhundert Seelen.

Bald nach unserer Ankunft verkündete das Glöckchen den Beginn des Gottesdienstes, dem wir sofort beywohnten. Nach der Messe ging es wieder zurück nach dem Jägerhause, und man schickte sich zu erneuertem Beginne der Jagd an. Heute war das sogenannte Brennach, an den Felsenwänden der Zellerstarige, zur Jagd bestimmt. Außer den zahlreichen Gemsen, welche in den Klüften dieses majestätischen Gebirges haufen, ist dasselbe auch noch in anderer Hinsicht ein Eldorado der Jäger; der Schildhahn (*Tetrao tetrix*), dessen Jagd der steyermärkische Äpler leidenschaftlich liebt, dürfte in der ganzen großen norischen Alpenkette kaum anderswo in solcher Menge zu finden seyn als auf der Zellerstarige. Dieser mächtige Berg, dessen Füße nach Weichselboden, Gereith (bey dem Gußwerk nächst Mariazell), Wegscheid und Rammathal wurzeln, ist ganz zu Hegung dieser Thiere geeignet, und sein bedeutender Umfang (auf dem Gipfel fast eine Meile) macht eine so ansehnliche Bevölkerung möglich, daß z. B. selbst unsern Treibern heute ganze Scharen dieser Thiere aufstießen.

Nachdem die Treiber bereits eine Zeitlang abgegangen waren, verfügte sich die Jagdgesellschaft nach den Ständen. Es war eilf Uhr. Das Wetter war unbeschreiblich heiter und mild. Das gewöhnliche Rendezvous der Jäger an der sogenannten Armenseelenbuche (sie erhielt diesen Namen von einem an ihr befindlichen Gemälde) vorüberschreitend, stiegen wir rasch bergan, und hatten

bald die Plätze unserer Bestimmung erreicht. Die Jagd begann; ich hatte einen der Holzknechte mit mir genommen, mir die Büchse und den Wettermantel zu tragen, welche mir bey dem steilen Aufwärtssteigen sehr beschwerlich fielen. Dieser Bursche unterhielt mich mit seinem naiven Gespräch. Es gereicht mir wahrlich zum Vergnügen, einen Theil dieses Gespräches hier anzuführen, weil er eine Handlung betrifft, welche nicht öffentlich genug gemacht werden kann. Wir sprachen von den Verrichtungen der Holzknechte im Weichselboden, und von der Noth dieser armen Leute in den bösen Jahren \*). Da erhob nun mein Begleiter mit der ungekünstelten Sprache der Natur das Lob des Pfarrers im Weichselboden; wie er sich in jener Zeit der Noth und des Kummer als wahrhafter Vater gegen alle Dürftigen bezeigt, und gar oft sein letztes Brot aus dem Hause gegeben habe, um einem Armen beizustehen. Möge dieser würdige Priester denn auch in der vollen dankbarsten Liebe seiner Pfarrkinder den schönsten Lohn seiner edlen Gesinnung finden. Ich enthalte mich allen übrigen Bemerkungen; solche Handlungen sind über alles äußere Lob erhaben.

Die Jagd ging indessen während dieser meiner Gespräche ihren Gang lebhaft fort. Schüsse knallten rasch hinter einander, doch auch heute kam keine Gemse in unsere Stände herab, was unbezweifelt durch den heute südlich, also die Alpe aufwärts ziehenden Wind, der den Gemsen, diesen spursamsten aller Alpenthiere, das Daseyn der Jäger verrieth, verursacht ward. Um vier Uhr holte uns der Jäger Hanns wieder ab, und wir begaben uns nach dem für heute bestimmten Sammelplatze am Seestein. Wir kehrten nicht nach dem Jägerhause zurück, weil nun, da die Jagd geendet war, sogleich nach eingenommenem Jägermahl nach dem Brandhose aufgebrochen werden sollte. Diese Mahlzeit sollte also heute im Freyen eingenommen werden. Schon waren die Weiber mit dem Küchenwagen am Seestein angelangt. Auf einem herrlichen Waldplätzchen von dunklen Fichten umgeben loderte bereits das Feuer unter dem Kessel und rege Geschäftigkeit herrschte überall. Nach und nach kamen die Jäger alle in einzelnen Parthien von den Höhen herab. Der Anblick der versammelten Gesellschaft war höchst malerisch. In den verschiedenartigsten Gruppen lagen und standen die Schützen und Treiber auf dem Rasenplatz umher. Der herrlichste Abend sandte seine letzten Strahlen auf die Zinne der Hochalpen ringsum (besonders leuchteten die Felsengipfel der Toppelwand in wunderbaren Glanz), indessen hier auf dem stillen Rasenplatz am Seestein schon tiefe Dämmerung auf den Wäldern lag und einzelne Sterne am Horizont zu schimmern begannen.

Endlich gab der Herr der Jagd das Zeichen zum Aufbruch. Noch einmal schoß die Jagdgesellschaft ihre Gewehre ab, daß es donnernd rings das Echo in den Alpen aufrief, und nun umringten die guten hier zurückbleibenden Äppler den gütigen Gebieter, ihm Kock und Hände küßend, im treuerzigen Andrang. Ihr herzlich, kindlich frommer Abschied, ihre treuerzigen Worte, und die milde Herablassung des hohen Herrn, gaben ein freundliches rührendes Bild. Endlich brachen wir auf. Lautes Jauchzen begleitete uns.

\*) Die Jahre von 1811 bis 1817, welche durch Miswachs und Elementarschäden große Noth, besonders in den Alpenthalern der oberen Steyermark, erzeugten, werden daselbst immer nur die bösen Jahre genannt.

Alpenlieder erklangen weit im Gebirge wiederhallend, die dreytägige Jagd-  
lust war beendet, zehn Gemsen wurden erlegt.

Wir nahmen den Rückweg wieder den Seestein hinab durch das Ramma-  
thal, auf welchem wir gekommen waren. Immer tiefer und tiefer senkte sich  
die Nacht auf die Thäler herab, aber eine Nacht, so ruhig und mild, wie ich  
sie um diese Jahreszeit (13. October) im Alpenlande noch nie erlebte. Im  
leichten Nocturne schritten wir dahin durch die Alpenwälder, durch welche ein lei-  
ser Nocturne, nicht stärker als im freundlichsten Herbst in dem flachen Lande,  
säuselte. Rasch ging es fort über die Wiesen und den Anbruch von Porzel-  
lainerde\*), dessen weiße Abhänge weit durch das Nachtdunkel glänzten, dahin  
gegen den Kastenriegel, dessen steilen Abfall wir im freundschaftlichen Ge-  
schwäche bald erklimmt hatten und uns nun schnell in das Rammthal hinab-  
senkten. Im feurigsten Glanze leuchtete das Sternenheer am tiefblauen Äther  
unserm Wege. Gleich einem Cometen funkelte das schöne Gestirn der Locke der  
Berenice über der fernen Weitschalse. Um halb neun Uhr betraten wir wie-  
der die große Straße nach Zell. Der größte Theil der Gesellschaft zog rechts  
nach dem Brandhose, ein kleinerer nach dem nahe gelegenen Wegscheid. Er-  
müdung hieß auch mich dasselbe thun, da nach dem Brandhose den Seeberg  
hinan noch gut anderthalb Stunden zu gehen war.

Am heutigen Morgen mit dem frühesten brachen wir von Wegscheid auf  
und trafen zeitig auf dem Brandhose ein. Hier begann wieder eine andere  
Gattung Jagdlust, nämlich Hirschjagd in der Lopeen, einer felsigen Waldge-  
gend südöstlich vom Brandhose. Ich schoß ein schönes Thier. Noch ist die Jagd-  
lust dieser genußreichen Lage nicht beendet, denn für morgen ist wieder Gams-  
jagd bestimmt, welche leicht übermorgen fortgesetzt werden dürfte.

Im Laufe dieser fröhlichen Tage habe ich wieder einen reichen Schatz  
heiterer Erinnerungen in meiner Brust niedergelegt. An ihnen werde ich mich  
erheben und erfreuen in den Tagen des Winters, wenn der Kerker der städ-  
tischen Mauern mich wieder umfassen hält, bis dann abermals die Schnee-  
decke der herrlichen Alpen springt, die lustigen Quellen rauschen, die Solda-  
nellen blühen und ich wieder hinaus ziehen kann in die stillen Freuden der  
friedlichen Alpenwelt, zu neuen Genüssen im lebendigsten Dankgeföhle ge-  
gen den Erhabenen, durch dessen Guld ich mich ihrer erfreuen kann.

\*) Diese sogenannte Porzellainerde wird für eine Fabrik bey St. Pölten gewonnen  
und dahin abgeführt. Sie scheint indessen nichts anders als eine Bergmilch zu seyn

### Genien der Gleichheit.

Mag auch der Wahn sich stolz erheben,  
Und von dem Menschen wende rauh den Blick  
Der Mensch in's eigne, kalte Herz zurück;  
Sind uns drei Genien doch gegeben:  
Das Mißgeschick mit seiner schweren Hand,  
Die zarte Liebe mit dem süßen Band,  
Der Tod mit seinem Schauerland;  
Sie tilgen jeden Unterschied vom Leben.

## Die Liebe.

Wie das heit're Licht der Flamme,  
Glänzt die Lieb', das Licht des Lebens,  
Ist des Daseyns heil'ge Quelle  
In der ewigen Natur.

Alles will der Flamme nahen,  
Alles ist dem Licht befreundet,  
Will in Feuers Näh' erwärmen,  
Ländelt unbedacht umher!

Aber von der Glut ergriffen  
Schlägt es überm Haupt zusammen,  
Wenn zündbare Stoffe nahen,  
Zündbar wie des Menschen Herz.

Fluthen löschen Licht und Flammen,  
Die da außer uns entstanden,  
Ob sie auch zum Himmel schlagen  
Und die Erde überziehn,

Aber nicht die Glut der Liebe;  
Mächtig brennt sie fort im Herzen,  
Nimmer wirst du sie vertilgen,  
Bis sie willig selbst erlischt.

F. S. 6—7.

## Correspondenz-Nachrichten.

Neapel am 20. October.

Gestern wurde hier im Theater de' Fiorentini eine freye Übersehung von Houwalds Bild gegeben, unter dem Titel: „due amanti di una cieca.“ Die genommene Freyheit des ungenannten Übersetzers verwandelte das Trauerspiel in ein Drama und die schöne poetische Sprache in einen prosaischen Tiradenschwulst. Meine Geduld riß während des dritten Act, ich floh aus dem Tempel und kann Ihnen also vom Ende dieses Drama mit der heutigen Post nichts näheres mittheilen. Wenn auch in der Übersehung die Charaktere der handelnden Personen ziemlich treu erhalten wurden, so mußten selbe doch unter dem Spiel gänzlich untergehen. Die arme trauernde Camilla geberdete sich im Affecte wie eine Kantippe; Spinarosa trat durch Übertreibung ganz aus seiner Rolle; der Marchese wurde Buffoartig vorgetragen; der deutsche Ritter, im weißen Puder-mantel mit schwarzem Gürtel und Kreuz, abgemessenen Schritten und hohler Stimme, schien aus dem Grabe erstanden zu seyn, und der junge Leonhard ward von einer Demoiselle so weiblich gegeben, daß er kein Interesse erwecken konnte. Daß der bey diesem Theater engagirte Schauspieler De Marini (der italienische Iffland) nicht die Rolle des Marchese oder des Malers übernommen, war zu bedauern, wir wären doch durch den richtigen und kräftigen Vortrag eines Charakters befriedigt worden. Dem italienischen Theater schaden alle und besonders Übersehrungen aus dem Deutschen, und doch kommen meist nur diese auf die Bühne; höchst selten sieht man Nationalwerke, worin der hiesige Schauspieler allein seiner Kunst Genüge leisten könnte, während das Kleid fremder Naturen, die er der seinigen anpassend machen will, unmöglich gefallen kann. Dem Volke gefällt indessen Alles, wenn nur die Worte unter Seufzen und Stöhnen heraufgezogen und mit fürchterlichen Geberden begleitet werden.

In den Hoftheatern entzückt fortwährend Mad. Fodor durch ihren Gesang und Vortrag: das für sie mit Recht enthusiastisch eingenommene Publicum sieht mit Sehnsucht der angekündigten neuen Oper „Maria Stuart“ entgegen, welche eigends für sie geseht,

ihren Triumph vollenden soll. Künftigen Monat März werden Sie aus Wien Ihr Urtheil über sie gegen das meinige austauschen können.

### L i t e r a t u r.

**Aurora** — kein Wort weiter steht auf dem Titelblatt eines magyarischen Taschenbuchs. Dieser einfache Titel nimmt sich sehr gut aus, in den Strahlen der aufgehenden Sonne, die zugleich den Tempel des Ruhmes und die mit den Attributen der Künste umgebene Büste des Erzherzogs Palatin beleuchten. Auch das übrige Äußere des Taschenbuchs ist freundlich. Der Druck ist mit mehr Fleiß besorgt, als im ersten Jahrgang, die Kupferstiche gefällig in Blaschke's bekannter Manier. Es sind deren außer der Bignette auf dem Titelblatt noch neun, nämlich die Aurora als Titelfupfer, vier Scenen aus Alexander Kisfaludi's älteren Sagen (Regék), zwey aus dem Inhalt des Taschenbuchs und zwey magyarische Ansichten, Kremicz und Szklabina. Man sieht, daß der Herausgeber bemüht gewesen ist, das Taschenbuch mit hinlänglichem Schmuck in die Welt zu senden. Gleiche Sorgfalt und noch mit größerem Erfolg ist dem Inhalt geworden. Aufsätze in Prosa sind acht, worunter ein geschichtlicher vom Grafen Joseph Teleki über Ludwigs des Königs von Ungarn Heereszüge nach Neapel. Die Erzählung schreitet ruhig und ernst fort, lenkt nirgend vom Hauptzweck ab, ist aber doch umständlich und bietet schöne Züge zu einer einseitigen Biographie Ludwigs. Unter den übrigen Aufsätzen in Prosa ist der beste von Benjamin Szalai, die Schicksale Jonas Tollagi's, es ist nicht nur im Taschenbuch die gelungenste Erzählung, sondern unter den humoristischen in der ganzen magyarischen Literatur die vorzüglichste. Die Palme und Cypresse, eine Allegorie von Carl Kisfaludi, verdient zunächst genannt zu werden. Dordy's Gnomen sind ebenfalls verdienstlich. Der letzte Aufsatz in Prosa ist eine dramatische Anekdote von Carl Kisfaludi, Szilagyi's Befreyung. Unter den Gedichten begegnen wir zuerst einer Sage von Alexander Kisfaludi. Der Eremit am Szentmihalyer-Berg. Sie verdient rühmliche Erwähnung. Unter den Gedichten, die der Redacteur Carl Kisfaludi einrücken lassen, zeichnen wir seine Heimathsehn sucht und die meisten seiner Epigrammen aus. Gritti Ludwig ist vortrefflich versificirt. Was Szentmiklosi und Kis gegeben, ist ihres Namens und Ruhmes würdig. Wandorfy, Balla haben recht zarte Sonnetts geliefert. Der Bakony von Töltenni, Helmezy's Schlachtruf und das Freudenlied von Jzidor Guzmics sind echt vaterländische glühende Oden, letztere ist die vortrefflichste. Baj's Abendstern und des Grafen Gebeon Kadavy Glaube sind lobenswerth. Dobrenten hat ein Gedicht, die Phantasie, einrücken lassen, welches sehr gelungen ist, so wie sein großes Gedicht Belgrad (129 Strophen) vielen Beyfall verdient. Die Übersetzungen aus Schiller von Helmevi sind brav. Im Ganzen genommen ist die äußere Ausstattung und der Inhalt vorzüglicher, als im ersten Jahrgang, und wir wünschen dem Herausgeber und den Lesern, daß es, wenn auch nicht von Jahr zu Jahr, in ähnlichem Maß vorschreite, doch auf der Stufe bleibe, zu welcher es sich emporgeschwungen.

### C o n c e r t.

Hr. Luigi Legnani, Professor der Guitarre, ließ sich am 28. Oct. zum zweyten Mal im großen Saal der nied. österr. Landstände hören. Es ist unter die auffallendsten Seltenheiten zu rechnen, daß Jemand auf einem, sobald es anders, als zur Unterstützung des Gesanges verwendet wird, für undankbar gehaltenen Instrument, einen solchen Grad von Virtuosität und eine so allgemeine und unbedingte Anerkennung gewinnt. In der That leistet dieser Concertgeber auf seinem Instrument so viel, als irgend nur ein anderer Meister auf dem seinigen leisten kann. Es wird zu einem ganz andern Instrument unter seinen Händen. Man glaubt, wenn er Forte spielt, oder den höchsten Grad von Geläufigkeit producirt, mehrere Hände, als bey gewöhnlichem Gui-

tarrespiel, oder eine Orchesterbegleitung von wenigstens mehreren Saiteninstrumenten zu hören, obgleich die sonst ziemlich große italienische Guitarre eine etwas schwache Besaitung hat.

Hr. S. Legnani begann nach der unter Leitung des Orchester-Director Clement gut ausgeführten Ouverture, welches Lob auch den übrigen Ensemble's gebührt, mit einem von ihm selbst componirten Concert, worin die glänzendste Kunstfertigkeit mit der größten Rundung und Bestimmtheit und einer unübertrefflichen Leichtigkeit, der die bedeutendsten Schwierigkeiten noch zu gering scheinen, siegreich wetteiferte. Im Gebrauch der Finger zum Anschlagen der Saiten mit der Rechten, hat der Künstler einen eignen Vortheil. Die Anmuth des Tones in sanfteren Parthien ersetzt die Melodie, wie die Stärke in der Tiefe bey schwachem Accompagnement die vollstimmigere Mitwirkung. Der Schluß war im Allgemeinen sehr effectreich.

Nun hörten wir die erste Arie des Malcolin aus Rossini's Donna del Lago, von dem Concertgeber selbst gesungen und begleitet, und vernahmen einen angenehmen männlichen Tenor, in den Mitteltönen zwar etwas bedeckt und schwach, aber lieblich in der Höhe, und durch ein sehr gebildetes Falset erweitert. Ein geschmackvoller Vortrag, wie er diesen Stimmen eigen zu seyn scheint, machte den Gesang besonders interessant; und Jedermann wird wissen, daß hier von dem Italienischen die Rede ist. Der zweite Theil gewann durch diesen Vortrag einen ganz eignen Charakter.

Hierauf folgt eine Caprice für die Guitarre allein, von dem Künstler und Componisten in Einer Person mit dem Zeigefinger der linken Hand vorgetragen, während die rechte, wie gewöhnlich, mitwirkte. Diese Production gewährte nicht nur ungemeine Unterhaltung, sie erregte auch Erstaunen, und befriedigte in ihrer Art vollkommen. Die größte Deutlichkeit, Reinheit und Geläufigkeit sprach sich durchgehends aus; es war aber doppelt interessant, die flatternde, gleitende, schwebende Bewegung des Fingers mit den Augen zu verfolgen. Eine ziemliche Reihe von Schwierigkeiten, die man sonst mit vier Fingern zu besiegen Mühe hat, wurden hier so spielend, läßt sich in doppeltem Sinn sagen, überwunden, daß man die fehlenden nicht vermiste, und es bedurfte einiger Aufmerksamkeit, um gewiß zu seyn, daß nicht mehrere in's Spiel sich mischten. Zuletzt noch ein scherzhafter Triller, ebenfalls mit Einem Finger. Das Ganze war überhaupt ein Scherz, aber ein sehr künstlicher, und wir sind versichert, daß seitdem mehrere Freunde und Freundinnen der Guitarre dieses Kunststück fleißig werden exercirt haben.

Den Schluß machten große Variationen für die Guitarre allein, von der Composition des Künstlers, die mit einem noch größern Reichthum von Virtuosität ausgeführt wurden, als alles Vorhergehende. Der Vortrag dieser Variationen ist wohl das non plus ultra. Wir bemerkten hier noch vorzüglich den gesangreichen Ton, der mitten im Gewühl volltönender, geräuschvoller Harmonien und kräftig angeschlagner Accorden lieblich durchklang. Der Beyfall stieg auf's Höchste, von vielfach wiederholtem Bravorufen noch verstärkt, und der Meister mußte mit diesem frohlockenden Fortissimo einer kleinen Zahl von Zuhörern dieß Mal sich begnügen.

### Schauspiel.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg wurde den 4. d. M. zum ersten Mal aufgeführt: Die Flucht nach Kenilworth. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Walter Scott's Roman: Kenilworth, metrisch bearbeitet von J. K. v. Lenz, genannt Kuhne, Mitglied des Hamburger Stadttheaters.

Der Stoff dieses historischen Romans muß ohne Zweifel große Anziehungskraft für die dramatischen Schriftsteller haben, und vielleicht sind in diesem Augenblick mehrere Bearbeitungen desselben Gegenstandes schon in Manuscript vorhanden, ohne die in petto mitzurechnen. Eines Theils liegt der Grund wohl in der Anlage und Ausführung der Begebenheit, dann in dem Interesse, welches die bekannten Hauptpersonen durch ihre geschichtliche sowohl als dramatische Bedeutung einflößen, und endlich auch

wohl in der außerordentlichen und ganz neuen Catastrophe, so sehr diese auch der dramatischen Darstellung widerstrebt. Einen tragischen Ausgang erfordert diese Handlung allerdings, obgleich sie durch die Verwicklung dem Charakter eines Intriguenstücks sich nähert, und diese tragische Bedingniß geht aus dem persönlichen Charakter der *Emmy Robsard* hervor. Die Geschichte weiß nichts von ihr, und der Dichter des Romans hat, wie es scheint, die Idee aus einer Ballade geschöpft. Es wird indessen doch behauptet, *Elisabeths* berühmter Günstling, *Robert Dudley*, Graf von *Leicester*, sey heimlich vermählt gewesen, seine Gattin aber unvermüthet schnell verschwunden, ohne daß man recht erfahren können, was aus ihr geworden. Sey es nun also diese *Emmy Robsard* immerhin; sie ist vom Dichter ganz für die Tragödie angelegt, mit allen Eigenschaften ausgestattet, die sie dem Untergang entgegen führen. Er hat sie grade so liebenswürdig gemacht, als nöthig ist, um unser Mitleid zu erregen, und so abstoßend auf der andern Seite, daß sie das Verderben gegen sich anreizen muß. Jung, schön, und bey allem Leichtsinne dennoch geistreich, liebt sie ihren Verführer mit grenzenloser Leidenschaft; dieß ist ihr vorzüglichstes Verdienst. Undankbar gegen die Ihrigen, verläßt sie das väterliche Haus, um einem Mann zu folgen, auf den sie keine feste Hoffnung bauen kann, der es nicht einmal wagt, sie vor der Welt die Seinige zu nennen. Eitel und stolz im höchsten Grade, gibt sie Anlaß zum Verdacht, daß diese wenigstens eben so großen Antheil an ihrer Liebe haben, als die Zuneigung des Hergens; hart und übermüthig gegen Solche, die ihr Schaden können, spornet sie die Rachsucht gegen sich, und schließt mit einer Unbesonnenheit, die ihr auf eine, oder andere Art gefährlich werden muß. So ist sie ganz geeignet, ein tragisches Ende zu nehmen, und seinem Zweck gemäß, konnte sie der Dichter mit größerer Schonung nicht behandeln. Was *Elisabeth* betrifft, so hat der Schriftsteller ihrer Nation dieser berühmten Königin in Wahrheit nicht geschmeichelt, und sonderbar genug, Sie, die als Regentin so gern und mit so vielem Glück der Larve der Schauspielkunst sich zu bedienen pflegte, hat, auch nach ihrem Tod, in Ebenbildern auf der Bühne selbst ihr mimisches Talent gar oft bewundern lassen. *Meister William*, der ihr Jahrhundert mit verherrlichte, ließ sie schon im zartesten kindlichen Alter auf die Scene bringen, und diese Erscheinung machte großen Eindruck auf die Zuschauer; *Elisabeth* wohnte in Person der Vorstellung bey, und nahm die Huldigung des großen Dichters wohlgefällig auf. So wie sie hier in *Kenilworth* vor unsere Augen tritt, gleicht sie dem von *Schiller* gezeichneten Charakterbild am meisten. Wenn sie indessen dort als Heuchlerin sich zeigt, so wird dieses zweydeutige Benehmen in der Hauptsache durch eine weit bedeutendere Angelegenheit veranlaßt; hier erscheint es besonders Anfangs als bloße Charakterschilderung, und wenn es der darstellenden Künstlerin Gelegenheit gibt, ihr Talent im vollen Glanz zu zeigen, so läßt dieses trügerische Spiel kaum einen Schein von Entschuldigung auf die Königin fallen.

Es ist keine leichte Sache für den Schauspieldichter, einen so inhaltsreichen Roman in eine dramatische Handlung einzuschränken. Dem Verfasser dieses Trauerspiels ist es in der ersten, größeren Hälfte des Stücks gelungen, wenn gleich, besonders zu Anfang des ersten Aufzugs Manches noch gedrängter seyn könnte. Es mangelt hier jedoch weder an Interesse, Klarheit, noch Lebendigkeit, und die Charaktere sind kräftig ausgeführt. Im dritten Act ist *Emmy* mit so vielem dramatischen Feuer in Handlung gesetzt, daß die Theilnahme nicht erkalten kann. Von jetzt an fehlt es aber mehr und mehr an fester und bestimmter Motivirung, die Klarheit trübt sich etwas, und der Gang der Handlung nimmt eine trägere Bewegung an. Das Motiv der Ermordung *Emmys* ist zu schwach, und der Entschluß erscheint zu wenig vorbereitet, daher erfordert er auch eine umständliche Erörterung, wodurch die Scene schleppend wird, ohne daß die Wahrscheinlichkeit dadurch gewinnen kann. Die Ausführung selbst ist der Handlung noch nachtheiliger, und isolirt gleichsam den letzten Theil derselben. Was in der Erzählung aus unsern Augen gerückt wird, muß hier durch ein entsetzliches Maschinenwerk zur Anschaulichkeit gebracht werden, um die Schauer erregende Catastrophe zu bewirken. Auf solche Weise wird der Anfangs vortheilhafte Eindruck nach und nach geschwächt ohne jedoch das Interesse an dem Fortgange der Handlung aufzuheben.

Es bleibt nach diesem Allen die Erinnerung an die künstlerischen Darstellungen noch übrig, die wir jetzt erwähnen werden. Wenn sich eine solche Fülle von Talent darin entwickelt, muß man am ersten darauf verzichten, sie zu schildern, oder zu beschreiben. Elisabeth (Mad. Schröder), trotz ihrer Ähnlichkeit in den Hauptzügen mit der Nebenbuhlerin und Feindinn der Maria Stuart, erschien in der Rivalin Emmy Robsard's doch als ein ganz neues, glänzendes Charakterbild durch die Hand der Kunst vollendet. Jeder Moment trat mit kräftiger Bedeutung und im hellen Farbenglanz hervor. In diesem verklärenden Licht, das sich in den feinsten Abstufungen überall verbreitete, gewann der Charakter selbst an Wohlgefälligkeit; die Wahrheit der Darstellung mit jener künstlerischen Kraft verbunden, die sich in festen Zügen und bestimmten Umrissen offenbart, gab dem täuschenden Spiel der Vorstellung einen gediegenen Gehalt und volle Glaubwürdigkeit. Wenn man aus dem ganzen Gemälde, das einen großen Eindruck hervorbrachte, und dem das Trauerspiel einen bedeutenden Theil der guten Aufnahme verdankt, Einzelnes herausheben will, so sey es die lebendige Andeutung des mehrmals erwachenden Argwohns, und die in das schmerzliche Gefühl gekränkter Liebe hinschmelzende Härte der beleidigten Monarchinn.

Mlle. Müller hatte die tragische Bedeutung des Charakters der Emmy Robsard tief aufgefaßt. Sie gab ihm einen Anflug von Heroismus, dem Liebe und Ehrgeiz zur Begründung dienen. In der Scene des dritten Act's, wo Emmy den Antrag des Richard Varney mit entschlossener Verachtung und dem vollen Gefühl des beleidigten Stolzes streng verwirft, erhob sich die Künstlerinn auf den Höhepunct der Darstellung: wir setzen das nachfolgende Selbstgespräch, des tief ergreifenden Ausdrucks der Zärtlichkeit und Reue wegen, dieser Scene gleich, und fanden in jeder Stoff zur Bewunderung genug, die durch den entschiedensten Erfolg gerechtfertigt wurde.

Leicsefer, ungeachtet sein Verhältniß zur Elisabeth dasselbe ist, unterscheidet sich dennoch durch seine größere, ja bis zum Schluß des vierten Aufzugs fast einzig durch den Zusatz von Verstellung modificirte, Passivität von jenem Günstling zweyer Königinnen merklich; man darf nicht durchaus dieselben Forderungen an den Darsteller machen.

Hr. Wilhelm scheint derjenigen Biegsamkeit, die den Intriganten zur Ausföhrung seiner hinterlistigen Plane, und zur täuschenden Verlarvung dient, mit Mühe nachzustreben, hingegen der Bösewicht mit offner Stirne leichter von ihm aufgefaßt zu werden.

Hr. Kettel gab den Lightstone mit einem den leidenden Jüngling erhebenden Feuer. Lambourne (Hr. Koberwein) und Foster (Hr. Costenoble) griffen besonders in der ersten Hälfte dieses Stücks durch recht kräftige Gestaltungen sehr wirksam in die Handlung ein.

Durch die meisterhaften Decorationen des Hrn. de Pian, und das vom Hrn. v. Stubenrauch angegebene geschmackvoll glänzende Costüm gewann das Trauerspiel durchgehends ein wahrhaft festliches Ansehen.

## O p e r.

Auf dem k. k. Hoftheater am Kärlthor wurde am Vorabend des allerhöchsten Namensfestes Ihrer Majestät der Kaiserinn und Königin aufgeführt: Fidelio, in zwey Aufzügen, nach dem Französischen. Musik von Ludwig von Beethoven. (Neu in die Scene gesetzt.) Vor Anfang der Oper wurde das festliche Lied: Gott erhalte Franz den Kaiser! angestimmt.

Die Administration der vereinigten Theater konnte keine würdigere Wahl treffen, als diese, wodurch ein allen Verehrern deutscher Tondichtung werthes Werk wieder auf das Repertoire gebracht wurde, ein Werk, dem unter den classischen Erzeugnissen der dramatischen Musik zu allen Zeiten ein bedeutender Rang gebührt. Die Menge wurde Anfangs zwar geblendet durch den Reichthum der Idee, den Glanz des harmonischen Schmuckes und die Tiefe der Conception; aber die Kunstverständigen, und die mit dem gewaltigen Geiste der Harmonien Wohlvertrauten, erblickten Licht und Klarheit überall.

und haben es so überzeugend dargethan, daß es Licht geworden ist für jedermann. Obgleich der melodische Theil dieser Composition keine großen Forderungen an die Perfectibilität der Kehlen macht, so ist die Ausführung des Gesanges dennoch keine leichte Aufgabe, weil die Energie des Ausdruckes und die Kraft der Declamation desto mehr in Anspruch genommen werden. Eine Bühne, die solche Werke ehrenvoll zu produciren wagt, wird mit Recht zu den ersten der Nation gerechnet. Freylich werden classische Werke dramatischer Dichtung wohl ziemlich ohne Unterschied gegeben, doch hat es hiermit eine andere Bewandniß, und im Reiche der Musik macht, besonders wenn sie an ein Werk, wie *Fidelio*, sich wagen will, die Mittelmäßigkeit weniger Glück, als irgendwo.

Schon in der Ouverture eröffnet sich eine neue Welt voll großer und reizender Erscheinungen; der glänzende Genius der Phantasie schwebt über der Tiefe, die großartigen Bilder und Gestalten, die reichhaltigen harmonischen Massen, die sich durchflechten und durchkreuzen, wohlgefällig ordnend und vereinigend. Das Orchester behauptete seinen alten Ruhm, und schon dieses erste Musikstück mußte wiederholt werden, denn der Enthusiasmus der Menge läßt sich durch die Betrachtung der Schwierigkeit einer Leistung nicht beschränken; diese Schwierigkeit vermehrt nur noch den Reiz.

Die Sänger schienen Anfangs zwar in einem lobenswerthen Mißtrauen in ihre eigenen Kräfte noch befangen, aber durch die Theilnahme des Publicums angeregt, gewannen sie bald mehr und mehr Sicherheit, und es entwickelte sich während der Production nach und nach ein Wärmestoff, der besonders im zweyten Act mit schnellem Wachsthum sich verbreitend, in ein wahres Feuer der Begeisterung überging. Der Vortrag des vierstimmigen Canon im ersten Act, von Mlle. Schröder (*Fidelio*), Herrn Zeltner (*Roffo*), Mlle. Th. Demmer (*Marzelline*), und Herrn Kauscher (*Saquino*) gesungen, machte bereits einen vortheilhaften Eindruck, und wurde mit glücklicher Übereinstimmung von den Sängern durchgeführt. Der Vortrag des Terzetts war etwas schwankender. Hr. Forti (*Don Pizarro*) wurde mit besonderer Auszeichnung empfangen; er wirkte in seiner Arie kräftig, ohne Anstrengung, und ließ den Anforderungen des Gesanges, hier, wie überall, sein Recht widerfahren. Die Erscheinung der Mlle. Schröder als *Fidelio* war an sich allein empfehlend, noch mehr empfahl die Sängerin sich durch den einfach rührenden Ausdruck im Adagio der Arie; die Übergänge im Allegro wurden sehr bestimmt markirt, die klangvolle Erhebung der Stimme am Schluß wirkte wohlgefällig und ergreifend. Die immer lebendige Phantasie des Tondichters scheint in dem Chor der Gefangenen einen neuen, höheren Schwung genommen zu haben. Das Herz des Hörers wird durch den Ausdruck ihrer Schmerzensklage nicht herabgestimmt, vielmehr erhoben durch den Geist des Glaubens und Vertrauens, der in diesen Klagetönen waltet, durch den Adel des Gefühls, der darin herrscht. Die Präcision in der Ausführung des Gesanges verdient laute Anerkennung.

Der zweyte sehr effectreiche Act beginnt mit der Arie des *Florestan*, die Hr. Saginger durch die Biegsamkeit seiner Stimme und die glückliche Verwendung seiner umfangreichen Höhe unterstützt, eindringlich vortrug. Das Recitativ scheint noch die meiste Forderung an seinen Fleiß zu machen. Wo der declamatorische Ausdruck überhaupt nöthig ist, fehlt es den Mittelstönen noch an Körper. In diesem Act war es, wo Mlle. Schröder durch Energie im Spiel und im Gesang, von Stufe zu Stufe die Theilnahme der Versammlung in schnell auf einander folgenden Momenten mit sich forttrieb. Diese lebendige Wirksamkeit brach vornehmlich im Quartett und in dem Augenblick hervor, als *Fidelio* sich zwischen *Pizarro* und *Florestan* wirft, um das Mordsgewehr ihm zu entreißen. Überhaupt wurden ängstlich bekümmerte Liebe und qualvoll gespannte Erwartung mit der Sprache ungekünstelter Natur geschildert; wenn daher der Wohlklang des Gesanges dem Ausdrucke des bis zur Leidenschaft gesteigerten Gefühls zuweilen unterlag, so ersetzte die überraschende Kraft des Ausdruckes und das Feuer der Darstellung reichlich das Vermisste. Die bis zur Leidenschaft erregte Kraft stieg von einer Scene zur andern und schien ihren Einfluß rings umher zu verbreiten. Die Stimme griff mit sicherer Intonation überall kräftig durch, und zugleich erwarb sich die Sänge-

rinn das Lob einer fast durchgehends verständlichen Aussprache des Textes. Man verlangt nicht eben jedes Wort zu hören, aber doch hier und dort eine Andeutung dessen, wovon in dem und jenem wichtigen Augenblick die Rede ist. Das Vergnügen bleibt immer mangelhaft, wenn man nur unartikulirte Töne hört, und wenn vollends durch dasselbe Hinderniß, das der Deutlichkeit des Textes in den Weg tritt, auch die Töne verschiedenartige Formen annehmen, so leidet der Gesang bey vielen Vorzügen immer doch sehr großen Abbruch.

Hr. Nestroi benahm sich in der Person des Don Fernando ziemlich gut. Seine Stimme wirkt in mehrstimmigen Gesangstücken noch etwas schwach. Das Duett zwischen Leonore (Fidelio) und Florestan wurde auf Verlangen wiederholt. Der Sänger wetteiferte glücklich mit der durch den lohnenden Erfolg immer tiefer noch erregten Sängerin. Das ganze herrliche Final versetzte die Zuhörer noch zum Schluß in eine enthusiastische Stimmung, die sich durch Hervorrufen der beyden Hauptpersonen Luft machte. Leonore erschien mit Florestan nochmals auf der Bühne. — Der zweyten Vorstellung wohnte der berühmte Tonsetzer in einer Loge des ersten Ranges bey.

### Theater in der Josephstadt.

Ein hier gegebenes neues Stück führt den Titel: 1722. 1822. 1922. Phantastisches Zeitgemälde in drey Aufzügen, mit Gesang und Tänzen, von Hrn. Meisl.

Man wird durch diesen Titel leicht an die Reihe von dramatischen Miniaturgemälden, die Zeiträume genannt, erinnert, mit welchen jedoch diese Phantasiestücke nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit haben. Der Verfasser hat auch ein Stück geschrieben, das eiserne Jahrhundert betitelt, woraus manche Züge entlehnt seyn sollen. Ein Gemälde der drey verschiedenen Jahrhunderte können die drey Abtheilungen, deren jede eigentlich eine besondere Handlung ausmacht, nicht enthalten; das deuten auch die Jahreszahlen an, und so etwas charakterisirt sich nicht durch bloße Kleidung, es müßte tiefer aufgefaßt seyn. Das Bindungsmittel der drey Theile ist der herumwandernde Zacharias Kumpel, den die Göttinn der Vergeltung zwey Mal in den Todesschlummer wiegt, und nach hundert Jahren wieder erwachen läßt. Um zu erfahren, wie das zugeht, und wie's zusammenhängt, muß man sich einzig an die Phantasie des Autors wenden. Die Personen handeln allerdings; eine Handlung kommt aber nicht zu Stande. Viel zu sehen und zu hören, viel Lustiges und Satyrisches, viel Treffendes und auch manches Witzige wird überall aufgetischt. Die Ausschmückung mit schönen Decorationen, Gruppierungen und Tableau's erfreut das Auge. Im ersten Theil macht wirklich das altfränkische Costum aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, worin Alt und Jung einen festlichen Tanz aufführen, den meisten Eindruck. Die Musik zwischen den Acten soll ebenfalls charakteristisch seyn, und somit beginnt nach der ersten Abtheilung die Ouvertüre aus dem Freyschütz, bald aber folgt ein Satz nach dem andern aus Rossinischen Compositionen, und nun bemerkt man, daß der Ordner (Capellmeister Gläser) den Gedanken richtig aufgefaßt hat. Zwischen dem zweyten und dritten geht ein Theil der Ouvertüre aus der Zauberflöte in die aus Beethoven's Prometheus über. Dieß gewinnt noch durch die glückliche Bemerkung des bald nachher erwachenden Wandrers, der sich freut, daß Gutes, wie er eben erst gehört, doch nicht vergeht. Das Interessanteste in der zweyten Abtheilung, laut den Beweisen allgemeiner Theilnahme, war die Erscheinung der Mlle. Sutorius d. ä. die sich als Sängerin in der Cavatine Rossinens (Barbier von Sevilien) hören ließ. Die Stimme ist sehr ansprechend, und nach überwundener Schüchternheit, die auch bey dieser Vorstellung sich verrieth, klang der Ton der höheren Corden hell und durchdringend. Der Vortrag war nett, und bewies einen nicht unbedeutenden Grad von musikalischer Bildung. Die Passagen flossen rund und verständlich, das Ganze hatte eine gefällige, anspruchlose Form und wurde durch oft wiederholtem Beyfall ausgezeichnet. Auch die Gesichtszüge während des Sings zeigten eine angenehme Haltung. Was uns in dem Spiel der Sängerin besonders ansprach, war die reine Unbefangenheit, mit der sie gewisse verfängliche Stel-

len behandelte, so daß es Keinem einfiel, einen Nebenbegriff damit zu verbinden, wie nah' es auch gelegt war.

Alle Kaiser stellte die Vergeltung in allen drey Stücken dar, eine Rolle, die an sich nicht eben dankbar ist, allein durch die Vergelterinn es wurde.

Der dritte Theil ist dem Verfasser am besten gelungen, und mit einem ungemein heitern Wesen ausgestattet. Humor, Witz und Satyre wechseln mit einander ab. Viel Bekanntes und Verbrauchtes geht auch mit in den Kauf; in lustiger Gesellschaft nimmt man nicht Alles so genau. Die Idee ist gut aufgefaßt, daß bey der jetzt täglich wachsenden Erfindsamkeit und der immer weiter greifenden Sucht nach Virtuosität, im nächsten Jahrhundert Alles durch Luft und Dampf und Maschinenwerk getrieben werden, und Dilettantismus einst die wahre Kunst verdrängen wird. Daher soll der fremde Concertgeber in Wien 1922 Geld bezahlen, um das Publicum in sein Concert zu ziehen. Alle Familien bestehen dann aus musikalischen und mimischen Künstlern. Die Buchhalterey wird durch täglich aufgezoagne Automate besorgt, und selbst die Fiaferpferde gehen spazieren, weil Luftschiffe und Dampfmaschinen den Transport befördern und sogar den Pflug regieren. Manches ist übrigens besser, Andres schlechter geworden. Das scheint der Natur wenigstens gemäß. Die Ehrlichkeit steht höher und Niemand bleibt seinen Gläubigern schuldig. („O meine Freunde, laßt uns nach Lampedus ziehen!") Übertreibung darf man dem Verfasser hier nicht vorwerfen, denn er läßt uns in die Zukunft schauen, und er kann uns sehen lassen, was ihm beliebt. Als ein Stück muß man diesen Theil eben so wenig, wie die vorhergehenden betrachten; es gleicht eher einem zierlich buntbemalten Osterey, das keinen Dotter hat.

Die Hauptrolle (Zacharias Rumpel) ist mühsam; der Schauspieler kommt fast niemals vom Theater. Sie fordert daher auch ganz richtig ein sehr rasches Spiel. Herr Hopp übernahm sich aber doch ein wenig, und war in den ersten zwey Jahrhunderten mit seinem Gedächtniß dann und wann brouillirt. Im J. 1922 hatte sich das ebenfalls verbessert. Zum Schluß folgt eine enthusiastische Beschreibung des jetzt laufenden Jahres, wo besonders in Wien, und ganz besonders in der Josephstadt, die beste Welt zu finden war. (Wenigstens eine sehr lustige im goldnen Strauß.) In den Finalstrophen gab bey der hier besprochenen Vorstellung der Keim auf Galopp dem Panegyristen Gelegenheiten, seinen Namen anzubringen und sich der Nachsicht und Gnade des Publicums zu empfehlen. Sollte das U. 1922 auch noch gebräuchlich seyn? Vielleicht empfehlen sich die Zuschauer alsdann den Künstlern; es hatte schon im neunzehnten Jahrhundert bisweilen so das Ansehen.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Arbutus Unedo. Erdbeerartige Sandbeere. Vom Orient.
- Amaryllis Radula. Rasselblättrige Amaryllis. Vom Cap.
- Ambrosia peruviana. Peruvianische Ambrosie. Aus Peru.
- Bontia daphnoides. Seidelbastblättrige Bontie. Von den Antillen.
- Chrysophyllum argenteum. Silberfarbiges Goldblatt. Von Martinique.
- Cestrum macrophyllum. Großblättriger Hammerstrauch. Von den Antillen.
- Embothryum salicifolium. Weidenblättriger Prachtstrauch. Aus Neuhoolland.
- Metrosideros marginata. Gerändertes Eisenmaß. Aus Neuhoolland.
- Passiflora perfoliata. Durchstochene Passionsblume. Von Südjamaica.
- - - tuberosa. Aus Westindien.

Herausgeber und Redacteur: J o h. S c h i ä h.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 14. November 1822.

137

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Epistel an eine Kranke.

Von Joh. Rud. W y s, dem älteren.

So weilst du nun im freundlichen Gelände,  
Wo selbst ein Timon Seelenwollust fände?  
Du wallest durch die Zauberflur,  
Die mehr als einmal mir in die zermalmte Seele  
Der Ruhe Balsam goß. Was auch die deine quäle,  
Da schenke Frieden dir die göttliche Natur!  
Du hörst der Vögel Lied in den belaubten Hallen  
Der ländlichen Gebüsche schallen;  
Der Himmel spiegelt sich in dem Gewässer ab;  
Du wandelst in des Nußbaums Schatten  
Am Arm der Freundschaft hin durch blumenvolle Matten;  
Du pilgerst mit dem Wanderstab  
Den sanften Hügel an, und ferne Wunder gatten  
Sich mit dem nahen Reiz; du schwebst am hellen Fluß,  
Und das Berggiftmeinnicht küßt schmeichelnd deinen Fuß.  
Mein Auge folget dir, ich freue  
Der Ruhe mich, die deine Brust erquickt,  
Und sende dir den Wunsch auf deinen Pfad, — sie streue  
Dir jede Blume zu, die Blick' und Herz entzückt.  
Bernimm aus der entfernten Hütte  
Nur eines Freundes Wort und eines Freundes Bitte.  
Daß sie gefälliger sich schmeichle dir in's Ohr  
Und in's Gemüth, so singt die Muse mir sie vor.  
Heut ist sie fern von allen Scherzen;  
Nur Ernst ist heut ihr Sinn, Ernst ihre Melodie.  
Allein sie spricht aus einem vollen Herzen,  
Die warme Seele spricht durch sie.

Sie wünscht nichts Kleineres als Frohsinn dir und Leben,  
Wünscht dich den Deinen frisch und stark zurückzugeben.

Ich weiß, was deine Seele beugt  
Und dir in finstern Licht des Lebens Tage zeigt.  
Wer kennt auch richtiger, als ich, die düstern Stunden,  
In denen, blutend an geheimen Wunden,  
Die letzte Lust zum Leben schweigt!  
Hab' ich wohl weniger der schwarzen Qual empfunden?  
Und nehm' ich nicht am Schmerz von jedem Pfeil,  
Der dich durchbohrt, aus Selbst-Erfahrung Theil?

So höre mir, dem Freund von deinem Hause  
Und deinem Freund, mit holdem Ohre zu;  
Er denkt für dich in seiner stillen Klausel,  
Für deine Pflicht, dein Leben, deine Ruh.

Mit deinen Tagen spielest du! Sie mögen  
Sich enden! Dir willkommen ist die Nacht!  
Wer gab die Tage dir? Wer ist ihr Herr? Sie flögen  
Mit Recht, mit Recht dahin? Stehn sie in deiner Macht  
Mit Recht? Und ihre Stunden zögen  
Durch deine Schuld hinab, wo keine mehr erwacht?

Sieh deiner Mutter, deines Vaters Kummer!  
Du raubtest, leichten Sinns, den Treuen Ruh und Schlummer?  
Du riffest sie dir nach zur selbstgegrabnen Gruft,  
Von der ihr Älternherz so laut zurück dich ruft?  
Sie haben dein gepflegt; du willst nicht ihrer pflegen,  
Wenn, spät, so walte Gott, sie sich zur Ruhe legen?  
Verließ ihr Herz dich je? Verließ dich ihre Hand?  
Und du verließest sie mit kaltem Unbestand?  
Und du verließest sie in ihres Alters Schwächen?  
Wenn ihre Menschheit bebt? wenn ihre Augen brechen?  
Der frommen Hülfe willst, der Pflicht du dich entziehen?  
Die Liebe willst du so verläugnen, so die Treue,  
Und ohne Mitgefühl, und ohne Schmerz und Reue,  
Um eignem Leiden zu entfliehn?

Auch deine zarten, dir von Gott vertrauten Kinder  
Verließest du mit ungerührtem Sinn,  
Verließest du (um selbst geschwinder  
Zu ruhen) ohne Pfleg' und ohne Führerin  
Und ohne Mutter? Hier? In diesen Erdenzonen,  
Wo für ein Kind so viel Gefahr und Übel wohnen?  
Kann das ein wahres, kann's ein Mutterherz  
Wie deines? Kann's ein Weib, das seine Kinder liebet?  
Was sonst das Mutterherz am innigsten betrübet,  
Und tiefe Seufzer preßt aus einer Brust von Erz,  
Ist dieser Trennung heißer Schmerz!

Du liebest sie? Wohlan! In ihrer Unschuld hoffen  
 Sie mit der Kindheit Innigkeit auf dich.  
 Vor dir sind ihre Seelen offen,  
 Ihr Innerstes entfaltet sich.  
 Sie sehn auf dich mit kindlichem Vertrauen,  
 Du sollst ihr Glück im Erdenleben bauen,  
 Ihr Wohlseyn in der Ewigkeit.  
 Und dem entzögst du dich, dich ihnen vor der Zeit?  
 Du dächtest an die Flucht nicht ohne Scham und Grauen,  
 Und hofftest in dem Grab noch auf Zufriedenheit?  
 Du rieffst sie in die Welt, und willst sie da verlassen,  
 Wo sie so leicht in Irre gehn?  
 Du willst nicht ihre Hand mit Mutterhänden fassen?  
 Ob ihnen länger nicht als Leitstern wachend stehn?  
 Und wie, du freust dich nicht vollendet sie zu sehen,  
 Wenn sie in schöner Jugend blühen,  
 In voller Kraft vor allen Augen stehen,  
 Und Aller Herzen an sich ziehn?  
 Du freust dich nicht, wenn unter deiner Pflege  
 Ihr Geist sich würdevoll erhebt,  
 Ihr Herz, für Schönes und für Gutes rege,  
 Im Wohlthun und im Rechtthun lebt?  
 Du freust dich nicht, wenn in Geschwisterliebe  
 Stets Eins dem Andern Rosen pflanzt,  
 Und, angespornt durch treugenährte Triebe,  
 Als Schutzgeist dessen Pfad umtanzt?  
 Du freust dich nicht, wenn sie an deiner Seite  
 Am heiligen Altar zum Gott der Unschuld stehn,  
 Und in des Glaubens stärkendem Geleite  
 Mit Kraft und mit Triumph des Lebens Kampf bestehen?  
 Und diese Freuden willst du selber dir entziehen,  
 Der Wonnen süßeste, die diese Erde gibt?  
 Vor deren Reize will dein Fuß von hinnen fliehen?  
 Die Mutter will entfliehn, die ihre Kinder liebt?  
 Nein! Liebst du wahr und treu, so Sorge für die Kleinen,  
 Indem du treu und wahr für's Mutterleben sorgst,  
 Und nicht, damit sie früh an deinem Sarge weinen,  
 Dazu den Vorwand dir vom eignen Leiden borgst.  
 Betrogne, irre nicht, dein Leben  
 Ist nicht dein, es ist ein Pfand in deine Hand gegeben,  
 Das Gott, dem Älternpaar, den Kindern angehört,  
 Ein fremdes Eigenthum. Willst du es feig zerrütten,  
 Du wirst des Jammers viel auf ihre Seele schütten!  
 Ihr Lebensglück, ihr Friede sind zerstört!  
 Du sprichst vielleicht: „Ich will's ja nicht zerstören!“  
 Erhältst du denn die Uhr, die du zu Boden schlägst?  
 O laß durch Wahn dich nicht bethören,  
 Das Leben ist zerstört, das du nicht sorgsam pflegst.

Du hast bis jetzt, du hast nach aller Stimmen  
Die Pflege leichten Sinns versäumt,  
Die Lebensglut verlöscht, daß kaum noch Funken glimmen,  
Und die Erhaltungszeit verträumt.

Ein leicht verwelkter Strauß von Mayenrosen-Blättern  
Ist eines Weibes zarter Bau.

Ihn schlägt der Bliß von kaum bemerkten Wettern,  
Die schwache Blume heischt der Pflege milden Thau.

Und hast du Freunde nicht, nicht liebende Freundinnen,  
Vertraute, deren Herz an deinen Tagen hängt?

Für sie wird stets zu früh dein theurer Hauch zerrinnen,  
Wenn auch Sorglosigkeit dich nicht von ihnen drängt.

Kann dein Gefühl mit Ruh erpressen ihre Zähren?  
Und ihren Pilgergang mit neuer Last erschweren?

So werde deiner Tage Zahl

Durch treue Pflege frisch geforgen!

Erneure heut, erneure morgen

Mit festem Sinn und weiser Wahl

Und mit Beharrlichkeit für sie die wärmsten Sorgen,

Sey's in der heitern Stadt, sey's dort im Blumenthal!

Was stehst du immer nur in's Trübe

Von deinem Loose hin, als hübe

Sich nie der Wolken Schleyer auf?

Nur Einen Raum bedeckt ihr Schleyer,

Ob andern glänzt dein Himmel freyer,

Und sendet Licht auf deinen Lauf.

Laß nur der Hoffnung Stab nicht sinken,

Er hält uns in der Leiden Fluth.

Blick' auf, ob keine Sternlein blinken?

Blick um dich, ob nicht Auen winken,

Auf denen Fuß und Seele ruht?

O ja, dir blühen so manche Rosen,

Die dir die Stadt mit Liebe flücht;

Sie blühen dir in deinem Gosen,

Bertritt die holden Blumen nicht!

Sie blühen, du brauchst sie nur zu pflücken,

Zu pflanzen nur an deine Brust.

Auf, sammle sie, wo sie dir nicken,

Sie werden Aug' und Herz erquicken,

Und schaffen neue Lebenslust.

Ja könnte nicht die welke Blume,

Die keine Freundschaft dir ersetzt,

Dir frisch erblühen, wosfern in ihrem Heiligthume

Kein fremdes Feuer sie verlegt?

Sie ist vielleicht noch nicht so ganz erstorben,

Sie lebt vielleicht noch auf, in treuer Liebe Hauch.

Der reine Laut von rührenden Theorben

Erweckt das Herz aus tiefem Schummer auch,

Und endlich denke noch des Freundes in der Ferne,  
 Der dir so gern ein Weilschen heut,  
 Und wenn auch selbst von keinem holden Sterne  
 Vestrahlt, doch um die Stirn so gern dir Kränze reihet!  
 Wie? Kannst du auch den Freund, der mit dir fühlst, kränken?  
 Er kränkte ja dich nie! Nun, willst du sein gedenken,  
 Der niemals dein und deines Wohls vergißt,  
 So freist' ein Leben dir, das ihm so theuer ist!

### Der Wanderer und die Blümchen.

Schöne Blümchen seh' ich blüh'n,  
 Blicken lieb durch's Wiefengrün;  
 Manche wünscht' ich mir im Sinn,  
 Darf doch nicht zu ihnen hin;  
 Immer weiter muß ich zieh'n!

H. G. Ruffetti.

### Wie ich von Wien nach Triest gekommen bin.

Von G. L. P. Sievers.

Folgende Mittheilung macht keine Ansprüche auf eine eigentliche Reisebeschreibung. Eine solche zu liefern ist mir unmöglich, weil ich mit dem Postwagen gefahren bin und nur solche Gesellschaften gehabt habe, welche des Weges und der Gegenden eben so unfundig waren, als ich selbst. Höchstens konnte ich von einem oder dem andern derselben die Namen der Stationen, wo die Pferde gewechselt wurden, erfahren. Zur Kenntniß der wenigen Facta, welche ich anführe, haben mir die mühsamsten Erkundigungen verhelfen müssen. Wenige Menschen werden es sich überhaupt träumen lassen, welche einen schweren Stand ein sogenannter Beobachter hat. Mögen der Fleiß und die Beharrlichkeit, mit welchen er sich die nöthigen Aufklärungen zu verschaffen sucht, unermüdbar seyn, mag die Ausdauer, mit welcher er über ein hundert Mal erforschetes Ding zum hundert und einsten Male Auskunft zu erhalten strebt, seinem eignen Gewissen die vollste Gnüge leisten, immer werden sich der Erreichung seines Zwecks tausend Schwierigkeiten entgegenstellen. Denn der größte Theil der Individuen, an welchen er sich bey seinen Nachforschungen wendet, weiß gewöhnlich nichts von der Sache, über welche er sich unterrichten will; einem kleinen Theile derselben sind wenige Umstände davon bekannt, und selten giebt es jemanden, der die Sache in ihrem ganzen Zusammenhange wüßte. Findet sich ja dann und wann ein solcher, so ist es, wie die meisten Wissler, gewöhnlich ein Egoist, dessen affectirte Einsylbigkeit dem Beobachter den Rest des Muths benimmt, den ihm seine eigne Befürchtung, beschwerlich oder wohl gar lächerlich zu erscheinen, übrig gelassen hat. So sieht sich der Arme von allen Seiten zurückgestoßen und in seinen Nachforschungen gehemmt. Am meisten aber schlägt ihn die Erfahrung nieder, daß der große Haufen der Menschen von seinen fünf Sinnen einen andern Gebrauch, als den, des Essens und Trinkens, macht und gegen alles, was seine geistige Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen könnte, die allergeleichgültigste Theilnahmlosigkeit zeigt, zu Boden.

Wie gesagt, die Mittheilungen, welche ich hier liefere, sollen keine Ansprüche auf eine Reisebeschreibung, nicht einmal auf Reisebemerkungen, machen. Sie sind eine bloße Erzählung, wie ich sie in einer Gesellschaft von Freunden aus dem Stegreife machen und damit, so schmeichle ich mir wenigstens, die Zuhörer während eines halben Stündchens nicht unangenehm unterhalten würde.

Um derselben eine Art wissenschaftlichen Ansehens zu geben, hätte ich nur die erste beste Kindergeographie auszuschreiben gebraucht. Aber diese Behelfe überlasse ich denjenigen Schriftstellern, welche nur aus Büchern Bücher zu machen verstehen.

Diese wenigen Erklärungen vorausgeschickt, beginne ich einige flüchtige Züge von meiner Reise nach Triest zu entwerfen. Dieses Denkwort möge meine Leser nicht auf den irrigen Gedanken bringen, ich sey geflogen. Im Gegentheile habe ich die Reise recht langsam und bedächtig zurückgelegt, wie es einem derjenigen Reisenden zukömmt, welche Sterne in die vierte Classe setzt. Die Eile des mit Cyrapost Reisenden hängt von den Füßen der Pferde, die Pferde von der Peitsche des Postillions und der Postillion wiederum von dem Reisenden ab. In diesem Zirkel macht die Gasse des letztern den Schlussstein aus, der dem Ganzen mehr oder mindere Dauer gibt. Wer sich aber der Diligence, deren Benennung in Deutschland noch immer nicht mit der Sache in Harmonie kommen zu wollen scheint, bedient, hängt von dem Conducateur ab, bey welcher Abhängigkeit man zu bedauern ist.

Nur wenige Thiere, nur wenige Pflanzen lassen sich, ohne Nachtheil für ihr Gedeihen, aus einem Boden in den andern versetzen: ihr Organismus scheint dazu besonders geeignet seyn zu müssen. So auch die Menschen. Wenn es wirklich angeborene Neigungen gibt, welche weder von Erziehung, noch Angewöhnung, bestimmt werden; so gehört die Lust zu reisen darunter. Gall, dessen System auf solchen angeborenen, oder besser gesagt, ange wachsenen Trieben begründet ist, hat daher nicht Unrecht gehabt, der Liebe zum Reisen, unter der Benennung des Orts sinnes, ein eignes Organ anzuweisen. Ich erinnere mich, daß er bey seinen Vorlesungen in Deutschland eines Mädchens in Wien Erwähnung zu thun pflegte, welche, obgleich ein treues, sittliches und arbeitsames Geschöpf, nie über vier Wochen bey einer und eben derselben Herrschaft auszudauern vermocht hätte. An ihrem Schemel behauptete er das Organ des Orts sinnes besonders stark ausgebildet angetroffen zu haben.

Gibt es wirklich ein Organ des Orts sinnes und ist die Hervorragung an meinem Schemel, auf der von Gall bezeichneten Stelle, wirklich ein solches? Das weiß ich nicht. Wohl aber sind mir Züge aus meiner Jugend erinnerlich, welche mir späterhin zu erkennen gegeben haben, daß ich wohl mit dem erwähnten Mädchen einige Ähnlichkeit haben könnte. Die Schilderung, welche der Graf in meinem Silfertagen von sich macht, ist Zug für Zug aus meiner eignen Individualität aufgegriffen. Ehe ich Gelegenheit erhielt, zu reisen, machte es mir großes Vergnügen, in oder außer der Stadt, wo ich mich befand, neue, mir unbekannt Wege aufzusuchen und die Entfernungen derselben unter einander zu berechnen. Letztere Neigung ist mir noch jetzt geblieben.

Ich scheine also eine angeborene Neigung zum Reisen zu haben. Und doch reise ich nicht gern: die Trennung von einem Orte, wo ich einige Wochen, ja nur einige Tage, zugebracht habe, verursacht mir ein schmerzhaftes Gefühl. Es befindet sich offenbar neben der Neigung zum Reisen auch die Neigung zum Verweilen in mir; aber erstere ist stärker, als letztere: mein Herz leidet bey'm Gedanken des Scheidens, aber ich scheide dennoch. So bestieg ich den Postwagen mit einem Gefühle, welchem, um mich gänzlich niederzuschlagen, nichts gefehlt haben würde, als die Überzeugung von der Unmöglichkeit, ja selbst nur von der Unwahrscheinlichkeit, je wieder nach Wien zurückkehren zu können.

Kaum waren wir bey der Spinnerinn am Kreuze angekommen, als ich den Conducateur bat, den Wagen auf einige Minuten halten zu lassen. Ich stieg aus, um von hier der Stadt mein letztes Lebewohl zuzusenden. Da lag der Stephansthurm. In seiner Nähe hatte ich viele vergnügte Tage und auch einige unangenehme Augenblicke verlebt; dort wohnten Personen, von denen ich mit einigem Bedauern geschieden war. Neben dem Stephansthurme erschien mir der Michaelisthurm. Hier lag also das Burgtheater. Mit dankbarem Gefühle blickte ich auf einen Ort zurück, welcher mir bey der Abgeschiedenheit, worin ich während meines Aufenthaltes in Wien gelebt, und bey der Überhäufung von Geschäften, welche mir jede andere Zerstreuung untersagte, meine

einzig und genügendste Erholung gewährt hatte, und der ich mich in diesem Augenblicke um so lebhafter erinnerte, als mir die Hoffnung eines ähnlichen Genusses auf längere Zeit benommen war. Das Burgtheater gemahnte mich zugleich an zwey ausgezeichnete Männer, deren Umgang ich häufiger zu genießen gewünscht hätte, als es unsere gegenseitigen Geschäfte erlaubt haben. Diese Gegend erinnerte mich auch an den Paradiesgarten, wo ich unter den reizenden Umgebungen der Natur und des, nicht minder reizenden Wiener schönen Geschlechts, dessen Elite sich hier täglich zu versammeln pflegt, mehrere Sommerabende sehr angenehm zugebracht hatte; ein Ort, der mir stets um so interessanter erschienen ist, als ich durch ihn an das Boulevard de Gand zu Paris, dem er auf eine täuschende Weise ähnlich ist, erinnert worden bin. Zum letzten Mal warf ich einen Blick auf die glänzende Kaiserstadt, sprang dann in den Wagen und der Postillon trieb die Pferde an.

Während mir Wien immer mehr aus dem Auge, oder vielmehr aus dem Rücken, verschwand, begleiteten mich rechts, wie Freunde, welche dem Scheidenden noch eine feine Strecke Weges das Geleite geben, der Cobenzl und besonders der Geisberg. Mit letzterm, welcher mir die größte Theilnahme bewies und am längsten aus hielt, unter hielt ich mich, bis endlich im Abend der Urgroßvater aller österreichischen Gebirge, der Schneeberg, sein greises Haupt über die Wolken emporstreckte, worauf sich der Enkels-Enkel voll Ehrfurcht immer mehr in den Hintergrund zurückzog und mir endlich ganz aus den Augen verschwand.

Alle längst erstorbenen hyperromantisch-poetischen Gefühle, welche, von den Donauweibchen und ähnlichen Wiener Gespenstern erregt, das Entzücken meiner Kinderjahre gemacht hatten, erwachten für einen Augenblick in mir, als wir an der Teufelsmühle am Wiener-Berge vorüber fuhren. Ich sah mir das Haus mit einer Art von schauerhaft-süßem Gefühle an, sank aber plötzlich in meine vorige prosaisch-vernünftige Apathie zurück, als mir an dieser, nunmehr zu einem Wirthshause umgeschaffenen Spelunke, wo in keiner Hinsicht mehr Geister einkehren, es müßte denn der Brands-Weingeist seyn, nichts romantisch erschien, als etwa die Leere, welche ich daselbst gewahrte und welche bekannter Weise ein charakteristisches Zeichen der Romantik ist.

Rechts zeigte sich jetzt in reizender perspectivischer Herrlichkeit die Brühl, mit dem vortrefflichen neugebauten Schlosse Lichtenstein, mit dessen alter Stammburg und seinen übrigen natürlichen und künstlichen Ruinen. Majestätisch blickte in's besondere das Amphitheater in die Ebene herab; daneben schienen sich, auf dem höchsten Gipfel des Berges stehend, der Tempel und die kleinere Ruine, wie einzelne Nebelstecke, in den Wolken zu verlieren. Unten am Fuße desselben prangten im Vordergrunde, von der Morgensonne glänzend erleuchtet, Kalksburg mit seinem hübschen spitzen Thurne, Bertholdsdorf mit seinen zwey stumpfen Thürmen, Brunn, Enzersdorf, Medling mit seiner alten Burg ruine und Gumpoldskirchen, wo, wie man sagt, um Wien herum der beste Wein wachsen soll, zu dem aber der Zwerguldenwein, der in den Wiener Gasthäusern gegeben wird, sicher nicht gehören dürfte. Aus dem Schoße des Schneeberges erhob sich der Eichkogel, wie ein Enkel auf den Knien seines Großvaters zu sitzen pflegt.

Längst schon hatten meine Augen die ersten Spuren jenes Orts zu entdecken gesucht, wo die wohlthätige Quellnymphē der Göttinn Hygiāa alle diejenigen aus der Nähe und aus der Ferne an sich lockt, deren Körper entweder der Gesundheit, oder deren Geist der Erholung bedarf, wo die Pracht der Natur mit dem Luxus der Menschen wetteifert, wo sich Ernst und Scherz, Mäßigkeit und Vollgenuß, Einfachheit und Erkünstelung freundschaftlich die Hand bieten. Endlich ragte eine rothe Thurmspitze aus dem Thale hervor; ich sah Baden in der Tiefe liegen. Am dahinter liegenden Berge zeigte sich die Quelle, aus welcher tausend Sterblichen Gesundheit fließt und welche auch mir hätte Heilung gewähren müssen, wenn nicht oft die geringfügigsten Umstände die ernstesten Pläne zu vereiteln vermöchten. Majestätisch erhob sich links das künftige Palais Seiner kais. Hoheit, des Erzherzogs Carl, aus den Grundmauern empor.

Wir kamen in Neudorf an. Ich wünschte eine Tasse Thee, und fragte deshalb nach dem Wirthshause. Man wies mich nach dem Kaffe hause. Ich gestehe, daß ich von dem Kaffe hause eines Dorfs keine große Erwartung hegte, da mir die Kaffehäuser

gewisser großer und berühmter Residenzstädte weder in Hinsicht der Reinlichkeit, noch der Getränke, am wenigsten der Bedienung, Gnüge geleistet hatten. Wie angenehm ward ich überrascht, als ich auf dem Kaffehause zu Neudorf eine musterhafte Reinlichkeit und in dem Wirthe desselben einen höflichen, sehr dienstkfertigen Mann entdeckte, der mir in weniger denn fünf Minuten einen recht gut zubereiteten Thee vorsetzte, bey welchem ich allein den Umstand zu bedauern hatte, daß das *O b e r e* (Oberes) kein Oberes, sondern vielmehr ein *U n t e r e s* war. Nichts desto weniger will ich den Wienern, welche etwa Neudorf passiren sollten, das Kaffehaus daselbst mit gutem Gewissen anempfohlen haben.

Wir aßen in Traiskirchen zu Mittag. In den Nebentischen saßen Gesellschaften Reisender, welche nach Wien zurückkehrten. Eine derselben, aus drey Herren bestehend, schien in einer Art von Streit begriffen zu seyn, und ich vernahm, da sie ziemlich laut sprachen, nicht ohne einiges Erstaunen, daß — ich der Gegenstand des Streites war. Der eine Herr, welcher ein Zeitungsblatt in der Hand hielt, welches ich aber in der Ferne nicht zu erkennen vermochte, behauptete, ich sey nach Paris zurückgekehrt, der zweyte versicherte, ich sitze ruhig in Wien und der dritte erklärte, er habe das Eine und das Andere sagen hören. Ich wäre allerdings im Stande gewesen, ihnen in Person zu beweisen, daß sie alle drey Unrecht hätten, fühlte aber um so weniger Beruf dazu, als mir aus dem Verfolge des Gesprächs begreiflich wurde, daß das Sprichwort der Franzosen: *On ne peut pas plaire à tout le monde et à son père*, ein wahres Wort ist. Denn während einer dieser Herren ein recht warmes Interesse an mir nahm, dünkte es den andern, als ob tausend Dinge an mir auszusprechen seyen. Der dritte war der Meinung der beyden übrigen, je nachdem der eine oder der andere zu ihm sprach. Außer dem Gespräche dieser Herren, fiel mir noch die Unverschämtheit des Aufwärters auf, welcher uns fragte, ob wir das Essen des Postillions mitbezahlen wollten? Im Süden von Deutschland ist also die Zudringlichkeit der sogenannten *Schwäger*, welche wahrscheinlich im Deutschen aus demselben Grunde so genannt werden, aus welchem die Mücken im Französischen *Bettern* (*cousins*) heißen, noch in der Mode!

Wir kamen Nachmittags in Schönau an. Während umgespannt ward, wollte ich den Garten des Grafen von Montfort besuchen, fand ihn aber verschlossen und ward also nur die beyden grimmigen Löwen gewahr, welche sich vor dem Gitterthore desselben befinden. Diese Thiere sprachen mich, als Symbole der Vergangenheit, recht lebhaft an: in den Herrlichkeiten des ganzen Gartens hätte ich nicht so viel Stoff zum Nachdenken finden können, als in diesen beyden Löwenköpfen.

Von Neustadt habe ich nichts weiter gesehen, als den ungeheuren Markt. Ein griechischer Weltweiser (wenn ich nicht irre, Diogenes) sagte einst zu den Einwohnern einer Stadt, welche ein unverhältnißmäßig großes Thor hatte, sie möchten sich in Acht nehmen, daß die Stadt nicht aus dem Thore liefe. Eine ähnliche Warnung möchte ich an die Neustädter ergehen lassen und ihnen zurufen: Seht zu, daß euer Markt nicht einst die ganze Stadt in die Tasche steckt und damit über alle Berge geht. Merkwürdiger als Neustadt ist die vor demselben liegende Colonie, *Theresienfeld*. Aus jedem Hause, ich möchte sagen, aus allen Fenstern blicken Reinlichkeit, Wohlstand und Zufriedenheit hervor. Wenn auch die erhabene Stifterinn derselben nicht durch andere Thaten in der politischen und militärischen Geschichte unsterblich wäre, in der Geschichte der Menschheit hätte sie sich durch diese Colonie schon allein ein unvergeßliches Denkmal errichtet.

(Die Fortsetzung folgt)

### Modenbild XLVI.

Ein Wickler von Wollsammet mit gleichem Stoffe gefüttert und mit Atlasröllchen herändert und besetzt. Das Unterkleid von Gros-de-Milan. Hut von Plüsch mit einer Bajadere.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

der  
ich  
in  
des  
ich  
fels  
en.  
ten  
nd,  
lich  
at.  
der  
der  
ine  
bers  
ruf  
ort  
res  
hm,  
var  
ach.  
bers  
Im  
sche  
gent  
  
ich  
ard  
ben  
an:  
iken  
  
vies  
iner  
ich  
ich  
nicht  
für  
Aus  
und  
dere  
chte  
enfs  
  
chen  
iner



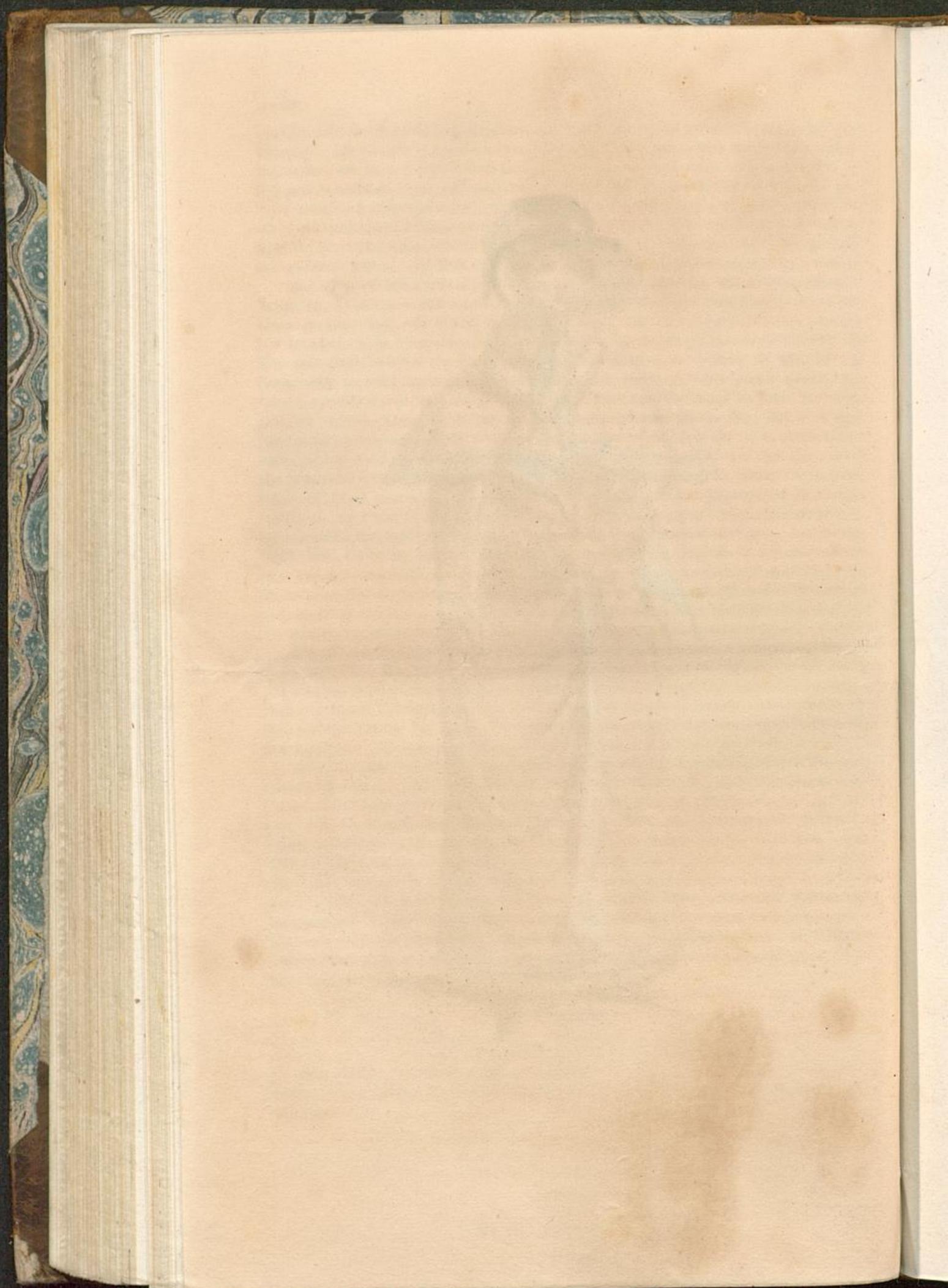
*Fr. Stuber del.*

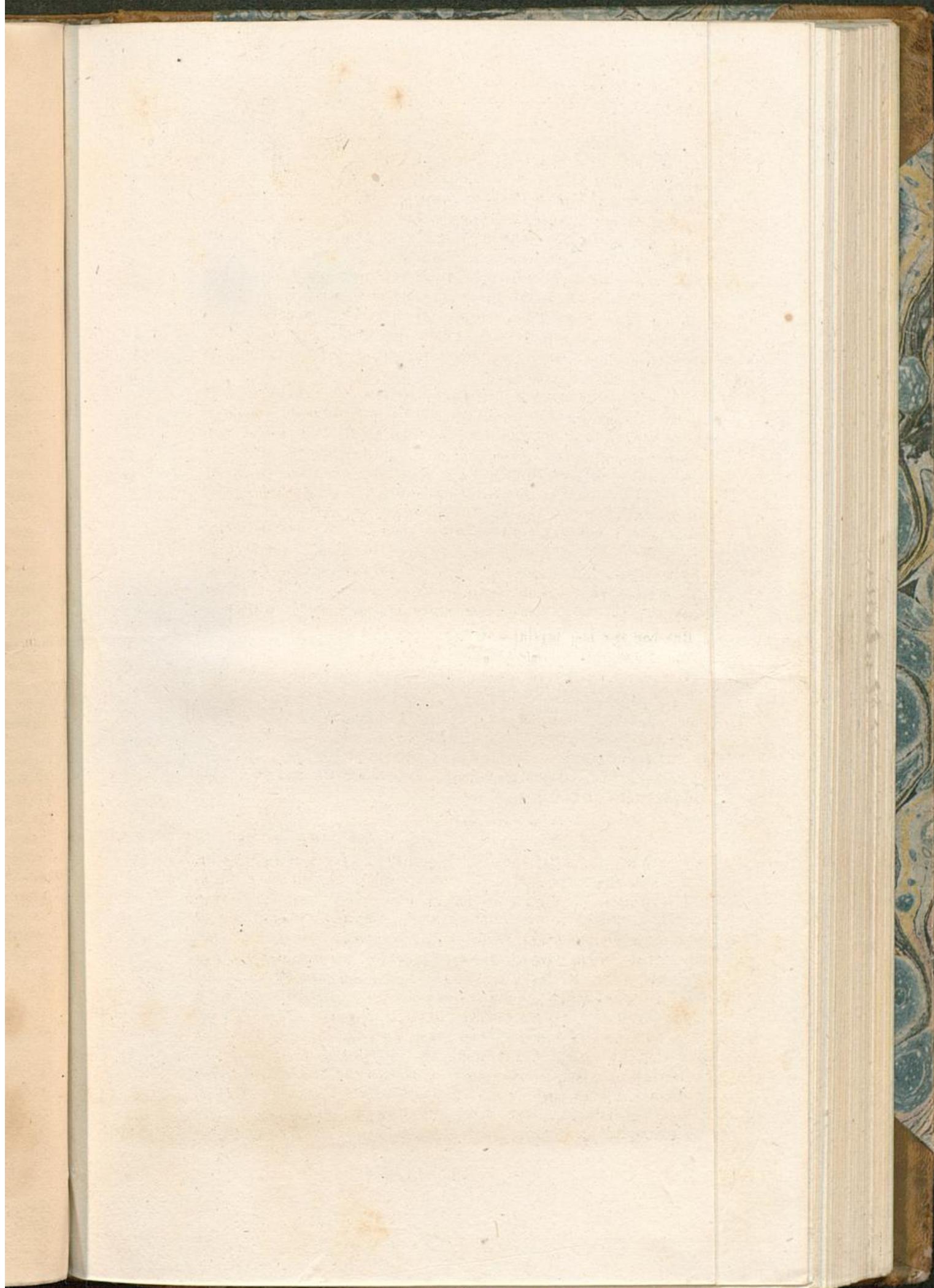
*Fr. Stuber sc.*

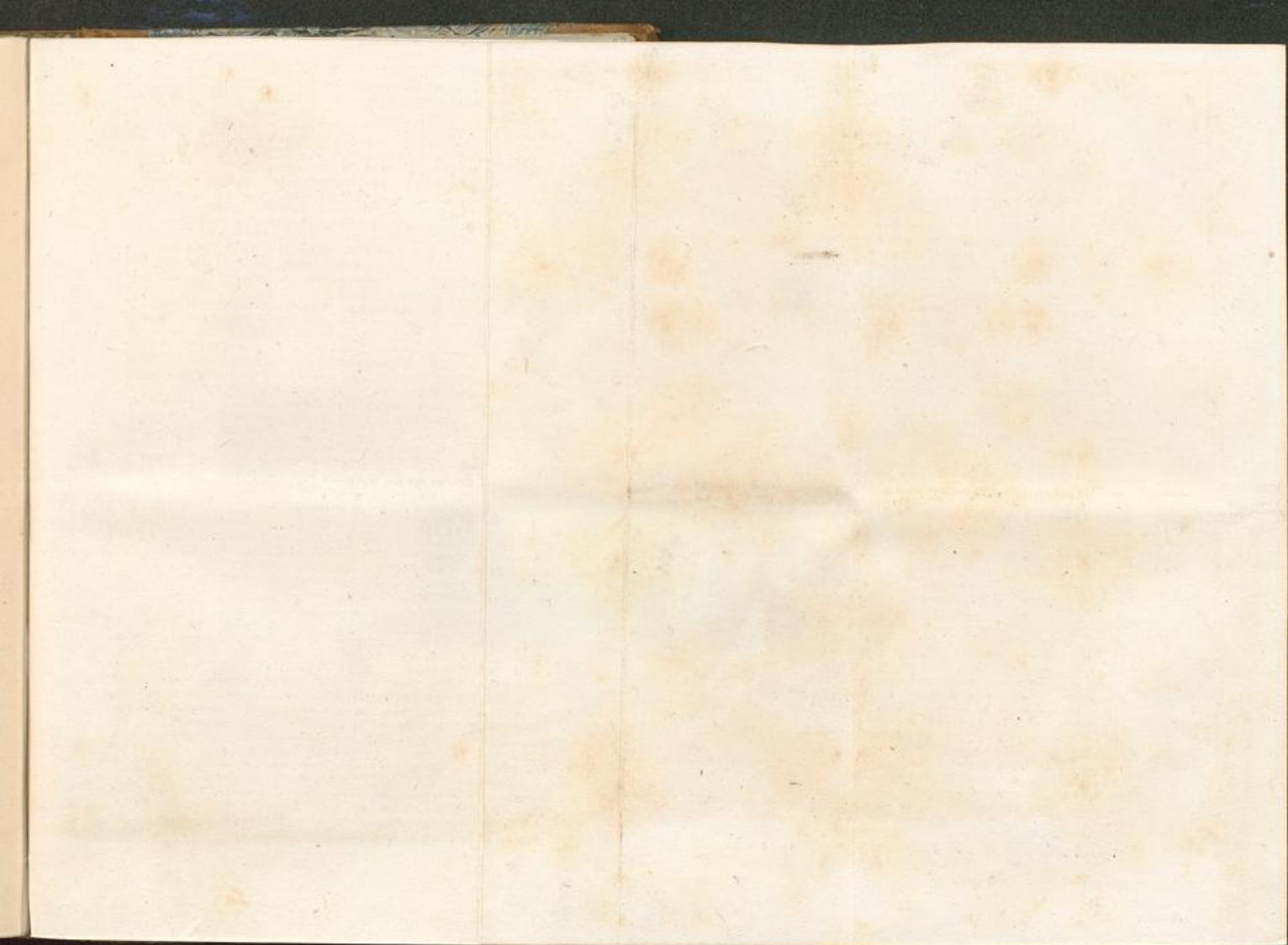
*XIV.*

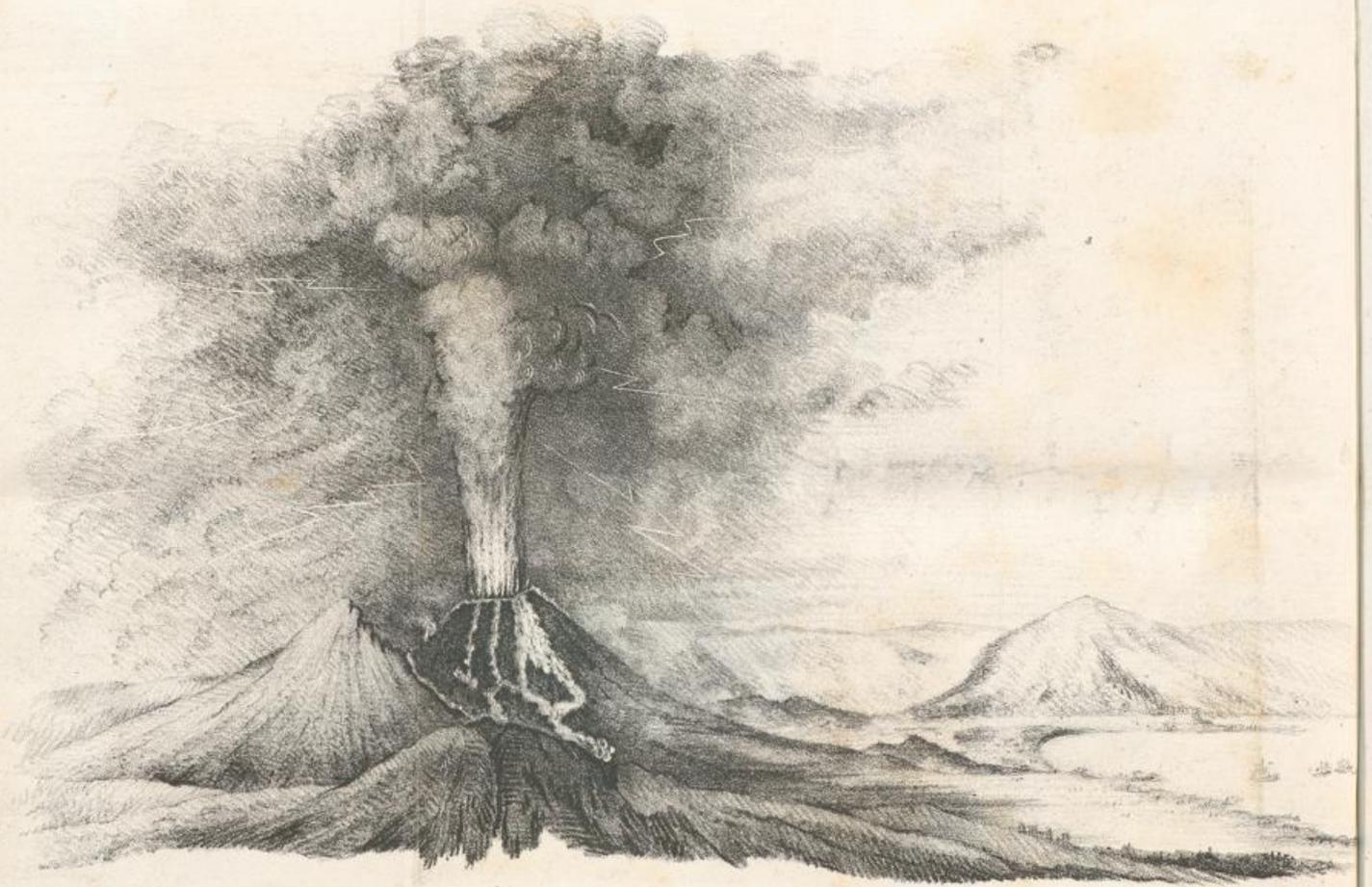
*Wiener Moden.*

*137.  
1822.*









*Besondere Beilage zu Wien Zeitschrift*  $\frac{1822}{1872}$

*Ausbruch des Vesuvs am 22 October 1822*



*Besondere Beilage z. Wien. Zeitschrift*  $\frac{158}{1922}$

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 16. November 1822.

138

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Über die letzte Eruption des Vesuv.

(Mit einer lithographirten Abbildung eines der ersten Momente dieser merkwürdigen Naturscene.)

Neapel am 25. Oct. 1822.

Am 21. früh Morgens begann der Vesuv Aschenwolken und kleine nicht bedeutende Feuermassen auszuwerfen. Es geschieht dieses im Jahre hindurch zu oft, als daß man hierauf Rücksicht genommen hätte. Auch waren keine der gewöhnlichen Kennzeichen einer Eruption voraus gegangen, als da sind: Austrocknung der Brunnen in den nächstgelegenen Ortschaften, ein unterirdisches dumpfes Getöse in den Eingeweiden des Vulkans und nicht selten ein Erdbeben.

Des Nachts vom 21. auf den 22. um zwey Uhr (wenige Stunden vor der Abreise des Königs nach Verona) brach der Vulkan plötzlich mit ungeheurem Getöse los, und tobte beständig fort. Alles was wach wurde, eilte dieß fürchterlich schöne Schauspiel zu sehen. Aber bald änderte sich die Scene. Nachmittags am 22. um ein Uhr stieg eine ungeheure Dampffäule aus dem Krater des Berges mit Blitzesschnelle zu einer erstaunlichen Höhe auf. Ein nie gehörtes Rollen und Donnern im Innern des Vesuvs, Massen von Steinen und ein Regen von ausgeworfenen kleinen Lavastücken (Lapilli), die bis Castellamare, einen halben Schuh hoch fielen, und Bosco tre Case (von Pompeji aufwärts gelegen) fünf Schuh hoch bedeckten, trieben alles, was Leben hatte, zur Flucht. In Neapel regnete es indessen schwarze Asche. Mit einbrechender Nacht wuchs dieser schaudervolle Anblick und mit ihm die Gefahr bis zum Unbeschreiblichen. Nicht mehr getrennte Lavaströme flossen vom Berge herab, es war nur eine Feuermasse, die denselben in seinem ganzen Umfang bedeckte. Schreckliche Blitze, nicht einzelne, sondern zu Hunderten, fuhrren aus allen Richtungen des Berges los, und durchkreuzten die schwarzen Dampfwolken über unsern Häuptern.

So war der Zustand Abends am 22. Um nicht die Stadt durch außerordentliche Vorkehrungen mehr als nöthig zu ängstigen, blieben, wie gewöhnlich, die Theater geöffnet, selbst der Hof fuhr in das Teatro Fondo. Aber er

verließ es nach wiederholten betäubenden Schlägen bald wieder; Alles lief fort, und die große Sängerin *Fodor* ward allein gelassen.

Ich fuhr in Gesellschaft zweyer Freunde und einiger englischer Damen, wie es alle Fremden thaten, gerade zum Fuß des Berges, ruhig im Außern, aber wegen der augenscheinlichen Gefahr nicht wenig beklemmt im Innern. Welch ein erbarmungswürdiges Schauspiel zeigte sich unseren Blicken! Weiber mit ihren Kindern am Arme, ihre Männer mit der wenigen Habe auf dem Kopfe, flohen, und alles rettete sich in Wägen, Karren, zu Pferde und auf Tragthieren. Da sah man ein Weib mit einem gebrochenen Fuß schleppen, dort eine Dame in einer Senfte gleichfalls verwundet einher tragen; längst der Straße lagerten zu Tausenden von Menschen. Hier war ein Zug von Priestern mit dem vorgetragenen Kreuze und rief zum Allerhöchsten um Hülfe, da lag ein Madonnenbild beleuchtet auf der Erde; um selbes herum kniete eine andächtige Menge und wollte Rettung von der heiligen Jungfrau. Was die Beklemmung noch höher steigerte, war ein düstres Schweigen dieser sonst so schreyenden Volksmasse. Die Gefahr hatte selbst das Wehklagen verstummen gemacht! Nur das fürchterliche Donnern des Berges unterbrach diese Stille.

Die königlichen Rüstwagen eilten hinaus, das Museum in Portici, die Seltenheiten des Pallastes zu retten, und nicht wenig vergrößerte den allgemeinen Schreck das große Pulvermagazin des Königreichs zu Torre dell'Annunziata, welches die königl. Bespannung in den genannten Rüstwagen durch die Feuermassen nach Neapel flüchtete. Auffallend war die Ordnung, mit welcher Neugierige und Flüchtige ihren Weg fortzogen; rechts an der Straße zum Berge hin, fuhren Wagen an Wagen (doch meist nur die Fremden) aus Neapel, von Neugierde getrieben, der Gefahr entgegen, während links auf derselben Heerstraße alle Bewohner der dortigen Gegend herein nach Neapel flohen. Es schien, als ob wir erstere ein Privilegium gehabt hätten.

Ganz am Fuße des Berges zu stehen und die herabströmende Feuermasse nur wenige hundert Schritte vor sich zu haben, war eine Neugierde, die bald an Tollkühnheit grenzte, aber es standen englische Damen da, und so konnte von einem Zurückweichen wohl keine Rede seyn. Ein erschreckliches Donnergeroll, ein bebendes und heftiges Zittern der Erde, und ein Regen von glühenden kleinen Lavasteinen, der uns von allen Seiten traf, und uns auch schnell begraben konnte, machte unserm Muth bald ein Ende. Wir kehrten zurück. Einer unserer höheren Officiere, in Gesellschaft der Familie *Ascoli*, war noch weiter aufwärts gedrungen, dahin, wohin selbst die *Ciceroni* sich nicht mehr wagten, aber zum Eremiten zu gelangen, war gar keine Rede mehr. Plötzlich öffnete sich einige tausend Schritte vor ihnen ein neuer Krater, weit tiefer als das Haus des Eremiten und nahe an *Resina*, mit furchtbarer Gewalt und warf eine Masse von Blitzen und ungeheuren Klumpen glühender Schlacke aus. Mit bleichen entstellten Gesichtern stand einen Augenblick diese zu weit vorgedrungene Gesellschaft. Der Schrecken vor einem beynahe gewissen Tode hatte alle Denk- und Fassungskraft gelähmt. Nur die Geistesgegenwart des österr. Officiers, brachte sie zur Besinnung und rettete sie.

Was an diesem Tage und an den darauf folgenden, im weiten Umfang des

Besuch, für schreckliche Scenen geschahen, kann ich jetzt noch nicht sagen, da die Nachrichten oft vergrößert oft widersprechend sind. Mehrere Häuser aber in Bosco del Greco sind verschüttet und die schönsten Weingärten dieses Gebirges mit einer zehn bis zwölf Schuh hohen Lava bedeckt.

Ich ende die Beschreibung der vorigen Tage, und bin in diesem Augenblick wahrlich in Verlegenheit das Gemälde des 24. so zu schildern, wie es fürchterlich vor unsern Augen gestanden. An diesem Tage war für uns Bewohner der schönen Parthenope keine Sonne aufgegangen. Eine düstre röthliche Aschenwolke, ausgebreitet über den weiten Horizont, hatte ihr Licht verfinstert und stand unheilbringend über der Hauptstadt. Aus Torre dell' Annunziata, del Greco, Resina, u. s. f. war, was gestern noch zurückgeblieben, jetzt entflohen, mehr eine erstickende Aschen-Eruption, als das Feuer selbst fürchtend. Begleitet durch einen meiner Freunde, unternahm ich an diesem Tage die Fahrt nach Portici.

Nahel an der Cavallerie-Caserne zu Ponte Madalena fiel ein dichter Regen von Asche, so, daß wir Niemand mehr unterscheiden konnten. Indes war es noch licht (es war um halb ein Uhr nach Mittag am 24.) und die Gegenstände sichtbar. Aber kaum einige hundert Schritte von der Caserne entfernt, kamen uns eilende Wagen mit angezündeten Laternen, Menschen mit Fackeln und brennenden Lichtern, Thiere in eiliger Flucht und größter Unordnung entgegen. Meine Pferde weigerten, weiter vorwärts zu gehen. Wir stiegen aus dem Wagen und drangen zu Fuß vorwärts bis an die ersten Häuser in Portici außer dem Granili. Nunmehr waren wir um die Mittagsstunden in die tiefe und schwärzeste Nacht versenkt, und nur die Fackeln der Fliehenden konnten uns noch leiten. Ein brennender Schmerz in den Augen beraubte uns ganz des Lichtes, die Luft, die wir athmeten, war Schwefelassche; wir mußten eiligst zurückkehren, um den Wagen zu erreichen.

Der Aschenregen ließ gegen Abend nach, und heute am 25. beginnt abermal eine, jedoch schwächere Feuer-Eruption, deren Folgen wir noch gewärtigen. Pompeji war sehr nahe daran, zum zweyten Male verschüttet zu werden. Denn es ist vielleicht keine größere Eruption, seit jener, die Pompeji begraben, gewesen. Niemand der Lebenden weiß sich auf eine ähnliche zu erinnern.

5 Uhr Abends.

So eben fängt der Besuch wieder zu wüthen an; wir sehen neuen furchtbaren Scenen entgegen. Ich eile nach Portici.

3\*, 5ptm.

### Epistel an eine Damengesellschaft.

Die Stunde naht, ihr holden Frauen,  
In der ich hofft' euch hier zu schauen.  
Ich Armer, leider hofft' ich nur!  
Euch halten vom beschneyten Lande  
Zurück die minniglichen Bande  
Der Bärtlichkeit und der Natur.  
So einsam schleicht ihr nicht durch's Leben  
Wie ich, so öde, so allein.  
Dald seht ihr Kinder um euch schweben,  
Dald über euch sich Ältern freun.

Im still erquickenden Gefühle,  
 Das solch ein Anblick nährt und gibt,  
 Naht ihr euch jezt dem Jahresziele  
 Mit Herzen, liebend und geliebt.  
 Und an des neuen Jahres Morgen  
 Steht ihr im festgeschlungenen Kreis,  
 Worin sich jeder, froh geborgen,  
 Im Glück des andern glücklich weiß.  
 Die Sonne mög' euch heiter scheinen,  
 Wo eure Herzen sich vereinen,  
 Wo Liebe — Liebe gibt und nimmt,  
 Und jedes Wort zum Wunsche stimmt.  
 Vergesst dann auch nicht den Fernen,  
 Der, unter minder holden Sternen,  
 Verlassen in der Kammer weilt,  
 Aus der sein Wunsch für jeden Frieden,  
 Den je ein mildes Loos beschieden,  
 In eure frohen Birkel eilt!

Doch wenn die Tage länger glühen,  
 Und Blüthen uns der Frühling beut;  
 Wenn Rosen meinem Beet entblühen,  
 Und sich die Lerch' im Äther freut:  
 Dann sammelt euch, zu mir zu ziehen,  
 Verschönert mir die Blüthezeit,  
 Empfanget meine Huldigungen,  
 Und schenket mir Erinnerungen,  
 Woran die Zukunft schön sich reiht.  
 Ihr werdet nach dem Wunsch der Seelen  
 Die schützenden Begleiter wählen;  
 Wen ihr zu euerm Führer wählt,  
 Sey meinen Freunden beygezählt.  
 Ich will indeß in meinem Garten  
 Die zartesten der Blumen warten,  
 Sie dankbar vor euch hinzufän.  
 Vermag ich nur zu Augenblicken  
 Mit Blumen euern Pfad zu schmücken,  
 So ist der Augenblick mir schön!

Job. Rub. W y s, der Ältere.

Wie ich von Wien nach Triest gekommen bin.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Wir befanden uns jezt in dem herrlichen Mürgthale, in welchem die Mürg fließt, der klarste, spiegelhellste Bach, oder vielmehr Fluß, den ich je gesehen habe. Ich dünkte mich in Arkadien zu seyn und an dem so oft gepriesenen Alpheus hinzuwandeln. In der That möchte auf wenige Gegenden in der Welt, die berühmten Thäler von Morency und Ermenonville bey Paris, die Elb- und Wesergegenden, die Bergstrasse, ja die Alpenhäler nicht ausgenommen, die reizende Beschreibung, welche Guarini in seinem Pastor fido von jenem glücklichen Schäferlande macht, mit mehrerem Rechte

anzuwenden seyn, als eben auf dieß Thal. Rechts schlängelte sich in tausend materi-  
schen Krümmungen der genannte Fluß hin. Auf beyden Seiten desselben prangten  
Wiesen, mit Gemüesfeldern abwechselnd, in einem so üppigen Grün, in einer so er-  
freuenden Vegetation, daß das Auge sich nicht satt daran sehen konnte, und welche  
mir um so wohler thaten, als die sonneverdorrtten Felder, durch welche wir bis dahin  
gefahren waren, mit den paradiesischen Gefilden dieses Thals den allergreßten Gegen-  
satz bildeten. Wohin man sah, bildeten die himmelanstrebenden Wände dieses Thals  
Landschaften, so herrlich in ihrer Luft-, Berg- und Baumperspective, wie sie wohl ein  
Claude Lorrain, ein Salvator Rosa, ein Poussin geahnet, aber nie durch den Pinsel  
daraustellen vermocht haben. In der Mürz soll es vortreffliche Forellen geben; aber den  
Einwohnern scheint es mit diesen Fischen zu gehen, wie den Schustern, welche die  
schlechtesten Schuhe haben. Denn wo ich auch in dem ganzen, meilenlangen Thale Fo-  
rellen zu essen begehrte, da ward mir zur Antwort gegeben, es seyen keine da. Das  
Mürzthal hat noch das sonderbare Schicksal, daß es im Auslande wenig oder gar nicht  
gekant ist, während die ganze Welt von dem an dasselbe stoßenden Murthale spricht.  
Woher diese Sonderbarkeit? Das Mürzthal ist um einige Meilen klei-  
ner, als das Murthal.

Wie bedauerte ich es, daß die einbrechende Nacht mich eines Theils des Genusses  
beraubte, welchen dieses Thal denjenigen Reisenden, welche es in seinem ganzen Um-  
fange und mit Muße durchstreifen können, in einem so hohen Grade zu gewähren ver-  
mag! Doch hatte die, gerade hinter dem Schneeberge untergehende Sonne mich ge-  
wisser Maßen für die Entbehrung, welche ich in der Nacht erleiden sollte, entschä-  
digt. Ein seltsameres und zugleich prächtigers Schauspiel war mir noch nie vor die Au-  
gen gekommen. Während der Schneeberg, dieser große Christoph unter den österrei-  
schen Gebirgen, die Last und Hitze, welche er den Tag hindurch getragen hatte, sicht-  
bar ausschwigte, so daß sich der Dampf in großen Strömen an seinem ganzen  
Leibe hinunter ergoß, versilberte die Sonne, welche sich hinter ihm zur Ruhe begab,  
die weitumfassende Peripherie seines kolossalen Hauptes dergestalt, daß die augenerblin-  
dende Lichtmasse gegen die graulige, rabenschwarze Nacht des Berges selbst einen wahr-  
haft gespensterartigen Abstrich machte. Ich konnte meine Blicke nicht abwenden von die-  
sem seltsam herrlichen, fast fürchterlichen Schauspiel.

Am folgenden Morgen zeigte meine Uhr auf neun; aber im Thale schien die Mor-  
genröthe noch nicht angebrochen zu seyn. Der Nebel hing in so dicken, unförmigen  
Massen an den Bergen herunter, als wäre er von einem Pfuscher in der Malerey  
auf's Gerathwohl hingekleckt worden. Bald aber durchbrachen die Strahlen der immer  
höher steigenden Sonne die schwarzen Dunstaebilde; die Nebel entflohen und in glän-  
zender Tagesherrlichkeit erschien die ganze Natur, Himmel und Berge und Thal. Mir  
versinnlichte sich die Schöpfungsgeschichte: der Geist Gottes senkte sich auf das Chaos  
und es ward Licht.

Am reizendsten ist mir das Mürzthal zwischen Mürzschlag und Krieglach erschie-  
nen; je näher Gräß, je entzückender die Gegend.

Von den vielen Ruinen von Burgen, unter und neben welchen wir vorbeifuhren,  
habe ich nur die Burgen Schwanberg, Berwick und besonders die auf einem hohen Fels-  
sen erbaute Krapsenburg gemerkt. Auf letzterer soll, wie die Chronik meldet, im vier-  
zehnten Jahrhunderte der tapfere Ritter von Stubenberg gehaust haben. Er war ein  
Mann, der zufrieden lebte und keine andere Freude kannte, als seinen Humpen in den  
einen und sein schönes Weib in den andern Arm zu nehmen; mit einem Worte, Stus-  
benberg hielt sich für vollkommen glücklich. Aber der Ritter Rüdiger von Stahrenberg  
war nicht derselben Meinung: ihn dünkte, Stubenberg sey sehr unglücklich. Was Wun-  
der also, daß er mit ihm theilen wollte! Es gelüstete ihn nemlich nach Stubenberg's  
Weine und nach dessen Weibe. Darüber kam es unter beyden zur Fehde. Stubenberg  
mußte die Burg seiner Väter mit dem Rücken ansehen; er entfloß vermittelst eines un-  
terirdischen Ganges, welcher aus derselben in die, ungefähr zweyhundert Schritt davon,  
im Thale liegende, noch jetzt vorhandene Capelle führte.

Das Städtchen Bruck ist vor mehreren Jahren von einem Fuhrmannsknechte, des

Raubes wegen, in Brand gesteckt worden. Molière rief, als ihm ein Bettler den Louisd'or, welchen er ihm aus Irrthum statt einer Silbermünze gegeben hatte, zurückbrachte, vor Verwunderung aus: „La vertu où se niche-t-elle! Ich möchte sagen: Laster, wohin verkriechst du dich! Bruck ist jetzt sehr hübsch wieder aufgebaut. In seiner Nähe vereinigt sich die Mürz mit der Mur. Das Bett der Mur zeigt sich von hier an stellenweise ziemlich breit, obgleich es wenig tief ist. Der spiegelhelle Strom fließt sehr reißend.

Wir kamen am Freytag nach Mitternacht in Grätz an. Den Postwagen brachte man unter den Schuppen des Posthauses; desto schlechter wurden wir Passagiere untergebracht. Der Conducateur führte uns an und wir wurden angeführt, meine ich! Zur Strafe meiner Sünden mußte eben Markt in Grätz seyn, folglich war das Wirthshaus nahe der Post, zum wilden Mann, wohin wir gebracht wurden, vom Dache bis zum Keller mit Menschen angefüllt. Am Ende räumte uns ein Freund des Wirths sein Zimmer ein. Hier standen vier Betten, in welchen sechs Personen, worunter eine Frau und ein Knabe von sechzehn Jahren, schlafen sollten. Ohne in die Brüche zu gerathen, war das nicht möglich. Folglich both ich der Frau mein Bett an und wollte die Nacht auf einem Meuble zubringen. Aber die Frau lehnte mein Anerbieten ab, sie wollte, wie sie sagte, mit dem Knaben von sechzehn Jahren wachend auf dem Canapee zubringen. Die drey Männer hatten sich durch meine Unterhandlung mit der besorglichen Frau keineswegs abhalten lassen, die Federn zu suchen. Ich war ihrem Vespenspiel gefolgt, nicht ohne einige tiefe Seufzer über das Schicksal auszustoßen, welches, wie der Apotheker Stössel so geistvoll bemerkt, das Schicksal ist, das heißt, welches neben Millionen anderer sonderbaren Dinge, welche es sich bis jetzt hat zu Schulden kommen lassen, in dieser Nacht ein Wohlgefallen daran fand, ganz zwecklos eine Arche Noe zu schaffen, in welcher sich außer den Menschen auch viele Thiere befanden, unter welchen zwey Hunde nicht zu den beschwerlichsten gehörten. Bald schnarchte alles, die beyden Hunde mit einbegriffen. Glücklicher Weise aber war Tact in diesem Schnarchen, dessen Gleichförmigkeit mich nach und nach in eine Art von abspannender Beruhigung und in Schlaf versenkte. So hat Sulzer nicht Unrecht, wenn er in seiner Theorie der schönen Künste, auf die Gewährleistung eines Reisenden behauptet, daß das große Concert von tausend Kesselpauken, welches alljährlich in China gegeben wird, sich recht gut zuhören lasse, weil Tact darin sey und der Tact das materielle Element des Vergnügens an der Musik ausmache.

Der Postwagen sollte, wie es am vorigen Tage geheissen hatte, erst gegen zehn Uhr Morgens wieder abfahren. Somit blieb mir, meiner Meinung nach, Zeit genug übrig, um Grätz wenigstens von außen und in seinen auffallendsten Umgebungen kennen zu lernen. Eben schickte ich mich zu meiner Wanderung an und hatte bereits einen gut aussehenden Greis, der nicht übel sprach, zu meinem Cicerone angeworben, als mir angedeutet ward, wir würden spätestens in einer kleinen Viertelstunde abfahren. Ich konnte also nur ein paar Straßen durchwandern und habe, eine Menge schöner Bewohnerinnen, und das, durch die Pulverexplosion beschädigte Haus ausgenommen, von Grätz so wenig gesehen, als wäre ich nicht darin gewesen. Das Wirthshaus zum wilden Manne zeichnet sich durch einen artigen Wirth, durch eine noch artigere Wirthinn, so wie durch drey sehr hübsche Kellnerinnen aus, welche letztere in voraus einen Vorgesmack von dem Gräzer schönen Geschlechte zu geben vermögen. Wahrscheinlich besitzt der Wirth sehr gute Betten; das, worin ich geschlafen habe, war das schlechteste, in welchem ich je gelegen bin. Ich darf nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der Postwagen, trotz der mir gegebenen Weisung, erst nahe vor zehn Uhr abfuhr, weil, aus Gründen, welche ich nicht kenne, die Pferde von einer Viertelstunde zur andern auf sich warten ließen.

(Der Schluß folgt)

## C o n c e r t.

Am 10. d. gab Hr. Franz Schoberschner, Capellmeister am Hofe zu Lucca, im großen Saal der nied. österr. Landstände eine musikalische Akademie.

Der Künstler, der früher hier bereits durch seine Virtuosität auf dem Fortepiano ausgezeichneten Beyfall sich erworben, trug nach der Ouvertüre den ersten Satz aus einem neuen Concert mit Begleitung des Orchesters, von seiner eignen Composition vor. Mit der Bediegenheit und dem edlen Charakter seines Spiels vereinigen sich seltene Fertigkeit, kräftiger Anschlag nebst einer großen Bestimmtheit und Deutlichkeit. Die Ausführung wurde oft durch laute Äußerungen der Zufriedenheit unterbrochen, wovon auch der Composition ihr Theil gebührte.

Nach diesem sang Mlle. Eleonore Friedlowsky eine Posonaise aus der Oper La Molinara, von Paisiello, mit wachsender Theilnahme, die der ansprechende Ton der Stimme, das schöne Tragen desselben, die anmuthige Höhe und eine ziemliche Diegsamkeit, die trotz der vorherrschenden Schüchternheit bemerklich wurde, mit vollem Recht verdienten.

Der Concertgeber führte hierauf große, von ihm selbst componirte, Variationen über ein Thema aus der Oper La Donna del Lago, mit Begleitung des Orchesters, aus, worin seine Kunstfertigkeit vorzüglich glänzend sich entfaltete. Die erste und die letzte möchten wohl den Preis verdienen. Die Ausführung des Ganzen kann man eher zu reich, als zu einfach nennen.

Das jetzt folgende Duett aus der Oper Elisa e Claudio, von Mercadante, gesungen von den Hrn. Eugano und Johann Carl Schoberschner, erregte Aufmerksamkeit und Theilnahme durch die treffliche Zusammenwirkung der genannten Sänger. Sowohl die Präcision des Gesanges, als die Lebendigkeit des Ausdrucks und die deutliche Aussprache des wortreichen Textes im parlanten Vortrag und in gesteigerter Bewegung bis zum Presto, hatten gleichen Theil am glücklichen Erfolg.

Mit einer freyen Phantasie auf dem Fortepiano, gespielt von dem Concertgeber, wurde diese musikalische Akademie beschloffen. Das letzte Stück erfreute mehr durch den kunstgerechten Vortrag, als durch Reiz und Reichthum der Erfindung. Die Versammlung war bedeutend.

## O p e r.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien wurde am 6. d. M. zur Unterstützung des bestehenden Pensionsfonds aufgeführt: Richard Löwenherg, Romantische Oper in drey Aufzügen, nach dem Französischen von J. Ritter v. Seyfried. Musik von G. Retz. Neu instrumentirt und mit neuen Gesangstücken vermehrt vom Capellmeister J. Ritter v. Seyfried.

Diese alte beliebte Oper, mit ihrer einfach kräftigen, kernhaften Musik, war nach geraumer Zeit der Ruhe wieder neu in die Scene gesetzt. Man kehrt dennoch gern aus dem üppigen Glanz der modernen zu jener edlen Einfachheit des Stils zurück, die mit einer Kraft zum Herzen spricht, welche die Kraft der Wahrheit ist. Was den harmonischen Theil betrifft, so erscheint allerdings Manches jetzt zu dürftig, oder leer, seitdem das Reich der Töne durch schnell auf einander folgende Erfindungen und Combinationen auf eine so glänzende Art erweitert und bereichert worden. Durch neue Instrumentirung hat man daher den Werken mehrerer ältern Meister einen frischern, farbenreichen Schmuck zu geben sich bemüht, und nicht ohne glücklichen Erfolg. Zusätze und Einschaltungen indessen wirken selten vortheilhaft für's Ganze, mit wie vieler Einsicht und Umsicht man auch dabey verfahren mag.

In der hier erwähnten ersten Vorstellung dieser alten Lieblingsoper wirkten zwar einzelne Theile kraft ihres eigenthümlichen Zaubers auf die zahlreich versammelten Zuhörer, im Gange war der Eindruck aber nicht sehr günstig. Hr. Jäger sang die erste Arie mit Feuer und Nachdruck. Wem sind die Worte dieses kräftigen Gesangstücks nicht bekannt? Wie Mancher, den sein eigener Übermuth, oder die Treulosigkeit des Glücks

herabgestürzt, hat sie voll Neu' und Sehnsucht wiederholt! Vor kurzem erst erklangen sie noch oft in stiller Einsamkeit auf einem Felseneiland mitten in dem großen Ocean:

O Richard, o mon Roi!

L'univers l'abandonne —

Blondel, der treue Minstrel, ist als Part und Charakterrolle vorzüglich dankbar. Die französischen Schauspieler verwenden vielen Fleiß auf den ersten Theil der Rolle, die Charakteristik des verstellten Blinden, und treiben durch Beachtung jeder Kleinigkeit, z. B. den kurzen, trippelnden Gang, das rasche Herumtappen mit dem Stabe u. dgl. die Täuschung auf das Höchste. Es hat Schwierigkeiten für einen jungen Schauspieler und Sänger, sich in die Gestalt und das Benehmen eines Alten gleichsam einzuzwängen. Hr. Jäger zeigte auch hier sein eifriges Bestreben, und ersetzte durch anmuthig frischen Ausdruck des Gesanges, was noch hin und wieder fehlte. Das lieblich rührende Duett, von Blondel und Fanny (Mad. Pistrich, geb. Hornick) gesungen, wirkte auch dies Mal sehr ergreifend, und mußte wiederholt werden. Es ist dem neueren Geschmack etwas aptirt; würde jedoch ohne Zweifel auch in seiner Eigenthümlichkeit nicht weniger gewirkt haben. Die Strophen des berühmten Trinklieds: „Mag der Sultan Saladin“ — trug der Sänger besonders lebendig und mit verständiger Bezeichnung des Sinnes vor. — Hr. Heisinger als König Richard schien in der ersten Arie sein beschränkter Standpunct auf der Altane etwas hinderlich zu seyn. In der folgenden Romanze wirkte er mit Blondel in glücklichem Verein. Die deutsche Prosa ist in ernsthaften Opern solchen Standespersonen, wie Richard, gewöhnlich etwas unbequem.

Der Chor, während dessen Blondel ergriffen wird, verdient der Energie des Vortrags wegen Lob. Die Traumscene am Schlusse des Acts hat sonst besseren Effect hervorgebracht. In der hierauf folgenden großen Arie war das Bestreben der Sängerin der Margaretha (Mad. Spitzeder) unverkennbar, jedoch die Wirkung sehr gering. Im Final-Quartett der Oper schien sie etwas erschöpft zu seyn.

Das Schlußgefecht bey Fackelschein und die letzte Gruppierung machten sich recht gut. Diese waren, so wie der Traum vom Hrn. Deskefani arrangirt. In den Marschen, Gruppen und Gefechten wirkte die Gesellschaft des Hrn. Tourniaire mit. Das Decorationsgemälde der Feste Dürnstein an der Donau, vom Hrn. Neefe ausgeführt, stellte eine täuschende Abbildung der Natur dar. Nach dem Erfolg der ersten und der wenig besuchten zweyten Darstellung dieser Oper dürfte sie auf längere Zeit der Vergessenheit wieder übergeben werden.

### Literarische Anzeige.

Unter dem Titel: Vermischte Schriften, wird Hr. Nicolay Fürst eine Sammlung seiner spätern, größten Theils noch ungedruckten Arbeiten in zwey Bänden herausgeben. Der Inhalt derselben besteht aus einzelnen Momenten der Geschichte, wissenschaftlichen Abhandlungen, humoristischen Aufsätzen, Aphorismen über Kunst und Literatur, Reiseerinnerungen, kritischen Streifzügen, Gedichten, dramatischen Spielen u. s. w. Der Verfasser, der sich schon durch frühere literarische Arbeiten bekannt gemacht hat, dürfte sich wohl bey diesem Unternehmen der regen Theilnahme des gebildeten Publicums zu erfreuen haben. Der ausführlichere Prospectus dieses Werks ist im Comptoir des österreichischen Beobachters in der Dorotheergasse im kleinen Salesianerhause Nr. 1108 einzusehen, wo auch die Pränumeration auf beyde Bände mit 3 fl. Conv. Münze Druckpapier und mit 4 fl. C. M. Schreibpapier angenommen wird. Die Namen der Pränumeranten sollen dem Werke vorgedruckt werden. Die Pränumeration bleibt bis zu Ende November offen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Dinstag, den 19. November 1822.

139

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sammeln Viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Werold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Verona \*).

Tantum magna suo debet Verona Catullo  
Quantum parva suo Mantua Virgilio.

Mart. Libr. XIV. epigr. 195.

(Nebst dem Plane der Stadt.)

Der kleinste kaum benannte Ort, in der entlegensten Gegend auf der weiten Fläche unsres Erdballs, tritt aus seiner obskuren Unbedeutendheit, und erregt die Neugier des flüchtigen Beobachters, wie die Aufmerksamkeit des ernstesten Forschers, sobald irgend eine Begebenheit von reichen Folgen für Welt- und Menschengeschichte, wenn auch noch so unabhängig von der Lage und Eigenthümlichkeit dieses Ortes, sich dort ereignete. Jede Einzelheit eines solchen Raumes, die flachste Natur seiner Umgebung, die kärglichsten Erzeugnisse seiner Bewohner, und seine frühesten, noch so unbedeutenden geschichtlichen Metamorphosen, gewinnen eine gewisse Wichtigkeit, die uns alsdann selten eine Skizze desselben zu weitläufig finden lassen. Wie viel mehr dürfen wir voraussetzen, den Wünschen eines größeren Theils unserer geneig-

\*) Zur genauern Veranschaulichung der Lage von Verona ist diesem Blatte ein Plan der Stadt beigelegt, in welchem die Wohnungen der allerhöchsten und hohen Personen, welche sich gegenwärtig dort befinden, ausgezeichnet sind, und zwar:

- Im Pallaste Erbsini: Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich.  
» — Canosa: Se. Maj. der Kaiser von Rußland.  
» — Tracastoro: Se. Maj. der König von Preußen.  
» — Uegri: Se. Maj. der König bender Sicilien.  
» — Gussii: Se. Maj. der König von Sardinien.  
» — Marioni: Se. k. k. Hoh. der Großherzog von Toscana.  
» — Peccana: J. Maj. die Herzoginn von Parma.  
» — Miniscalchi: Se. k. Hoh. der Herzog von Modena.  
» — Guiliari: Se. k. k. Hoh. der Vicetönig des lomb. ven. Königreichs,  
» — Castellani: Se. Durchl. Fürst von Metternich.  
» — Conati: Se. Durchl. Herzog von Wellington.  
» — Ridoisi: Se. Excell. Visconte von Montmorancy.  
» — Pompei della Vittoria: Se. Eminenz Cardinal Spina.

ten Leser angenehm entgegen zu kommen, wenn wir ihnen hier eine gedrängte und doch genügende Zeichnung jener so schönen als merkwürdigen Stadt bieten, auf die zur Zeit die Blicke der Welt in gespannter Erwartung gerichtet sind, und die gleichsam der Focus zu nennen ist, wohin Hoffnungen aus allen Strahlen der Windrose convergiren. In Verona's Mauern thronen jetzt die, das Wohl der übrigen Welt berathenden, höchsten Häupter Europa's. Wer wird sich das Bild dieser nun so wichtig gewordenen Stadt nicht gerne näher rücken, und wie schön lohnt sich diese geringe Mühe, wenn wir dann diesen Ort im Reiz seiner herrlichen Umgebung, in der Fülle seiner ältern und neuern Kunstschätze, die sich in ihm vorfinden, erblicken, und dabey manches, nicht minder Interessante, aus den frühesten Schicksalen dieses Ortes und seiner Bewohner, sich unserer Erinnerung aufdringt.

Wenn der Wanderer die mächtigen rauhen Tyroler-Alpen jenseits hinab steigt, erblickt er am Fuße derselben eine herrlich schöne Fläche, die schon nach der Ebene sich sehndes Auge, überraschend anspricht. Wie aus einem großen üppigen Garten, strebt dann das fast zwey Meilen weit sich hin-streckende Verona, mit seinen prächtigen Gebäuden, seinen Thürmen und Castellen, stolz empor, und erhebt im freundlichen Ernst, den Blick zu den Hügeln rings umher, von denen herab einzelne Schlösser und kleine Orte in Ehrfurcht der Gebieterinn ihre Huldigung zu bringen scheinen.

Diese, eine der ältesten und bedeutendsten Städte Italiens, liegt an beyden Ufern der Ettsch; vier ansehnliche Brücken vermitteln den Zusammenhang, den der Lauf dieses Flusses zwischen beyden Theilen der Stadt unterbricht, wovon jene, welche nach dem später zu nennenden Castell Vecchio führt, die merkwürdigste ist. Sie hat drey kühn gesprengte Bogen von 72, 85, und 155 Fuß. Der letzte wird um so mehr bewundert, als auf eine ähnliche Weise, wie der berühmte Bogen der Rialto-Brücke zu Venedig, construirt, seine Größe denselben noch um 66 Fuß übertrifft. Die Ettsch fließt zwar den größten Theil des Jahres über wie ein kleines Flüschen aus, doch schwillt sie zuweilen mächtig und zerstörend an. Im Jahre 1757 hat sie einen großen Theil der Stadt verwüstet, und die Brücke della Neve mit sich fortgerissen. Der am linken Ufer liegende Stadttheil ist mehr einer Vorstadt zu vergleichen.

Die Stadt ist befestigt, und hat außerdem noch drey Castelle: Castell Vecchio, S. San Felice, und S. San Pietro. Das erstgenannte hatte sonst fortificatorischen Ruf. Fünf Thore öffnen den Eingang nach Verona. Die Porta nuova und P. stupa, beyde von Sanmichelli, einem der größten Meister seiner Zeit, erbaut, gewähren hohes architektonisches Interesse. Das erste Thor, mehr in Beziehung auf Befestigung im Geiste der damaligen Kriegskunst, das letztere, obgleich nicht vollendet, wettkämpft mit dem besten Gebäude dieser Art, selbst aus der alten Zeit. Derselbe Künstler hat auch die Festungswerke um Verona und die Castelle entworfen.

Die meisten Straßen dieser Stadt sind mit marmornen Quadern für die Fußgehenden versehen, so wie überhaupt die größere Zahl der ansehnlichen Gebäude dort von Marmor erbaut ist, welcher in dieser Gegend häufig bricht. Der vorzüglichsten Plätze Verona's, seiner ättern und neuern Gebäude und sonstigen Merkwürdigkeiten, werden wir in der Ordnung erwähnen,

als wir von dem Ältesten zu dem Neuern und Neuen in unsrer Skizze fortzuschreiten wünschen.

Zu den ältesten Denkwürdigkeiten dieser Stadt, dürfen wir es wohl mit vollem Rechte zählen, daß sie von einem der glänzendsten Heroen aus der großen Römerzeit, von Julius Cäsar, zur römischen Colonie erhoben wurde, und daß Marius ungefähr hundert zehn Jahr vor der christlichen Zeitrechnung in ihrer Nähe den Cimbern jene Niederlage beybrachte, wodurch er Rom von ihrem Andrang befreyte, so wie daß der classische Dichter Catull, der herrliche Geschichtschreiber Cornelius Nepos, der Kunstverständige Vitruv, der Naturkündige Macer, und der durch sein Leben, wie durch seinen Tod gleich berühmte Plinius der ältere sich Söhne dieser Stadt nannten.

Unter den vielen Monumenten des classischen Alterthums, welche wir, in ihren Trümmern noch, in dieser Stadt bewundern, zeichnen sich die drey Triumphbögen, der Vorfarsische, der des Gerichtshofes, und der in der Nähe des Castell Vecchio aus, der letztere ist ein Werk Vitruvs zu Ehren der Gavianischen Familie errichtet.

Zu den erhaltensten Gebäuden aus der Blüthezeit des Römerthums aber gehört die dortige Arena. Dieses Niesen-Amphitheater (es faßt beynah 24,000 Zuschauer, für einen jeden ein und einen halben Fuß Raum gerechnet) unter dem Kaiser Domitian (vielleicht auch Trajan) von röthlichem Marmor erbaut, hat eine ovale Gestalt, 464 F. Länge, 367 F. Breite, und 1,331 F. im Umkreise, und mißt 233 F. in seiner größten Achse. Fünf und vierzig Sitzreihen, ebenfalls von Marmor, erheben sich gigantisch über einander. Die Sorgfalt der Veroneser hat die einzelnen Stufen, wenn sie nach und nach verwitterten, stets wieder herzustellen sich bemühet, und so erscheint uns jetzt das Ganze noch fast wie neu. Eine Denkschrift rühmt die besonderen Verdienste eines Hieronymus Maurigenus für die Erhaltung dieses Kunstwerkes.

Die überraschendste Wirkung soll dieses Amphitheater erst dann hervorbringen, wenn es mit Zuschauern ganz angefüllt ist. Kaiser Joseph II. zu Ehren ward im Jahr 1769 ein Stiergefecht darin veranstaltet. Dem Papst Pius VI., bey seiner Durchreise nach Wien den 12. May 1782, gewährte man den Ablick, dieses Theater noch überfüllt zu sehen. Vielleicht dürfte den hohen Häuptern bey ihrem Aufenthalt ein ähnliches Schauspiel bereitet werden.

Die untern Wölbungen der Arena stoßen an den Platz il Bra, auf welchem sich das Museum, ein herrliches Gebäude der neuern Zeit, befindet, dessen wir jedoch hier am rechten Orte zu erwähnen glauben, in so fern ein innerer Vorhof dieses Gebäudes, aus Trümmern und erhaltenen Kunstwerken der ältesten Zeit, welche man in und um Verona gefunden, wie zusammengesetzt zu nennen ist. Der Marchese Maffei, der berühmte Verfasser des Werkes Verona illustrata, ein Veroneser, hat um die Erhaltung und Anordnung aller Antiquitäten daselbst die ausgezeichnetsten Verdienste, welche auch seine dankbare Vaterstadt, durch Aufstellung seiner Büste in einer Nische zwischen einem prachtvollen Säulengang, von Palladio erbaut, geziemend anerkannt hat. Dieser Porticus bildet den Eingang zum Theater, welches sich in diesem Gebäude befindet. Auch der Saal der philharmonischen Gesellschaft nimmt einen Theil des Museums ein, und nicht selten kommen dort tüchtige musikalische

Productionen zu Stande. Mehrere Gemächer dieses weitläufigen Gebäudes sind auch den gesellschaftlichen Vereinen der Veroneser gewidmet.

Fahren wir fort, des interessanten Neuern zu erwähnen, so weit dasselbe uns auch erhaltene Kunstschätze aus alter Zeit aufbewahrt, so schließen sich an dieses öffentliche Museum die einzelnen Privat-Sammlungen, an deren Spitze der Pallast Bevilaqua zu nennen ist. Dieses herrliche Gebäude (der Marchese Maffei schreibt es unter vielem Widerspruch dem obengenannten Sanmichelli zu) enthält eine reiche Sammlung antiker Sculptur. Besondere Aufmerksamkeit in dieser Beziehung verdient, wie wohl zu erwarten ist, das Lapidar-Museum des Marchese Maffei. Bey den Rottari's, so wie bey dem Grafen Gazzola, steht man manches Schöne alter Kunst, in Gesellschaft gelungener Werke der neuesten Zeit.

Indem wir hier die Erinnerungen an die Römerzeit Verona's verlassen, um zu seinen Merkwürdigkeiten der mittleren und späteren Jahrhunderte überzugehen, wird es wohl an seinem Orte seyn, mit wenigen Worten die Schicksale und Veränderungen, die diesen Ort seit damals trafen, zu berühren.

Nach dem Verfall des großen römischen Reichs, fiel Verona in die Hände der rohen Barbaren, welche damals Italien überschwemmt, und der Zerstörungswuth dieser Horden erlagen die meisten Werke der Kunst, welche für die Ewigkeit berechnet schienen, und die in ihren Trümmern noch der Macht der Zeit trotzend die Stirne bieten. Dennoch hat diese Stadt während einiger Jahrhunderte sich selbstständig behauptet, bis Carl der Große im Jahre 774 sie mit Sturm eroberte. Sein Bruder Pipin, welcher in Italien als Vizekönig zurückblieb, wählte Verona zu seiner Residenz, und daß dieser (nach einigen Geschichtschreibern) daselbst starb, und ihm dort ein Grabmal errichtet wurde, diesem soll Verona seine Erhebung zu einer freyen Stadt wieder verdankt haben. Im Jahre 1240 kam sie wieder unter den Kaiser, und die blutigen Kämpfe zwischen den Guelfen und Gibellinen machten sie zum Schauplatz der gräulichsten Verheerung. Gegen das Jahr 1250 wüthete Gzellino daselbst in allen Schrecken seiner Grausamkeit, und nach dessen Tode, welcher 1259 erfolgte, wählte Verona Martino della Scala, oder Scaliger, zum Podesta, der dann 1260 zum dauernden Herrn des veronesischen Volkes ernannt wurde. Seine Nachfolger herrschten streng und eigenmächtig, bis gegen 1387, wo alsdann die Visconti zur Regierung gelangten, und nicht minder ihre Herrschaft bis 1405 die Veroneser empfinden ließen. Um sich deren Joch zu entziehen, warfen sich die Veroneser freywillig der damals blühenden Republik Venedig in die Arme.

Um diese Zeit dürfte wohl jene Parteywuth einzelner Familien gegen einander rege geworden seyn, welche auch den verfolgenden Haß der Cappelletti und der Montecchi gebar, der dann das tragische Ereigniß mit Romeo und Julie, welches Shakespears Trauerspiel der Unsterblichkeit übergab, herbeiführte. Wir werden später auf diese Begebenheit noch einmal zurückkommen müssen, es sey also genug hier zu bemerken, wie Muratori in seinen Anzeigen über Italien dieses Vorfalles als eines historischen Factums erwähnt. Gorte gibt wieder das Jahr 1303 bestimmt als die Zeit dieses Ereignisses an. Nur der gelehrte Bianchini in seiner Storia universale etc. erklärt diese Geschichte für völlig erdichtet. So viel ist gewiß, daß diese beyden Familien

zur Zeit in Verona blühten, und im vorletzten Jahrhundert noch Cappelletti allda lebten.

(Der Schluß folgt)

## Wie ich von Wien nach Triest gekommen bin.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß)

Am Abende vorher war in Grätz „die diebische Gfster“ aufgeführt, wie der im Wirthshause liegende Anschlagzettel besagte. Der Ruhm des Componisten verfolgt mich auf jedem Tritt und Schritte. In voraus will ich meinen Lesern melden, daß mir in Triest, wo ich dieses schreibe, während vierzehn Tage nichts zu Ohren gekommen ist, als: „Edoardo e Christina“ und daß ich in Venedig das Vergnügen haben werde, eine alte Bekannte, die „Zelmire“ vorzufinden.

Von Grätz bis zu dem, sechs Meilen entfernt liegenden Ehrnhausen entfaltet sich die Pracht des Murthals in ihrem ganzen Umfange, um sich dann bey Marburg in die Drau, welche links nach Ungarn zu fließt, zu verlieren. Vor Ehrnhausen passirt man die Mur zweymal, hin- und wieder herüber. Auf der ungarischen Grenze, welche hier mit Augen abgesehen werden kann, liegt Ungarisch-Neustadt, ein Ort, welcher noch heute eine Art von Interesse für mich hat, weil die vor länger als zwanzig Jahren von mir aus dem Französischen übersezte Dalayrac'sche Oper: „Lehmann, oder der Thurm von Neustadt“, welche hin und wieder in den österreichischen Staaten unter dem Titel: „Der Thurm von Gothenburg“, aufgeführt worden, in diesem Städtchen spielt.

Unmittelbar vor Ehrnhausen, wo die Mur vielleicht so breit, wie der Donauarm an der Ferdinandsbrücke zu Wien ist, führt eine hölzerne, gänzlich bedeckte Brücke über dieselbe in's Städtchen. Diese Brücke gleicht der zu Grätz, nur mit dem Unterschiede, daß keine Buden auf derselben befindlich sind. Ehrnhausen selbst erhält für den Reisenden in dem, auf einem hart an dasselbe stehenden Berge, liegenden Mausoleum, welches, wenn ich recht berichtet worden bin, dem Erbauer des daneben liegenden Schlosses, dem vormaligen Grafen von Eggenberg, errichtet worden ist, eine Merkwürdigkeit. Die Fagade desselben, in so fern ich, bey schon einbrechender Nacht und von unten hinauf schauend, davon habe urtheilen können, schien mir sehr richtige Verhältnisse zu haben und einfach, aber mit Geschmack, ausgeführt zu seyn. In der unten liegenden Kirche sollen noch mehr sehenswürdige Personen aus der Familie Eggenberg vorstellende Monumente vorhanden seyn. Das Ganze möchte verdienen, nebst dem Schlosse, welches jetzt dem Grafen Uttems gehört, von kunstliebenden Reisenden, welche sich hier verweilen können, mit Muße in Augenschein genommen zu werden. Vor Ehrnhausen befindet sich ein hoher Berg, Platsch genannt, auf welchem man einer entzückenden Aussicht geniehet. Er ist mir nach dem Sommering als der höchste in Steyermark auf der Postroute geschildert worden.

In der Nacht um zwölf Uhr kamen wir in Marburg an, wo wir zwey Stunden unter freyem Himmel zubringen mußten, weil weder im Posthause, noch irgendwo anders, an ein Unterkommen zu denken war. Wie es uns ergangen seyn würde, wenn schlechtes Wetter eingetreten wäre, weiß ich nicht; denn auch im Wagen, dessen beyde Kasten unaufhörlich durchwühlt wurden, fanden wir unsers Bleibens nicht. Ich hatte hier Gelegenheit, ohne gerade, wie Salzmann, einen Carl von Carlsberg schreiben zu wollen, über einen Theil des menschlichen Elendes recht traurige, herzerreifende Bemerkungen zu machen. Drey bis vier weibliche Geschöpfe, von der untersten Classe, umschwärmten nämlich, wie Nachtschatten, den Postwagen, um eine milde Gabe bittend, und dauerten die beyden langen Stunden von Anfang bis zu Ende aus. Als endlich die Pferde angespannt wurden, konnte ich dem Triebe nicht widerstehen, einer derselben, welche, fast bewegungslos, stets in der Ferne gestanden hatte, ohne sich, wie die übrigen, mit Unverschämtheit dem Wagen zu nähern, ein Stück Geld in die Hand zu drücken. Die Unglückliche ergriff mit einer Art von ungestümer, verzweifelnder Hast die meinige, küßte sie, ohne daß ich es zu hindern vermochte, und ließ ein Paar dicke

Thränen darauf fallen. Ich bin kein York, ich will mich zu keiner empfindsamen Reise hinaufschrauben, aber keine falsche Scham soll mich abhalten, zu gestehen, daß auch die meinigen flossen.

Am Sonnabend früh um sechs Uhr langten wir in Windisch Feistritz an. In dem Wirthshause, wo wir frühstückten, fielen mir eine Landkarte, eine Geige nebst Musikalien, einige Bücher und Schreibmaterialien auf. Ich schloß daraus, der Wirth müsse ein der Humaniorum Bekiffener, oder wohl gar ein Schulmeister, seyn.

Von hier bis Gonawitz läuft ein Thal hin, welches freylich nicht an Ausdehnung, wohl aber an romantischer Lieblichkeit, mit dem März- und Murthale wetteifern kann. Südlich vor Gonawitz erhebt sich eine Felsenwand, welche mit Tannen und Fichten besetzt ist, deren Gipfel sich majestätisch in die Wolken erheben.

Gegen zwölf Uhr Morgens langten wir in Cilly an. Außer dem Triester Postwagen, mit welchem wir uns hier kreuzten, befanden sich noch mehrere Fuhrwerke aus der umliegenden Gegend vor dem Wirthshause. Unter den Speisenden zog ein Individuum, welches ich hernach als den einzigen, mit jenem Postwagen fahrenden, Passagier erkannte, meine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade auf sich. Es war einer von jenen unerschrockenen Schwächern, welche, eingenommen von der Wichtigkeit, die sie auf ihre eigne Person setzen, keine Ahnung von der Langeweile haben, welche ihre Gespräche, in denen ihr eignes Ich als das Alpha und Omega hinten und vorn oben an steht, erregen und welchen jede Armseligkeit ihres vegetirenden Lebens so bedeutend zu seyn scheint, daß sie sie zum stereotypischen Gegenstande derselben machen.

Cilly führt ein Mineralwasser aus, welches in der Gegend herum sehr berühmt seyn soll. Die Lage des Städtchens ist vortreflich.

Sonntags gegen sieben Uhr Morgens kamen wir in Laibach an. Die ganze Stadt war in der Messe. Die Leere in den Gassen stach gewaltig gegen die Idee ab, welche ich mir von Laibach, dem vormaligen Congreßorte, gemacht hatte. Der Theil der Stadt, welchen man, wenn ich nicht irre, die Neustadt nennt, zeichnet sich durch eine Brücke und einen Platz sehr vortheilhaft aus. Der Rest sieht aus, wie ein Marktsteden.

Von Oberlaibach läuft die Chaussee während zwey Stunden, wie eine Wendeltreppe um den Berg Loitsch herum. Ob nicht durch Sprengung der Felsen ein kürzerer und weniger kostspieliger Weg zu erhalten gewesen wäre, ist eine andere Frage. Auf dem Loitsch gibt es eine Menge Vertiefungen, welche sich nicht anders, als für ehemalige Steinbrüche erklären lassen möchten. Dieser Berg bietet höchst wilde, aber nichts desto weniger sehr interessante Ansichten dar. Gewöhnlich pflegen die Schichten, welche sich in den Felsen eine auf die andere thürmen, horizontal zu laufen. Auf dem Loitsch stößt man auf Gegenden, wo die Schichten vertical liegen, ein Beweis, daß die fließende Masse, welche den Berg gebildet, in dieser Gegend sich in die Tiefe gestürzt hat.

Während der Nacht passirten wir den Opfchina, über welchen eine ähnliche schlangenförmige Chaussee, wie über den Loitsch, führt. In der Nähe liegt Adelsberg mit seiner weit und breit berühmten Grotte. In wie fern das Innere dieses Naturspiels an schauerlichen Abgründen, gräßlichen Fessengebilden und allen Gräueln einer solchen unterirdischen Herrlichkeit andere berühmte Grotten übertrifft, oder hinter sich zurückläßt, ist mir unbekannt, da ich sie nicht besucht habe; nur so viel weiß ich, daß die Beschreibungen, welche die Eingebornen davon machen, eher wie Fabeln, als wie Wahrheit, klingen. Über wie viele Grotten aber haben die Reisenden, die sie besucht, nicht in ähnlichen poetisirenden Emphasen g e t r ä u m t! Für einen positiv gebildeten Geist, dem die materielle Neugierde fremd ist, gibt es an solchen Orten wenig Ausbeute. Ich habe dreymal die Katakomben von Paris besucht, sie aber jedes Mal mit einem niederschlagenden Gefühle verlassen. Der Zweck unsers Daseyns ist Erhebung, nicht Demüthigung; erhoben kann aber unser Gemüth nur durch die lebende, geordnete, nicht durch die zerstörte Natur werden.

Die Grotte zu Adelsberg bietet dem Naturforscher einen merkwürdigen Gegenstand dar. Dieß ist die *lacerta proteus*, welche daselbst, wie mich ein Triestiner versicherte, einzig und allein gefunden wird.

Das Dorf Optschina macht die Grenze zwischen Krain und dem Gebiete der Stadt Triest, von welcher letztern es noch eine deutsche Meile entfernt liegt. Im Zollhause daselbst werden alle, von Triest kommende Wägen und Fuhrn visitirt. Hier am Schlagbaume zu Optschina, ist zugleich der Scheideweg, wo der Fluch der Natur, welcher von Laibach an über die ganze Gegend geruht hat, sich in Segen verwandelt. Blickt man zurück, so verweilt das ermüdete Auge auf Millionen nackter Steingruppen und bleicher Felsenstücke, in deren Klüfte sich nur hin und wieder ein verkrüppeltes Gestrüpp schmiegt; kein Baum, kein Gras, kein Kornhalm; alles durrer Sand und todtes Haidkraut. Ein böser Zarberer, steht der hohe Nanos mit seinem fahlen Haupte im Hintergrunde und scheint die Gegend unter dem Banne seiner unglückswangern Gegenwart zu halten. Wie ändert sich aber der Schauplatz, wann der Reisende, mit Schauder seinen Blick von dieser furchtbaren Wüste abwendend, und voll Ungebuld die Anhöhe, wo, eine kleine Viertelstunde von Optschina, das Wirthshaus steht, erklimmend, endlich auf der höchsten Spitze derselben angelangt ist und dann zur rechten Seite blickt! Hier auf diesem Platze habe ich zum ersten Male in meinem Leben gewünscht, ein Dichter zu seyn, kein nebelnder, sondern ein klarer, in positiver Anschauung darstellender Dichter! Da liegt, wenn man sich rechts wendet, auf einmal und wie durch einen Zauberschlag herbeigeführt, in schwindelnder Tiefe das adriatische Meer! Wer die Unendlichkeit der menschlichen und der physischen Natur nicht begriffen hat, der komme hierher und sehe in die Unendlichkeit des Meers hinaus, welches, ein Sinnbild der Natur, eben so wenig Schranken besitzt, als sie selbst. Betäubt, schmerzhaft entzückt, aber emporgehoben über alle menschliche Schwäche, schweift das Auge auf dem glatten, unübersehbaren Spiegel herum, haftet, von magischen Bänden gefesselt, darauf, reißt sich dann, sey es mir erlaubt, die berühmte Stelle des Tacitus: „Lassata, sed non satiata“ auf eine würdige Weise zu parodiren, überwältigt, aber nicht gesättigt los, um augenblicklich von neuem dahin zurückzukehren. Wie jede irdische Größe, weltliche sowohl, als moralische, wie selbst die colossalen Gebilde der Kunst, welche alle bezwingbar und ermesslich (sey es mit dem Begriffe, oder mit der Elle) sind, gegen die Unermesslichkeit des Meeres in Nichts verschwinden! Endlich sucht das Auge einen Ruhepunkt und links bietet sich ihm Triest dar. Jetzt schwindet der Zauber, das Gemüth wird in die reale Gegenwart zurückgeführt, der Contrast ladet zum Urtheile ein. Und warum? Neben der Unendlichkeit des Meers und von der ungeheuern Höhe herab gesehen, erscheint die weltberühmte Stadt wie ein Haufen Kartenhäuser, der Moso, wie ein Sanddamm, den die Knaben in die Rinnen der Gassen bauen, und die Schiffe, wie die papiernen Rähne, mit welchen sie auf denselben schiffen! So gewiß ist es, daß alle Größe nur relativ ist und von einer andern Größe überwältigt wird, bis alle physische Größe endlich unter der Größe des — Nichts erliegt!

Vom Wirthshause zu Optschina führt die Chaussee während länger denn anderthalb Stunden in einem so steilen und abschüssigen Wege den Berg nach Triest hinunter, daß die Fuhrleute die ersinnlichste Aufmerksamkeit anwenden müssen, daß die Wagen nicht in die Tiefe rollen und im Abgrunde, oder gegen die Felsenwände zerschellen mögen. Man fragt sich, warum, während die Berge Loitsch und Optschina durch so kunstreich erfundene und höchst vortreflich ausgeführte Chausseen auf die bequemste und sicherste Weise zu passiren sind, der unmittelbare Zugang nach Triest in einem so gefährvollen Zustande verblieben ist? Darauf hat man mir folgende Antwort ertheilt. Die Chausseen der vorgenannten Berge sind ein mittel- oder unmittelbares Werk der k. k. Landesregierung; dagegen hängt der Weg von Optschina nach Triest von dem Triester Stadtgebiete ab. Triest hat aber Privilegien und diese kommen einzelnen Individuen zu Statten. Von letztern beschäftigen sich viele mit dem Vorspanne. Da dieser bey der Beschaffenheit der jezigen Chaussee sehr große Vortheile gewährt (ich habe vor einem einzigen Wagen, welcher hinauf fuhr, zwanzig und mehrere Paar Ochsen gezählt); so suchen diese Ochsenbesitzer die Anlegung einer neuen Chaussee, welche, wie es heißt, in diesem Augenblicke von neuem zur Sprache gekommen ist, aus allen Kräften zu hintertreiben.

Endlich erreichten wir, nach einem anderthalbstündigen, unter Furcht und Schrecken zurückgelegten, Wege Montags früh um zehn Uhr das offenliegende, sich weder durch

ein Thor, noch durch sonst einen bemerkungswerthen Eingang, auszeichnende Triest. Wirft gleich die Aussicht von dem Wirthshause zu Opicina ein kleinliches Licht auf die Stadt, stimmt gleich der fahle Eintritt in dieselbe den Reisenden nichts weniger, als zu ihren Gunsten, so zieht dagegen die innere Eigenthümlichkeit Triest's, aus ihrer Mitte beobachtet, die Aufmerksamkeit des Beobachters in einem eben so hohen Grade auf sich, wie irgend eine Stadt der cultivirten Welt. In einigen der nächsten Blätter werde ich diese Behauptung durch eine topographisch-pittoreske Beschreibung derselben, unter dem Titel: Ein Tag in Triest, wahrzumachen suchen.

## Beiträge zur Chronik des Allerhöchsten Hofes.

### Erste öffentliche Tafel zu Verona.

In der Reihe der denkwürdigen Tage, welche zur Zeit die Chronik Verona's füllen, dürfte wohl der letzte Allerheiligen-Tag als einer der unvergesslichsten für die Einwohner dieser Stadt, mit hervortretenden Zügen, verzeichnet worden seyn.

Wenige Städte der Welt haben in ihren Annalen ein Beispiel aufzuweisen, daß so viele gekrönte Häupter für ein und denselben Zweck sich in ihnen versammelt befunden hätten, als Verona an dem genannten Tage, der der erste war, an welchem sich die erlauchte Zahl aller der höchsten und hohen Personen als Gäste unsres vielgeliebten Monarchen an einem Orte vereinigt sah.

Se. Majestät unser allergnädigster Kaiser geruhete für diesen Tag eine Hofstafel von achtzehn gedeckten anordnen zu lassen, und zu diesem Mahle nur die anwesenden allerhöchsten Monarchen und die nächsten hohen Anverwandten einzuladen.

Den Einwohnern Verona's gestattete die allenthalben sich aussprechende Huld unsres verehrten Monarchen, Zeuge dieses so erhabenen als seltenen Festes seyn zu dürfen, indem Se. Maj. dieses festliche Mahl als öffentliche Tafel zu veranstalten befahlen.

Es war nun ein nicht zu beschreibender Genuß, wie hier Glanz und Würde jede Pracht überboten, und wenn diese Staunen und Verwunderung erregte, erfüllte der Anblick so mächtiger als erhabener Häupter mit Ehrfurcht und Entzücken. Die musterhafteste Ordnung und Ruhe, welche im Verlaufe des ganzen Festes herrschte, trug Vieles dazu bey, jeden anwesenden Veroneser ein lebendiges Bild dieses hohen Schauspiels mit Besonnenheit auffassen zu lassen, das Väter ihren Kindern und Enkeln noch in später Zeit in freundlicher Erinnerung des ihnen zu Theil gewordenen Glücks erzählen werden.

Die höchsten und hohen Gäste, deren Gegenwart diese Tafel verherrlicht, waren: Se. Maj. der Kaiser Alexander, S. M. die Könige von Preußen und Neapel, S. M. der König und die Königin von Sardinien, S. M. die Erzherzogin Marie Louise, S. K. H. der Großherzog und die Großherzogin von Toscana, S. K. H. der Vicekönig und die Vicekönigin des lombardisch-venezianischen Königreichs, S. K. H. der Herzog und die Herzogin von Modena, die königl. Prinzen Carl und Wilhelm von Preußen, der Erzherzog Ferdinand von Este, Commandirender in Ungarn, und der Prinz von Salerno.

Am 5. Nov. d. J. war bey Sr. Majestät dem Kaiser ein Ballfest von 350 — 400 Personen, zu welchem nächst den genannten allerhöchsten und höchsten Herrschaften, auch das ganze in Verona anwesende diplomatische Corps, die Generalität und die Stabsofficiere, die Damen und ersten Nobili der Stadt eingeladen waren.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

riest.  
auf  
iger,  
ihrer  
Grade  
tätter  
elben,

üllen,  
nwoh:

, daß  
befun:  
em sich  
vielge:

oftafel  
senden

unfres  
dürfen,  
len.

de jede  
lle der  
muster:  
trug  
Schaus  
in noch  
ücks er:

waren:  
et, 33.

Marie  
icekönig  
zog und  
n, der  
ing von

— 400  
chaften,  
und die

VER



- ☛ *Erlisti*
- ☛ *Canova*
- ☛ *Fracastoro*
- ☛ *Peccana*
- ☛ *Miniscalchi*
- ☛ *Giuliani*
- ☛ *Pom...*

Besond. Beyl. z. Wiener Zeitwch. 13  
182

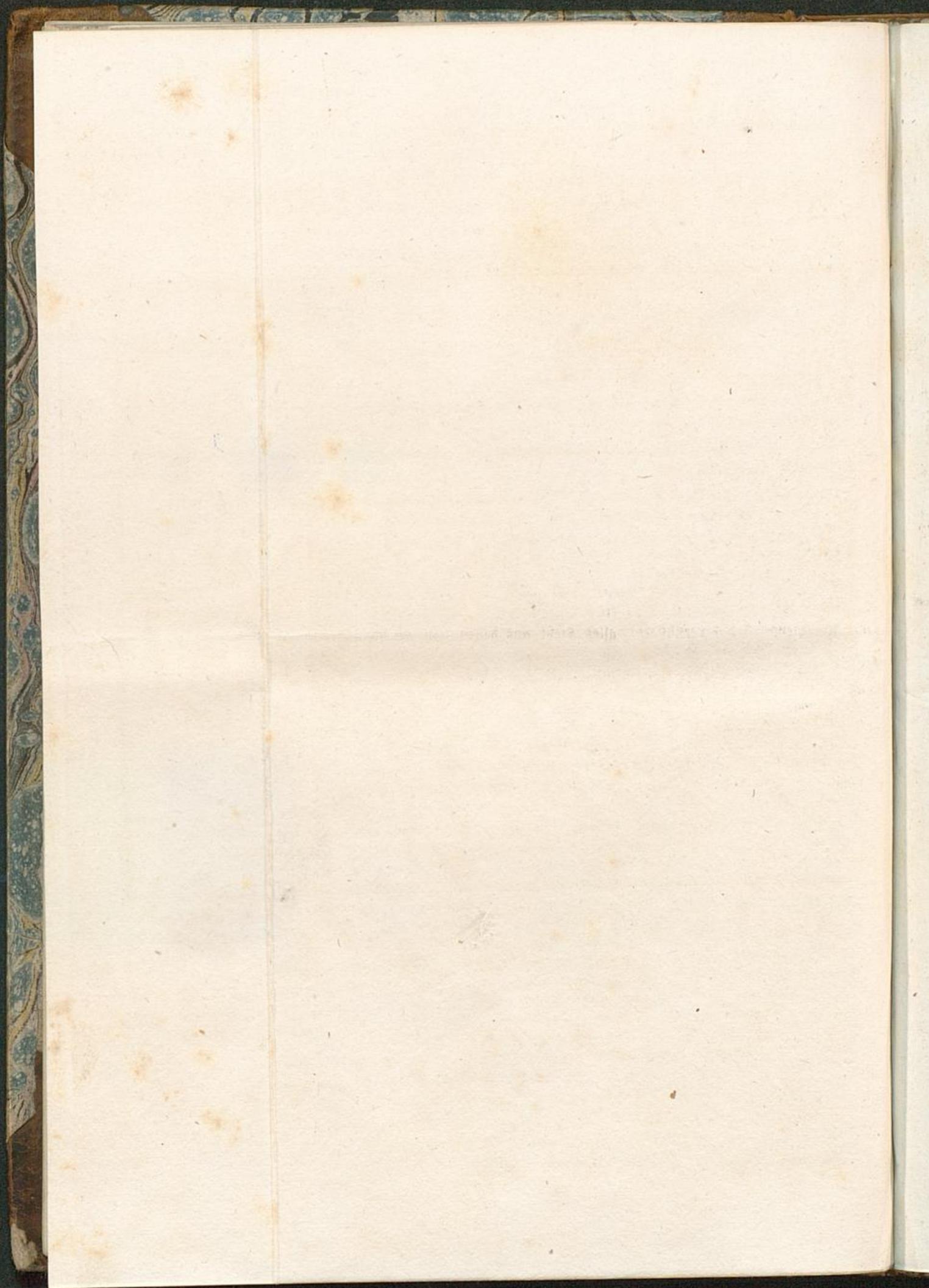
**R**  
116  
117  
118  
119  
120  
121  
122  
123  
124  
125  
126  
127  
128  
129  
130  
131  
132  
133  
134  
135  
136  
137  
138  
139  
140  
141  
142  
143  
144  
145  
146  
147  
148  
149  
150  
151  
152  
153  
154  
155  
156  
157  
158  
159  
160  
161  
162  
163  
164  
165  
166  
167  
168  
169  
170  
171  
172  
173  
174  
175  
176  
177  
178  
179  
180  
181  
182  
183  
184  
185  
186  
187  
188  
189  
190  
191  
192  
193  
194  
195  
196  
197  
198  
199  
200

welche  
18. 18.  
Strauß  
d' die  
e o. f. d.  
endet.  
  
130  
  
diese  
ein  
die,  
nge-  
noch  
der  
dig  
ers,  
  
ge-  
ann  
get,  
  
ero-  
ngt  
von  
ern  
äh-  
  
ude  
sich  
185  
187  
für  
ng,  
und  
les  
In-

# VERONA



- ♣ *Erbisti*
- ⊞ *Canosa*
- ♣ *Fracastoro*
- *Allegri*
- ♣ *Giusti*
- ⊞ *Marioni*
- ♣ *Peccana*
- ⊞ *Miniscalchi*
- ♣ *Giuliani*
- ♣ *Castellani*
- ♣ *Conati*
- ♣ *Ridolfi*
- *Pompei della Vittoria*



I  
ei  
22  
di  
al  
27  
au  
iv  
ur

di  
ni  
fo  
de  
di  
lic  
ve  
al  
v  
ii  
7  
24  
h  
2  
fi  
ii  
b  
e  
2  
e  
u  
2  
e  
g  
e

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 21. November 1822.

140

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Verona.

(Schluß)

Eine Reihe von Jahrhunderten besaß nun die Republik Venedig diese Stadt. Um das Jahr 1507 nach dem Friedensschluß zu Cambrai, wo sich ein Bündniß gegen die Republik bildete, ließ diese die meisten ihrer Städte, darunter auch Verona, befestigen. Es wurde mit Wällen und Gräben umgeben, und auch die drey ältern Castelle zu dieser Zeit erbaut. Lange noch blieb Venedig im Besitze dieser Stadt, bis die bekanntesten Begebenheiten der neuesten Zeit Verona von der Usurpation der Franzosen, denen es Venedig räumen mußte, unter das glorreiche Repter unsers allergnädigsten Kaisers, als ein Theil des lombardisch-venezianischen Königreichs brachten.

Nach dieser kleinen historischen Abschweifung kommen wir unsrer Absicht gemäß auf Verona's Gebäude und Kunstwerke der neuern Zeit, wo sich dann die Kirchen dieser Stadt, durch ihr Alter und Würde gleich dazu berechtigt, zuerst darbieten.

Wenn auch keines von denen, dem Gottesdienst geweihten Häusern Verona's, in diesem Theile der Stadt, besondern architektonischen Ruf erlangt hat, noch verdient, so dürften doch wohl einige derselben Gegenstände von zu vielseitigem Interesse für Geschichte und Kunst in ihrem Innern oder Aßern aufzuweisen haben, um nicht die billigsten Ansprüche auf nähere Erwähnung bey einer Topographie dieser Stadt machen zu können.

So ist vor allen andern der Dom zu nennen, ein gothisches Gebäude der frühesten Art, für Baukunst ohne zu beachtenden Werth; es befinden sich aber in demselben: Das Grabmal Pappst Lucius des III., der im Jahre 1185 Rom verlassen mußte, und Verona zu seinem Aufenthalt wählte, und daselbst starb; ferner: Eine Himmelfahrt Mariä, von Titian, welche von Kennern für eines der besten Werke dieses Meisters gehalten wird. Ein Crucifix von Bronze, über der Thüre des Chors, von dem schon oft genannten Canmichelli, und eine Kreuzigung von Bellino, in der Capelle St. Nicolas daselbst, alles Kunstwerke, auf denen gewiß der sinnige Blick mit Befriedigung in dem Innern dieser Kirche verweilt.

Für Freunde der italienischen Poesie, die in den Dichtungen Bojardo's und des ewig blühenden Ariost's sich ergehen, enthält auch das Außere dieses Doms etwas, das ihre Aufmerksamkeit gewinnt, und sie zu freundlicher Erinnerung aufregt. Auf der Fagade dieses Gebäudes nämlich sieht man zwey alt-gothische Figuren, Roland und seinen Waffengefährten Olivier vorstellend, auf dem Schwert des erstern liest man das Wort Durindoda, der bekannte Name dieser Heldenwaffe, welche uns den Träger als Palladin zu erkennen gibt.

Das Capitel dieses Doms besitzt auch eine ansehnliche Bibliothek, welche im bischöflichen Pallast zum gemeinnützigen Gebrauch aufgestellt ist, sie wird auch wegen der bedeutenden Anzahl von seltenen Manuscripten fleißig besucht.

Nächst dieser Cathedrale ist die Kirche zu St. Zeno sehenswerth, welche das Grabmal Pinpins, des oben erwähnten Bruders Carl des Großen, enthält, und mit Verzierungen im gothischen Styl reich geschmückt ist.

Zu S. Bernardo verdient vorzüglich die Capelle Baresca gesehen zu werden, welche für eines der schönsten Werke Sanmichelli's geltet.

Die Kirche der h. Anastasia ist mit Gemälden von anerkannten Meistern reich decorirt, vorzüglich gelobt werden ein Christus im Garten zu Gethsemane, von Francois Bernardi, und eine Geislung von Claud Ridolfi.

Bey den Capuzinern hängt ein berühmtes Bild von Alexander Turchi, genannt Orbetto, den sterbenden Herland vorstellend.

In der Kirche der barfüßigen Carmeliter bewundert man eine Verkündigung von Balestra, so wie einen herrlichen Altar von kostbarem Marmor.

Zu Sta. Helena, Sta. Euphemia, St. J in Fonte, und bey den Barmherzigen, befinden sich sehr geschätzte Werke von Brusaforzi, Baptist del Moro, Farinati und Orbetto.

Wenn wir jetzt zu den neuern profanen Gebäuden und Pallästen Verona's dießseits der Etzch übergehen, so gedenken wir zuerst des herrlichen Rathhauses, welches auf dem Plage, der von ihm seinen Namen hat, sich befindet. Dieses prachtvolle Gebäude ist von Sansovino aufgeführt. Auf der Fagade desselben sieht man mehrere geschätzte Statuen von Marmor und Bronz, die schon benannten berühmtesten Söhne Verona's, als Catull, Corn. Nepos, Plinius, Vitruv, ic. vorstellend. Die besten von diesen Statuen werden dem Jerome Campagna zugeschrieben. Bey der hier nöthig gewordenen Wiederholung der Namen der wichtigsten, ältesten Männer dieser Stadt, dürfte es an seinem Orte seyn, auch einige berühmt gewordene Personen der spätern Zeit, welche in Verona gelebt haben, zu nennen. Julius Cäsar Scaliger, der heilige Zeno, Bischof von Verona; Paul Veronese, einer der geachtetsten Meister der italienischen Schule; Medea degli Meardi, eine berühmte Dichterin; Dante Alighieri Terzo, ein guter lateinischer Dichter des sechzehnten Jahrhunderts; Girolamo Frascatori, als Arzt, Astronom, Philosoph, und Physiker gleich berühmt; Batisto Guarino, bekannt durch seine Verdienste um griechische und römische Literatur; Ludovico Moscardo, großer Naturforscher; der berühmte Cardinal Arrigo Moris; der so gelehrte Antiquar Onofrio Panvinio; Alexander Turchi; die Gebrüder Ballestri, Alle diese Namen

von Sprossen dieser Stadt strahlen aus der Chronik derselben mit besonderem Glanz.

Der große Saal des genannten Rathhauses, und die Säulenreihe, welche seine Kühne Wölbung trägt, sind von Fra Giocondo, dem bekannten Commentator des Vitruv, und demselben, welcher den Bogen der Brücke della Pietra, die auch von Vitruv erbaut seyn soll, restaurirte. Die Gemälde, welche diesen Saal schmücken, und wichtige Momente aus der Geschichte Verona's darstellend, sind von Paoli und Brusaforzi.

Das Mausoleum der Scaliger ist eben so historisch interessant, als es abenteuerlich und geschmacklos gebaut ist.

Die Palläste Canossa, Berzi, und Pellegrini, sind außer den bereits erwähnten Werken Sanmichelli's, auch noch sprechende Monumente für diesen berühmten Künstler, da sie in jeder Beziehung mit den gelobtesten Werken des großen Palladio wetteifern.

Wir verlassen jetzt diesen Theil der Stadt, um uns nach dem linken Ufer der Etzch, welches wir oben als den andern Theil Verona's angegeben haben, zu verfügen, da auch dort nicht mindere Kunstwerke der ältesten und neueren Zeit unsern Blick fesseln.

Borzüglich erregen dort die Trümmer eines colossalen Gebäudes die Aufmerksamkeit des Forschers. Einige Alterthumskundige wollen eine Nachahmung des Capitols zu Rom darin entdecken, während andere wieder, und unter ihnen der gelehrte Bianchini, es für wahrscheinlich halten, daß hier eine sogenannte Naumachie (ein Amphitheater, in welchem Seegefechte zur Belustigung des Volkes veranstaltet wurden) war, oder hätte werden sollen.

Auch in diesem Theile der Stadt befinden sich sehenswerthe Gebäude von Sanmichelli, namentlich der Pallast Pompei, und die Kuppel der Kirche S. George.

Die Kirche selbst aber ist ein Meisterwerk von Sansovino, die mit Gemälden von den besten Künstlern geziert ist. Der Hunger von Farinati, der Mannaregen von Brusaforzi und die Taufe unseres Heilandes von Tintoret, sind Bilder, die jeden Kunstkenner tief ergreifen.

In der Kirche zu S. Nazare e Celso, wird eine heilige Familie als sicher für einen Raphael von Kennern ausgegeben.

In der Sacristey zu Sta. Maria Vict. befindet sich eine Kreuzabnahme von Paul Veronese.

Zu Sta. Maria in Organis steht man einen heiligen Bernhard von den Dämonen gegeißelt, von Lucca Giordano, einen bewachenden Engel von Guercino, und in der Sacristey daselbst, einen heiligen Franciscus von Orbetto.

In der Kirche St. Paul ein herrliches Blatt von Paul Veronese.

Des Grafen Mascardi schöne Sammlung von Medaillen, antiken Inschriften in Marmor und Bronz, und vieler andern naturhistorischen Merkwürdigkeiten befindet sich auch in diesem Theile der Stadt.

Eben so der Garten des Grafen Justi, der an und für sich sehenswerth, auch noch eine der reizendsten Aussichten über Verona und seine herrlichen Umgebungen gewährt, indem von hier aus die Stadt und Umgegend wie ein überraschendes Panorama sich rund umher entwickeln.

Die Einwohner Verona's, deren Zahl auf 50 — 60000 angegeben wird, stehen im Rufe eines heitern gefälligen Wesens. Das schöne Geschlecht daselbst verdient diesen Beynamen mit mehrerem Recht, als die Frauen vieler anderen italienischen Städte, da sie in der That schön gebaut, und von der Natur gut colorirt sind, und diese angeborenen Reize verstehen sie durch die angenommene Tracht des venezianischen Falzoletta, das ihnen eigne Anmuth verleiht, noch zu erhöhen. Das gesellschaftliche Leben im Allgemeinen zeichnet sich dort durch Sittlichkeit, lebendige, oft unterrichtende Unterhaltung und Frohsinn vortheilhaft aus. Der mittlere und untere Stand sind dem Fleiß und der Arbeit sehr ergeben. Bey den Wollen- und Seidenarbeiten allein sollen über 20,000 Individuen beschäftigt seyn.

Ehe wir diese Skizze von Verona mit einigen Notizen über seine höchst interessanten Umgebungen schließen, kommen wir unserem geleisteten Versprechen nach, etwas Näheres über die hier noch vorhandenen Spuren des Lebens und Sterbens von Romeo und Julie mitzutheilen. Zur Erreichung dieses Zweckes aber halten wir es hinreichend, folgende Stelle aus dem Tagebuch eines geschägten Reisenden, wie sie sich in einer geachteten Zeitschrift im vergangenen Jahr befindet, hier anzuführen.

Noch besteht der Ort, wo jener Maskenball Statt hatte, der so verhängnißvoll für diese Liebenden war. Nahe am Ponte della Pietra liegt die Straße Cappelletta, dort steht ein alterthümliches Haus, an dessen erstem Stocke die gothischen Fenster durch kleine schlanke Säulen geziert sind. In diesem ersten Stocke war der Ballsaal. Das Haus hat aber jetzt eine andere Eintheilung und ist von Hand zu Hand an den gegenwärtigen Besitzer, einen Kaufmann, gekommen, der zwischen seinen Fässern und Kisten nichts davon ahnet, daß in denselben Mauern Romeo und Julie lebten, liebten und starben. Als Julie scheinodt da lag, wurde sie in einer Gruft ihrer Familie beygesetzt. Diese Gruft war damals in einem unterirdischen Gewölbe jener kleinen Franciscaner-Kirche, die, in der Nähe des Amphitheaters befindlich, von dessen Höhe aus sichtbar wird. An der Gartenmauer des Klosters zeigt man noch die Stelle, wo Romeo in jener verhängnißvollen Nacht hinaufgestiegen seyn soll, um durch den Garten zur Gruft zu gelangen, diese Stelle ist durch eine zugemauerte Thür bezeichnet; die Gruft selbst aber besteht nicht mehr. In dem Garten neben der Kirche zeigt man den Sarg, in dem Julie gelegen haben soll. Er ist ein längliches Viereck, roh aus röthlichem Marmor gehauen, zum Sarge gehöhlt und geräumig groß. Wo der Kopf ruht, ist der Stein höher gelassen, und die dem Haupte bestimmte Stelle rund ausgehauen, zu den Füßen sieht man zwey Zufelöcher, die für die besondere Bestimmung des Sarges zu sprechen scheinen. Die Engländer, welche viel Interesse für diesen Sarg haben, gehen nie von ihm weg, ohne einen kleinen Raub an dem Stein zu begehen, und daher mag wohl die unrichtige Sage entstanden seyn, daß ein reicher Britte den Sarg um einen hohen Preis gekauft, und in seinem Museum aufgestellt habe.

Die Umgebungen Verona's sind gleich berühmt durch die Reize ihrer Naturschönheiten, durch die merkwürdigsten naturhistorischen Gegenstände, wie durch die vielen antiquarischen Seltenheiten und Erinnerungen, die sich bey Besichtigung derselben aufdringen.

Die Mineralquellen zu Caldiero, in der Nähe Verona's (Schlachtfeld von 1805) sind ihrer heilsamen Wirkung halber sehr hoch geschätzt.

Zu den besuchtesten Bergen in der Umgegend dieser Stadt, gehört der Monte Baldo, der Mons Poeninus der Alten, welcher mit einer üppigen Vegetation bedeckt ist, und in dessen Innerem sich die interessantesten Petrefacten von Fischen, Thierknochen und exotischen Pflanzen vorfinden. Es dürfte bald keinen Ort geben, der deutlichere Spuren eines ehemaligen Vulcans an sich trägt, als die Gegend von Ronca, wo wir bey jedem Schritt auf Lava stoßen, in der wir Seemuscheln eingeschmolzen und verkalft entdecken.

Auch die Terra di Verona, eine sehr schöne grüne Malererde, die von den Künstlern Italiens häufig benutzt wird, und die sich sonst wohl nirgend so leicht zeigen dürfte, wird hier reichlich gewonnen.

Fünf italienische Meilen von hier, liegt die Festung Peschiera, deren Erbauung den Venezianern zur Zeit drey und dreyßig Millionen Lire kostete. Sie ist gerade da, wo der Mincio aus dem Gardasee austritt, angelegt. Dieser See erstreckt sich elf italienische Meilen weit, und ist der Venacus der Alten. Virgil spricht da von ihm, wo er auch des Larius, heut zu Tage der Comersee, erwähnt.

Te Lari maxime, teque

Fluctibus, et fremitu assurgens, Benace, marino.

Georg. II. 159.

### B a l l e t.

Auf dem K. K. Hoftheater am Kärnthnerthor wurde den 7. d. zum ersten Mal aufgeführt: Hamlet. Großes Ballet in fünf Acten, vom Hrn. L. Henry, Balletmeister der königl. Theater von Paris und Neapel. Musik vom Hrn. W. Robert Grafen von Gallenberg.

Die erste Vorstellung dieses choreographischen Hamlets schien auf die Mehrzahl der Zuschauer — und der Titel hatte eine ansehnliche Versammlung herbeygezogen — einen überraschenden Eindruck gemacht zu haben, der jedoch in den folgenden Vorstellungen wenigstens nicht zugenommen hat. Die Hauptursache mag wohl darin liegen, daß der pantomimische Theil, oder die eigentliche Handlung, kein Interesse hat und in der Ausführung zu einformig erscheint. In Mailand, wo dieser Ballet zuerst in die Scene gesetzt wurde, mußte er um so größern Beyfall finden, als das Original dort auf der Bühne eigentlich ein Fremdling und überhaupt nicht so allgemein bekannt ist, wie in Deutschland. Von diesem aber finden sich in dem hier erwähnten tanzkünstlerischen Werk nur wenige, ja man darf sagen, nur zwey bis drey Hauptmomente wieder, die auch nur eine entfernte Ähnlichkeit haben. Der Lichtpunct der ganzen Handlung, so wie sie in der genialen Schöpfung des großen Dichters sich entwickelt, ist der Charakter des Hamlet; diese wunderbare Mischung von verstelltem Wahnsinn, und von einer zum wirklichen leitenden Disposition, von Weisheit und von Thorheit, von jugendlicher Begeisterung und kränklicher Verzagtheit eines allzu weichen Gemüths, ja endlich von tiefem Ernst und geistreichem Humor. Die pantomimische Darstellung kann diese heterogenen Bestandtheile weder zur Einheit bringen, noch selbst im Einzelnen verarbeiten; sie müssen aufgelöst und in eine einzige, frey in die Augen fallende Stimmung verwandelt werden, die mit Zulassung einiger einfachen Modificationen bis zur höchsten Potenz gesteigert werden kann; sogleich ist aber der bedeutungsvolle Sinn vernichtet und der Geist verstogen. Dieß ist bey dergleichen Transformationen das Schicksal aller dramatischen Handlungen, denen eine tiefe Bedeutsamkeit des Charakters zum Grunde liegt, wie wir an der pantomimischen Darstellung der Jungfrau von Or-

teans bereits erfahren haben. So wie aber der bloße Wahnsinn, wenn er als Folge der Zerrüttung eines sonst reichen Gemüths erscheint, weit interessanter ist, als der Wahnsinn, der die entfesselte Leidenschaft, die rohe Sinnlichkeit in ihren stärksten Paroxysmen zeigt, eben so muß dieser Hamlet, der durch die Erscheinung des Geistes am Schlusse des ersten Actes in einem so gewaltsamen Zustand versetzt wird, daß er nur mit großer Mühe abgehalten werden kann, an den Urhebern des an seinem Vater verübten Mordes eine blutige Rache auszuüben, ungeachtet der glänzenden Scenerie und der reichen Ausstattung vereinter Künste, immer doch eines größeren Kraftaufwands bedürfen und eine geringere Theilnahme erregen, als der wahre.

Es wurde oben gesagt, daß streng genommen etwa nur zwey oder drey Hauptmomente dieser metamorphosirten Handlung in erkennbaren Umrissen ihren Ursprung verrathen; diese sind: die schon erwähnte erste Erscheinung des Geistes, dann die Scene zwischen Hamlet und der Mutter im Grabgewölbe, die an den Auftritt im Cabinet erinnert, wo Polonius seinen Vorwitz büßt, der hier eine ganz andere Rolle spielt, und welche Scene fast den ganzen vierten Act des Ballets bildet; endlich noch die Catastrophe der beabsichtigten Vergiftung und dadurch veranlaßten Ermordung eben dieses Polonius (Claudius genannt), die aber eine weit entferntere Ähnlichkeit mit dem Schluß des Originalwerks hat, als die vorhergenannten. Alles übrige muß der Erfindung des Balletmeisters zugeschrieben werden. Das Verhältniß des Claudius zu Hamlets Mutter vertritt das der Königin zu ihrem zweyten Gemahl. Diese Veränderung ist ohne Zweifel nöthig gewesen, und muß in so fern, ungeachtet der großen Unwahrscheinlichkeit, die sie bereits von vorn herein in die Handlung bringt, entschuldigt werden. Die übrigen bekannten Personen sind Ophelia und Laertes, Kinder jenes Claudius, der hier ein sehr ernster, gravitätischer Mann, und wie sich's versteht, kein geschwägiger Alter ist, denn die Königin hat mit Hilfe dieses ihres Günstlings den verstorbenen König aus der Welt geschafft, und ihm mit der Hoffnung, der Krone theilhaftig zu werden, geschmeichelt. Von ihrem Gewissen erschüttert, beschließt sie aber, dem aus dem Felde siegreich wiederkehrenden Prinzen, den königlichen Schmuck zu überreichen, und ihn mit Ophelia zu vereinigen. Im Hintergrund des Saales zeigt sich gleich Anfangs ein großes Gemälde, in dessen Mitte zwey gewaltig kämpfende Ritter hervortreten, woben man sich an jene Worte des Shakespear'schen Trauerspiels erinnert: „So sah er aus, als er den Norweger schlug. (Nach Schröder's Bearbeitung.) Dieses Gemälde verwandelt sich bey Erscheinung des Geistes, auf dessen Wink, in ein lebendiges Tableau, welches dem Prinzen die Ermordung seines Vaters darstellt. Der königliche Schatten beschwört ihn hierauf, Rache auszuüben, doch nicht sogleich; hierauf verschwindet er, und Hamlet stürzt, vom ersten Anfall des Wahnsinns ergriffen, schnell hinaus. Diese ganze Scene ist glücklich angelegt und macht Effect. — Der zweyte Act beginnt mit Zubereitungen zur Vermählungsfeier. Hamlets Erscheinung, im Zustande des zerrütteten Gemüths, setzt Alle in Bestürzung. Man versucht was möglich, um ihn zu zerstreuen, wodurch der Wahnsinn auf kurze Zeit in Schwermuth übergeht, bald aber desto heftiger zurückkehrt. Unterdessen entdeckt der Prinz dem Laertes das Geheimniß, und kündigt ihm sein blutiges Vorhaben an. Claudius aber sinnt auf einen zweyten Mord, der ihm den Furchtbaren aus dem Wege räumen soll. Dieser Act ist auffallend leer an Handlung; Längen füllen den bey weiten größten Theil aus. Der wirkliche Wahnsinn zeigt hier seine Unzweckmäßigkeit, so wie Hamlets Betragen in den lichten Zwischenräumen die größten Widersprüche erzeugt, und dieser Theil der Pantomime ist nur eine ermüdende Verlängerung des Ganzen. — Im dritten Act werden Anstalten zur Krönung gemacht. Längen füllen den ersten Theil. Hamlet zeigt sich ruhig; als ihn aber die Königin mit Ophelia verbinden will, erwacht sein Wahnsinn wieder, schrecklicher noch als zuvor. Das Leben des Claudius ist in Gefahr. Man entfernt ihn mit Mühe. Der Verbrecher beschließt seinen Tod, und Ophelia, die sich diesem grausamen Entschluß widersetzt, wird mit Gewalt entfernt. — Die Armuth der Sabel offenbart sich immer mehr, und die Inconsequenz, welche nur die Ausschmückung und die Nebentheile einiger Masken noch verhüllen, tritt immer deutlicher hervor. Diese beyden Acte bilden zwischen dem ersten und vierten gleichsam eine weite Kluft, die nur

durch Tanz und Wahnsinn ausgefüllt wird, in deren Mitte aber die choreographische und die mimische Kunst durch schöne Gaben reichlichen Erfas gewähren. Der Inhalt des vierten Actes ist größten Theils erwähnt worden. Claudius überrascht die Königin und ihren Sohn in dem Augenblick, als jene ihre Schuld bekennt. Er bedroht sie mit dem Tod des Prinzen, und dieser, während er die Urne, die des Vaters Asche birat, an seine Brust drückt, wird ohnmächtig fortgeschleppt. Diese Scene bringt, wie schon gesagt, die kräftigste Wirkung hervor. Zu Anfang des fünften Actes tritt Hamlet mit der Königin, den Aschenkrug im Arm, in ein unterirdisches Gewölke. Claudius mit seinem Anhang folgt ihnen auf dem Fuß. Der Prinz soll den ihm dargebrachten Giftbecher leeren, oder dem Thron entsagen. Der Dolsch ist schon gezückt, weil er sich weigert. Nun, entdeckt die Königin erst Alles. Hamlet bemächtigt sich des Dolsches und stößt den Claudius nieder. Jetzt erscheint Ophelia; sie steht den Prinzen an, auch ihr den Tod zu geben. Plöblicher Donnerschlag, Wolken umgeben die Versammelten. Der Hintergrund öffnet sich in der Mitte, und in einem lichten Umkreis zeigt sich der Geist. Er bezeichnet die Schuldigen, breitet segnend seine Arme nach dem Prinzen hin; die Königin haucht voll Reue und Schmerz ihr Leben aus, und der Schatten versinkt, von Wolken überflossen.

Das ist allerdings ein anderer Hamlet, als der längst bekannte, und man denkt sich gar zu gern zum Schluß die Worte dieses alten Freundes noch hinzu: „Es gibt Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt.“ Indessen enthält dieser Ballet mehrere echt theatralische Scenen und Momente, die eben durch die Ausbrüche des Wahnsinns eine gewisse Eigenthümlichkeit gewinnen, indem die Hauptpersonen in ihren verschiedenartigen Stimmungen auf das heftigste angeregt, gegen einander in Bewegung stehen, und die Umgebung, für oder wider Parteien nehmend, eben so lebendig ihre Theilnahme äußert. Es bilden sich auf diese Weise interessante Gruppen, deren Mittelpunkt eine oder die andre handelnde Person ist, in vielfachwechselnden Gestalten. Dann greift wieder das Personal des tanzenden Gefolges in die Handlung, entweder um den Wahnsinn Hamlets durch Musik und Tanz zu zerstreuen, oder um Ophelia, während der Anlegung des festlichen Schmuckes, zu erheitern. Dadurch wird vorzüglich jener erste überraschende Eindruck befördert, der, weil es in der Folge an einem durchgreifenden Interesse, wie an einer eigentlichen Verwicklung fehlt, in das Gefühl einer unvollständigen Befriedigung übergeht. Die letzte Erscheinung des Geistes in der sich allmählig enthüllenden und wieder umwölkenden Glorie, während der ganze Hintergrund sich vorwärts zu bewegen scheint, macht ein gutes Bild und schließt die Handlung auf eine wenigstens nicht gewöhnliche Art, während die Aufmerksamkeit durch das gelungene Maschinenwerk beschäftigt wird. Der Verfasser des Ballets hätte hier weniger genau verfahren dürfen, und konnte den Schatten des Königs, der dem Trauerspiel zufolge freylich in den unterirdischen Regionen verweilen muß, bis die Sünden seines Erdenlebens abgüßt sind (eine Dauer, die kein Pantomimenmeister und kein Kunsttrichter, so lange sie nicht selbst die Wanderung gemacht haben, leicht bestimmen mögen), verklärt in die höheren Sphären sich erheben lassen.

Hr. L. Henry zeigte als Hamlet mimische Kraft und eine große Erregbarkeit des Gemüths. Indessen äußert sich jene doch oft in zu materiellen Formen, und schweift über die Schönheitslinie hinaus, die auch dem Wahnsinn — dem künstlerischen — vorgeschrieben ist. Dieß gilt besonders von der Bewegung der Füße. Der Blick ist durchdringend, und das bittere, hohnerfüllte Lächeln des Wahnsinns gelang ihm ein Mal (am Schluß des dritten Actes) vorzüglich gut. Außerdem waren auch die Rückfälle in schmerzliche Melancholie und die Übergänge in plöbliche Erschütterungen des Rathes fühlbar, bemerkenswerth, so wie das Zusammensinken in der Schlussscene des vierten Actes.

Mad. Henry führte den Charakter der Königin sowohl in Haltung, als Gebärden, wirklich edel aus. Ihre Bewegungen waren kräftig und bestimmt, und bildeten zuweilen wahre mimische Perioden. Im vierten Act zeigte sich ihr Talent vorzüglich wirksam. Die Gesichtszüge schienen zwar nur eines schwaachen Ausdrucks fähig; sie neigten sich jedoch nie zur Verzerrung.

Die Tänze nehmen bloß die ersten drey Acte ein. Mad. Brelet, in einem Pas de deux mit ihrem Mann, erregte zuerst die Theilnahme der Zuschauer. Hierauf folgte ein Terzett, von Mlle. Millière, Hrn. Henry und Mlle. Heberle getänzt. Der Mimiter wird sich nicht unter die Tänzer vom ersten Rang setzen; seine Schritte sind indessen schulgerecht, und einige Figuren gelangen ihm besonders; Manches war dem Charakter zu wenig angemessen, und wenn Hamlet gar nicht getänzt hätte, würde er nicht viel weniger geleistet haben. Mlle. Millière erschien wieder kunstreicher als jemals. Ihre Formen erheben sich zum höchsten Adel der Kunst. Alles ist materisch; ein Bild reiht sich an das andre, und dem Gemälde mangelt nur der Text eines Wiedlands, um eine Geschichte der Grazien darzustellen. Mlle. Heberle scheint sich an ihrer Seite merklich zu erheben, und gewinnt nicht minder in dem ihr eigenthümlichen *naïven* Charakter des Tanzes, der auch dieß Mal sehr gefällig ansprach. Sie hatte als *Ophelia* auch einen nicht unbedeutenden Part, dessen Ausführung grade in der schwierigsten Situation, am Schluss des dritten Acts, nicht ohne Wirkung blieb.

Eben in diesem dritten machte das schöne Pas de deux, von Hrn. und Mlle. Tagliioni getänzt, einen ungewöhnlichen Eindruck. Ohne Zweifel gewinnt das Talent der jungen Tänzerinn durch die mitwirkende Meisterschaft des väterlichen Lehrers; unverkennbar aber bildet und entwickelt es sich auch in seltenen Fortschritten. Nebst der strengen Correctheit, Leichtigkeit und Klarheit, muß man noch die frühe Sicherheit bewundern, und nebst diesem Allen den eigenthümlichen Reiz der Unbefangenheit, die sich ihrer Wirkung nicht bewußt ist. Wir dürfen das hierauf folgende, reichbelebte Quintett, von vier Tänzerinnen und einem Meister (Hrn. Rozier) sehr anmuthsvoll getänzt, hier nicht vergessen. Unter den Entrees ist der Tanz mit silbernen Blumenkörben auszeichnungswerth.

Die Musik läßt sich nur in einzelnen Theilen, sowohl der Handlung als des Tanzes, gelungen nennen. Oft bleibt sie unter dem Charakter des Gegenstandes, wie der Situationen. Als Tanzbegleitung scheint die, des kurz zuvor erwähnten Pas de deux, am schwächsten. Man kann diese Leistung keiner der früheren dieses als Ballet-Compositeur beliebten Tonsetzers an die Seite reihen. — Unter den, von den Hoftheatermalern Janich, de Pian und Gail gemalten Decorationen sind einige vorzüglich. Das unterirdische Gewölbe steht mit oben an; die Gallerie im dritten Act *scena civica* zu reich; am wenigsten gelungen sind die beyden letzten. — Das Costum, nach der Angabe des Hrn. v. Stubenrauch, ist splendid; die Tracht des untergeordneten Tanzpersonals, wenn auch vielleicht nicht Alles neu wäre, fällt durch Wahl und glücklichen Contrast der Farben angenehm in's Auge.

### Kunstanzeige.

Die Kunsthändler Artaria und Comp. um den Wunsch vieler Freunde der dramatischen Kunst zu erfüllen, sind entschlossen, eine Sammlung von Portraits der vorzüglichsten Mitglieder des k. k. Hoftheaters für die Schauspiele zu veranstalten. Sie werden, von dem Hofschauspieler Wagner nach der Natur gezeichnet, und von geschickten Künstlern in Kupfer gestochen, in einem eleganten Format erscheinen. Die Theaterfreunde ladet man zur Pränumeration auf dieses Unternehmen ein. Das Ganze wird etwa aus achtzehn Portraits bestehen, und der Preis für jedes Einzelne, im Wege der Pränumeration, 1 fl. C. M. betragen.

### Modenbild XLVII.

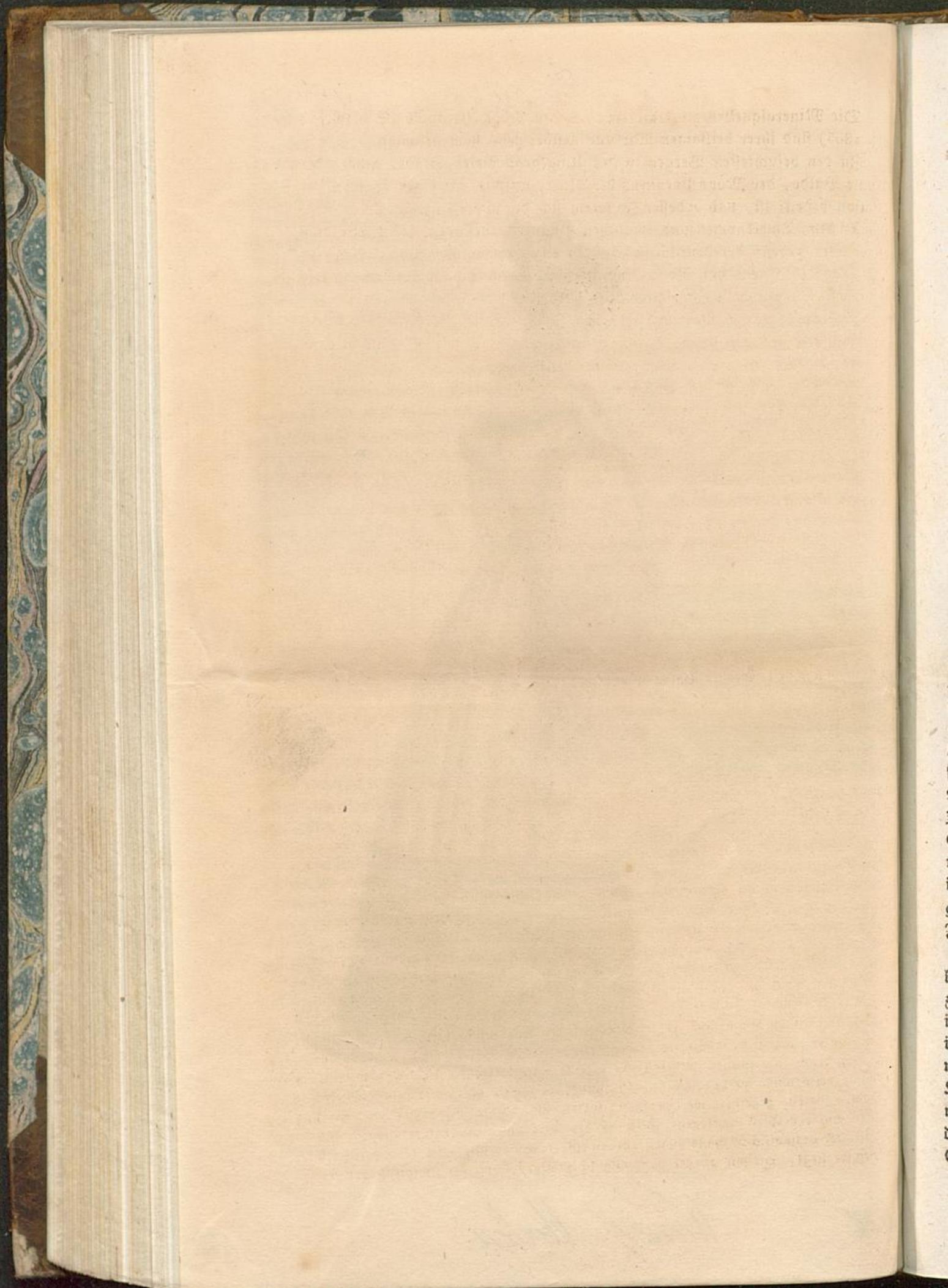
Eine Blouse, von eingearbeiteter Wollgaze; die Binde von einer Bordüre.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Das  
gute  
Der  
und  
sein  
er  
je  
ein  
es  
an  
hen  
alte  
der  
in  
Das  
lent  
un-  
gen  
ern,  
Bir-  
von  
hier  
rich-  
de  
Ean-  
der  
eur,  
ipos  
tern  
un-  
s zu  
An-  
anz-  
phen  
Das  
vors  
Sie  
ge-  
Die  
ange  
im





# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 23. November 1822.

141

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1608; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Bruchstücke aus dem Leben von Rußlands Fürsten.

Von Jos. Aloys Gleich.

I.

Kurick und Dleg.

Als bey dem Verfall des römischen Reiches die bisher unterjochten Völker ihre Ketten abschüttelten und gegen einander losstürmten, drangen auch viele dieser Horden in das südliche Rußland ein, lebten im immerwährenden Kampfe unter einander, bis endlich die Slaven die Oberhand gewannen, und die bisherigen Völkerschaften sich unterwarfen. Doch wahrte auch diese Oberherrschaft nicht lange, Rußland war im neunten Jahrhundert abermal unter verschiedene Völkerschaften getheilt, und befand sich in einem herrenlosen Zustande, in welchem nur das Recht des Stärkeren galt. Lange fühlten die Edleren diesen traurigen Zustand, es dauerte sie die unterdrückte Unschuld, unter grausamer Gewalt schmachtend, doch waren sie nicht fähig, diese und ihr Vaterland zu retten. Das ganze Land erkannte die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Fürstenwahl, doch selbst diese Wahl konnte nur auf's Neue die Fackel der Zwietracht entzünden.

Endlich floßte Rußlands guter Genius den Entschluß in ihre Herzen, keinen aus ihrer Mitte zu wählen, sondern sich zu den benachbarten, ehemals zu dem Stamme der Russen gehörigen Warägern zu wenden, und einem ihrer Fürsten die Oberherrschaft anzubieten. Ruhmvoll war der Antrag, doch im tiefsten Ernste überlegten die Fürsten der Abgesandten Worte, denn es war bedenklich, das Oberhaupt von Völkern zu werden, deren innerliche Kriege und Grausamkeiten allenthalben mit den schwärzesten Farben gemalt waren. Endlich übernahm einer der angesehensten Waräger, Kurick, die dargebotene Herrschaft und auch nur ein Mann von seinem umfassenden Geiste konnte der eigentliche Stifter der russischen Monarchie werden. Bess-

rung der Sitten und Ordnung der Geseze waren seine erste Bemühung, bald schwanden die Scenen verübter Grausamkeiten dahin, Eintracht und Brudersliebe schwebten über die nicht mehr mit Blut getünchten Gefilde. Nach sieben Jahren schon entriß ihn das unergründliche Schicksal seinem Volke und den Armen seines unmündigen Sohnes Igor, an dessen Stelle ein anverwandter Kurick, Fürst Oleg, die Zügel der Herrschaft ergriff.

Weit entfernt, wie Kurick mit sanfter Milde zu herrschen, und schon den Gedanken scheuend, nach Igor's Volljährigkeit herabzusteigen von der erhabenen Stufe des Thrones, war sein erstes Bemühen die Gunst des Volkes sich eigen zu machen. Er kannte dessen kriegerischen Geist, auf diesen suchte er hinzuwirken, um sich durch die Liebe der streitbaren Menge eine dauernde Herrschaft zu gründen. Ein Feldzug gegen das eben so reiche als entkräftete Constantinopel setze alle Gemüther in Flammen, Kampf und Raublust erwachten in voller Stärke, in kurzer Zeit stand ein zahlreiches Heer beysammen. Bey jeder großen Unternehmung war es gebräuchlich, sich nach dem Verkünden berühmter Wahrsager zu richten, aus ihrer Deutung auf bevorstehendes Glück oder Unglück zu schließen. Oleg war über die Sitten seines Zeitalters nicht erhaben, von einem einzelnen Diener begleitet, ritt er der finstern Höhle zu, wo der Wundermann sich aufhielt. „Das Glück ist dir nicht hold,“ war die Deutung, „Mißgunst und Uneinigkeit werden die Früchte deiner Bemühung vereiteln; willst du aber deines eignen Lebens achten, so hüte dich vor dem Streitrosse, das du eben reitest, aus ihm wird die Quelle deines Todes entspringen.“ Mißmuthig kehrte Oleg zu den Seinen zurück. Er hatte das Thier so lieb, nun konnte er es nur mit geheimen Entsetzen betrachten und ließ es nach einer entfernten Gegend bringen, mit dem Befehle, es wohl zu pflegen, doch ihm nie wieder vor die Augen zu bringen. Manches Jahr verfloß, stets dachte Oleg mit geheimen Schauer an das Unglück bringende Thier, als er endlich erfuhr, daß es todt sey. Eine große Last schien sich von seinem Herzen zu wälzen, im Freudentaumel ließ er sich an die Stelle führen, wohin man das Gerippe geworfen hatte. Nun sprach er der Prophezehung Hohn: „Mein bösester Feind,“ rief er, „ist unschädlich geworden,“ und lachend stieß er mit dem Fuß an den fleischlosen Schedel — da zischte ihm eine darin verborgene Schlange entgegen, verwundete ihn, und Oleg starb im Laufe seiner Thaten.

## II.

## Igor und seine Witwe Olga.

Oleg's Tod bahnte Igor'n den Weg zum rechtmäßigen Throne, welchen er nur dadurch sichern konnte, daß er sich die rebellischen Drevier unterjochte; im jugendlichen Übermuth belegte er dieß mannhafte Volk mit unerträglichen Lasten, und legte so gleich anfangs den Grundstein des eignen Verderbens. Er hoffte mehr Glück, als sein Vorfahrer, bey einem Angriffe auf Constantinopel zu ernten, alle Herzen flogen dem jungen Helden zu, alles wurde aufgeboten, mit unüberwindlicher Heeresmacht zu erscheinen, und so gelang es Igor'n, mehr als zehntausend bewaffnete Fahrzeuge zusammen zu bringen, wo auch bald Bithynien, Paphlagonien und die ganze Gegend am schwarzen Meere der fürchterlichen Verheerung seiner wilden Krieger unterlag.

Bleiches Entsetzen verbreitete sich im hohen Byzant. Von der ganzen

griechischen Flotte waren nur fünfzehn Schiffe vorhanden, denn man hatte die übrigen alle zur Vertheidigung der Küsten gegen die Sarazenen abgeschickt, und auch diese wenigen Schiffe waren nur ihrer Unbrauchbarkeit wegen zurückgeblieben. Welchen Damm sollte man dem furchtbar dahermogenden verheerenden Strome entgegen setzen? Auf diese wenigen haufälligen Fahrzeuge mußte Kaiser Romanus das Glück seiner Hauptstadt setzen. Nach kurzer und höchst nöthiger Ausbesserung steuerte dieses kleine Häuflein dem zahllosen Feinde entgegen. Wie Igor seine Gegner herannahen sah, hielt er es für Schande, mit einem Feinde zu kämpfen, wo er jedem seiner Fahrzeuge beynahetausend entgegenstellen konnte. Er befahl, sie zu umringen, und ohne Schwertstreich gefangen zu nehmen. Jetzt theilte sich die colossalische Flotte der Russen, ohne Gegenanstalt ließen die Griechen sich willig umzingeln, sich der ihnen günstigen Windstille freuend. Jetzt war das kleine Häuflein eingeschlossen, lauter Jubel tönte von den russischen Schiffen, denn ihre Bemannung konnte nicht ahnden das nahe schreckliche Verderben; schon wollten Igor's Krieger sich der Schiffe bemächtigen, da flammte im schrecklichen Strahle das entsetzliche griechische Feuer empor, in einem Augenblicke verbreitete sich unwiderstehliche Verheerung, Schiff an Schiff unterlag schneller, als es zu denken war, dem schrecklichsten Verderben; und von so vielen Tausenden entkamen nur wenige der entfernteren kleineren Fahrzeuge, welche über seichte Orte hingeleiten konnten, ohne von den größeren verfolgt zu werden. So war ein Heer vernichtet, vor dem Bizant vor Kurzem noch gezittert hatte. Nur wenige von Igor's Völkern sahen ihr Vaterland wieder, um Schrecken unter ihren Brüdern zu verbreiten.

Unmuth erfüllte Igor's Seele, seine Cassen waren erschöpft, das Heer und das Land litten Mangel, nur die zinsbaren Drevier lebten durch ihren Fleiß in Wohlstand und Überfluß. Seit jeher waren sie dem Fürsten ein verhaßtes Volk gewesen; während er und die Seinen darboten, schwelgten sie im Wohlleben und spotteten des mißlungenen Feldzugs. Igor mußte befürchten, daß sie sogar seinen hülflosen Zustand benützen würden, ihre Fesseln abzuschütteln, er beschloß diese noch enger zu schmieden, und als man ihm die geforderten großen Summen verweigerte, sammelte er die Trümmer seines Heeres, den verlangten Tribut mit bewaffneter Hand zu erringen. Wüthend fielen die Drevier aus den Thoren ihrer Hauptstadt, ein schrecklicher Kampf begann und Igor sank mit dem größten Theil seiner Begleiter unter den Waffen seiner gereizten Gegner.

Mit grenzenloser Liebe hing Olga an ihrem Gatten, die Nachricht seines Todes brachte sie zur Verzweiflung, aber durch das Zureden ihrer Freunde wandelte sich ihr Schmerz in Rachegefühl um. Während sie im Geheimen sich zum Heereszug rüstete, hatten die Drevier, die Rache der Fürstinn fürchtend, sich berathen, dem drohenden Unglück vorzubeugen. Eine zahlreiche Gesandtschaft langte am Hofe Olga's an, man brachte glänzende Geschenke, man trug ihr die Hand eines der angesehensten Männer an, und zur Morgengabe gänzliche Unterwürfigkeit des Landes, aber vergebens, unaufhaltsam drang sie an der Spitze ihres Heeres bis nach der Hauptstadt Korestan, deren feste Mauern ihrem weiteren Vordringen ein Ziel zu setzen drohten. Verzweiflung hatte die Bewohner mit Niesenkraft belebt. Greise, Kinder und Weiber

nahmen Theil am Kampfe, und machten ihre Stadt unüberwindlich. Olga bot die Hand zum gütlichen Vergleiche; man trug ihr unermessliche Geschenke an, sie verlangte bis zur Abschließung der Verträge nichts, als von jedem Hause drey Sperlinge und drey Tauben zum Geschenke. Zwar mißtrauten die Einwohner dieser Güte, doch um nicht auf's Neue der Herrinn Wuth zu reizen, wurde die geforderte Gabe geliefert.

Mit düsterm Schweigen brach die Nacht heran, was nicht zur Bewachung der Mauern befehligt war, lag im tiefen Schlafe. Nun wurde jedem dieser Thiere eine brennende Lunte angebunden, alle wurden losgelassen und flogen ihren vorigen Nestern zu. In kurzer Zeit stand die Stadt in lichten Flammen, wer sich rettete, fiel durch Feindeshand. Erst auf den rauchenden Trümmern von Igor's Todtenopfern wurde Friede geschlossen.

(Der Schluß folgt)

### Der Mann.

Schauerlich tobet der Sturm, wildwüthend am düsteren Herbsttag,  
Heult unaufhaltsam daher, rüttelnd das feste Gemäu'r.  
Beugen doch willig den Nacken sie alle dem rauhen Gebieter,  
Ahorn und Buche und Esch', und auch der Linden Geschlecht.  
Selber die stolzesten Pappeln, sie neigen in Demuth die Häupter,  
Und die Akazie steht, wie die Platane entlaubt.  
Aufrecht schaut nur die Eiche, im weit aufregenden Sturme,  
Schüttelt mit Unmuth das Haupt, aber sie beuget es nicht.  
Also der muthige Mann in des Lebens Stürmen und Drangsal,  
Wenn mit der Menge dahin knechtisch der Schwächling schon sinkt.

Wiffing.

### Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Aus einer andern Feber.)

Neapel am 24. Oct. 1822.

Von der furchtbaren Naturerscheinung eines Vulcans in seinem vollen Grimme bewegt, vermag ich nur unvollkommen Ihnen die Scenen dieses in all seinen Schrecken nie geahneten Schauspiels, das alle Gemüther mit Neugierde, Entsetzen und Furcht ergriffen hat, zu schildern. Ein mehrere Tage anhaltendes Regenwetter hat die schlummernde Gewalt des Vesuvs geweckt; lichte Flammen verkündeten schon seit mehreren Abenden dessen Erwachen. Am 21. mit einbrechender Dämmerung stiegen nicht nur furchtbare Lohen aus dem Hauptkrater, sondern es umfränzten auch unzählige Flammen den obern Theil des Berges beynabe bis zum Eremiten herab. Kein Schlaf legte sich auf meine Augenlieder, in stummer Bewegung blieb ich auf dem Schloßplatze ober dem Arsenal, wo sich der Vesuv beynabe mit zwey Drittheilen seines Umfanges darstellt. Um Mitternacht ward das unterirdische Getöse bis hieher hörbar, von Minute zu Minute heftiger, bis endlich um ein Uhr unter fürchterlichem Krachen, gleich dem Donner des Belagerungsgeschützes, der Berg sich öffnete, und zwey Krater bildete, aus denen mit Ungeflüm die glühende Lava sich herauswälzte. Eine dieser Öffnungen ist auf der Südostseite gegen Torre Annunziata, die andere südöstlich gegen Resina. Dieser letzte Lavaström hat sich sogleich in zwey Theile gespalten, wovon der kleinere seinen Lauf gegen den Eremiten richtet, der größere aber in weiter Ausdehnung gegen das alte Herculanium sich herabsenkt, und mit seinen glühenden Armen alles mit sich brennend fortschleppt. Zugleich mit der Öffnung dieser Schlünde stieg aus dem Krater

eine schrecklich finstere Aschensäule von mehreren hundert Klaftern Höhe empor, die der Wind nordwärts gegen Ottajano trieb, wo sie Steine von beynahe einem Centner Schwere herabschleuderte, und den dortigen Boden drey Schuh hoch mit ihrem Graus bedeckte, so daß alle Einwohner, ihr Hab und Gut im Stiche lassend, entflohen. Jeder Augenblick änderte die Schrecken dieser Naturscene. Mit dem Morgenrauh dampfte der ganze Berg; dicke Wolken drangen fortwährend aus dem Krater und verfinsterten die Gegend mit dunklem Blau, daß lange der Strahl der Sonne nicht hervorbrechen konnte, sondern mit seinem wohlthätigen Licht dieses Wolkenmeer blutroth umsäumte, bis es endlich zum Feuer sich färbte und im weiten Umkreis glühend zurückstrahlte. Dies war ein Anblick, bey dessen Erinnerung der Pinsel der zitternden Einbildung entsfällt, die sich begnügt, für sich allein dieses Bild zu behalten, da jeder Versuch zur Mittheilung eitles, fruchtloses Beginnen wäre. Beynahe dieser gleich war zur Mittagszeit eine fürchterliche Aschensäule, die mehr als zweytausend Schritte hoch senkrecht aus dem Krater sich erhob, sich oben wie ein Pinienbaum ausbreitete, und dann nach langem Stillstand die ganze Gegend verfinsterte, nur von dem blutrothen Streif der Lava erleuchtet. Um vier Uhr fuhr ich nach Resina; Wagen an Wagen von Neugierigen auf der einen Seite, dicht gedrängt auf der andern die Habseligkeiten der Fliehenden, gab dieser Weg Veranlassung zu den sonderbarsten Gefühlen, zu den gespanntesten Erwartungen. Schon in Neapel flog uns der Aschenregen entgegen, der ganze Horizont war in Nacht gehüllt. Tausende von Zuschauern stimmten mit uns den Berg hinan. Die Führer behaupteten, der kleine Lavaström habe den Weg zum Eremiten schon gesperrt. Wir bogen nach einer Stunde mühsamen Steigens rechts ein, und gelangten an den großen Lavaström, der in einer Ausbreitung von ungefähr sechshundert Schritten die gesegnetesten Weingärten in Asche verwandelte, und mit seiner ehernen Substanz bedeckte. Vor Rauch konnten wir gar nichts ausnehmen, hin und wieder wurden wir vom Aschenregen, mit kleinen Schlacken vermischt, schmerzhaft getroffen. Da wir nicht die Nacht hier zubringen konnten, fohren wir zur Stadt zurück; noch immer war die Straße mit Fliehenden gegen Neapel, mit Neugierigen gegen den Vesuv bedeckt. Neue Ausbrüche, schreckliches Donnergetöse bezeichneten die darauf folgende Nacht. Die ganze Umgegend ist dick verfinstert; alles flieht aus denen nah am Vesuv liegenden Ortschaften, selbst im königlichen Schloß zu Portici wurde eingepackt. Die mit so vielen electricischen Theilen geschwängerte Luft um den Vulcan sendete unaufhörlich zischende Blitze in ganz sonderbaren Gestalten und Farben, theils zu seinem Schlunde herab, theils himmelan, das einzige Licht in der mit dickem Graus verfinsterten südöstlichen Gegend, während gerade ober uns der Mond und die Sterne das blaue Himmelszelt erleuchteten. Man befürchtet noch immer die schrecklichsten Folgen von diesem Ausbruch, der jenem von 1794 an Heftigkeit nicht nachstehen soll. Das Meer ist bedeutend zurückgewichen; in vielen Ortschaften, nahe dem Berg, fehlt schon seit zwey Monaten das Wasser.

Heute den ganzen Tag war der Horizont verfinstert, woraus eine feine tödtliche Asche herabfiel, in so ungeheurer Menge, daß man hier in der Stadt mit Regenschirmen herumgehen mußte, da dieser vulcanische Staub den Augen sehr schädlich ist. Die hieher Geflüchteten trugen das Bild des Gekreuzigten und des heil. Januarius in Processionen herum, die dabey befindlichen Weiber ließen die Haare fliegen und vermehrten mit ihrem Jammergeschrey das Schreckhafte dieses Ereignisses. Ämtliche Nachrichten bestätigten, daß nun sowohl die Lava zu fließen aufhöre, als daß auch nichts Zerstörendes mehr außer der Asche aus dem Krater ausgestoßen werde. Die von der Lava zerstörten Weingärten werden auf zweyhundert Joche geschätzt. In einigen Ortschaften hat der Steinregen die Häuser niedergedrückt. Das Krachen und Donnern in den Eingeweiden des Vulcans dauert noch fort, und in den meisten Häusern mußten den ganzen Tag Lichter angezündet werden, so undurchdringlich war der Umkreis verfinstert.

München, Ende October.

Erst jetzt bin ich wieder im Stande, meine durch böse Zufälle lange unterbrochenen monatlichen Mittheilungen fortzusetzen, und Sie noch dazu mit dem Versprechen zu erfreuen, daß ich einen hiesigen Gelehrten für Ihre Zeitschrift zu gewinnen hoffen darf, welcher in das Einzelne der Leistungen in den verschiedenen Gebieten der Kunst gehend. Ihre Wissbegierde zu befriedigen im Stande ist, während ich, ein bloßer Sammler der betreffenden Tagesneuigkeiten, es bloß mit Ihrer Neugierde zu thun habe; ja eigentlich, meines monatlichen Zuwartens wegen, kaum mit dieser, sondern nur allein mit Ihrer Lust, der Correspondenz Ihres Blattes, rücksichtlich bedeutsamer Begebenheiten namhafter Städte, die möglichste Vollständigkeit zu geben.

Vor allem führe ich Sie nun zu einer Scene, welche am besten Ihre durch mein langes Stillschweigen vielleicht etwas erkaltete Theilnahme zu beleben fähig ist. Gleichwie aus ziemlicher Entfernung wir in München uns an dem Anblicke einer glänzenden Blume aus dem schönen Kranze würdiger und herzlicher Feste, welche die Anwesenheit der erhabenen Gäste von Oesterreich und Rußland in Tegernsee veranlaßt hatten, erfreuen durften: so mögen Sie in noch weiterer Ferne sich an dem schwachen Widerscheine ergehen, welcher Ihnen aus meiner kleinen, ihres hohen Gegenstandes leider nicht genug werthen Schilderung derselben entgegen strahlen soll. Unter den Feierlichkeiten nämlich, welche jener allerhöchste Besuch herbeiführte, zeichnete sich eine Illumination im größten Style aus. Auf einen Kanonenschuß entzündeten sich, am 8. d., Abends nach sieben Uhr, rings auf den Bergen von Tegernsee, an ihren Abhängen und auf den Rücken der hohen Alpen große Feuer, und am oberen Ende des Sees bildeten sich am Wall- und Blauberge aus flammenden Gluthen die Namensschiffen J. K. Majestäten von Oesterreich und Rußland: C. F. A. Sie leuchteten weithin den See herab, und ihr Schimmer konnte hier, in einer Entfernung von mehr als zwölf Stunden, sehr gut wahrgenommen werden. Unzählige Bewohner Münchens begaben sich um jene Zeit in das Freie, um diese majestätische Beleuchtung zu sehen. Dem etwas bewaffneten Auge gelang es, an dem, von einem C umschlungenen, und im herrlichsten Brillantfeuer strahlenden F über hundert Waldfeuer zu zählen. Man kann sich den Effect dieser colossalen Formen nur vorstellen, wenn man bedenkt, daß jedes Lämpchen einer gewöhnlichen Beleuchtung schier ein ganzer Holzstoß war. Als nun überall die Feuer flammten, und den See rötheten (dies erfuhren wir durch ein anderes Fernrohr), begaben sich die Allerhöchsten Herrschaften an's Ufer, wo eine prächtig geschmückte, gedeckte Gondel Sie aufnahm. Von Musikchören begleitet, beim günstigsten Wetter, fuhren Sie nach dem Tegernseer-Schlosse, während viele tausend herbeigeströmte Zuschauer am Ufer des Sees mit den Augen der Gondel folgten, welche die mächtigsten Monarchen der Erde, die allgeliebten Väter Ihrer Völker, die Freunde unseres Königs trug, bis die Töne der Musik sich in der Ferne verloren, und Maximilians freundliches Haus die Fürsten aufnahm. Noch lange brannten die Feuer auf den Bergen, und lange glänzten die Namen Caroline, Franz und Alexander, wie sie einst in der Geschichte glänzen werden, als die Beglückter der Menschheit und die Wohlthäter Europens.

(Der Schluß folgt)

## K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

(Eingefendet.)

Nach Ablauf von beyläufig einem Jahre, dem Zeitraume nämlich, seit welchem dieses K. K. Hoftheater unter der gegenwärtigen Leitung besteht, dürfte vielleicht selbst für den unbefangenen Theaterliebhaber die Entwicklung einer klaren Ansicht der bisherigen Leistungen der Administration nicht ganz ohne Interesse bleiben, da das Verhältniß der Producte dieses Probejahres, zu der wahrscheinlichen Verwendung ihrer ungetheilten

Kräfte in der Folge, bey nunmehr geregelter Führung dieser Kunstanstalt, den untrüglichen Maßstab der fortan mit Recht zu hegenden Erwartungen bestimmt.

Beschwerlichkeiten mancher Art sind die mit der Errichtung jedes neuen Geschäftsbetriebes unvermeidlich verbundenen Haupthindernisse ihres sichtbar schnelleren Fortschreitens. Daß diese bey einer so vielfach verzweigten Anstalt ihrem Erneuerer um so drückender fallen müssen, geht theils aus der nur stufenweise zu erlangenden Local- und Sachkenntniß, theils aus der ihrem Berufe angemessenen Öffentlichkeit ihrer Leistungen hervor; daher es unter solchen Umständen eben so unmöglich ist, ein augenblicklich entschiedenes und gediegenes Wirken zu bewähren, als es unbillig wäre, die mühevoll erzeugten Erstlinge auf Kosten der Anstrengungen und der mannigfaltigen Opfer ihres rastlosen Beförderers zu verschmähen.

Spohr's *Zemire* und *Azor* war die erste, in jener Zeit so schwierige Aufgabe für die Unternehmung. Ihr Erfolg lag nicht in der Art der Lösung, wohl aber in dem Zeitgeschmacke, oder der, durch zufälligen Eindruck erweckten Stimmung gegen ein Werk, welches übrigens in dem größeren Theile Deutschlands beyfällig aufgenommen wurde, und daher mit gutem Grunde gewählt werden konnte. — Bald darauf kam G. M. Weber, von der Administration zu dem Zwecke gerufen, um seinen herrlichen *Freyschützen*, obschon er bereits auf dem Repertoire war, neuerdings und im Geiste seiner Dichtung in die Scene zu bringen. Der Erfolg hat seine Bemühungen im eigentlichen Sinne des Wortes gekrönt, und er schied, nachdem seinem Werke die gerechte Huldigung widerfahren, mit dem Auftrage, eine neue große Oper für dieses Theater zu schreiben, mit welcher er auch im Laufe der erst eintretenden Monate zuverlässig erwartet wird.

Ein zweyter Heros trat unmittelbar in die Fußstapfen des eben geschiedenen: wer wird wohl das lobenswerthe Streben einer Unternehmung verkennen, welche Rossini selbst, und den ihn umgebenden Künstlerverein, mit wohl zu berücksichtigendem Kostenaufwand, den Genüssen seiner Verehrer und der gründlichen Beurtheilung wahrhafter Kunstfreunde hingestellt. — Noch ist der Eindruck zu neu, welchen die italienische Oper im Allgemeinen auf die bewegten Gemüther gemacht, und ihre Würdigung hat sich zu klar ausgesprochen, als daß es hier einer weitläufigen Auseinandersetzung des erwiesenen Erfolges bedürfte. Die scenische Ausstattung der fünf gegebenen Opern entsprach übrigens in jeder Hinsicht, und in dem Maße den allgemeinen Erwartungen, als sie der Würde eines k. k. Hoftheaters angemessen war. Weitere Verbindlichkeiten, von Seite des gefeyerten Tonsetzers sowohl, als der Mitglieder der Gesellschaft entzogen uns für dieses Jahr mit Ende July den längeren Genuß dieses durch vier Monate mit allen seinen Vorzügen prangenden Spectakels, dessen Erneuerung zuversichtlich mit Anfang März kommenden Jahres bevorsteht. — Bald darauf ward Spontini bey seiner Durchreise mit in das Interesse der Administration gezogen, und mit ihm über eine neu zu liefernde Oper sowohl, als über die Aufführung seiner *Olympia*, *Ferdinand Cortez* &c. unter seiner persönlichen Leitung im Laufe dieses Winters verhandelt. — Wird nun noch der in den abgewichenen Monaten nicht unbedeutenden Anzahl von vorzüglicheren Gastdarstellungen in der Oper, so wie der mannigfaltigen Abwechslung des Repertoire's deutscher Opern überhaupt, und endlich eines vergrößerten, wohlgeübten Ballet-Personals, an dessen Spitze sich nunmehr ein vorzüglicher Choreograph befindet, erwähnt, so mag den billig zu hegenden Forderungen des kunstsinigen sowohl, als des schaulustigen Publicums bisher gleichmäßig entsprochen worden seyn.

Nach Aufzählung des bereits Geleisteten ist es, um daraus einen völligen Beschluß ziehen zu können, unumgänglich nöthig, dessen zu erwähnen, was noch in einem kurzen Zeitraume zu erwarten steht:

Kreuzer's *Libussa*, Rossini's *Mahomed*, Weber's *Curyanthe*, Spontini's *Olympia*, und endlich, wenn wir diese frohe Hoffnung nähren dürfen, auch eine neue große Oper von Beethoven, werden die Wintermonate, nebst den gewöhnlichen Werken des Repertoires, unter welche wir gerne als vorzüglich: das *Fräulein vom See*, *Fidelio*, *Cora* u. a. m. zählen, ausfüllen. Im steten Wechsel mit

Tagliioni's und Henry's lieblichen Schöpfungen, wird daher der Monat März und mit ihm der Anfang der italienischen Oper nahen, während deren fünf bis sechs monatlichen Anwesenheit wieder so manches Bedeutende für die Folge vorbereitet und geschaffen werden kann.

Es steht nun dahin zu entscheiden, und in kurzem mag es sich bewähren, ob die geschöpfte Folgerung aus der erwiesenen Thatsache mit Recht gewärtiget werden konnte?

### G a s t s p i e l.

Auf dem K. K. Hoftheater am Kärnthnerthore trat den 11. d. der Bassfänger Hr. Siber aus Berlin zum ersten Mal als *Mustapha*, *Dey von Algier*, in Rossini's Italienerin zu Algier auf.

Dieser Sänger war schon längere Zeit erwartet worden, und die günstige Erwartung bezog sich nicht nur auf den Werth seiner Stimme, sondern auch auf die musikalische Bildung derselben, wozu er besonders eine Reise nach Italien, dem Lande des schönen Gesanges und des geschmackvollen Vortrages, unternommen. Hr. S. empfiehlt sich durch eine jugendliche angenehme Gestalt, und der sanfte Charakter der Gesichtszüge würde den asiatischen Despoten an sich selbst irre machen. Das Äußere möchte aber durch eine feste und bestimmte Haltung viel gewinnen, und diese dem Sänger nicht nur in der Person des *Dey's*, sondern überall zu Statten kommen. Auch die Stimme ist angenehm, doch weder sehr klangvoll, noch durchdringend, was besonders von den Mittelstönen gilt, daher sie in stark instrumentirten und kräftig gesungenen Ensemblesstücken leicht gedeckt wird. In der Tiefe ist der Ton voll und rein; der Sänger ließ einige Mal *F* und *Es* mit Glück hören. Die Höhe ist unbedeutender und es kostet ihm Mühe, über die mittlere Region hinauszugehen. Die Biegsamkeit des Organs ist gering, und selbst kurze Passagen wollten selten recht gelingen. Es schien in dieser Hinsicht nicht sowohl an Übung, als einer guten Schule vom Hause aus zu fehlen, und wir können hierzu noch das tiefe Athemholen rechnen, das um so weniger einen vortheilhaften Eindruck macht, weil es auf große Anstrengung hindeuten pflegt. In dem Duett des ersten Actes (mit dem Tenor) bemerkten wir dagegen einen Vorzug, auf dem der Sänger mit vielem Fleiß zu halten scheint, wir meinen den der deutlichen Aussprache des Textes, worauf es hier besonders ankommt, und der daher in diesem Stück am meisten in's Gehör fiel. Wir bedauern, den Gast in keiner Arie gehört zu haben. Von der Gelegenheit, in einer tüchtigen Kunstschule und durch thätige Wirksamkeit die natürlichen Gaben zu entwickeln, läßt sich für diesen jungen Sänger manches Gute noch erwarten, wohin eine größere Sicherheit der Intonation auch noch gehört. Die Brust schien in diesem ersten Gastspiel übrigens nicht ganz frey zu seyn.

Die mitwirkenden Sänger zeigten deutlich und erfreulich, daß sie in dieser Rossini'schen Opera Buffa mit Lust und Liebe wirkten. *Mad. Pistrich* (*Isabella*) sang mit großer Leichtigkeit, erhob sich in der Höhe auch zur Kraft und die Geläufigkeit in Figuren und Passagen war zuweilen ausgezeichnet.

Hr. *Hatzinger* ist hier in seinem Element. Er singt mit Freyheit und durchdringendem Feuer; dabei mit einer Sicherheit, die selten Einiges misslingen läßt. In dem Terzett: „Essen, trinken“ etc., wo überhaupt die Sänger gut zusammenwirkten, trug er seinen Part sehr glänzend vor, und den Eifer mitgerechnet, darf man sagen, daß er recht appetitlich sang. Dieses Gesangstück, so wie das Duett im ersten Aufzuge mit dem Bassfänger, mußte repetirt werden. Gleiches widersuhr dem musikalischen Poterabend des ersten Jmals dieß Mal, wie gewöhnlich.

### C o n c e r t = A n z e i g e.

Morgen den 24. Nov. wird Hr. *Eugli Legano* im Saale der ned. öferr. H. Stände sein drittes und letztes Concert geben und sich darin auf der Guitarre hören lassen. Wir hatten es für unsere Pflicht, die zahlreichen Liebhaber dieses Instruments auf die vorzüglichen Leistungen dieses ausgezeichneten Künstlers aufmerksam zu machen, und dürfen die Versicherung hinzufügen, daß die gespanntesten Erwartungen nicht unbefriedigt bleiben werden. *Mlle. Wilhelmine Schröder* und Hr. *Böhm*, werden den Concertgeber durch ihre Talente unterstützen.

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schickh.*

Gedruckt bey *Anton Strauß.*

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinſtag, den 26. November 1822.

142

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zuſammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Strauß (Bureau des öſterreichiſchen Beobachters) in der Dorotheergaſſe Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Poſtkämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird dieſe Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Bruchſtücke aus dem Leben von  
Rußlands Fürſten.

Von Joſ. Moys Gleich.

(Schluß)

III.

Wladimir, der Große.

Igor's Sohn Swätoslaw war ein rauher Krieger, weit verbreitete er ſeine Eroberungen, gründete auf traurige Denkmähler ſeinen Ruhm, als er aber mit einem angrenzenden Volke, Petschenegen genannt, in blutigen Streit gerieth, endete ſein Heldenruhm unter ihren Waffen, und ihr Fürſt brauchte ſeine in Gold gefaßte Hirnſchale zu einem Trinkgeſchirre, auf welchem die jedem Eroberer denkwürdige Warnung: Fremdes Gut ſuchteſt du, und verlorſt hierüber dein eigenes, eingegraben war. Das Reich theilte ſich unter Swätoslaw's Söhne. Wladimir wurde Fürſt von Nowgorod, bis er ſeine ihn haſſenden Brüder beſiegte, und Beherrſcher des ganzen ruſſiſchen Reiches wurde.

Rogewold, ein Fürſt aus warägischem Stamme, empörte durch ſein übermüthiges Betragen Wladimir und ſeine Freunde. Ein Bündniß mit dieſem Manne, der ſehr große Macht beſaß, wäre für Wladimir bey den ſtetten Unruhen ſeiner Völker ſehr vortheilhaft geweſen, aber zu tief fühlte er ſich gekränkt, zu ſehr ſeine Fürſtenwürde von dem Übermüthigen beleidigt, um nicht den Entſchluß zu faſſen ihn mit Gewalt der Waffen zu bändigen. Raſch, wie in allen ſeinem Beginnen, führte Wladimir ſeine Krieger gegen Rogewold's Gebiet, und dieſer fiel ſammt ſeinen Söhnen im blutigen Kampfe; als man aber dem Sieger Rogewold's gefangene Tochter vorführte, da ward Wladimir beſiegt von der Allgewalt ihrer Reize, ließ ihre Bande löſen, während die Liebe noch feſtere um ſein Herz ſchlang. Er trug ihr ſeine Hand an, Rogreda konnte nicht widerſtreben, denn ſie war als Sclavinn dem Willen

ihres Besiegers anheim gefallen. Einige Jahre lebte er mit Rogreden, liebte sie zärtlich, und doch war's ihm nicht möglich ihre Gegenliebe zu gewinnen; Rogreda konnte den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder nicht vergessen, und der tief gekränkte Fürst, der fruchtlosen Bemühungen müde, wies ihr endlich sammt ihrem Sohne Istioslaw einen Aufenthalt in einem entlegnen Waldschlosse an, wo sie in fürstlicher Pracht leben konnte, jedoch seines Anblickes beraubt blieb.

Zu aufgeklärt, um nicht die Unvollkommenheit der heidnischen Religion einzusehen, strebte Wladimir nach einem Gottesdienste, welcher mehr mit seinen Begriffen übereinstimmen, und das fühlende Herz beruhigen könne; er berieth sich mit vielen Gelehrten, als aber seine Gesandten von Constantino-pel zurückkehrten, und ihm die Pracht und Schönheit der Sophienkirche, und das erhabene Feyerliche des christlichen Gottesdienstes schilderten, als er mit den Grundsätzen einer Religion näher bekannt wurde, die nur Liebe und Sanftmuth zum Zwecke hat, entschloß er sich, sammt seinem Volke das Christenthum anzunehmen; er sandte Abgeordnete nach Constantinopel an die Kaiser Basil und Constantin, bot ihnen ewigen Frieden an, und verlangte die Hand ihrer Schwester Anna, auch nahm er in der Taufe den Namen Basilius an.

Mehrere Jahre hatte er glücklich an der Seite seiner Gattinn verlebt, als er einst auf der Reise in einem Walde sich verirrete, und genöthiget war in dem Schlosse einzusprechen, in welchem Rogreda sich aufhielt. Ihr Anblick schien zwar die ehemaligen Gefühle aufzuregen, doch war Wladimir zu sehr seiner neuen Pflicht eingedenk, er unterhielt sich mit ihr als zutraulich liebesvoller Freund, und auch Rogreda suchte ihren Gast durch Scherz und Unterhaltung so viel möglich zu erheitern. Wohlgemuth ging er zur Ruhe, wo bald liebliche Träume seine Sinne umgaukelten, er ahndete nicht, wie nahe ihm die Gefahr sey. Rogreda, welcher sich bey seinem Anblicke die Todesscene ihrer Familie lebhaft vor die Seele drängte, verläugnete ganz die ihrem Geschlechte eigene Sanftmuth, und hielt diesen Augenblick für günstig, den Tod der Ihrigen blutig zu rächen; die Furie der Eifersucht ergriff sogleich ihr Herz, und gebar den Willen, Annen den Besitz dessen auf immer zu entreißen, der, obwohl durch eigene Schuld, für sie auf immer verloren war. Duster lagen die Schatten der Nacht umher, des Schlafes Fittig hatte sich über alle lebenden Wesen ausgebreitet, nur Rogreda war wach, umgeben von gräßlichen Gedanken. In zuckender Hand den scharfen Dolch schlich sie mit todbleichen Wangen nach Wladimir's Gemach, ihr stierer Blick suchte das Todtenopfer; sanft schlummernd fand sie es, um den Mund ein heiteres Lächeln verbreitet. Er träumt von Anna, rief die Furie Eifersucht; die Rache wies ihr einen Ring ihres Vaters an seinem Finger, kramphast faßte sie den Dolch, und schwang den Arm zum tödtlichen Stöße, doch Wladimir's guter Engel vereitelte die That, eine schnelle Bewegung im Schlafe ergriff mit panischem Schrecken Rogreden's Herz, der Dolch entfiel ihrer Hand. Wladimir schreckte bey dem Geräusch empor, ein Blick entdeckte ihm das schwarze Vorhaben. Sein Ruf besflügelte die Diener hieher, Rogreda wurde auf Befehl des hoch-erzürnten Fürsten in Verwahrung gebracht. Sie hatte den Tod verdient, nicht mehr unterdrückt konnte das begangene Verbrechen werden, doch als des

Fürsten Wuth sich gelegt hatte, da wollte er nicht zugeben, daß die, die ehemals an seiner Seite ruhte, falle durch Henkershand; sein Entschluß war dem Geiste damaliger Zeit anpassend, durch seine Hand sollte sie sterben. Auf sein Geheiß wurde am folgenden Tage ein Prachtbett bereitet, auf diesem sollte Rogreda den blutigen Rächer erwarten. Mit düstern Sinnen nahte sich Wladimir, nachdem alle Zeugen entfernt waren, dem Trauerlager, leichenähnlich lag Rogreda in zuckender Todesangst, schon hatte sich Wladimir's Hand nach dem Griffe des in der Brust verborgenen Dolches gebogen, da trat hinter dem Lager ein holder Knabe hervor, ein Engelbild würde er geschienen haben, aber nur im erbleichten Antlitz kränkelten sich seine dunkeln Locken. Zu des Fürsten Füßen senkte er sich, und reichte ihm ein blankes Schwert dar. „Ich stehe nicht um Schonung,“ begann er, „nur so viel Gnade gewähre mir, daß du mit diesem Schwerte zuvor meine Brust durchbohrst, damit ich nicht den Tod der geliebten Mutter überleben darf.“ Es war Rogredens, es war Wladimir's Sohn; die heilige Flamme der Vaterliebe entkräftete das Rachegefühl. „Dir verzeih ich!“ rief der Fürst zu Rogreda, „aber dieses Kind kommt nicht mehr von meiner Seite!“ Er hielt Wort, Rogreda begab sich in ein Kloster, der Knabe aber wuchs unter Wladimir's Leitung heran, erhielt dann zum Eigenthume das eroberte Land seines Großvaters, wo er nach seinem Namen die Stadt Isthoslaw erbaute.

### Die Götter Griechenlands.

Willkommen mir, ihr Götter Griechenlands,  
Der Dichtung holde Träumerey zu schmücken.  
Ihr bildnet sie, ihr malt sie zum Entzücken;  
Wer freut sich nicht des lieblichen Gewands?

Wohl möget ihr im Reiz des Sinnenlands  
Zum Lächeln einen Heraklit berücken.  
Sokrate mag das süße Spiel beglücken,  
Zu formen Grazien des Götterstands,

Doch streb' ich nach dem Edeln, Großen, Wahren  
Als Denkender empor, als Mensch und Christ,  
Und zu der Huld, die kein Geschöpf vergift:

Was trösten dann mich ganze Götterscharen,  
Gebilde, die nicht sind und niemals waren?  
Dem Herzen frommt ein Gott, der war und ist!

Joh. Aub. W y s, bei ältere.

Ein anderes, zwar weniger erhabenes aber doch gleichfalls ehrwürdiges Fest, welches im Laufe dieses Monats Statt fand, war das alljährliche Central-Landwirthschaftsfest. Es wurde auch heuer wieder auf der Theresienwiese in der seit zwölf Jahren üblichen Weise begangen, und war ein froher Feiertag für die Einwohner der Hauptstadt und viele Tausende von Fremden aus der Nähe und Ferne. Da dasselbe schon einmal ausführlicher in diesen Blättern besprochen wurde, so werde davon heuer nur Folgendes bemerkt. Der Hügelkranz, welcher jene große Wiese umgibt, erschien noch nie von so vielen Menschen bedeckt, als diesmal. Ihre Zahl mag sich über fünfzig tausend belaufen haben. Der heiterste Tag begünstigte die Feier. Schön gestickte Seidenfabnen, wovon unter acht mit dem Wapen der acht Kreishauptstädte gestickt, sich auszeichneten, umgaben das königliche Zelt. Die als preiswürdig erkannten Viehstücke standen geschmückt rings umher in ihren Ständen, und gaben durch ihre Schönheit den Beweis, daß die inländische Landwirthschaft, seit dem Bestehen der wohlthätigen Institution dieses Festes, wesentliche Fortschritte machte. Bey dem nach den Preisvertheilungen und den übrigen Unterhaltungen des Festes gegebenen Pferderennen, durchliefen dreißig Pferde in neun Minuten dreymal die Rennbahn. Im Vereine mit der vor kurzem neu errichteten Landwirthschaftsschule in Schleißheim möge dieser frohe Tag noch lange seine erspriesslichen Folgen in jedem Jahre neu verbreiten!

Das Feld der Kunst ward von diesem, doch sonst so segensvollen October mit wenigen Früchten bereichert, welche noch überdies den schmerzlichen Verlust nicht zu ersetzen vermögen, den er verschuldete. Campi's Tod erfüllte nämlich in den ersten Tagen dieses Monats die Kunstfreunde unserer Stadt mit herzlicher Trauer. Ihre Begehrniß geschah auf eine feyerliche Weise, in Begleitung der sämtlichen Mitglieder der k. Hoftheater und der Hofcapelle; die Chöre der deutschen und italienischen Oper sangen dabei Grablieder. Da in unserer Zeit die Vorzüge, welche eben diese Künstlerinn auszeichneten, sich stets seltener von den gepriesenen Sängern des Tages angeeignet werden, so durfte man mit Recht den Umsturz eines der letzten Säulen des alten besseren Geschmacks doppelt beklagen. Diese Stimmung war der bald darauf erfolgten Ankunft eines recht lieblichen Gastes, der *Uc. Canzi*, eben nicht die günstigste. Hierzu kamen noch übertriebene Lobeserhebungen, welche aus Stuttgart und anderen Orten dieser jungen Sängern vorangegangen waren, und die geschäftig im Publicum ausgestreute Sage, daß die Gastspielerinn mit unserer *Bespermann* zu rivalisiren gedenke, weil sie nur in ihren Rollen aufträte, um der Fremden auf alle Weise einen günstigen Erfolg zu erschweren. Aber das eben so bescheidene als talentvolle Mädchen besiegte diese sämtlichen unverschuldeten Mißgeschicke; erwarb sich in den Rollen, worin sie auftrat (*Emeline, Myrha, Köschen und Amenaide*) stets ausgezeichneten Beyfall, und fand besonders in Rücksicht der guten Schule, welche sie zeigte, der Höhe und Annehmlichkeit ihrer Stimme, ihrer verständlichen Sprache und überhaupt ihres richtigen Vocalisirens die gerechte Anerkennung des Publicums. Daneben ist nicht zu verkennen, daß dieselbe den Culminationspunct ihrer Künstlerhöhe noch nicht erreichte, sondern in stetem Fortschreiten zu demselben begriffen ist. Unter nicht viel günstigeren Auspicien, welche sich jedoch erfüllten, begannen wieder die Darstellungen der italienischen Oper. Die Aufführung des *Sir Marc Antonio* wollte nicht wie sonst ansprechen, obwohl *Hr. Graziani*, auf dessen Rückkehr man sich sehr gefreut hatte, in der Rolle des Antonio — sonst eine Lieblingsrolle des hiesigen Publicums — zum ersten Male auftrat. Das Locale der italienischen Oper (das k. Hoftheater an der Residenz) erblickte man am Tage der Wiedereröffnung mit Vergnügen überaus verschönert. Die Zeit hatte seinen alterthümlichen Glanz gebleicht, und eine Restauration seines Innern nothwendig gemacht. Ausser den genannten musikalischen Genüssen ist vorzüglich noch das Concert, welches *Hr. Drouet* gab, zu erwähnen. Er entzückte durch sein, man kann sagen, unübertreffliches Flötenspiel, und entwickelte eine Virtuosität, von der man sich, ohne ihn gehört zu haben, nur schwer einen Begriff machen kann.

Wahrhaft bewundernswürdig sind seine, in einer Variation über das Lied: *God save the king* angebrachten scheinbaren Doppeltöne, wo er in den oberen Tönen das Thema und in den unteren die Veränderung als *Accompagnement* desselben zugleich mit jenem vorzutragen schien, und jedermann in Erstaunen setzte. Dabey ist es ein wohl zu beherzigender Vorzug *Drouet's*, daß bey ihm alle diese großen besiegten Schwierigkeiten dem Wesen des Flötenspiels keineswegs widerstreiten, sondern, stets gefangreich, Ohr und Gemüth auf gleiche Weise ergötzen, während manche andere sich weit von der Natur dieses Instrumentes und überhaupt der Kunst entfernen, und Virtuosität in *Caricaturen*, *Capriolen* und wahrhaften *Saltimortalistückchen*, dem guten Geschmacke zuwider, und das Ohr nicht weniger beleidigend, suchen.

Im neuen Hoftheater wurden ein Paar Neuigkeiten ohne besonders günstigen Erfolg gegeben. Zur Feyer des Namensfestes Sr. Maj. des Königs wurde die *Pilgerin*, Drama in fünf Acten, von Frau von *Weissenhurn*, aufgeführt. Dieses Stück der, ihrer Lustspiele wegen, hier so beliebten Dichterin wollte nicht recht gefallen. Eine nicht günstigere Aufnahme fand das zum ersten Male gegebene Holbeinische Original-Lustspiel: *Der Wunderschrank*.

Zum Schlusse nur noch wenige Worte über die große Umwandlung, welche vor kurzem dem k. Hoftheater am *Starthore* zu Theile ward. Se. Maj. haben die Wünsche des *Publicums* erhört, und dieses Theater, dessen Aufhebung bereits so viel als beschlossen war, in der Art fortbestehen zu lassen verfügt, daß es unter dem Namen eines k. Theaters am *Starthore*, von seinem bisherigen Director, *Hrn. Carl*, auf seine Rechnung, jedoch mit einer ansehnlichen jährlichen Unterstützung verwaltet, in der Zukunft sich den beiden anderen Instituten dieser Art anreihe. Die Eröffnung dieser Bühne in ihrer erneuerten Formation geschah auf eine würdige Weise. Nach einer ernstlichen *Ouverture* stieg die *Gardine*; man erblickte den *Musenberg* mit *Apollo's* Tempel und vierzehn Schauspieler dieses Theaters, schwarz gekleidet, erschienen mit eben so viel weiß gekleideten Damen, jene links, diese rechts sich stellend, mitten hindurch trat *Hr. Director Carl*, und sprach einen der Feyerlichkeit angemessenen Prolog. Nach der Stelle:

Und daß wir hier vereint noch sind, verdanken  
Wir Ihn, für den wir Segnungen ersehen,  
Den, mehr als Kronen, Huld und Großmuth zieren,  
Verdanken wir des besten Königs Huld!

brachte das volle Haus dem geliebten Monarchen ein dankbares, einstimmiges Lebehoch. Darauf folgte die Aufführung der — *Agnes Bernauerin*, nach der neuen Bearbeitung für das k. k. Theater in Wien. Der glücklichste Erfolg kann jener erneuerten Anstalt vorher gesagt werden, wenn sie nie ihren Charakter und den Zweck ihres Daseyns (*Volkstheater*) vergißt.

Berlin, 18. Sept.

Die Nachricht, daß wir dieses Jahr keine Kunstausstellung haben würden, war ungegründet. Sie hing mit dem nothwendigen Bau in den Sälen des Museums zusammen. Der Bau ist vollendet, die Gefahr verschwunden, und die Ausstellung nimmt am 22. d. ihren Anfang. Außerdem hatten wir auch eine öffentliche Ausstellung der vaterländischen Fabricate, welche häufig besucht wird, und besucht und aufgemuntert zu werden verdient. Nach Berlin lieferten die Rheinprovinzen und Schlessien das vorzüglichste und sehenswürdigste. Die Fabricate machen dem preussischen Kunstfleiß alle Ehre. Fänden sich nur *Mecänaten*, die *Marone* würden nicht ausbleiben. Dabey ist die Einrichtung und das Locale der Ausstellung äußerst zweckmäßig, elegant und geschmackvoll. Von der Kunst- und Gemälde-Ausstellung verspricht man sich mehr, wie von der diesjährigen *Dresdner*. Nur sind Reisende, die von Wien gekommen sind und die dortigen Galerien gesehen haben, entschlossen, die unsrige dies Mal nicht zu besuchen, um den gebathen Genuß desto reiner und länger bey sich behalten zu können. Unfre jungen talents und hoffnungsvollen Maser, die lange in *Italien* gewohnt, beschäftigen sich mehrentheils mit geistlichen, Altar- und andern Stücken, theils für

hiesige, theils für ausländische Kirchen bestimmt. Einige dieser Gemälde gehen nach St. Petersburg und Moskau. Portraits werden, wie immer, zwey Drittel der Wände bedecken.

Das Königsstädt'sche zweyte Theater (wie es schon genannt wird) kommt zu Stande. Die Zeichnungen zum neuen Hause sind von Schinkel, worüber sich seine Freunde und seine Feinde gleich sehr freuen, und zwar aus ganz entgegengesetzten Ursachen: jene wollen nämlich loben, diese wollen tadeln. Fehlerfrey ist Schinkel nicht; aber das Geniale kann man ihm, ohne ungerecht zu seyn, nicht absprechen. Ein zweyter Fehler wird ihm aber allgemein und mit Recht vorgeworfen: er baut zu verschwenderisch, wenigstens zu liberal. Dorfkirchen und ihre Thürme baut er wie Stadtkirchen; Stadtkirchen und Gebäude wie St. Peter in Rom. So lange er aus vollen Cassen schöpft, geht es; aber er berechnet Preußens Hülfquellen nicht, und glaubt in Rußland, England und Frankreich zu seyn. Man nennt ihn den poetischen Baumeister: er kostet dem Lande schon mehrere Millionen.

Eine zweyte Quelle großer Ausgaben ist die Oper und das Ballet. Der Aufwand, der in diesen beyden untergeordneten Zweigen des Schauspiels gemacht wird, ist nicht zu berechnen, und kommt nicht einmal dem Publicum zu Statte, da immer ein Drittel, zum mindesten, das Personal auf Reisen, auf Urlaub, oder schwanger oder angeblich krank ist. Sie können sich keinen Begriff von der Dürftigkeit unsrer Darstellungen seit einigen Monaten machen. Es werden zwar, auch mit bedeutenden Kosten, fremde Künstler eingeladen oder angenommen. In welchen Stücken treten aber diese auf? Nur in solchen, worin sie, aus Mangel an hiesiger Unterstützung, oder weil die Stücke unserm Publicum nicht zusagen, mehrentheils nicht gefallen; oder wenn sie gefallen, so ist's in unbedeutenden Possen, wo sich weder wahre Kunst noch wahres Talent zeigen läßt.

Alle Freunde der Neuheit sind voller Erwartung der Wunder, die das neue Theater — in Jahren — hervorbringen wird, soll und muß. Besonders sehnt sich Alles nach dem Komiker Wurm, den man längst, unter einem fremden Namen, hätte wieder an Berlin knüpfen können, ohne deswegen ein neues Theater zu bauen.

Ganz Berlin spricht von einem Ereigniß, welches um so mehr auffällt, da es ganz etwas Neues unter uns ist. Die Tochter eines hiesigen bekannten und bemittelten Dissidateurs lernte seit einiger Zeit das Schneidern in einem Hause unweit der Wohnung ihrer Ältern, wohin sie alle Abende zwischen sechs bis sieben Uhr zurückkehrte. Auf dem Rückwege wird sie eines Abends von einem ihr bekannten Officier der Garnison auf der Strafe angesprochen, begleitet, und ihm in seine Wohnung zu folgen überredet. Dort trifft sie noch zwey andere Officiere. Es wird getrunken; die Zeit vergeht. Sie verlangt nach Hause. Man will sie nicht entlassen. Sie entspringt in ein Nebenzimmer, verriegelt sich, und als die drey Männer in Begriff sind, die Thüre einzubrechen, ergreift sie die Angst, und sie springt zum Fenster hinaus, zerbeißt sich die Zunge im Fallen, und verlegt sich sonst noch am Knie und in der rechten Seite. Der eine Officier ist entwichen. Die Sache wird streng untersucht. Der Vater besteht auf schwere Bestrafung der Schuldigen.

Der General Minutoli ist, mit einem nur kleinen Theil seiner mitgebrachten Schätze, aus Egypten zurück, und hat unter andern einen Mohren mitgebracht, von dem viel erzählt wird, und mit dem man sich viel beschäftigt. Unsr Damen sagen: Wie kann man ein Mohe seyn? Vor hundert Jahren sagte man in Paris: Comment peut-on être Persan?

Wir haben die durch den Prozeß ihres Gatten berühmt gewordene Mad. Fonk und ihren Bruder, den jungen Foveaux, eine geraume Zeit in Berlin gehabt. Der Fonksche Prozeß muß Ihnen (wäre es auch nur aus dem österr. Beob.) bekannt seyn. Nicht leicht hat sich Berlin in zwey so entgegengesetzte Parteyen getheilt, als in dieser Sache. Familien und Freunde haben sich entzweyt. Es ist mit einem Eifer, mit einer Bitterkeit, mit einer Wuth gestritten worden, als ob sich alles mitten in Berlin zugegetragen hätte. Man hat absichtlich vergessen, daß die Sache, die anfangs so klar schien, durch die Länge der Zeit, durch drey Prozeduren, durch die Zurücknahme eines deutlichen Zeug-

nisses, durch Winkelzüge der Cabale und Kabuliferen, durch von mehreren Seiten aufgeworfene Zweifel gegen den Mord (ich möchte sagen, gegen die Existenz) Coenens, dergestalt verwickelt und verfinstert worden, daß durchaus nichts übrig blieb, als sie dem Gewissen und der Überzeugung von zwölf unparteyischen Männern vorzulegen, und von ihnen entscheiden zu lassen. Mad. Fonf hat hier durch ihre Persönlichkeit Alles für sie eingenommen. Sie hat eine gewisse Unbefangenheit, Ruhe, Naivheit gezeigt, die oft zu weit gegangen seyn mag. Sie ist eine fromme, betende Frau, einfach, kunstlos im Außern. Andre wollen sie nicht so glimpflich beurtheilen, und ihr ein angenommenes Wesen unterschieben. Es wird behauptet: das Todesurtheil werde nicht zurückgenommen, aber auch nicht vollführt werden.

Der Magnetismus ist stark im Sinken. Das Baerquet und andere Schnurrpfeifereyen sind verboten. Als Arzneymittel gegen gewisse Krankheiten wird er noch erlaubt, doch muß alles, was Nerven und Einbildungskraft zu sehr angreift, und zum Selbstbetrug führen kann, weggelassen werden. Schon sind einige unserer geachteten Ärzte, ehemals große Anhänger und Ausüßer der Lehre, von derselben abgegangen. Nur die jüngern Ärzte manipuliren noch.

Die großen Magnetiseurs in Berlin sind jetzt die Mundköche, Restaurateurs, Croisateurs, Conditortäden und Weinhändler. Der Magen behauptet mehr als je seine Rechte, und gebietet den übrigen Gliedern. Anstatt daß vor einigen Jahren achtzig Conditoreyen hier waren, zählt man ihrer zwischen drey und vierhundert. Freylich gibt es darunter Sterne der ersten bis zur achten Größe. Letztere geben natürlich nur ein dunkles Licht und eine kaum sichtbare Finsterniß und dienen zu mehreren Zwecken.

Polyhymnia und Terpsichore regieren Alles und überall ist Musik und Tanz. Die Concerte in den Tanzsälen (so nennt man jetzt die Tabagien) nehmen kein Ende; da gibt es Schlachtmusik, Tanzmusik, Hörnermusik, Wurstmusik, Festmusik bey jeder Erinnerung an einen Sieg, an eine Feyerlichkeit, einen Geburtstag; es gibt Kuchen-tänze, Evertänze, Rosentänze, Erntequadrillen u. s. w.

Am Jahrestage von Iffland's Tod (22. September 1814) werden, wie immer, dessen Jäger gegeben. Er bleibt uns unvergessen, und in vieler Hinsicht unersezt. Eine Zeitlang war man unbillig gegen ihn; das hat aufgehört, wie denn immer das Publicum zuletzt sich zur guten Meinung und auf die gute Seite wendet. So geht's in der Geschichte, in der Politik, und selbst auf dem Theater. Das Gute schwimmt oben; das Schlechte sinkt unter.

Von unserer schlafenden Literatur dieses Mal nichts; vom Theater nichts; von der Kunst nichts. Nach vollendeter Ausstellung, nach der Wiederkehr und Wiedervereinigung unserer zerstreuten, reisenden, wandernden Schauspieler, will ich versuchen, etwas zu berichten. Jetzt ist alles wüste und leer.

Eine splendide Abbildung und Beschreibung des bey Gelegenheit des aus St. Petersburg eingetroffenen Paares, des Großfürsten und der Großfürstin Nikolaus (Prinzessin Charlotte, Tochter des Königs) im vorigen Jahre veranstalteten Hoffestes Lalla-Rouekh ist bey Wittich erschienen, und macht dem Herausgeber Ehre. Das Prachtwerk wird für drey Friedrichsdor verkauft, und ist nur für die höheren Classen.

### Musikalische Privat-Akademie.

Diese wurde, den 17. d. M. vom Hrn. Joseph Mozatti, im Saal der nied. österr. Landstände, um die Mittagsstunde, gegeben.

Zuerst hörten wir eine Ouverture von Cherubini (aus der Oper: die Aben-geragen). Man vermist in dieser Ouverture einiger Maßen den Geist dieses genialen Tonsetzers.

Zweitens trug Hr. Mozatti eine Tenor-Arie mit Chor von Pavesi vor. Es ist doppelter Gewinn für die Lehrsinge in der Kunst des Gesanges, wenn der Singmeister mit einer so angenehmen und biegsamen Tenorstimme begabt ist, wie der Sän-

ger hier abermals an den Tag legte, wiewohl er sie weniger für öffentliche Leistungen üben, als zum Behufe des Unterrichts verwenden mag.

Diesem folgte ein Duett für zwey Soprane von *Mercadante*, gesungen von *Mlle. Langer* und *Weiß*. Erstere begann mit einem Recitativ, und man darf hier noch weniger, als in Hinsicht auf den Vortrag des Gesanges an eine junge Kunstfreundin, die ihr Talent zum ersten Mal öffentlich producirt, strenge Anforderungen machen. Wir hörten aber in dem darauf folgenden Solo eine Klangvolle, kräftige Stimme, deren Gebrauch noch nicht in ganzer Gewalt steht, davon aber Bedeutendes zu erwarten ist, das um so eher zu erwarten ist, da die Sängerin sich gründlicher Musikkenntnisse befeichtigt und einen wackern Lehrer hat. Der Ton der zweiten Sängerin schien etwas schwächer, Klang aber doch recht angenehm. Beyde wirkten in Vereinigung mit lobenswerther Präcision.

Viertens Variationen für zwey Fortepiano vom *Hrn. Leidesdorf*, gespielt von *Mlle. Christine Schalbacher* und *Banny Diwald*, Schülerinnen des Fräulein *Paradies*. Die Composition war eben nicht sehr dankbar, im Ganzen zu einformig und man hatte Mühe, beyde Instrumente von einander zu unterscheiden. Eine dieser jungen Kunstfreundinnen hat bereits unlängst im Concertsaal des Augartens die Erstlingsblumen ihres musikalischen Talents gestreut. Beyde zeigten schon recht viele Fertigkeit und Sicherheit, sich selbst und der berühmten Meisterin zum Lobe.

Ein Duett für Tenor und Bass, von *Mercadante*, gesungen von *H. J. E. Schobert* und *J. Mozatti*, erinnerte sehr deutlich an das Motiv eines Terzetts aus *Belmira*, vorgetragen von *Sigra. Rossini*, *Mlle. Cckerlin* und *Sgr. Ambrosi*, so daß man kaum wußte, ob sich *Rossini* oder *Mercadante* hier vernehmen ließ. Indessen zeigt sich nun in einem so flachen Nachahmungswerk, das vollends den Funken des Genies entbehrt, die Manier von ihrer schwächsten Seite. Der Vortrag zeichnete sich besonders durch Genauigkeit und Übereinstimmung im geschwinden Tempo aus.

Den Schluß machte ein Sextett aus der Oper: *Corradino*, von *Rossini*, gesungen von *Mad. Weiß* und *Langer*, den Herren *Lugano*, *Preisinger*, *Schobert* und *Mozatti*. Die Schwierigkeit der Ausführung eines solchen Ensemblestückes von Dilettanten ließ sich in diesem Falle nicht verkennen. Einzelne Theile schwankten sehr, Licht und Schatten flossen durch einander. Manche Parthie trat häufig, jedoch gelungener hervor. Das Tempo ging zuletzt in eine zu gesteigerte Bewegung über. Im Ganzen muß man Feuer und Lebendigkeit des Vortrags loßen. Die erste Sängerin (*Mlle. Langer*) griff überall bedeutend durch; ein Gleiches blieb uns von der Bassstimme noch zu wünschen übrig. Außer der Bühne, und in einem Concertsaal, wirkt eine so geräuschvolle Instrumentirung erst recht betäubend. Es kommt einem vor, wie eine Wetterwolke, aus der sich unter Zischen und Lachen ein Geist vergebens an den Tag zu fördern strebt. Die Unbehaglichkeit wächst, wenn man bedenkt, daß diese Larmsucht unaufhaltsam weiter schreiten könnte. Zuletzt würde keine andre Gattung von Musik mehr existiren, als die türkische, und Wachtparadenpläze die beliebtesten Concertplätze seyn. — Diese Akademie war wieder sehr besucht.

### B e r i c h t i g u n g .

In Nr. 139 der Anmerkung B. 6 soll es heißen: *Tracastoro* statt *Tracastoro*, und B. 7 *Alegri* statt *Uegri*.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 28. November 1822.

143

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1308; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über das italienische recitirte Schauspiel und über dessen Darstellung  
auf den italienischen Bühnen.

Von G. L. P. Sievers.

Es ruht ein Fluch auf dem menschlichen Wissen, daß die interessantesten und würdigsten Gegenstände entweder gar nicht, oder (was noch ärger ist) auf eine verkehrte Weise zur Sprache kommen. Wer zählt die Legion von Scrib- lern aller Art, sowohl einheimischer, als fremder, welche in Italien, oder von Italien aus, über die italienische Oper und über deren Darstellung geschrieben haben, oder noch immerdar schreiben, und durch welche man in Deutschland endlich bis zum Ekel von allen den ehrenwerthen Individuen unterrichtet worden ist, welche daselbst *prime* und *seconde donne*, *primi* und *secondi nomini*, *maestri* u. s. w. zubenamt werden? Keinem jener geist- vollen Berichterstatter ist es aber, meines Wissens, eingefallen, der italieni- schen Komödie und deren Darstellung auch nur mit einem Worte zu erwäh- nen. Ist es daher ein Wunder, wenn man in Deutschland auf die Meinung verfallen zu seyn scheint, es gebe in Italien gar keine Schauspielkunst? Geradezu habe ich diese Idee zwar nicht getheilt, aber doch den Wahn ge- nährt, als sey die Darstellung daselbst entbloßt von aller Natur, nichts als ein Product der Überbietung einer absolut rohen und unausgebildeten mate- riellen Anstrengung. Die Schauspielkunst, welche besonders in Oberitalien durch die häufige Darstellung der Goldonischen Stücke ausgebildet worden seyn mußte, wäre, so dünkte mich, mit der Zeit ausgeartet und zu jener ro- hen Willkür herabgesunken, welche, meiner Meinung nach, jetzt daselbst vor- handen sey. Dabey schien mir freylich die Geschwindigkeit, mit welcher sich diese Umstaltung ergeben haben sollte, nicht wenig verdächtig, besonders wenn ich bedachte, daß Gozzi fast in allen Vorreden zu seinen Stücken die Vor- trefflichkeit der Sacchischen Truppe (mit welcher ich die übrigen Schauspie- lergesellschaften, welche zu seiner Zeit existirt hatten, mehr oder weniger in Vergleichung brachte) bis in den Himmel erhebt. Freylich ist es uns allen bes

kannt, daß dramatische Dichter diejenigen Schauspieler, welche ihre Werke darstellen, wie ihre eignen Söhne (das heißt, wie die Körper der von ihnen geistig erzeugten Kinder) betrachten, also lauter Vollkommenheiten an ihnen finden; ich hatte noch überdem von einem ehemaligen persönlichen Bekannten Gozzi's, dem nun längst verstorbenen Professor Gattinara zu Braunschweig, erfahren, daß Gozzi in die Solombine der Sachsischen Truppe verliebt gewesen war; ein verliebter Schauspieldichter ist nicht allein ein Vater, sondern eine Affenmutter gegen die Truppe, unter welcher er seinen Schatz besitzt. So waren mir von jeher die Lobsprüche Gozzi's, welche er, wie gesagt, der Sachsischen Truppe ertheilt, und welche bey jedem dritten Worte eine *valentissima truppa comica*, so wie ihre Mitglieder *benemeriti uomini* geheißen werden, bedenklich vorgekommen. Aber Gozzi war doch ein Mann von großem Geiste, in welchem sich unmöglich eine Schwäche in demselben Maße voraussetzen ließ, wie in andern Leuten seines Standes, aber nicht seines Genies. Somit konnte ich immer nicht glauben, daß die Schauspielkunst der Italiener von dem mehr oder minder bedeutenden Standpuncte, auf welchem sie sich zu Gozzi's Zeiten, das heißt, zu Anfange des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts, befunden hatte, bis zu der Tiefe herab gesunken seyn sollte, wo wir sie nothwendig in Hinsicht des Stillschweigens, welches die deutschen Journal-Correspondenten über dieselbe beobachten, vermuthen mußten. So war mir über diesen Gegenstand ein steter Zweifel geblieben und in diesem Zweifel war ich nach Triest gekommen. Kaum hatte ich von den Beschwerlichkeiten der Reise während einiger Stunden etwas ausgeruht, als ich mich auf den Weg machte, um die Gassen der Stadt zu durchstreifen. Unter den Anschlagzetteln der nächsten Ecke fiel mir einer auf, welcher, unter der Überschrift: *Avviso per il Teatro Diurno*, folgende Theaternachricht enthielt, welche ich wörtlich abschreibe, weil sie in der nämlichen Manier abgefaßt ist, wie die Komödienzettel des ganzen übrigen Italiens: „*Animato dalla gentile accoglienza, che Voi, benefici abitatori dell' inclita Trieste, impartite alle Rappresentazioni da lui scelte per il serale trattenimento, una ve ha scelta (die Wiederholung desselben Worts, so wie die Auslassung des Nominativs, werden meine Leser dem Capo-comico (Directeur) um so mehr verzeihen, als bekanntlich auch die deutschen Schauspielunternehmer weder im literarischen, noch im schauspielkünstlerischen Style eine besondere Stärke zu besitzen pflegen) per la sera suaccenata del più curioso intreccio, fervido parto della fantasia del Signor Francesco Avvelloni, comico Poeta troppo benemerito alla Scena Italiana. Questa è d'un carattere il più ingenuo, e l'Autore ha voluto far in essa conoscere, a quanto arrivi la malvagità degli uomini, in una Città di Commercio, quallora trattasi d'essere di nocumento al suo simile sventurato. Questa Commedia, che unisce in se medesima, ed il serio, ed il bernesco, è divisa in cinque atti, e porta per titolo: *L' Uomo del Canada*. Il Capo-comico, e gli Attori tutti, si daranno tutto l'impegno possibile, onde esatta ne riesca la declamazione; il Vostro concorso numeroso, il potersi convalidare la Vostra protezione più servirà ad animarli. Il bell' animo Vostro non deluda adunque le loro speranze, e brilli mai sempre quella magnanimità, che ognora vi distinse, nel proteggere, chi a Voi si affida, e nell' impartire le Vostre beneficenze. Si darà principio alle*

oro 4 $\frac{1}{2}$ . Was war ein Teatro diurno? Wahrscheinlich ein Theater, auf welchem am Tage gespielt ward, das schloß ich wenigstens aus dem Titel, so wie aus dem Umstande, daß der Anfang des Schauspiels um halb fünf Uhr seyn würde. Wenn dieß Tages-theater, mit welchem sich nothwendig in mir der Begriff der Ersparung der Beleuchtung verknüpfen mußte, schon meine Neugierde nicht sehr in Anspruch nahm, so mußte die Art und Weise, wie der Capo-comico die Vorstellung ankündigte, und welche mir markt-schreyerischer zu seyn schien, als es sich in Deutschland selbst die schlechteste Dorffkomödianten-Bande erlauben würde, meine Erwartung gar auf nichts herabspannen. Nichts desto weniger ließ ich mir den Weg zu dem Tages-theater zeigen: man wies mich nach dem Canale del Terrente, bey der großen Caserne, fast an's äußerste Ende der Franzvorstadt.

Ich gelangte an. Was finde ich? Ein Theater unter freyem Himmel, in welchem der Sitz der Zuschauer gänzlich unbedeckt ist; also ein Theater, materiell genommen im Sinne der Alten. Das Amphitheater, mit sechs Reihen Bänke versehen, lief in einen ungeheuren Halbzirkel aus; das Scenarium, bloß von Bretern aufgeführt und mit einigen grob gemalten Figuren besetzt, war von mittlerer Größe. Nach und nach füllte sich der ungeheure Raum und unmittelbar vor Anfang des Stückes waren nicht allein das ganze Parterre, sondern auch die sechs Reihen Bänke des Amphitheaters mit Zuschauern vollgepfropft. Letztere bestanden meistens aus jungen, wohlgekleideten Frauen aus dem Mittelstande; auf den Bänken des Parterre hatten Matrosen, Lastträger und Fischer Platz genommen und den Hintergrund desselben füllten Herren, dem Scheine nach, aus den höhern Ständen an. Der Anblick, welchen das Local, dessen bedeutender Umfang durchaus nicht mit den gewöhnlichen Seiltänzer- oder Kunstreiterbuden zu vergleichen war, gewährte, war überraschend; besonders nahmen sich die, auf den amphitheatralischen Reihen sitzenden, Frauen, im bunten Schimmer ihrer, zwar nicht gesuchten, aber sehr reinlichen, Toilette, sehr malerisch aus. Die Seite der Sonne war mit ungeheuren Segeln bespannt, durch welche die gegenüber sitzenden Zuschauer vor den Strahlen derselben geschützt wurden.

Endlich begann die Musik, eine schwach, aber recht gut besetzte, Harmonie, welche, von einer ungeheuren Trommel angeführt, Rossinische Oper-Arien zum Besten gab. Nach wenigen Minuten flog der Vorhang in die Höhe: das Scenarium war noch ärmlicher decorirt, als das Äußere der Bühne. Meine Neugierde befand sich in einem zweifelhaften Zustande: ich wußte nicht, sollte ich hoffen, oder sollte ich fürchten? Aber gleich die Exposition des Stückes, nebst deren Darstellung, setzte mich in eine behaglichere Stimmung. Die Bühne stellte einen öffentlichen Platz vor, an der einen Seite mit einem Kaffehause, gegenüber mit drey oder vier Boutiken besetzt: ein Trödler, ein Schmitthändler, eine Putzmacherinn und ein Zahnarzt unterhielten sich frohlockend von dem Bankerotte, welchen einer ihrer Nachbarn, ein Kaufmann, ihrem Vorgeben nach, absichtlich gemacht hatte, um nach zu Stande gebrachtem Accorde von neuem seinen Handel zu beginnen. Gegen diese bösen Zungen kämpfte eine einzige gute an, der Kaffehwirth nämlich, der sich des Kaufmanns aus allen Kräften annahm, und ihn als den redlichsten Mann von der Welt schilderte. Die Darstellung dieser Scene, welche sich eben so sehr

durch höchst fleißige Charakterzeichnung, wie durch kräftige, feurige Lebendigkeit bemerkbar machte, bestimmte das Urtheil, welches ich fortan über die Schauspielkunst der Italiener fällen sollte. War auch jene Charakterzeichnung etwas markirt, und die Kraft der Darstellung zu überströmend; so sah ich dieß der Individualität der Nation nach, zu welcher die Darstellenden gehörten; denn es dünkt mich ein höchst unstatthafteß Unternehmen zu seyn, dem Blute der Italiener die nämliche ästhetische Temperatur aufdringen zu wollen, welche wir am Nordländer bemerken: verlangen, der Italiener solle dieselbe nüchterne Schlafmüdigkeit in seine Rede und in seine Gesten bringen, welche die Bewohner des Nordens bezeichnet, hieße, alle Menschen, groß oder klein, nach demselben Maße bekleiden oder beschuh'n zu wollen.

Aber ich sollte noch angenehmer überrascht werden. Die Hauptperson des Stücks (eine Art von „Bettel aus Lissabon“ oder „Amerikaner“, ein Einwohner von Canada, welcher unvermuthet bey seinem Correspondenten, dem obenerwähnten fallirten Kaufmanne, erscheint, ihn aus der Noth rettet und seine Feinde beschämt) ward von einem Schauspieler dargestellt, dem, um ein Jffland seiner Nation zu seyn, nichts als jene haarscharfe Analyse der Begriffe und Affecte fehlte, durch welche sich dieser vielleicht nie zu ersetzende, unerreichbare Künstler auszeichnete, den aber (ich stehe keinen Augenblick an, diese Behauptung zu wagen) letzterer in blikschneller Auffassung und Wiedergabe momentan'er, nicht vorher präparirter Intentionen, überhaupt an Genialität und Inspiration bey weitem übertraf. Dieser Schauspieler hieß *Vestri* und war Directeur der Truppe. Ich habe nachher, besonders hier in Venedig, gehört, daß er zu den bedeutendsten Künstlern gehört, welche Italien besitzt; ja, ein hiesiges Blatt hat ihn in diesen Tagen gar den „celebre *Vestri*“ genannt.

Es thut mir leid, daß ich hier, ohne dem Zwecke dieses Artikels, der nur auf Unterhaltung abzielt, zu widerstreben, keine schauspielkünstlerische Abhandlung schreiben kann. Eine Charakteristik dieses *Vestri* würde mir Gelegenheit geben, die Darstellungsweise der Italiener zu zergliedern und mit der deutschen zu vergleichen. Sollte die deutsche Schauspielkunst dabey vielleicht in den Hintergrund gestellt, sollte ich bewogen werden, die erzkaiserliche Behauptung, daß wir Deutschen wohl einzelne vortreffliche Schauspieler, auch vielleicht eins oder das andere vortreffliche Theater (eigentlich beschränkt sich die Anzahl dieser letztern, meiner innigsten Überzeugung zu Folge, nur auf eins und dieses eine, in einem Wiener-Journale zu nennen, verbietet die Delicatesse, auf welche die Künstler derselben den gerechtesten Anspruch zu machen haben), aber keine Schauspielkunst besitzen; so möchte ich nur in so fern auf Verzeihung für einen solchen Ausspruch rechnen dürfen, als dieser keineswegs das Erzeugniß eines petulanten Muthwillens, noch einer rohen Unmaßung, sondern der innigsten Überzeugung ist.

(Die Fortsetzung folgt)

## V e r g e b l i c h e r K a m p f .

Ich will dem Feind mich gegenüber stellen,  
Der sich im Felde zeigt, mit Stahl bewehret,  
Denn Niemand weiß, zu wem der Sieg sich kehret.

Ich will im Schiffelein auf den Meereswellen,  
Mit diesen kämpfen und mit Feindesscharen,  
Denn noch entrinnen kann ich den Gefahren.

Und kann ich's nicht, so bleibt das Eine offen,  
Der Wille! gegen alle Macht zu streiten,  
Die meiner Freiheit Fesseln will bereiten.

Nur gegen Eines ist kein Sieg zu hoffen:  
Denn weder Tapferkeit noch Wille taugen  
Im Kriege gegen ihre schönen Augen.

P i s t o l i n g .

## C o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t e n .

P e s t h am 20. Nov. 1822.

Ich habe in meinem letzten Briefe einer jetzigen Krise der hiesigen Theater-Actienunternehmung erwähnt und dessfallige Erörterung versprochen, welche ich Ihnen nun um so lieber gebe, als diese Krise durch vereinte Bemühung der Interessenten und der Behörden, wenn auch nicht völlig gehoben, doch vor der Hand beseitigt und damit Zeit — die Universalmedicin für alle fränkelsnden Anstalten — gewonnen worden ist. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen um Mitte vergangnen Sommers geschrieben, „die Actionaire hätten unbedingt aufgekündigt und wäre es also mit ihrer Unternehmung zu Ostern 1823 ohne Weiteres zu Ende“ — allein ich kann Ihnen nachträglich melden, daß nach ergangener Aufforderung zu Fortsetzung der Sache sie sich anderweit dahin erklärt haben: „es noch ein Jahr lang (Ostern 1823 — 1824) zu versuchen, wenn man ihnen einen zinsfreyen Vorschuß von 50,000 fl. W. W. gegen Verpfändung der Garderobe, Utensilien ic. zu Ostern 1823 leisten würde.“ Die Behörden — die Lage der Sache weißlich erkennend — erfaßten diese Clausel und suchten die Communitäten beyder Städte zu Anschaffung dieser Summe (nämlich für Ofen ein Drittel und für Pesth zwey Drittel) zu vermögen, wozu man letztern Orts größte Bereitwilligkeit fand. Den Pesthern wurde der Vorschuß um fast ein Drittel erleichtert, indem die hiesige Verschönerungscommission eine an die Theatercasse habende fällige Forderung von 10,000 Gulden W. W. mittelst Kündigung dazu schlug und so sind nun die Freunde des Theaters und die Patrioten beyder Städte (denn hoffentlich wird sich jene kleine Renitenz der Ofner bald erledigen) wegen ihrer Besorgnisse um Vergnügen, Nutzen und Ehre des Publicums wiederum auf das Jahr 1823 beruhigt. Übrigens haben die Actionaire — der kritischen und prekären Lage ihrer Unternehmung wohl bewußt und ihrer Sorgen für's Ganze durch die Resultate dieses Sommers und Herbstes keinesweges enthoben — es nun vor allen Dingen für nöthig und nützlich gehalten, die nach der allseitigen Stimmung zu erwartende, jedoch eigentlich erst zu Ostern 1823 eintretende Restauration der Theater-Direction jezt und in der Masse vorzunehmen, daß das dermalige Directorium bis Ostern 1823 fortwirthschafften, inzwischen aber die neue Direction alle Nova für das neue Theaterjahr bereiten und verhandeln, besonders aber die neuer-

ding's mit Schauspielern, Lieferanten etc. einzugehenden Contracte abschließen solle. Bey der am 27. v. M. gehaltenen Abstimmung ergab sich durch eclatante Stimmen-Mehrheit, daß das Präsidium unverändert, desgleichen auch diejenigen Directoren geblieben, welche von Anfange der Sache her noch da waren, daß aber die zu Ofen 1822 hinzugekommenen neuen Mitglieder keine oder wenige Vota erhalten hatten, wozu gegen an deren Stelle ihre freiwillig ausgetretenen Vorgänger gewählt worden waren. Die neue Direction hat bereits die Verhandlungen über die neuen Schauspieler-Engagements begonnen und will damit bald zu Ende kommen und wird dabey wohl mit Befriedigung der sich überschätzenden bereits heimischen Acteurs und Actricen und mit Expiration manches Rollenstüchs mehr Noth, als mit der Anstellung neuer Künstler haben. Doch zweifle ich nicht, daß die neue Direction sich möglichst mühen werde, hierbey alle vorhandenen großen und kleinen Lücken der Gesellschaft auszufüllen und soviel classisches Talent hier zu fixiren, daß unsre Bühne sich über den zeitberigen langweiligen Charakter der Mittelmäßigkeit erheben und folgerweise auch das Gros des Publicums mit empor ziehen könne. Ich meine, die Wünsche der wahren Kunstfreunde zu treffen, wenn ich folgendes der neuen Direction an's Herz lege. Es fehlt uns

1) im Schauspiel an einem Helden und Liebhaber ersten Rangs, denn was wir haben, gehört nur in die zweyte und dritte Classe; desgleichen an einem härtlichen Vater und würdevollen Alten, danächst für die Conversationstücke an Männern der feinen und großen Welt; und endlich an einer ersten Liebhaberinn, jedoch für die sanguinischen und halb-orientalischen Pesther an einer solchen, welche durch Kunst und Natur gleich liebenswürdig Herz und Sinn bezaubert.

2) Für die Oper möchten wir begehren: einen ersten und einen zweyten Bassisten und eine erste Sängerin, an deren Wiege die Grazien vor etwa tausend Wochen lächelten, und mit allem diesem und dem, was wir haben, wären wir zufrieden und würden gern den Vorwurf leiden, daß das Beste gut genug für uns sey.

Freylich wird es mißlich seyn, Künstler ersten Rangs dahin zu bringen, daß sie ihre, wenn auch nicht ergiebige, doch gewöhnlich sichere Lage mit einem Jahres-Engagement bey der Pesther Bühne vertauschen, und manchem braven Schauspieler, zumal im nördlichen und westlichen Deutschland, wo man keine Idee von unserm Thaliatempel und dessen Umgebungen hat, möchte es grauen, sein Talent und seine Existenz auf die östlichste Spitze deutscher dramatischer Cultur zu stellen; allein ich getraue mir ehrlich zu behaupten und zu verbürgen, daß gute Acteurs und Actricen hier und in Ofen die volle Rechnung finden werden, wozu sie berechtigt sind. Berechtigt sind, sage ich, denn das wolle ja weder ein Priester noch eine Priesterinn Thalia's wännen, daß durch die Zeit devotvirte Talente und Reize hier für bare Münze genommen werden, sondern vielmehr mache sich jedes, wenn auch nicht auf ästhetische Gourmands, doch auf freymüthige Kritiker, ja auf frivole Krittler gefast! Was Ofen betrifft, so lassen die dort den Ton angehenden hohen Herrschaften, desgleichen die fast die Mehrzahl des Theaterpublicums mit ihren Familien ausmachenden Beamten es ohnehin nicht anders vermuthen, als daß da keine gemeine Opferstätte der Musen sey und ein dort auftretender Schauspieler dürfte wohl nicht fehlen, wenn er immer die höhern Regionen des Wiener Theaterhimmels vor Augen hätte. Anders verhalten sich die Sachen in Pesth, aber gewiß nicht im schlimmen Sinne. Das Pesther Theaterpublicum, so wie es sich jezt gestaltet hat, ist sehr gemischt und wenn man darauf rechnen kann, im Ofner Hause größten Theils dieselben Zuschauer bey jeder Vorstellung zu treffen, so möchten in Pesth nur wenige gefunden werden, bey denen der Besuch des Schauspiels zur Ordnung des Tages gehört. Die Folgen hiervon sind so natürlich, als deutlich. Das Theaterpublicum in Ofen — zum Charakter einer sich häufig treffenden Assemblée sich hinneigend — wird sich eher an Eigenheiten, ja an Fehler der Acteurs gewöhnen, aber auch der Herrschaft gewisser Vorurtheile mehr ausgesetzt seyn, es wird dem Vergnügen, für einen Abend leidlich unterhalten worden zu seyn, oft die höhern Anforderungen der Kritik unterordnen, aber auch gegen meisterhafte Leistung mit excentrischer Bewunderung farg seyn; es wird — bekannter und vertraulicher zu

einander vor dem Vorhange gestellt — seine Urtheile über das, was dahinter vorgeht, gemüthlicher austauschen und sich weniger den Witzjägeren und Etourderien der alten und jungen Gecken hingeben, welche das Theater nie aus ästhetischem reinem Interesse, sondern nur darum besuchen, um da flache, platte Scherlein der Unterhaltung zu gewinnen oder auszutheilen. Dagegen bey der Mischung des Pesther Theaterpublicums kann es nicht ausbleiben, daß die große Anzahl der freysinnigen und unabhängigen, aber freylich ästhetischer Ausbildung entrathenden jungen Leute auch einen großen Antheil am öffentlichen Urtheil hat und oft tumultuarische Partey-Justiz handhabt, indem sie auf der einen Seite die gegebenen Blößen schonungslos und voreilig rügt, auf der andern Seite durch momentane Parteylichkeit oder durch die oft mehr auf Naturgaben als Kunsttalenten beruhende Macht des ersten Eindrucks sich zum ungezeitigen und überschwenglichen Applause hinreißen läßt. Indessen muß man doch dem Pesther Theaterpublicum die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es mit seinem Urtheil nach dergleichen Extravaganzen bald wieder in das rechte Gleis einlenkt und sich auf die Dauer weder bestechen noch blenden, noch durch Vorurtheile abhalten läßt, am Ende doch dem Verdienste seine Kronen zu reichen. Darnächst rüffeltes Vernachlässigungen von Seiten der Direction oder der Regien oder der Schauspieler unfeindlicher und schärfer, als die höflichen Dfner und läßt sich schwer bewegen, irgendwo fünf gerade seyn zu lassen.

(Der Schluß folgt)

### D i p e r.

Auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthor wurde den 16. d. zum zweyten Mal aufgeführt: *Cora*, große Oper in drey Acten, nach dem Italienischen. Musik von Simon Meyer und Joseph Weigl.

Seit der ersten Vorstellung dieser Oper hatte eine Reihe von Hindernissen die Wiederholung derselben aufgehalten. Außerdem war die Theilnahme, den dieses musikalische Werk das erste Mal erreichte, nicht sehr bedeutend. Verwerfen konnte man es freylich nicht, und um so weniger, da ein gründlicher und allgemein beliebter Meister des Singsahes mehrere Gesangsstücke neu hinzugeichtet hatte, die auf das Bedürfniß der Zuhörer und auf die Wirkung glücklicher berechnet waren, ohne jedoch weder dem Charakter der ursprünglichen Composition, noch den anerkannten Gesetzen der Harmonie zu widerstreiten; wie sich's von einem mit den Tiefen der Wissenschaft vertrauten Meister auch anders nicht erwarten ließ. Allein das Ganze wollte dennoch nicht ergreifend wirken, wenn gleich Einzelnes darin gefällig ansprach.

Das Drama selbst hat heut zu Tage wenig oder kein Interesse mehr. Wenn man die Geschichte der Inka's, die zu den verschiedenen Bearbeitungen dieses Gegenstandes ein für alle Mal den Stoff gegeben hat, gar nicht mit in Anschlag bringen will, da sie schon geraume Zeit aus den französischen Schulen, wie von den Toiletten der Damen verdrängt worden ist, auf welchen letztern nun Walter Scott's Romanen Wohlgerüche duften; so sind seit jener als classisch anerkannten *Cora* des berühmten Dresdner Naumanns, deren Ruf vom großen Theater in Stockholm, wo sie zuerst aufgeführt wurde, weithin sich verbreitete, mehrere dieses Namens und Geschlechtes, mit so verführerischen Reizen ausgestattet, über die Bühne gegangen, daß man der alten Liebe und den Leiden dieser Peruanerinn jetzt eben nicht mehr Mitleid schenken mag, als den sonst gepriesnen Marianen, oder Heloisen. Die Handlung des uns zuletzt bekannt gewordenen musikalischen Drama's ist nicht geeignet, den Enthusiasmus wieder zu erwecken; weder durch Charakteristik noch durch Situationen; wenn wir die letzteren betreffend etwa die überraschende Erscheinung des jungen Helden ausnehmen, der wie ein wahrer Deus ex Machina, wenigstens unter der Erde hervorkommt, um seinem Freund den Weg zur Flucht aus dem grauenvollen Kerker zu eröffnen. Der übrige Theil der Begebenheiten schreitet so anspruchslos und einfach fort, daß alle Aufmerksamkeit und Theilnahme lediglich auf die Musik verwiesen scheinen.

Diese nun hat einen edlen, anmuthigen Charakter, sie ist gesangreich, rührend und gefällig, in Ansehung des melodischen Theils; der harmonische ist mit Einsicht und Geschmack behandelt, ohne durch übertriebenes Geräusch und durch glänzendes Blendwerk überraschen und hinreißen zu wollen, zweckmäßig und lebendig. Bey diesem Allen managet die schöpferische Kraft, eine schwungreiche Phantasie und die Tiefe des Gefühls, verbunden mit der begeisterten Sprache der Leidenschaft, oder Einer der nur vorhin genannten erforderlichen Eigenschaften. Der hiesige Tondichter hat mit wahrer Aufopferung seines Talents, geleitet von Kenntniß und Geschmack, die neu hinzu gefügten Theile dem Originalwerk so glücklich angepaßt, und in solche Harmonie mit ihm gebracht, daß man den Beytrag wohl für eine Bereicherung, aber nicht für eine Veränderung ansehen kann, und nur ein mit dem eigenthümlichen Geist der Compositionen dieses Tonsetzers wohl vertrauter Kenner den Unterschied, aber auch diesen nur zum Vortheil des Ganzen wahrzunehmen vermag. Mehrere Gesangstücke von Simon Mayer zeichnen sich vorzüglich aus, und wir haben nach unserer Ansicht den Charakter im Allgemeinen angedeutet. Hierher ist das erste Duett zu rechnen, von Cora (Mad. Grünbaum) und dem Inka (Hrn. Forti) gesungen. Der Vortrag beyder war höchst anmuthig und wie von Einem Gefühl belebt. Auch die Scene der Cora, gegen Ende des dritten Acts, die Mad. Grünbaum, so wie alle anderen Parthien dieser Oper, worin sie wirkte, mit glänzender Stimme und künstlerischer Fertigkeit vortrug. Vom Capellmeister Weigl ist außer dem ersten Chor, noch die Scene des Hrn. Jäger, der den Part des Alonzo sang und mit dem Feuer des Ausdrucks eine lobenswerthe Maßigung verband. Ferner Alonzo's Arie und das schöne Duett desselben mit Cora, das beyde mit einer musterhaften Gleichheit vortrugen. Dann die Scene des Hrn. Forti (diese letzten drey Nummern im zweyten Act), die der Sänger mit Leichtigkeit und melodischem Wohlklang ausführte. Das Verdienst übertraf den Beyfall. Im dritten Act endlich das liebliche Duett von zwey Tenoren (Hrn. Jäger und Hrn. Heizinger) gesungen. Dieses Gesangstück wirkte unter allen am meisten, und zündete ein vorübergehendes Feuer des Enthusiasmus in der Versammlung an. Mit der reizenden Tondichtung weiterferte der Ausdruck der Sänger in der glücklichsten Zusammenwirkung. Von demselben Meister ist auch der, dem neueren Geschmack angemessene variirte Saiten- und Orgelgesang, worin die Kunstfertigkeit der Sänger Mayer's Cora noch mit reichem Schmuck begabte. Die Arie des Hrn. Heizinger, die der Oper ursprünglich anzugehören scheint, wurde mit sehr wirksamer Kraftäußerung gesungen; wir müssen jedoch gestehen, daß sie eben durch die Art und Weise des sehr beliebten Vortrags von dem Styl des übrigen sich merklich unterschied.

Schöne Decorationen und effectreiches Costum fehlen zum Beyfall dieser Oper nicht; der glückliche Erfolg läßt sich indessen nicht erzwingen.

### Modenbild XLVIII.

Ein Wickler von rathirtem Merinos mit Gros-de-Naples gefüttert. Das Untertuch von gebütmtem Crepon. Der Atlashut ist mit Blonden garnirt.

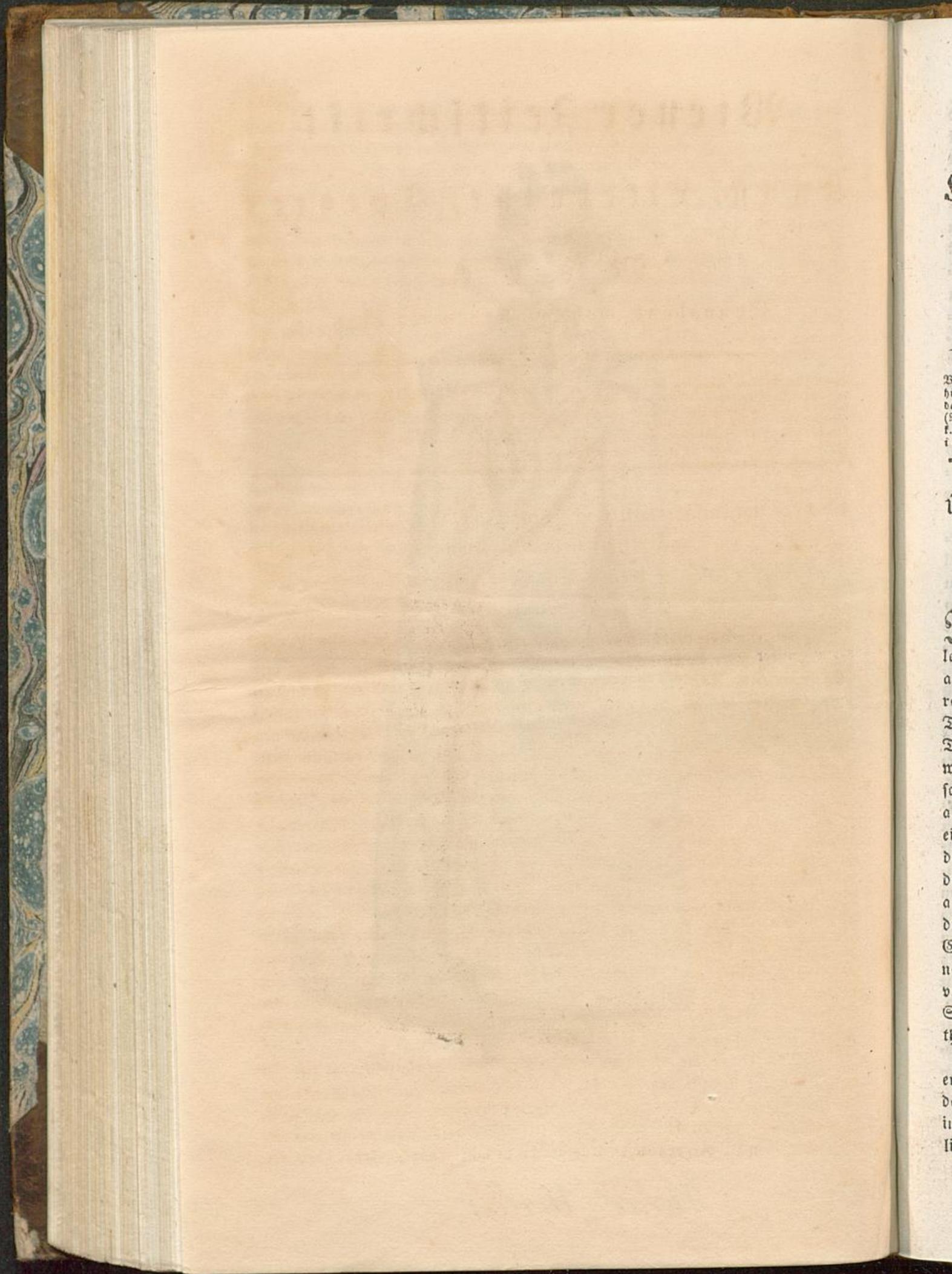
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



*P. J. J. del.*

*F. J. J. sc.*



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 30. November 1822.

144

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Über das italienische recitirte Schauspiel und über dessen Darstellung auf den italienischen Bühnen.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Ich habe jetzt drey verschiedene Truppen italienischer recitirender Schauspieler, und von jeder wenigstens ein Duzend Vorstellungen gesehen; ich darf mir also schmeicheln, bey der Bekanntschaft mit dem Gegenstande und dem Interesse, welches ich für denselben empfinde, ein Urtheil über das italienische Theater zu fällen. Die Darstellungen desselben, so wie die des französischen Theaters, zeichnen sich durch einen Styl, durch eine äußere Haltung aus, welche mit der Flachheit und Lahnheit, die auf den deutschen Bühnen herrschen, den grellsten Ablich machen. Während das Treiben auf den letztern aussteht, als wäre es nicht wahr, zeigen die italienischen Schauspieler einen Ernst, eine Liebe zur Sache, welche an Begeisterung grenzt. Bey den deutschen Schauspielern bewegt sich entweder nur eins, der Arm, der Fuß, oder die Zunge, zuweilen auch gar nichts; die Italiener aber bewegen dieß Alles auf einmal, und noch etwas obenein, welches den Deutschen fehlt, nämlich die Seele. So kommt es, daß die italienischen Darstellungen einen äußern Charakter annehmen, welcher dem nordischen Zuschauer, der nie den Zirkel seiner eifigen geistigen und örtlichen Umgebungen überschritten hat, übertrieben vorkommen möchte. Aber gereicht es der Sonne zum Vorwurfe, wenn der Sibirianer unter der Linie von ihr verzehrt, der Afrikaner hingegen wohlthuend erwärmt wird? Ich glaube nicht.

Unter den übrigen Mitgliedern der Bestrischen Truppe zeichnete sich die erste Liebhaberinn, Sigra. Civili, aus, eine Frau, an welcher alles, von der Haarspitze bis zur Fußzehe, Leben und Bewegung war, ohne im geringsten in Emphase oder Übertreibung auszuarten. Sie besaß überdem die vortreffliche Eigenschaft der deutlichen Aussprache in einem hohen Grade, eine Ci-

genschaft, welche den deutschen Schauspielern fast durchgängig mangelt, und welche allen italienischen Künstlern, welche ich bis jetzt gesehen habe, fast ohne Ausnahme eigen ist. Noch machte sich eine Frau, welche Mütterrollen spielte, bemerkbar. Es thut mir leid, ihren Namen nicht angeben zu können: Die verhaßte Sitte der italienischen Theater, auf ihren Zetteln nur den Titel des Stücks, ohne Namen der Personen und der Schauspieler, drucken zu lassen, welche auch in Frankreich herrscht, macht es einem Fremden fast unmöglich, die Namen der Darstellenden kennen zu lernen. Diese Frau entwickelte, bey einer sehr angenehmen, höchst ausdrucksvollen Gesichtsbildung eine solche Lebendigkeit des Mienen- und Geberdenspiels, eine solche ungemein lebhaft, aber dennoch keineswegs unverständige, dramatische Thätigkeit, daß ich mich ihrer noch immer mit großem Vergnügen erinnere. Die übrigen Mitglieder der Truppe waren alle mehr oder weniger brauchbare Schauspieler; keiner von ihnen glich jenen rohen, lahmbeinigen Gesellen, welche, selbst auf den bedeutendsten Theatern in Deutschland, diejenigen Rollen, welche sie Nebenrollen nennen (und die es in so fern auch wirklich werden, als diese Herren neben den Rollen bleiben und nie hinein dringen), so unverzeihlich nachlässig ableynern, daß dadurch die übrige, oft sehr verdienstvolle Darstellung auf eine höchst ärgerliche Weise entstellt wird.

Außer dem „L'Uomo del Canada,“ einem übrigens recht gut durchgeführten Charakterstücke von Francesco Avelloni, der, wie ich höre, sehr viel für das italienische recitirte Theater geschrieben haben soll, habe ich noch von der Bestrischen Truppe zwey höchst ergeßliche Lustspiele: „Gli Stivali di Carlo Magno“ und „Far male, per far bene“ aufführen sehen. Uebermals zeichnete sich der vortreffliche Bestri durch die ganz eigenthümliche, charakterisirende Komik, mit welcher er im ersten Stücke den, auf sein Handwerk stolzen, Schuhmacher, und im zweyten, einen höchst dienstfertigen, sich aber auch höchst ungeschickt benehmenden Mann, der die Tochter seines Freundes vor den Nachstellungen ihres Geliebten schützen soll, sie aber mit diesem in ein und eben dasselbe Zimmer einsperret, aus: das Publicum klatschte nicht, sondern wieherte Beyfall. „Die Stiefel Carl des Großen,“ beruhen auf einer Anekdote, welche man von diesem Kaiser erzählt, welche, wie der Zettel besagt, sehr bekannt seyn soll, von welcher ich aber hier zum ersten Male Kunde erhalten habe. Carl der Große, welcher sich, bey seiner Anwesenheit in Italien, mit Eginhard auf der Jagd von seinem Gefolge verloren hat, geräth, nach langem Herumirren, in ein Städtchen, wo er, ohne gekannt zu seyn, von einem Schuhmacher und dessen Verwandtinn gastfreundlich aufgenommen und, da seine eignen Stiefel gänzlich zerrissen sind, mit einem Paar neuer versehen wird. Diese Stiefel machen in doppelter Hinsicht die Intrigue des Stücks aus, denn schon vor Carl's Ankunft hat der Schuhmacher mit dem Lieutenant des Orts (der obersten Behörde daselbst), für welchen sie gemacht worden sind, der aber nur die Hälfte des Preises dafür bezahlen will, einen heftigen Streit gehabt. Da ohnehin des Lieutenants Sohn, der in die Nichte des Schuhmachers verliebt ist und dieser einen heimlichen Besuch abstattet, vom Vater im Hause desselben gefunden wird; so ist das Alles Grundes genug für den Lieutenant, sich an dem Schuhmacher zu rächen. Eben soll dieser, auf Befehl desselben, nebst seiner Nichte und deren Mutter, in's Gefängniß abgeführt wer-

den, als sich Carl zu erkennen gibt. Der Schluß erräth sich von selbst. Höchst ergötzlich war die Scene (besonders so, wie sie von *Vestri* gespielt ward), wo Carl, dem sich der Schuhmacher als den Abkömmling einer alten, aber verarmten Grafenfamilie darstellt, diesen zu wiederholten Malen „*Signor Conte*“ nennt, welches der Schuhmacher für Spott nimmt und es höchst beleidigend findet, daß Carl zum Danke für die bey ihm genossene Gastfreundschaft, sich über ihn lustig machen will, dann aber im Augenblicke, wo sich der Kaiser zu erkennen gibt, voll überraschender Freude ausruft: „*Adesso io son Conte.*“ Diese Worte brachten in den beydesmaligen Vorstellungen, welchen ich beywohnte, eine fast unnatürliche Wirkung hervor. „*Die Stiefel Carl des Großen*“ müßten auch auf deutschen Bühnen, wenn die Hauptrolle des Stücks nur einiger Maßen mit energischer Komik gespielt würde, großen Beyfall erhalten. Weniger Wirkung, oder vielleicht gar keine, würde „*Farmale per far bene,*“ ein *Imbrogljo*, welches nur durch das blißschnelle, so zu sagen, vulkanische Spiel, mit welchem es dargestellt wurde, gefallen konnte, auf deutschen Bühnen hervorbringen.

Molière sagt: *Il n'y a qu'heur et malheur au monde.* Von der Wahrheit dieses Sprichworts, habe ich in Hinsicht des Vergnügens, welches mir die obigen drey Stücke gewährten, eine traurige Erfahrung gemacht: ich habe auch einer Vorstellung der „*Mine della Pologna*“ des großen Melodramatikers, *Hrn. Pixère court*, beygewohnt. Es scheint, als ob man seinem Schicksale nicht entgehen könne. Das meinige ist gewesen, daß ich das erwähnte Melodrama sehen sollte. So bin ich demselben in Paris nur darum meilenweit (vom *Palais-Royal* bis zum *Théâtre-St. Martin* ist eine gute franz. Meile) ausgewichen, um es in Triest vom ersten bis zum letzten Worte anhören zu müssen. Die Art und Weise, wie das Publicum durch den Komödientettel zu dieser Vorstellung eingeladen wurde, ist zu originell, als daß ich nicht noch diese zweyte Ankündigung abschreiben sollte, um meinen Lesern einen erschöpfenden Begriff von dem *Tone*, welchen die Theaterdirectionen gegen das Publicum annehmen müssen, um diesem gefällig zu werden, zu geben. Sie lautete, wie folgt: „*Lo scegliere fra gli Spettacoli, quelli, che in se racchiudono interesse, sentimento, e da cui non va disgiunto quel Caratteristico, che ognora diletta sulla scena (dieß ist allerdings eine große Wahrheit, welche sich diejenigen dramatischen Dichter, die nur mystisches Spinnweb statt eines kräftig ausgesponnenen dramatischen Fadens und Schattenspiele an der Wand statt kräftig gezeichneter Charaktere geben, merken sollten), è un' effetto reale dell' esperienza (diese Erfahrung scheinen jene dramatischen Dichter nicht gemacht zu haben). Il Signor Guilbert Pixère court, con quello, a cui invita il Capo-Comico Luigi Vestri, formò, e forma ognora il piacere delle Scene della Francia. (Daß Hr. Vestri dieß glaubt, wollen wir ihm verzeihen, da er weder Paris, noch Frankreich, genug kennt, um zu wissen, daß sich dort nur der große ungebildete Haufen für das Melodrama interessirt, daß diese Gattung des angefüllten Nichts der höhern gebildeten Classe aber ein Gegenstand des Spottes ist.) Tradotto da mano fedelissima, e da esperto conoscitore della lingua, nella nostra favella, egli viene a Voi offerto sotto il titolo: *Le Mine della Pologna.* Per renderlo degno*

d'un grande Pubblico, benefico, e generoso, egli deve esser decorato con tutta quella decenza, e sfarzo che richiede, sì di Scenario, come di Vestiariis analogo. L'argomento è dei più energici, e le passioni vi sono tratteggiate colle tinte le più vivaci. Il Capo - comico nulla al certo ometterà, perchè abbia un ottimo effetto. A tale oggetto al Teatro meccanico di Milano, a bella posta egli fece costruire certe macchine movibili, che rappresentano Soldatesca sì a cavallo, come a piedi, le quali sfilando in retto ordine da un' altura, nel più fervido Tableau della Rappresentazione, formano un quadro d'ottica, che ognora fù applaudito. La Vostra animatrice presenza solo richiedesi a coronare i voti del Capo - comico con un concorso numeroso. *Colti Abitatori dell' inclita Trieste, Vestri* vi conosce bastamente, per nutrirne la più viva lusinga, onde anticipati vi rinnova i tratti della più rispettosa riconoscenza.

Obgleich *Ve stri*, der sich, sehr vernünftig, dem Komischen Fache allein gewidmet zu haben scheint, nicht mitspielte; so war die Darstellung dennoch vortreflich. Die Scene, wo der Tyrann in dem angekommenen Bothen den Gemahl der, von ihm geliebten und auf seinem Schlosse gefangen gehaltenen Dame erkennt, besonders da, wo sie beyde zum Säbel greifen, ward von beyden Schauspielern mit einem solchen Aufwande von energischer Pantomime ausgedrückt und diese Pantomime war so sehr das Product einer bloß intensiv aufbrausenden Leidenschaftlichkeit, daß sie einen unwillkürlichen Schauer hervorbrachte. Gegen eine solche wahrhaft leidenschaftliche Kraft schwindet die witzig-formelle, so zu sagen lapidarische Vorstellung der Franzosen in ein absolutes Nichts. Ich erinnere mich nie, ein, von innen aus kräftiger dargestelltes Spiel, gesehen zu haben. Der Dummling des Stückes ward auf eine höchst originelle Weise dargestellt. Es thut mir leid, auch diesen Schauspieler nicht bey Namen nennen zu können. Was die mechanischen Soldaten anbetraf, welche erst dann zu Fuß und zu Pferd aufmarschirten, als man das Schloß des Tyrannen bereits gestürmt hatte, und nicht viel größer waren, als die bleyernen Soldaten, welche den Kindern zum Weihnachten geschenkt werden; so konnte diese Spielerey wohl die große und die kleine Jugend, aber nicht den denkenden Zuschauer, interessiren.

(Die Fortsetzung folgt)

### Das Verdienst und der Genius.

In seinem schmalen, dürftigen Gemach  
 Saß das Verdienst bey'm kargen Lampenlicht;  
 Es dachte den verkannten Werken nach,  
 Und Thränen vollten über sein Gesicht.  
 „So lange hatt' ich dir, o Welt, genügt!  
 So lang für deiner Bürger Wohl gewacht!  
 Für deine Kinder selbst mein Blut verspricht!“  
 So klagt' es bis zur späten Mitternacht.

Der Genius der Allvergesserinn,  
 Die ihres Liebings Qual vernommen hatt',  
 Erschien und sagte: „Seit're auf den Sinn —  
 Dein Lohn ist hier — Bewußtseyn edler That!  
 Erhieltest du hienieden schon zum Lohne  
 Für die Verdienste der Vergeltung Krone,  
 Was bliebe sonst dem Richter jener Welten  
 Nach diesem kurzen Daseyn zu vergessen?“

Fr. E. Wohlmann.

## Correspondenz-Nachrichten.

(S c h l u ß)

P e s t h.

So wenig ich durch diese Charakterisirung diesseits oder jenseits der Donau anzustoßen fürchte, so rätlich halte ich es für die alte und neue Direction, wie für die Regien, darauf Acht zu haben, da ohnedem unserm Theaterwesen, außer den allgemeinen Schwierigkeiten, womit Bühnen ohne Zuschuß jetzt zu kämpfen haben, besondere locale Hindernisse, namentlich in Pesth, entgegen treten. Wie überall so auch hier ist Handel, Industrie und Ökonomie durch die Zeitumstände gedrückt und daher in vielen Haushaltungen die Noth zur Tugend der Sparsamkeit geworden, und daß da auf der Liste entbehrlicher Ausgaben, der tägliche Besuch des Theaters zuerst mit gestrichen worden, ist so natürlich, als daß den für und bar besoldeten Beamten das Fallen der Sachpreise zu gute kommt: weshalb denn auch in Ofen von zwey und vierzig Logen, gewöhnlich acht und dreyßig, in Pesth aber von zwey und funfzig Logen kaum zwanzig abonniert sind. Es gehen genug, aber es fahren zu wenig Leute in's Theater und man kann nicht mehr wie sonst das Ende der Vorstellungen am Kutschengerassel abnehmen. Wenn nun aber Sachverständige behaupten, daß der Calcul der Pesther Theatercasse den regulären Aufwand durch das Abonnement gedeckt erheische, so ist leicht zu erklären, warum der letzte Theaterpächter zugeseht habe, und wie auch bey der jetzigen Actienunternehmung seit ein und einem halben Jahre über 100,000 fl. W. W. aufgewendet wurden, ohne mehr, als eine vollständige Garderobe und neue Decorationen zu gewinnen. „Aber“ — fragen Sie — „wenn auch von Seiten der sogenannten Herrschaften (man rechnet nach Schams gegen dreytausend Adelige in Pesth) die sonstige und zureichende Unterstützung abgeht, sollte nicht der wohlhabende und gebildete Mittelstand einer so beträchtlichen Handels-, Universitäts-, Behörden- und Garnisonsstadt nebst den Fremden der vier Märkte, diese Lücke ausfüllen?“ „Ja!“ — antwortete ich Ihnen — „bey sogenannten Cassastücken, bey beliebten Opern und begünstigten Benefizvorstellungen, aber nicht in der Regel, noch auf die Dauer. Ein Hauptgrund hiervon liegt meines Bedünkens nächst dem mittelmäßigen und unsicheren Kunstwerthe der Bühne in den engen und isolirten Formen der Geselligkeit oder vielmehr Ungeselligkeit, in welchen sich die hiesige gebildete und gebildet seyn wollende Welt bewegt. Obgleich das Theater das einzige öffentliche Vergnügen und der einzige Berührungspunct der feineren Gesellschaft ist, so ist es doch weder für Herren noch Damen eine moderne Nothpflicht, das Theater regelmäßig zu besuchen, weil hier weder im Sommer noch im Winter (den Fasching ausgenommen) öffentliche oder Privat-Assembleen, Bälle etc. von Bedeutung und von der Art sind, daß die scenischen Vergnügungen in die Unterhaltung wechselwirkend eingriffen. Der dramatische Kunstgenuß, ohnehin weder zuverlässig, noch häufig, hat also auch keinen modernen Anwerth und man läßt oft das Theater links liegen, weil man auf etwas Rechtes setzen, noch seltner aber darauf rechnen kann, sich darüber recht geschicklich zu unterhalten. Ehrendvolle Ausnahmen bey Personen und ganzen Familien bestätigen die Regel, und

die Seltenheit echter Theaterliebhaber und Kunstfreunde ist erklärlich in einer erst seit fünf und zwanzig Jahren durch den Handel emporgekommenen ungrischen Stadt, wo zwar unter dem Mittelstande viel jährlinger Reichthum, äußere Eleganz und moderne Tendenz, nicht aber in gleichem Grade wissenschaftliche Cultur, innerer Kunstsinne und feine Lebensphilosophie anzutreffen sind. Gleichwohl ist der Zuschnitt des Theaters von vorn herein auf ein fortdauernd großes Publicum und so gemacht, daß sich jetzt selbst bey kleinen Stücken keine großen Ersparnisse anbringen lassen, und wenn es daher der neuen Direction nicht gelingt, ein allgewältig bezauberndes Talent fest zu enrolliren oder doch von Zeit zu Zeit einträglich fremde Musen zu Gäste zu laden, so wird auch zu Ostern 1824 die Theaterscasse nicht vorwärts gekommen seyn. Sie werden — meines langen Theaterdiscurses mit Recht überdrüssig — nun noch Nachricht vom jezigen Leopolds-Markt und um so triftiger verlangen, als Sie diesmal selbst mit einem Sortiment Ihrer Modewaaren in's hiesige merkantile Leben getreten sind und — was einbildische Musen gewiß nicht thäten — Ihre Verbindung mit der leichtsinnigen Beherrscherinn der schönen Welt offen eingestanden haben. Ihr goldner Stern hat in der Herrngasse der schönen Welt anmuthig geleuchtet und Wohlgefallen, vielleicht auch Neid erregt; doch wer sich billiger Weise bescheidet, daß im Handel alle erlaubten Vortheile gelten, hat nichts Auffallendes darin gefunden, daß die Muse mit der Mode den Markt bezogen hat, ja ich traue allen Bieranten des hiesigen Plazes (so weit ich sie kenne) so viel Liberalität und Selbsterkenntniß zu, daß keiner von ihnen Ihrer Firma die literarische Glanzfolie verargt haben wird: allein — darauf mögen Sie sich gefaßt machen, daß die Gegner, welche Ihnen meine Correspondenz hier erweckt hat, zumal Redaction und Consorten einer gewissen Zeitschrift, nicht ermangeln werden, die stumpfen Pfeile ihres Wizes auf das Aushängeschild Ihrer Markthütte abjudrücken. Solches wird uns — Sie in Wiederholung des Marktbesuchs, mich in Fortsetzung der Correspondenz, nicht stören und so viel ist gewiß, daß, wenn eine Handlung mit feinsten Waaren mit dieser Redaction in Verbindung treten wollte, ihre Artikel in den Berruf cyklopischer Arbeiten kommen würden.

### C o n c e r t.

Sonntag den 24. Nov. gab Hr. Luigi Legnani sein drittes und letztes Concert bey ziemlich gefülltem Saale. So wie man vorzugsweise Mad. Catalani die Gesangsfürstinn nennt, so könnte man füglich Hr. Legnani den Guitarr-Fürsten nennen; denn wir glauben, daß jeder Sachverständige ihm vor allen bisher gehörten Virtuosen auf diesem Instrumente den Preis zuerkennen, und zweifeln, daß er gegenwärtig von einem Andern erreicht werde. Die unglaubliche Fertigkeit, die wundervollen Doppelgriffe und das herrliche Piano zeichnen seine Leistungen glänzend aus, und man könnte von ihm sagen: er hat die Natur seines spröden Instruments siegend überwunden. Hr. Böhm, Bögling des k. k. Musik-Vereins, spielte mit aufmunterndem Beyfall einen Satz eines Violoncell-Concerts von Arnold. Unsere geschätzte Sängerin Mlle. Wilhelmine Schröder sang mit klangvoller Stimme und vieler Geläufigkeit eine Rossinische Arie, die großen Applaus erhielt; doch dünkt uns, Mlle. Schröder sollte, bey ihrem Talent für declamatorischen Gesang, bey Auswahl ihrer vorzutragenden Gesängstücke, sich selbst höher stellen und dergleichen Arien Sängern überlassen, die nur trillern können.

### S c h a u s p i e l e.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien wurde den 19. d. zum ersten Mal aufgeführt: Ein U hr. Melodram mit Chören, in drey Aufzügen, nach dem Englischen des Lewis. Die Musik von Eduard Freyherrn von Lannoy.

Nach dem, was wir während der ersten Vorstellung bereits erfahren, zu urtheilen, werden die mit diesem Stück noch Unbekannten am meisten begierig seyn, zu wissen, was es mit der bezeichneten Stunde, mit dem schauerlichen *Sin Uhr*, für ein Verwandschaft habe. Daher in aller Kürze Folgendes — denn so viel nur möglich muß man es vermeiden, das geheimnißvolle Dunkel, das über dieses wundersame Schauspiel sich verbreitet, zu zerstreuen. Ein Uhr ist die Stunde, mit deren Glockenschlag alljährlich, an einem gewissen Tage, *Kanut*, der unrechtmäßige Graf von Holstein, einer Herrscherin der Waldgeister, genannt *Sangrida*, ein Kind zum Opfer bringen muß, um von der Strafe seines Verbrechens, wodurch er zum Besitz der Herrschaft kam, sich loszukaufen. *Askur*, der rechtmäßige Graf, verschwand in seiner Kindheit plötzlich. Eben jetzt erscheint ein stummer Knabe, der einer Zigeunerbande entflieht, in dieser Gegend; zwey junge Leute, im Dienst des regierenden Grafen, nehmen sich des Flüchtlings an. *Iduna*, des verschwundenen Erben Pflegemutter, erkennt den Stummen schnell für den verlorenen *Askur*. *Kanut*, der von dem Zuge gegen einen ungeheuren Riesen, den er bezwungen, wiedertehrt, und im Begriff ist, sich mit *Iduna's* Schwester, *Emma*, zu vermählen, erkennt ihn ebenfalls. Der fürchterliche Tag des Opfers ist erschienen, die Stunde rückt heran. Auf alle Art und Weise sucht er sich des Knaben zu bemächtigen. Die Frauen, zitternd für des Ärmsten Leben, bemühen sich voll Angst und voll Verzweiflung, ihn zu bergen, zu entziehen. In der schauerlichen Nacht gelingt es dem verlarvten *Kanut* doch, sich seiner zu bemächtigen. Er wirft ihn auf ein Lager, das sogleich mit ihm verschwindet. Das Opfer befindet sich nun angefesselt in der Nähe des Altars, auf welchem es geschlachtet werden soll, und *Kanut* glaubt sich im Besitz desäuberschlüssels, durch den er ihn befreien kann. Allein durch Weiberlist und Wachsamkeit wird dieser ihm entwendet, und der Knabe aus seinen Banden vor der Zeit gelöst. Der Verbrecher erscheint. Er sucht das Opfer, das sich mit großer Mühe nur vor ihm verbergen kann. Immer näher rückt die Stunde. *Sangrida*, die gräßliche Anthropophaginn, harret schon mit offenem Schlund, und grauenvoll erschallt ihr Ruf: „Mein Mahl! — mein Mahl!“ *Emma*, *Kanut's* Braut, durch Geisterschuh hierher geführt, begegnet ihm; vor Wuth und Rache schäumend, weil das Opfer ihm entrissen ist, ergreift er sie, und will sie zum Altare schleppen; mit entsetzlichem Geschrey entwindet sie sich ihm — die Stunde schlägt — die Höllengeister schlagen ihre fürchterlichen Triller — die Geisterkönigin erscheint, ergreift den Frevler mit den Worten: „Mein bist du!“ und verschwindet mit ihrer Beute, von Blitzen des Abgrunds umzischt.

Dies ist eine schwache Skizze dieses schauerlichen Drama's, worin übrigens zur beliebigen Erheiterung auch viel Komisches mit vorkommt. Das Stück hat außerordentlich gefallen; zwar nicht eigentlich das Stück, wenigstens mißfiel der erste Act besonders, im zweyten gefiel nur die Ausstattung; im dritten aber wurde durch Dunkel und Verwirrung, durch Wuth, Angst und Verzweiflung, wunderbare Erscheinungen, grauenvolle Vorbereitungen, Nacht und drohende Gefahr, die Erwartung immerfort gesteigert, und endlich durch die volle Gewährung der poetischen Gerechtigkeit so sehr befriedigt, daß in Strömen der Beyfallsjubel sich ergoß. Was aber, die Wahrheit zu sagen, den glücklichen Erfolg des Stück's am kräftigsten bewirkte, waren Decorationen und Maschinerie. Denn die Traumererscheinungen, womit der zweyte Act beginnt, und die darauf folgende, ungemein belebte, reizende Landschaft, versetzten die etwas trübsinnigen Zuschauer plötzlich in die allerheiterste Stimmung. Die beyden Künstler, *Neefe* und *Koller*, mußten hervortreten und den Tribut der Dankbarkeit empfangen. Späterhin kommen die schön geordneten allegorischen Aufzüge: Sommer, Herbst, Winter und Frühling vorstellend; dann wieder Geistererscheinungen, ein wundervoller Feuerdrache, Gruppen, Tänze; abermals kunstvolle Decorationen und Maschinerien, die vorlezte, den schauerlichen Wohnsitz der Waldgeisterherrscherin vorstellend, und das reizende, magisch beleuchtete Schlußgemälde. Nun war das Schicksal dieses Drama's auf das glänzendste entschieden. Und wer kann an diese Gattung von Schauspielen, wer wagt es, einen Maßstab anzulegen? Wo sind die Regeln, die Gesetze, nach

welchen eine Kinderfresserin sich richtet? Wie ihre Stimme ruft: „Mein Mahl! mein Mahl!“ — so ruft das Drama: Beyfall! Beyfall! — und der Beyfall strömt herab, die Casse füllt sich an, das Werk lobt seinen Meister. Ein großer König soll gesagt haben, mit 50,000 Mann von einer gewissen Nation wolle er die Welt erobern; eben so läßt sich behaupten, daß eine Theaterunternehmung, die fünfzig solche Melodramen hätten, wenn sie auch nicht alle auf Ein Uhr zeigten, in kurzem Schätze sammeln würde. Unser Ausspruch ist also kürzlich der: wer Augen hat, zu sehen, der sehe; wer Ohren hat, zu hören, der höre. Dieses Letztere führt uns zu einigen Bemerkungen über die verdienstvolle Composition dieses wundervollen Drama's, die wir sogleich berühren werden, wenn wir zuvor der Darstellenden erwähnt haben werden.

Mlle. Kesch, die Beneficiantinn dieses Abends, wurde als Iduna mit zwey Mal wiederholtem Applaus empfangen; der bescheidene Ausdruck ihres Danks war unübertrefflich. Mlle. Neumann (Emma) wurde während der Vorstellung mehrmals applaudirt. Mlle. Lewin spielte den stummen Knaben Askur, leicht, gewandt und recht gefällig. Sie wurde, wenigstens am ersten Abend, nicht gerufen. Die vorher genannten Darstellerinnen aber nebst Hrn. Palmer (Ranut) erschienen auf Verlangen, und wetteiferten in schönen Dankfagungsreden.

Die Composition zeigt durchgehends von dem Talent und der Gründlichkeit des Tonsetzers, der mit seinen musikalischen Kenntnissen auch dramatische Beurtheilungskraft verbindet, die sich hier ebenfalls sowohl in Auffassung des Charakters im Ganzen, als der Situationen offenbart. Von seiner genauen Kenntniß der Instrumente gibt die wirksame Verwendung derselben nicht geringere Beweise. Die Zwischenacte sind mit besonders vielem Fleiß, und wie es scheint, mit einer gewissen Vorliebe, gearbeitet. Ein lieblicher und ausdrucksvoller Wechsel von Blasinstrumenten, die mit der Harfe concertiren, bereiten die Erscheinungen des zweyten Aufzugs vor. Die Geisterchöre sind durch kraftvolle ergreifende Harmonien charakterisirt. Die Tänze und ländlichen Chöre tragen das Gepräge der Leichtigkeit und Anmuth. Die den Dialog begleitenden Zwischenspiele sind überall bezeichnend, und erklären entweder den Sinn der Rede, oder das Gefühl des Redenden. Sollte hier und dort das Zwischenspiel zu häufig angebracht seyn, so bringt das in der Wirkung des Ganzen eben keinen Unterschied hervor; was übrigens von der Composition eines Ballets gilt, das läßt sich auch auf die der Melodramen anwenden. Sie erfordert eine unendliche Menge von Ideen und Motiven, deren Zusammenhang beständig unterbrochen wird, während der Tonsetzer unaufhörlich das Ganze durchdringen muß. Wie schwer mag dieses aber dem Gebildeten von Statten gehen, wenn so viele abenteuerliche Geister ihn zurückscheuchen, wenn solche Schreckgestalten ihm bey jedem Schritt den Eingang wehren! Und am Ende, über all' dem Lärmen, Blendwerk und Gewühl kunstreicher glänzender Erscheinungen und wohlberechneter Effecte, wie wenig wird sein Werk, die Frucht des schwer errungnen Sieges, noch beachtet! Nur eine kleine Anzahl von Kunstverständigen richtet ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Musik, und nur den Eingeweihten ist es vorbehalten, die einzelnen Schönheiten im Fluge aufzufassen und nach allen ihren Beziehungen zu würdigen.

Wir dürfen in Ansehung des Drama's noch mit Recht bemerken, daß es ein geistreiches Stück genannt werden kann; da es nicht gebräuchlich ist, geistreich zu sagen.

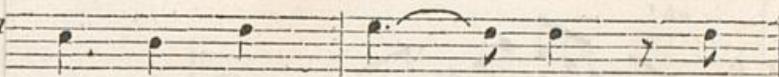
(Mit einer Musik = Beylage.)

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Bedruckt bey Anton Strauß.

In Musik gesetzt  
von  
J. F. von Mosel.

Maria

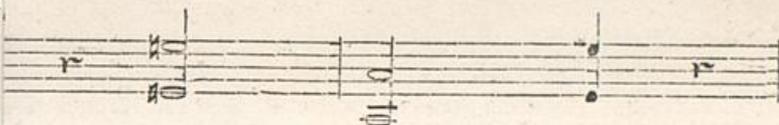


- te sich dir zei - - gen, Doch  
so bald ent - schwun - - den! Nun

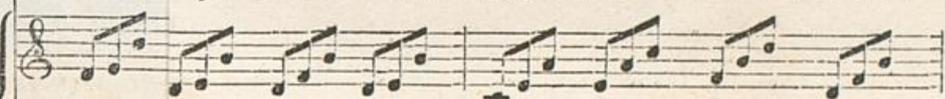
Arpa



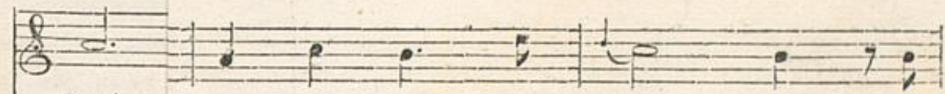
Pianofort



wie - und mit in's Grab, - - - Sank mein Ver-  
fühlt fer noch in's Grab, - - - Sank mein Ver-



trau'n doch dein Blick ge - drun - - gen; O  
trau'n



Beylage 2

# Maria an ihren Vater.

Aus dem Trauerspiele:

## Balboa.

Gedichtet von

Heinrich von Collin.

In Musik gesetzt  
von  
J. F. von Mosel.

*Andantino.*

Maria.

(1. Strophe.) Oft hob sich die - ses Herz, Und woll - te sich dir zei - - gen, Doch  
(2. Strophe.) Der Ju - gendheit - re Lust, War mir so bald ent - schwan - - den! Nun

Arpa  
Pianoforte.

wie - der sich zu nei - - gen, Ge - both ihm ban - - ger Schmerz, Und mit - und mit in's Grab, - - - Sank mein Ver-  
fühlt ich ja ge - - bun - - den Mein Herz in wun - - der Brust. Und tie - - fer noch in's Grab, - - - Sank mein Ver-

*Maggiore.*

trau'n' - - - hin - - ab. (3. Strophe.) In's tief ver-wahr - te Herz Ist doch dein Blick ge - drun - - gen; O  
trau'n' - - - hin - - ab.

Dank sey dir - ge - sun - - - gen, Du heil - test mei - nen Schmerz! Nie sin - ket mehr in's Grab - - - Mir das Ver-trau'n - - - hin-

*ab!*

Q  
D  
D  
D  
K  
f  
S  
er  
ent  
geb  
fin  
G  
mit  
lie  
er  
gro  
best  
ter  
in  
se  
hän  
mer  
Die  
legt

ket mehr in's Grab --- Mir das Ver-trau'n --- hin-

R  
 Ben  
 hier  
 dann  
 (Buc  
 f. f.  
 in T  
 ---  
 Üb  
 M  
 beste  
 Dar  
 kann  
 Kün  
 freye  
 Spr  
 erfah  
 entw  
 gebe  
 finde  
 Gew  
 mit  
 liens  
 erst  
 groß  
 bestä  
 ter f  
 in T  
 sie er  
 ständ  
 ment  
 Dial  
 lehter

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Dinstag, den 3. December 1822.

145

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halbi, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halbi, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Über das italienische recitirte Schauspiel und über dessen Darstellung auf den italienischen Bühnen.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Aus dem Gesagten geht übrigens hervor, daß die Bestrische Truppe eine der besten Italiens seyn müsse. Als solche haben sie mir sowohl ihre vortrefflichen Darstellungen, als der Ruf, dessen sie selbst hier in Venedig genießt, zu erkennen gegeben. Meine Leser dürften vielleicht fragen, wie sich ein solcher Künstlerverein herablassen könne, in einer offenen breiteren Bude und unter freyem Himmel zu spielen? Darauf kann ich nicht anders, als mit dem Sprichworte: „Ländlich, sittlich“ antworten. In ganz Italien ist es, wie ich erfahre, Sitte, daß das recitirte Schauspiel während der Sommermonate, entweder am Tage, oder auch am Abende unter Beleuchtung, im Freyen gegeben werde. Die Einwohner sind mit diesem Gebrauche aufgewachsen und finden nichts Auffallendes an demselben; der Fremde, wenn ihn einmal die Gewohnheit gegen die Neuheit der Sache abgestählt hat, versöhnt sich leicht mit einer Sitte, welche besonders unter dem brennenden Himmelsstriche Italiens, wo man auch selbst in dem größten Theater, ob gleich das Schauspiel erst um neun Uhr beginnt, eine unerträgliche Hitze ausstehen muß, von großer Wohlthat ist. Es stände zu wünschen, daß das Klima in Deutschland beständiger, besonders die Abende wärmer wären, um daselbst ebenfalls unter freyem Himmel spielen zu können. Die Opern werden, so viel ich weiß, in Italien immer in geschlossenen Theatern aufgeführt, wahrscheinlich, weil sie erst gegen den Herbst beginnen, wo das Wetter bereits kühler und unbeständiger zu werden beginnt. Daß die Töne der Stimme und der Instrumente im Freyen zu sehr verhallen sollten, glaube ich nicht, denn ich habe den Dialog der Vorstellungen auf dem Tagstheater besser verstanden, als wann letztere in dem geschlossenen Theater Statt fänden.

Der Eintrittspreis war in Triest sehr mäßig: er betrug für alle Plätze, ohne Unterschied, zehn Kreuzer Silber. Dagegen sind aber auch die Zuschauer, obgleich bloß durch den Gebrauch, verpflichtet, dem Directeur die Einnahme zu schenken, wenn plötzlich schlechtes Wetter eintritt. Um diese Liberalität auszuüben, muß aber die Vorstellung schon begonnen haben. Im entgegengesetzten Falle wird das Geld zurückgegeben.

In Venedig habe ich bis jetzt über ein Duzend Vorstellungen der zwey hier anwesenden Schauspielertruppen, der Goldonischen und Malscherpa-Velischen, beygewohnt. Die Goldonische ist unstreitig die beste. Unter den Mitgliedern derselben befindet sich eine Schauspielerinn, Sgra. Bon, welche in ihrer Art eben so sehr meine Erwartung übertroffen hat, als der obgenannte *Besfri*. Das ungemeine Talent dieser Frau zur Ausarbeitung einer Rolle, zur haarscharf bezeichnenden Charakteristik der verschiedenen Momente und zur Bezeichnung der verschiedenen Übergänge und Nuancen, ist um so bemerkenswerthlicher in ihr, als sie kaum vier und zwanzig Jahre alt zu seyn scheint und bloß Liebhaberinnen spielt. Ich behaupte dreist, daß seit dem Tode der *Bethmann*, weder auf den deutschen, noch auf den französischen Theatern ihres Gleichen vorhanden ist. Was die französischen Künstlerinnen geben, ist nicht die primitive Natur, sondern Product der gesellschaftlichen Convenienz, schließt also die unmittelbaren Ausbrüche der Natur, welche die französische gesellschaftliche Bildung, als nicht verträglich mit dem feinen Tone und der guten Lebensart betrachtet, gänzlich von sich aus. Ganz anders die *Bon*: in ihr ist die Natur, und zwar die Natur in ihrer ganzen Kraft und Stärke, vorherrschend; es ist unmöglich, der Leidenschaftlichkeit eine ausdrucksvollere ursprünglich natürlichere Maske zu leihen, als sie es thut. Ich begreife, daß dem deutschen und französischen Zuschauer, jener an die flachere, dieser an die wichtig-formelle Darstellung ihrer respectiven Nationen gewöhnt, die Leistungen dieser Frau anfangs fremdartig, wo nicht gar mißfällig, erscheinen müssen; aber eben so gewiß dünkt es mich auch, daß beyde, wenn sie sonst mit Geist und Sinn begabte Männer sind, mit dem Spiele derselben, nachdem die Gewohnheit das Fremdartige derselben verwischt haben dürfte, sich befreunden und dann die Darstellungsweise ihres Landes minder ausschließlich beurtheilen lernen werden. Der Styl der *Bon* ist (ich muß mich so ausdrücken, sey es selbst auf die Gefahr, emphatischer Lobrednerey beschuldigt zu werden) grandios, ja ich möchte sagen, sublim. Diese Schauspielerinn stellt ein Modell für das auf, was man die Haltung des Lustspiels nennen könnte. Eine ihrer Hauptrollen (wie es scheint, eine sogenannte *Forcerolle*) ist die Schloßverwalterinn im Stücke gleiches Namens (*la Fattora*). Dieß ist ein sogenannter Charakter einer Rollengattung, worunter der Italiener nicht, wie die Franzosen und Deutschen, ein Individuum von bestimmt abgeschlossener Gemüths-, Sitten- oder Denkungsart verstehen, sondern in welchem sich bloß eine gewisse Kraft, Leidenschaftlichkeit und Ausdruck zeigt. Die italienischen Charaktere sind keine *Genera*, nicht einmal *Species*, sondern Erzeugnisse der gewöhnlichen Gattung, aber mit deutlich ausgesprochenen äußern Merkmalen versehen. Die Schloßverwalterinn, eine Frau vom Stande, welche, jung verheirathet, von ihrem Gemahle betrogen, verlassen und endlich Witwe geworden ist, hat sich

mit einem kleinen Vermögen auf's Land zurückgezogen und ist dort in die Dienste einer edelgesinnten Gutsbesitzerin getreten. Ob sie sich gleich einem ewigen Männerhase gewidmet hat; so öffnet sich ihr Herz, wider ihren Willen und ihr fast unbewußt, der Liebe von neuem, als ein junger Landmann als Rechnungsführer bey ihr in den Dienst tritt. Dieser Jüngling ist ein Mann vom Stande, ein Marchese, der sich in die schöne Schloßverwalterin verliebt und diese Verkleidung gewählt hat, um sich derselben nähern und nach und nach ihren Männerhase besiegen zu können. Catharine (so heißt die Schloßverwalterin) kämpft mit ihrer Leidenschaft, wie eine Heldinn, und bleibt selbst dann noch standhaft, als ihr der junge Mann, unter tausend Umschweiften, seine Leidenschaft entdeckt. Die Darstellung dieser Scene wurde von Seite der Bon mit einer solchen meisterhaften Geschicklichkeit in Marfirung und Graduirung der verschiedenen Affecte, mit einem solchen Aufwande von vulkanisch = hervorströmenden Äußerungen der Liebe, welche sie verzehret, und der Anstrengung, welche sie anwendet, um diese Liebe zu verbergen und zugleich mit einer solchen Kunst in Handhabung der äußeren Miene und Geberde ausgeführt, daß ich frey gestehe, in meinem Leben kein Beispiel von solcher Kraft und von solcher Charakteristik gesehen, ja kaum dergleichen je geahnt zu haben. Freylich (und ich wiederhole dieß nochmals) war diese Darstellung von der Art, daß die Quantität derselben (nicht die Qualität) einem nordischen Gemüth zu stark aufgetragen erscheinen mußte. Aber die Bon spielt am adriatischen, nicht am baltischen Meere, und ein Kritiker, welcher die südliche Kunst nach nordischer persönlicher Individualität beurtheilen wollte, müßte ja auch, um consequent zu seyn, in der bildenden Kunst über das Kräftig = Grandiose zu Gunsten des Sentimental = Gaziösen das Verdammungs = Urtheil aussprechen.

Die Sonne hat ihre Flecken, und die Bon, eine wirkliche Sonne unter den Schauspielerinnen, hat die ihrigen. Dazu rechne ich nicht ihr kräftiges Auftragen, nicht ihre starke Farbenmischung (wie schon oben angemerkt), sondern ihr häufiges ungraduirtes Zurücksinken von der höchsten Scala der Leidenschaftlichkeit in den primitiven Grundton der Rolle, ohne alle vorläufige Auflösung der durchlaufenen Accorde. Ich gestehe, daß diese Unart mir um so widerwärtiger erschienen ist, als sie an einer so ausgezeichneten Künstlerin, wie die Bon ist, um so widerwärtiger erscheinen muß. Liegt dieser Widersinn des Spiels in einem Mangel der Einsicht der Schauspielerin (was mir beynah unwahrscheinlich dünkt, weil sich im Ganzen genommen in ihren Darstellungen ein großer Scharfsinn ausdrückt) oder ist er eine Folge von physischer Erschöpfung? Das habe ich noch nicht ergründen können. Letztere Ursache scheint möglich zu seyn, da die Bon, obgleich von großer, nicht umfangreicher, aber doch kräftiger Leibesgestalt, in diesem Augenblick der Epoche, Mutter zu werden, mit jedem Tage entgegen sieht.

Ihr Gatte spielt, was die Italiener *caratteri brillanti* nennen. Dieser Schauspieler ist mit viel Grazie und mit jener äußern Abgeschliffenheit begabt, welche man sonst nur auf der französischen Bühne zu finden gewöhnt ist. Es ist unmöglich, mehr Leichtigkeit und Theateroutine zu besitzen, als er. Rechnet man dazu noch die Geschicklichkeit, den darzustellenden Personen stets eine gewisse ironische Physiognomie zu geben; so wird begreiflich, daß dieser Künst-

ler hier sehr beliebt seyn muß. Er ist übrigens ein Venezianer von Geburt und soll, wie man mich versichert, von einer adlichen, aber verarmten Familie abstammen. Fast merkwürdiger, als Schauspieler, ist Bon als Schauspiel-  
dichter: er hat, obgleich erst acht und zwanzig Jahre alt, viel für die Bühne, besonders für die Fabrichessche Truppe zu Neapel geschrieben. Ob außer dem „Importuno per buon cuore,“ einer recht gut durchgeführten und rasch fortschreitenden Charakter-Komödie (im italienischen Sinne), welche man mir als die Arbeit dieses Schauspielers genannt hat, noch andere der hier aufgeführten Stücke von demselben herrühren, kann ich nicht bestimmen, da, nach der Sitte des Landes, weder der Name der Schauspieler noch der des Verfassers auf dem Komödientettel angezeigt wird.

Unter den übrigen Mitgliedern dieser so verdienstvollen Truppe, zeichnet sich noch die Sara. Goldini, die Gattinn des Directors, welche die ersten Mütter spielt, durch ein Spiel aus, welches in seiner Art fast eben so erschöpfend und tiefgreifend in der Charakteristik ist, als das der Bon. Sie hat in der Übersetzung eines mir unbekanntes Kokebue'schen Stückes (in welchem die Hauptperson eine Gräfinn ist, welche, von ihrem Geliebten gegen eine reichere Parthie verlassen, sich dadurch an dem Ungetreuen zu rächen sucht, daß sie, als er durch seine Gattinn zu Grunde gerichtet, das Band ver-  
lassen muß, die Tochter desselben erzieht und an Kindesstatt annimmt) in der Scene, wo diese eine entschiedne Abneigung zeigt, ihre Pflegemutter zu verlassen und sich zu ihrem wiedergefundnen Vater zu begeben, mit einer so hinreißend eindringlichen Kraft und zugleich mit so viel ernster Haltung gespielt und ist von der Sgra. Falchetti, welche die Tochter darstellte, so vortrefflich unterstützt worden, daß diese Scene eine fast tragische Sensation hervor-  
gebracht hat.

Wenn ich das Talent der drey letztgenannten Künstlerinnen erwäge und die Leistungen der beyden ausgezeichneten Schauspielerinnen, welche die Truppe Bestri zu Triest besaß, hinzufüge; so möchte ich beynah den Schluß daraus ziehen, daß das italienische, recitirte Schauspiel reicher an Künstlerinnen, als an Künstlern ist. Auch unter der zweyten hier anwesenden der Malscherpa-Bellischnen Truppe ist dieselbe interessante Erscheinung wahrzunehmen. So bestätigt sich auch hier die längst gemachte Bemerkung, daß, je mehr man sich dem Süden nähert, das weibliche Geschlecht dem männlichen an geistiger Auffassung überlegen ist.

Ich schließe diese allgemeinen Andeutungen über das italienische recitirte Schauspiel mit einigen Bemerkungen, zu welchen die ökonomische und bürgerliche Lage der Schauspieler Veranlassung gibt.

In ganz Italien ist, meines Wissens, nirgends ein stehendes Theater vorhanden, nirgends fließt den Unternehmern weder eine mittelbare, noch unmittelbare Unterstützung zu: allenthalben sind diese auf sich selbst und auf die Theilnahme angewiesen, welche der mehr oder mindere Grad der Leistungen ihrer Truppe dem Publicum abzugewinnen vermögen.

(Der Schluß folgt)

## Slawische Volkslieder.

## I.

Zweye minnen auf der Wiese,  
 Wähnen, daß sie Niemand sehe;  
 Doch sie sieht die grüne Wiese,  
 Die erzählt's der weißen Heerde,  
 Heerde sagt es ihrem Hirten,  
 Hirte sagt's am Weg dem Wandrer,  
 Wandrer sagt's am Fluß dem Fährmann,  
 Fährmann sagt's dem leichten Nachen,  
 Nachen sagt's den kühnen Wellen,  
 Und die Wellen Mägdleins Mutter.  
 D'rob verwünscht schön Mägdlein alle:  
 Daß du Wiese nimmer grünest,  
 Heerde dich zerreißen Wölfe,  
 Hirt dich hau' ein Türke nieder,  
 Wandrer dir ermatten Glieder,  
 Fährmann dich verjagen Wellen,  
 Nachen dich verzehren Flammen,  
 Und ihr Wellen trocknet alle!

## II.

Morgen graut, ich war im Hofe unten,  
 Abend graut, ich auf die Weide gehe,  
 Ich auf Berge, Sonne hinter Berge.  
 Auf dem Berge unter grüner Tanne  
 Eingeschlummert lag ein holdes Mägdlein,  
 Unterm Haupt ein Bündlein Klee als Kissen,  
 An dem Busen ruh'n zwen weiße Täubchen,  
 In dem Schooß ihr liegt ein buntes Rehchen.  
 Hier hab ich mein Nachtlager genommen,  
 Band mein Jagdroß an die grüne Tanne,  
 Band den Falken an der Tanne Zweige;  
 Meinem Jagdroß gab ich hin das Bund Klee,  
 Meinem Falken die zwen weißen Täubchen,  
 Meinen Rüden gab ich's bunte Rehchen,  
 Doch für mich behielt ich's holde Mädchen!

## III.

Unterm Apfelbaum schläft Ranko. —  
 Vorbey geh'n drey holde Mädchen,  
 Sprechen, sprechen zu einander,  
 Was wohl jede wünschen möchte?  
 Sprach die Älteste von ihnen:  
 „Möchte mir ein Ringlein wünschen;“  
 Sprach die Mittlere von ihnen:  
 „Möchte mir ein Gärtlein wünschen;“  
 Also gleich die Jüngste sagte:  
 „Möchte mir den Ranko wünschen;  
 Ringlein, Ringlein kann zerbrechen,

Gärtlein, Gärtlein kann zerreißen:  
Über Ranke mein, mein ewig!"

Herman Bunzel,

wiekt. Miegk. des vaterländischen Museums in Böhmen.

## Correspondenz-Nachrichten.

Berlin.

\* Ein blafscheinender Stern geht Ihnen wieder einmal auf, um den Berliner Horizont zu bescheinen, von welchem alle Sterne erster Größe, vom ersten bis zum letzten, verschwunden sind, um in Italien zu glänzen. Wir wundern und freuen uns ordentlich, wenn wir hier und da noch einen auf der linken Mannesbrust des Generals oder des Ministers aufblincken sehen. Und doch hatten wir am 23. ein Sternenfest. Unser Veteran der Akademie der Wissenschaften, unser ehr- und achtungswürdige Bode, der schon am 13. July d. J. den Jubeltag seiner 1772 erfolgten Ankunft in Berlin und Anstellung als Astronom der Akademie gefeiert hatte (wenn man ein stilles Familienfest eine Feyer nennen kann: eigentlich verdient es am allerersten diesen Namen), wurde von seinen zahlreichen Freunden zu einem Prunkfeste geladen, welches ihm zu Ehren im Tempel des Comus (in Jagor's großem Bacchusaal) veranstaltet worden war. Hier stand Bode's, vom genialen Schadow schön gearbeitete Marmorbüste, mit Blumengehängen umwunden. Unter ihr lag Bode's astronomisches Jahrbuch, erster und letzter (50.) Theil: ein fünfzigjähriges unsterbliches Werk. Hier war, auf der Tafel, Bode'n gegenüber, eine silberne Punschboole aufgestellt, in Gestalt der Himmelskugel, mit dem von Bode unserm Einzigem, unter dem Namen Friedrich's-Ehre gewidmeten Sternbilde. Hier hatten sich Bode's Gönner, Verehrer und Freunde, welche durch Subscription die Kosten der Büste und der Boole besfritten hatten, versammelt, und feierten den Jubeltag und den Jubelgreis in lateinischen und deutschen Gedichten, mit Sang und Klang, mit Toasts und Glückwünschen. Wenige mögen wohl ein solches Fest mehr verdienen, als der edle, biedre, anspruchlose Greis, der an dem schönen Tage verjüngt, und mancher Prüfung in seinem Leben unterworfen, alles vertragen zu haben schien und sich der heitern Gegenwart freute, bis er zu seinen Sternen hinaufsteigen wird. Heim und Bode sind zwey Jubelgreise, worauf Berlin stolz seyn kann. Merkwürdig ist es, daß Bode, der so viele Sterne beobachtete, so vieler Cometen und Planeten Bahnen berechnete und verfolgte, längst das eine seiner Augen eingebüßt hat.

Kein Jubelfest hat ein sogenanntes bürgerliches Trauerspiel in sogenannten Knittelversen, vom oft genannten Hrn. Julius v. Poff erlebt. Seine Grabrosen sind nur zwey Mal gegeben worden, und die Verse Malherbe's auf sie anzuwenden:

Et rose, elle a vécu, ce que vivent les roses,  
L'espace d'un matin.

Es wurde bey dem Trauerspiele gelacht und gepocht. Ein Schwertfeger, dessen Geliebte einem andern Handwerker zu Theil wird, geht auf die Hochzeit, verläßt das Brautmahl, ersticht sich mit selbstgeschmiedetem Schwerte. Die Braut erfährt es denselben Abend; der Schlag rührt sie. Sie folgt ihrem Geliebten, und das Stück beyden in's Grab. Ein höheres, würdigeres Trauerspiel, woran der fruchtbare, allzufruchtbare, vielseitige und von vielen Seiten schätzenswerthe Verfasser arbeitet, wird den kleinen Unfall, der ihn indef tief rühren soll, ersehen und vergeßen machen.

Einige kleine Stücke und ein größeres: das Geschenk des Fürsten, machen mehr Glück. Letzteres hat wirklichen Gehalt, und verbirgt künstlich unter älterem Schleyer und Gewand, neuere Satyre und Rüge. Unfre ausgestognen Gesang- und Sprachvögel sind mehrentheils, zum Theil mit guten Schwungfedern, heimgekehrt. Der beste und verdiensteste Empfang galt der liebenswürdigen Sängerinn und Darstellerinn Seidel, W r a n i h f y. Sie verdient der Liebling des Publicums zu seyn.

Man kann ihr das Wort einer geistreichen Französin ihrer Gattung anpassen: *Il m'en coûte si peu, et cela leur fait tant de plaisir!* Sie singt und spielt mit einer Leichtigkeit, einer Unbefangenheit, einer Ungezwungenheit, die den Werth ihrer Leistungen vervielfacht. Es ist kein Steinrollen des Sisyphus; es ist Philomelens Naturgesang, selbst wenn sich bey ihr Kunst mit Kunst überbietet. Nur Devrient, der für unsere Bühne längst verlorene, und sich längst überlebende alte Jüngling Devrient, ist in Hamburg in diesem Augenblicke so gefährlich krank, daß an seinem Aufkommen verzweifelt wird. Er, der hier Mühe hatte, einactige Stücke zu geben, hat auf seiner Kunst- und Gastreise die Thorheit begangen, den Lear, den Shylock, den Franz Moor, die Drillinge *cc.* zu geben, und Wochenlang täglich zu spielen. Jetzt heißt es von ihm: *Devrient geht ab.* Er hatte Liebe und Achtung verloren, so daß man, wenn er von Wein und Trunkenheit auf der Bühne sprach, sich schon das Laut-Auslachen erlaubte. Man meldet zwar, es bessere sich mit ihm: es ist aber nur eine kurze Frist. Sein besserer Theil ist längst dahin, und der schlechtere wird nur durch Kunst hingehalten. Ein Arm ist lahm; ein Fuß ist es auch. Die Brust ist angegriffen *cc.*

Am Geburtsfeste des Kronprinzen wurde Voltaire's *Alzire*, von einem Dichter bearbeitet, der sich den Namen Carl Anton Hess benlegt, bis er unter dem wahren hervortreten wird, gegeben. Einige Abänderungen sind glücklich, besonders das Zusammenziehen der beyden letzten Acte in Einen. Verunglückt ist der Brautzug und Zamor's Folgerung: *Alzire* in spanischer Tracht könne nicht seine *Alzire* seyn. Da der Bearbeiter auf diese Endscene eines Act's großen Werth zu legen scheint, so legen auch wir Wichtigkeit auf diese an sich unrichtige Bemerkung. Die Sprache ist fleißig und sorgsam gehalten; nur kommen gar zu oft moderne Floskeln vor: das Leben einsehen u. dgl. Das Stück ist (noch mehr im Deutschen als selbst im Französischen) fromm und frömmelnd, wird aber durch die edle, gediegene Darstellung gehalten und gehoben werden, und ist doch bey dem Allen — was man ein Trauerspiel nennt, und von jeher unter einem Trauerspiel verstand und verstehen sollte. Hohe tragische Personen verhandeln hohe tragische Begebenheiten und führen eine hohe tragische Sprache. Doch scheint sowohl dieses Trauerspiel, als die Gattung, zu welcher es gehört, hier durch aus kein Glück, ja im Gegentheil lange Weile zu machen. Spectakel- und Schicksalsstücke: ohne das, findet keine Tragödie Eingang.

Unsre Universität hat gegenwärtig zu ihrem Rector-Magnificus den vortrefflichen und berühmten Historiker und Philosophen Hrn. von Raumer. Sie ist zahlreicher, blühender, fleißiger und stiller als je. Mit Ausnahme einiger Schnurrbärte, einiger Jünglinge mit fliegenden Haaren, altdeutschen Röcken und Kragen, oder in Flauschröcken von Löwenfarbe, mit hängenden Mähnen, sind alle übrigen wie unser eins, vernünftig und anständig in Tracht und Betragen. Wie können doch gebildete junge Männer auf etwas Werth und Gewicht legen, was das Werk des Schneiders und der Wäscherin ist! Wie konnten je sogenannte Alt-Deutsche im Kuchenladen sitzen, Pasteten essen und Punsch trinken! O vanitas vanitatum! Die Duellen haben nachgelassen. Jemand hat (im Scherz und Ernst) den Studenten folgende amerikanische Sitte zur Nachahmung vorgeschlagen. Es war zwischen zwey Freunden in Philadelphia ein Streit vorgefallen, der in einen Zweykampf ausarten, und durch einen Zweykampf entschieden werden sollte. Auf die schriftliche Ausforderung des Einen, folgte die schriftliche Antwort des Andern: „Ein Duell entscheidet nichts. Erschieße ich dich, oder erschießest du mich, so folgt nicht daraus, wer Recht oder Unrecht hat. Der Streit bleibt Streit, und die Sache im Dunkel. Gehen wir beyde in den Wald; suchen wir dort einen Baum aus, der meine Dicke im Umfang hat. Stelle dich in die schulgerechte Schußweite; schieße nach dem Baum. Triffst du ihn, so will ich bekennen, daß ich Unrecht gehabt. Triffst du ihn nicht, so sey das Unrecht auf deiner Seite. Auf diese Weise bleiben wir am Leben und Freunde.“

(Der Schluß folgt.)

Auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore wurde den 22. November aufgeführt: Das alte Schloß. Nach dem Französischen des Düval, Musik von Domenico della Maria.

Was im menschlichen Daseyn noch für die Blüthe des Lebens gilt, wird einem Singspiel heut zu Tage schon als hohes Alter angerechnet, und sie sind hierin noch viel älter daran, als selbst die Schönen. Dieses alte Schloß nämlich, wie auch der Titel jetzt zufällig darauf hindeutet, war vor mehr als zwanzig Jahren schon vorhanden, und man erinnert sich, es auf dem Theater an der Wien gesehen zu haben. Das Gebäude ist aus leichten Materialien zusammengesetzt, aber doch nett und rund ausgeführt; nicht winklich und weitläufig, sondern lustig und heiter. Der geheimnißvollen Schlösser und Behausungen sind seitdem so viele schon gefolgt, daß diese Art von komischen Abenteuern nicht mehr interessirt; obgleich die Anlage hier darauf berechnet, und der Schluß schnell und überraschend ist. Wenn diese Stücke durch die Darstellung eine gewisse Beleuchtung erhalten, gewinnen sie freylich ein andres Ansehn; aber die Art und Weise, solche französische Spiele darzustellen, scheint unter die verlorrenen Künste zu gehören.

Die Musik ist das Werk eines genialen jungen Componisten, der durch seinen Gefangenen (Le prisonnier) einen Ruf erlangte und zu so vielen Hoffnungen berechtigete. Er scheint aber von seinem Ruf eben so schnell gezehrt zu haben, als von seinem Leben; einige bald auf einander folgende Kleinigkeiten tragen das Gepräge der Flüchtigkeit, und ein schmählicher Tod raffte ihn in der Blüthe seines Daseyns hin. — Die meisten Musikstücke dieses Singspiels sind unbedeutend in der Ausführung, wenn auch manches Motiv leicht und gefällig anspricht. Der Styl ist etwas veraltet. Im harmonischen Theil verräth sich überall ein jugendlich kräftiges Leben. Das Duett der beyden Reisenden hat eine besonders interessante Instrumentirung. In dem zweyten, das die beyden Liebenden vortragen, kößt man schon auf Reminiscenzen aus des Componisten eigener Dichtung. Ubrigens fordern diese Gesangsstücke gleichfalls einen ganz andern Charakter des Vortrags, und die Übereinstimmung fehlte überall in den Ensemble's, wie man's unter solchen Umständen auch anders nicht erwarten kann.

Hr. Köchel sang die Arie des Burbando besser, als wir ihn bisher noch singen hörten. Sie liegt etwas hoch, was seiner Stimme gut zu Statten kommt. Er scheint Anfangs an einer Schüchternheit gelitten zu haben, die sich zu seinem Vortheil mehr und mehr verliert. Auch das Spiel war fest und angemessen. Mlle. Dermer (die Mündel) zeigte sich recht elegant; das zierliche Kleid schien sie indessen zu geniren und der Ton schwankte überall. Französische Bediente, wie der hier vorkommende, werden den Ton ihrer Rollen niemals treffen, wenn sie so breit accentuiren, und die Sache so ernsthaft nehmen. Ersteres wirkt nicht nur unvortheilhaft auf das Organ des Redenden, sondern auch auf das Ohr der Zuhörers.

Dieses Singspiel hat den nicht unbedeutenden Vorzug unter so vielen, die den glänzenden Tanzgemälden zu Vorläufern dienen, daß es sehr kurz ist, und durch rascheres Spiel noch kürzer wird.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### Mode.

Donnerstag, den 5. December 1822.

146

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Über das italienische recitirte Schauspiel und über dessen Darstellung auf den italienischen Bühnen.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß)

Der Eintrittspreis in's Parterre (der einzige Platz für diejenigen Personen, welche keine Loge miethen) ist hier in Venedig (so wie in allen übrigen großen Städten Italiens) geringer, als in dem kleinsten deutschen Marktflecken: er beträgt im Theater S. Luca sechs und sechzig, im Theater S. Benedetto (wohin sich jetzt die Malischerya = Bellische Truppe aus dem Theater S. Chrisostomo begeben hat) gar nur fünfzig Centimen ( $19\frac{3}{4}$  und  $11\frac{3}{4}$  kr. Conv. Münze oder  $48\frac{1}{4}$  und  $27\frac{3}{4}$  kr. W. W.). Für diesen Preis sitzt man in einem ausnehmend bequemen, sehr weich mit Leder ausgeschlagenen und mit Rück- und Seitenlehnen versehenen Stuhle, in welchem sich Hände und Füße nach Gefallen ausstrecken können und wo man also weder von unten auf gerädert, noch an den Seiten erquetscht wird (eine Wohlthat, welcher man, wie bekannt, weder in allen kleinen, noch in allen großen Theatern Deutschlands theilhaftig wird). Da überdem die Theater ausnehmend geräumig sind, und selbst bey vollem Hause nie ganz besetzt werden; so findet man, selbst bey ungewöhnlich besuchten Vorstellungen, immer noch Platz zum Sitzen, wodurch also auch die dritte Todesart, welche der Zuschauer in vielen renomirten Theatern zu erleiden hat, der Tod des Stehens, aus dem Parterre-Godey verschwunden ist. Auch die Logen, deren es in den fünf Rängen in allen hiesigen Theatern nahe an zweyhundert gibt, welche außer der Carnevalszeit (und auch dann wahrscheinlich) bey weitem nicht alle besetzt sind, werden um einen sehr mäßigen, aber niemals fest bestimmten Preis verliehen. Die Theaterlogen kosten bey besonders besuchten Schauspielen acht, die Seiten- und Mittellogen zehn Franken; an Aben-

den, wo sich die Direction keinen besonderen Zuspruch verspricht, kann man deren, besonders in den höhern Rängen, für einen Franken bekommen, wobey der Eintritt in's Theater in's besondere bezahlt wird. Zur Carnevalszeit wird der Eintrittspreis in allen Theatern erhöht. Eine Loge ist auf sechs Personen berechnet, welche freylich nicht alle bequem, aber doch immer besser, sehen können, als es in den Logen in Deutschland und Frankreich der Fall ist.

Die Oper macht, hinsichtlich des Preises, einen Unterschied: er betrug im Theater S. Benedetto einen Franken fünf und zwanzig Centimen (28 Kr. C. M. oder 1 fl. 10 Kr. W. W.). Während des Carnevals wird der Eintritt, besonders im Theater Fenice (welche Bühne, so zu sagen, die theatralischen Honneurs dieser Epoche macht), auf zwey Franken erhöht.

Aus dem Mangel eines stehenden Engagements und der Wohlfeilheit der Eintrittspreise ergibt sich von selbst, daß der Unternehmer einer Schauspieltruppe Italiens keine hohe Sagen zahlen kann: das Gehalt der ersten Fächer soll, wie man mich versichert, für den Herbst und den Carneval kaum zweytausend Franken betragen, wofür sich die Schauspieler alles, was zur bürgerlichen Garderobe gehört, auf eigne Rechnung anschaffen müssen.

Rechnet man alle diese nachtheiligen Umstände zusammen und fügt man noch den Mangel an artistischer Aufmunterung hinzu, welchem die Schauspieler von Seiten des Publicums ausgesetzt sind, besonders der Logen, welche kaum ein Zwanzigtheil der Vorstellung mit Aufmerksamkeit anhören, sondern sich während der Zeit unaufhörlich in überlauten Gesprächen mit einander unterhalten; so muß man, vernünftiger Weise geschlossen, auf die Meinung verfallen, die italienische Schauspielkunst stehe auf einer so niedrigen Stufe von Ausbildung, daß kein Mann von Bildung, am wenigsten der Kenner, von den Leistungen derselben befriedigt werden könne. Dieser Meinung scheint man in Deutschland zugethan zu seyn. Diese Meinung habe ich, wie schon oben gesagt, gewisser Maßen getheilt. Das bisher Gesagte möge dazu dienen, den völligen Ungrund derselben darzuthun. Ich sage es laut und wünsche, daß man diesen Ausspruch nicht als das Resultat eines oberflächlichen Eindrucks ansehen, noch weniger einem bloßen Hange zur Behauptung neuer Ansichten zuschreiben möge: je unwürdiger, in schauspielkünstlerischer Hinsicht, die Leistungen der italienischen Opernbühnen erscheinen, je vollkommener ihre Mitglieder sich als bloße todte Sprachmaschinen (welches man ihnen wohl verzeihen würde, wären sie nur nicht auch meistens bloße Singmaschinen) darstellen; je verdienstlicher, je künstlerischer sind die Vorstellungen des recitirten Schauspiels. Dieß Urtheil wage ich zu fällen, nachdem ich, während sechs Wochen, mehr denn dreyßig Vorstellungen von drey verschiedenen Schauspielertruppen beygewohnt und mit angestrenzter Aufmerksamkeit beurtheilt habe. Diese Truppen können nicht die vorzüglichsten seyn; Mayland, Florenz, Rom und Neapel müssen noch ausgezeichnetere besitzen. Es ist also zu vermuthen, daß mein Urtheil über die italienische Schauspielkunst mit der Zeit noch günstiger ausfallen werde.

Indem ich eben diesen Aufsatz absenden will, erhalte ich noch Gelegenheit, auch eines von der Goldonischen Truppe gegebenen Trauerspiels oder

etwas dem Ähnlichen, betitelt: „Giulio Cesare in Egitto, ossia il Trionfo di Cleopatra“ zu erwähnen. Die Bon spielte die Hauptrolle. So viele Achtung mir die komischen und Charakterdarstellungen dieser Frau abgenöthigt haben; so verdienstlos war ihre Leistung als Cleopatra: vom ersten bis zum letzten Worte hörte man nichts als eine höchst widerlich gedehnte, monotone, unnatürlich in der schroffsten Höhe gehaltene, mit einem Worte, als eine gänzlich verfehlte Declamation, entblößt von aller Natur, von allem Leben. Auch diese Frau bestätigt also die so oft gemachte Erfahrung, daß selbst die besten Schauspieler nicht gleich ausgezeichnet im Komischen und im Tragischen sind. Warum also die Sucht nach einer solchen unheilbringenden Vielseitigkeit? Künstler, wie diese Bon, welche, ihres persönlichen Vortheils wegen, beyde Fächer spielen müssen, sind zu entschuldigen, wenn sie in dem einen oder dem andern Mangelhaftes leisten; aber bey stehenden Theatern sollte man die Trennung beyder Fächer, wenigstens in den Hauptrollen, als ein Fundamentalgeseß aufstellen. Das deutsche Trauerspiel würde dadurch mehr befördert werden, als durch alle Nebel- und Schwebel-Deductionen, welche im Gehirne der tausend und einen deutschen Theaterkritiker ausgeheckt werden. Genügender als die Bon, war Bergamaschi als Julius Cäsar. Freylich zeigte sich hier, besonders in der Scene, wo ihm von dem nichtwürdigen Ptolemäus das Haupt des Pompejus, gleichsam wie eine captatio benevolentiae, offen überreicht wird, des Gewaltthätigen eine so ungeheure Menge, freylich übersprang er in Geberde und Declamation so sehr alle, vom deutschen und selbst französischen Herkommen aufgestellten Schranken, daß mir die Haut davon grauste; aber ich konnte mir nicht verhehlen, daß in dieser Gewaltthätigkeit und in dieser Schrankenlosigkeit hin und wieder ein großer Fond von Natur liege, obgleich mein Gefühl an das Gefühl, welches in dieser Darstellung lag, nicht anreichen konnte, wie ein Tambour von vier Fuß vier Zoll an keinen sechsfüßigen Flügelmann reicht. Das Publicum schien, obgleich nicht meines Gefühls, doch meiner Meinung zu seyn; denn Bergamaschi ward fast in allen Scenen applaudirt, während die Bon keine Hand in Bewegung setzte. Überhaupt schien die ganze Vorstellung nicht anzusprechen, obgleich dieser „Giulio Cesare in Egitto“ nicht eben viel sinnloser war, als viele der vortrefflichen Melodramen, welche auf den Boulevard-Theatern zu Paris und auf vielen deutschen Hoftheatern à tout rompre applaudirt werden. Das hiesige Publicum zeigt viele Beurtheilung und eine große Sparsamkeit im Applaudiren: herausgerufen wurden, während meines Hierseyns, einzig und allein die Bon als bella Fattora und die Boccabadati von der Operngesellschaft als Zelmira. In dieser Sängerin sollen die Leser der Zeitschrift, sobald ich in meiner nächsten Mittheilung der hiesigen Oper, von welcher ich aber nur noch die letzte Vorstellung, die Zelmira nämlich, gehört habe, zu erwähnen Gelegenheit finden werde, eine höchst angenehme Bekanntschaft machen.

## N ä t h f e l.

Ich bin stets unter euch  
 Und weise nie auf Erden,  
 Gehör' zum Geisterreich  
 Und muß durch Menschen werden.  
 Die Schau'r der Grabesnacht  
 Durchheben dein Gebein,  
 Verlockt dich eine Nacht  
 Zu kehren bey mir ein.  
 Und Geister rings umher  
 Umklammern dich mit Blicken,  
 Umsonst ist Heldenwehr,  
 Du unterliegst den Lücken.  
 Benebelt wird dein Sinn,  
 Das Herz ist dir verkehrt,  
 Es zieht zum Nord dich hin.  
 Nichts Heil'ges bleibt dir werth,  
 Gelingt's der Bosheit nicht  
 Zum Frevel dich zu zwingen.  
 So macht sie sich's zur Pflicht  
 Zum Wahnsinn dich zu bringen;  
 Du kennst dich selber kaum  
 Und nichts, was dich umgibt;  
 Wie Wirbel kreist's im Raum,  
 Du lachst und bist betrübt.

Du schüttest Flug das Haupt,  
 Willst nichts von Geistern hören.  
 Wer keine je geglaubt,  
 Wird meine doch beschwören.  
 Ich selber ohne Harm  
 Verübe nicht Gewalt,  
 Mein Sommer ist nicht warm,  
 Mein Winter auch nicht kalt.  
 Mich meidet Cos Strahl,  
 Mich flieht Apollo's Wagen,  
 Doch Kinder seiner Wahl  
 Hörst oft du nach mir fragen;  
 Auch wer vom Gott verlassen  
 Umsonst nach Lorber ringt,  
 Sucht mich in allen Gassen,  
 Bis ihm mein Zeichen winkt;  
 Dort will er sich beleben  
 Zu höhern Götterflug,  
 Doch nichtig eitel Streben,  
 Die Hülfe ist nur Trug. —

## Das Laster und die Unschuld.

Das Laster lud an einem Feste  
 Die Unschuld ein zu Tisch und Mahl,  
 Und gab ihr von der Kost das Beste,  
 Den Wein im goldenen Pokal.  
 Dann führte es sie durch seine Zimmer,  
 Unendlich viele an der Zahl!  
 Am Ende zeigt es ihr den Schimmer,  
 Die Pracht in seinem Saal.  
 Willst du, sprach es, noch weiter gehen?  
 Der Schätze sind bey mir noch mehr!  
 Dort sollst du erst das Schönste sehen,  
 Die gold'nen Stangen, centnerschwer!  
 „Genug, entgegnet sie, der Güter!  
 Zum Überflusse aufgespart!  
 Doch sage, welches Schloß und Gitter  
 Der Unschuld heitern Sinn verwahrt?“

Fr. S. Westmann.

## Taschenbücher für das Jahr 1823.

Lustspiele oder dramatischer Almanach für das Jahr 1823, von F. A. von Kurländer. 13. Jahrg. mit 6 Kupfern. Leipzig, Baumgärt. Verl.

Bei der Unfruchtbarkeit unserer Zeit an brauchbaren Dichtungen für die lebendige Darstellung, im Verhältniß zur Menge poetischer Erzeugnisse in andern Formen, müssen es sowohl öffentliche als Privat-Bühnen dem Hrn. v. Kurländer ausgezeichnet Dank wissen, dem kommenden Jahre diesen Cycclus dramatischer Spiele als Angebinde zugebracht zu haben.

Mit den frühern rühmlich anerkannten Arbeiten und Bearbeitungen des Hrn. Verfassers, tritt der Inhalt seines diesjährigen Taschenbuchs kühn in die Schranken, und darf wohl hoffen, den Preis mit seinen Vorgängern zu theilen, wo nicht jene reifere Meisterchaft, die ein Kind der Erfahrung sich mehr und mehr in der Zeit entwickelt, und die daher stets den letzten Producten eines Dichters, bey übrigens gleich vorherrschendem Genie, eine größere Vollkommenheit verleiht, einige Lustspiele des vorliegenden Almanachs, zu Ansprüchen auf Vorzug berechtigt. Fließender abgerundeter Dialog mit natürlichem Witz hier und da gewürzt, aber nirgend überladen, geben den mit heittrer Laune motivirten Handlungen jenes leichte, tändelnde Leben, das wir die Seele dramatischer Scherzspiele nennen möchten, und der Ernst und Drang des wirklichen Lebens erscheint allenthalben wie in einem freundlichen Bilde die dunkeln Schatten, nur gelinde angedeutet, so viel als nöthig um die Lichter zu heben. Auch Caricaturen nach dem Leben gezeichnet, doch mit jener schonenden Allgemeinheit, wo immer ein Individuum sein Genus repräsentirt, sind in einigen dieser dramatischen Spiele dem Hrn. v. Kurländer so wohl gelungen, daß wir leicht in der Sphäre des Dichters die Originale entdecken können.

Jedes einzelne Lustspiel dieses Taschenbuchs ist mit einem charakteristischen Bildchen, einen Moment aus demselben darstellend, geschmückt.

Was die Anordnung der Reihenfolge der Stücke in diesem Taschenbuche betrifft, können wir uns nicht enthalten zu bemerken, daß nur chronologische Ordnung ihrer einzelnen Entstehung, oder vielleicht der Wunsch des Hrn. Verf. das Interesse seiner Leser im weitern Vordringen mehr und mehr zu steigern, dabey obgewaltet haben können. Da es uns durchaus bedünken will, als wären die letzteren Spiele dieses Almanachs immer die Bessern, so daß sich uns unwillkürlich bey Beendigung der Lectüre des letzten Stückchens jene Anekdote aufdrang, wo ein Bibliothekar, unfundig der orientalischen Sprachen, der eine reiche Büchersammlung zu ordnen hatte, jedes Mal, so oft er bey diesem Geschäfte auf ein orientalisches Buch stieß, dasselbe in seinem Catalog unter dem Titel eintrug: „Wieder ein Buch, das mit seinem Ende anfangen sollte.“

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielerfreunde auf das Jahr 1823,  
herausgegeben von Lemberg. Wien bey Tendler und Manstein.

In dem Grade, als die meisten unserer deutschen Taschenbücher mit Recht der Vorwurf trifft, daß sich kein eigentlicher Zusammenhang zwischen einer Sammlung von Gedichten, Lustspielen, Erzählungen &c. &c. und dem Wechsel des Jahres ermitteln lasse, und daß daher solche kleinere oder größere Volumina, außer ihrem Titelblatt, durch nichts ihren Charakter als Kalender zu behaupten im Stande sind; in demselben Grade gereicht es dem vorliegenden Taschenbuche zum wirklichen Verdienst, seiner sich aufgegebenen Tendenz nach und in der Lösung derselben so eng mit dem Wandel der Zeit verbunden zu seyn, daß jeder geendete und wieder auf's neue beginnende Kreislauf der Horen uns auch eine neue Erscheinung dieses Taschenbuchs eben so wünschenswerth als nöthig macht.

Die Sphäre der dramatischen Künstler und der Freunde der Kunst umfaßt eine nicht geringe Zahl des gebildeten Publicums, und doch werden wenige dieser Menge gegenwärtiges Taschenbuch aus Händen legen, ohne ihre Erwartung reichlich befriedigt, ja in mancher Rücksicht übertroffen zu sehen.

Ein kürzer geschichtlicher Überblick über den Zustand des Fort- und Rückschreitens im Gebiete des Geschmacks, auf den vorzüglichern deutschen Bühnen, und eine treue Aneinanderstellung ihres verwandten wie ihres verschiedenartigen Strebens, muß bey dem Schlusse eines Jahres jeden, den die Bühne von unten hinauf oder von oben hinab interessirt, ein eben so willkommenes Anerbieten seyn, als bey dem ersten Anblick diese Aufgabe schwierig, ja gefährlich zu lösen scheint. Mit vorliegendem Taschenbuche ist uns ein solches Geschenk genügend gewährt, ohne daß Hr. Lemberg, bey seinen sonstigen Verdiensten, auch dafür unsre Dankbarkeit in Anspruch nehmen könnte, sich bey diesem Geschäft sehr erponirt zu haben. Durch ein vollständiges Verzeichniß aller im Verlaufe dieses Jahres aufgeführten, theils neuen, theils neu einstudierten Stücke, so wie durch die Aufzählung aller nöthig gewordenen Wiederholungen eines und desselben Kunstproductes, auf den besten und besseren deutschen Theatern, wird es jedem Kunstverständigen leicht gemacht, selbst den Maßstab anzulegen, um dann über ästhetischen Gewinn und Verlust der deutschen Dramaturgie im Allgemeinen, und über Steigen und Fallen irgend einer einzelnen Bühne insbesondere, mit dem Ende des Jahres bestimmt abschließen zu können. Es versteht sich von selbst, daß ein auf diese Weise resultirtes Urtheil mehr oder weniger begründet erscheinen wird, in dem Maße, als der jedesmalige Beurtheiler die individuelle Localität einer solchen Bühne dabey in Betracht gezogen, und es ihm klar genug vorschwebte, wie weit die innere Organisation einer Bühne das Herausheben ihres Publicums auf eine gesteigerte Stufe des Geschmacks zuließ, oder wie tief leider eine solche, durch dieselbe Bedingung sich zu ihrem Publico herabzulassen genöthigt war.

Auch das Verzeichniß aller gewechselten, neu engagirten und abgegangnen Mitglieder dieser verschiedenen Bühnen, was auch als eine fortlaufende Bildungsgeschichte aller werdenden deutschen dramatischen Künstler benützt werden kann, muß Künstlern,

Theaterdirectionen und Anhängern der Kunst, dieses Taschenbuch, hätte es auch sonst keinen weitem Gehalt, höchst unentbehrlich machen.

Es verdient daher das Bemühen des Hrn. L e m b e r t, sein Taschenbuch auch mit wahrhaft poetischem Schmuck ausgestattet zu haben, besondre Anerkennung.

Probescenen aus dem Schauspiel der Königin Ehre, vom Hrn. Baron v. Z e d l i g, zieren die ersten Blätter dieses Almanachs, und werden jedem unbefangnen Leser lebhaft den Wunsch erregen, der Dichter möchte dieses Schauspiel, so wie den ganzen uns versprochenen Cyclus der Abenceragen in jener zarten blüthenreichen Sprache und lebendigen Darstellung ausführen, als diese Proben und andre uns bekannte Arbeiten des Hrn. Verf. uns zu den erfreulichsten Erwartungen berechtigen.

Beiträge zu Brockmanns Biographie von Hrn. W e i d m a n n sind dem Zwecke des Taschenbuchs treu angemessen, und erregen noch besonderes Interesse, durch die Leichtigkeit, mit denen Hr. Weidmann in so wenigen Zügen ein lebendiges Bild von diesem gefeyerten vaterländischen Künstler so anspruchlos zu entwerfen verstand.

Züge aus dem Leben eines Souffleurs von F. L. S c h m i d t sind mit so vieler freyen nicht überspannten Humoristik aufgefaßt, als dieser trotz seines mislichen Lebens fast zu beneidende Souffleur der Hamburger Bühne, allerdings ein echtes Original für humoristische Darstellung in sich darbot. Seine naive, bald sentimentale, bald trockne Phitosophie gibt uns Hr. Schmidt recht angenehm wieder.

Die Kinderschuhe, ein Lustspiel von dem zu früh verstorbenen vaterländischen Dichter Hutt begonnen, hat Hr. Dr. Joel gut fortgesetzt und ausgeführt.

Der Ehemann als Liebhaber ic. von Castelli. Wie allenthalben bewährt sich auch in diesem Lustspiele die joviale Laune des beliebten Dichters.

Onkel Adam und Nichte Eva, Lustspiel in zwey Acten von Hrn. L e m b e r t. Eine wohlgerathne Dichtung, die des Hrn. Verf. Bekanntschaft mit der Bühne allenthalben verräth, da jeder einzelne Charakter so bestimmt und richtig gezeichnet ist, als die Ausführung desselben jedem Spielenden dankbar lohnet.

Einige kleinere Gedichte von Halirsch, Ruffner und Haug befinden sich zwischen diesen genannten Arbeiten.

Wie symbolisch auf den Charakter dieses eben so schönen als nützlichen Taschenbuchs hindeutend, ziert die Stirne desselben das wohlgetroffene Bildniß eines Mannes, der durch manche Leistung des Schönen und Guten im Gebiete der Kunst, die Hochachtung ihrer Verehrer genießt.

## Correspondenz-Nachrichten.

(S c h l u ß)

Berlin, Oct.

N. S. Ich habe den Hauptartikel meines Schreibens bis zuletzt verspart, um ihn so viel als möglich authentisch und genau zu liefern. Auf den 16. Nov. fällt die fünf und zwanzigjährige Jubelfeyer der Thronbesteigung unsers Königs. Die Stadt hat beschlossen, dieses seltene frohe Fest auf eine würdige und der bekannten Sinnesart unsers Souverains gefällige Art zu feyern. Die Vorsteher und Repräsentanten der Bürgerchaft, Magistrat und Stadtverordnete, sind deßhalb in den schönsten Verein getreten, und haben bisher vorläufig beschlossen, das Fest zu theilen. Am 16. macht eine gottesdienstliche Feyerlichkeit den Anfang. Dieses ist um so zarter und zweckmäßiger, da die Erinnerung an die Thronbesteigung Sr. jezt regierenden Majestät, auch zugleich eine Erinnerung an den Sterbetag seines höchsten Vorgängers in der Regierung ist. Nur in einer Kirche (St. Nicolai, der ältesten Stadtkirche) wird Gottesdienst gehalten. Am folgenden Tage, den 17. (einem Sonntage), wird die Feyer in allen übrigen Kirchen der Stadt wiederholt. Am 15. Abends und am 16. früh wird das religiöse Fest eingeläutet. Am 16. Vormittags versammelt sich der Magistrat, die Stadtverordneten und die übrigen Stadtbehörden, vor Anfang des Gottesdienstes, auf dem Roß-

haufe, woselbst, im großen Saale, zum Andenken an diesen Tag, die Büste des Königs aus cararischem Marmor aufgestellt werden soll. Dann begibt sich die Versammlung im großen feyerlichen Zuge nach der Nicolai-Kirche, und nimmt die für sie bestimmten Plätze ein. Für die königl. Familie, den Hofstaat, die Minister, das Corps diplomatique etc. sind ebenfalls Ehrenplätze eingerichtet. Predigt, Gebet, Gesang von der hiesigen Singeakademie, und zuletzt das Te Deum von Händl, während dessen die Kanonen gelöst werden, machen die Haupttheile der gottesdienstlichen Handlung aus. Die drey milden Anstalten, das Friedrichsstift, das Luisenstift, das Alexandrinerstift, die Hospitäler und öffentlichen Armenanstalten werden außerordentlich und auf Kosten der Stadt gespeiset. Die geräuschvollen Feste bleiben auf den 17. und 18. aufbewahrt. Am 17. Sonntag Gottesdienst in allen Kirchen mit Erwähnung des Jubelfestes. Große Parade. Große Tafel bey Sr. k. H. dem Kronprinzen. (Unverbürgt: Concert und Ball.) Am 18. große Tafel von Seiten der Stadt, welcher Sr. k. H. der Kronprinz beywohnen zu wollen huldreichst zugesagt haben. Freyes Schauspiel. Abends allgemeine Beleuchtung der Stadt (welche auch schon an beyden vorigen Abenden Statt finden soll). Beleuchtung der vier Hauptplätze Berlins mit Fackeln. In der Mitte beleuchtete Gerüste für Musikchöre; Aufführung von Volks- und Tanzmusik. Das gewünschte Abbrennen eines großen Feuerwerks, hat von Seiten der Behörde Schwierigkeiten gefunden, so wie die erbetenen tausend Kanonenschüsse von Minute zu Minute. Doch ist von der bekannten Liberalität des Chefs der Behörde noch die Erhaltung dieses Wunsches zu hoffen. Von militärischen Speisungen, einer Redoute, von Ballen, Concerten etc. wird zwar gesprochen, doch kann ich nur Obiges als ganz authentisch anführen, und zwar mit dem Zusatz, daß die Schauspiele in beyden Häusern zwar von der Intendantur frey gegeben werden, daß jedoch, um das Zuströmen und die Unordnungen abzuhalten, der Eintritt bezahlt, und die Einnahme den Armenanstalten zu Gute kommen soll. — Hier haben Sie, vorläufig, was zu ihrer Zeit, die Zeitungen geordneter, richtiger und vollständiger enthalten werden. Ich will hier nur das Verdienst des ersten Worts gehabt haben; und überlasse gern das Letzte (wie immer) Andern, besser Unterrichteten. Sie wissen selbst, wie schwer es in Vorbereitungen zu Festen ist, das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen zu trennen. Das Allergewisseste hierbey ist, der Entschluß — vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Ersten bis zum Letzten — dieses Fest so einzurichten, zu feyern und zu begehen, daß es dem Willen, dem Herzen, der Sinnesart unsers von Prunk und Geräusch entfernten Monarchen, für den sich alle Wünsche und Segnungen vereinigen, angemessen sey.

---

### Modenbild XLIX.

Ein Überwurf von Callour mit langhaarigem Seiden-Felber geziert. Hut von braunem Atlas mit blauem Plüsch gefüttert und mit blauen Marabouts geschmückt.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

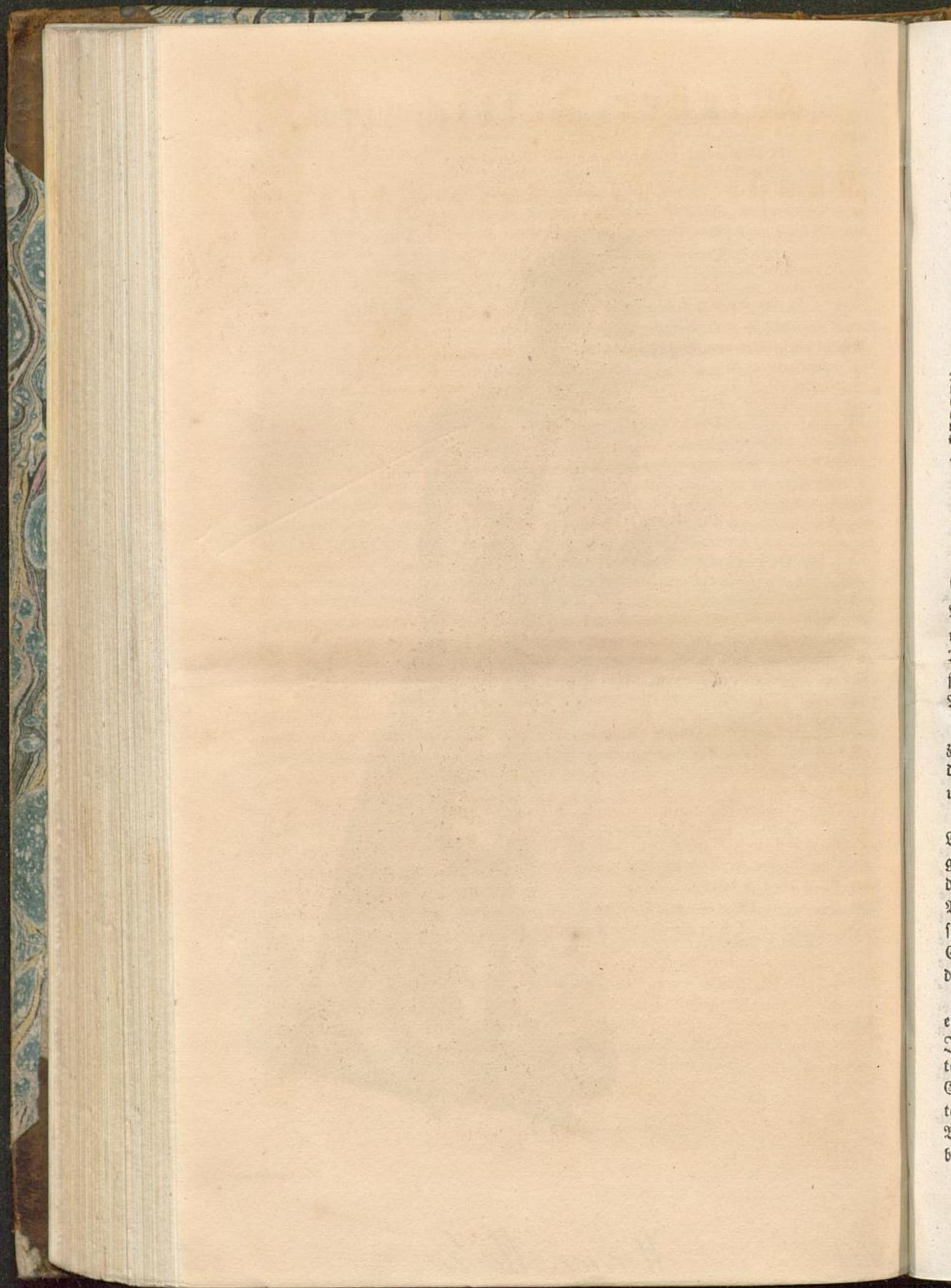
Gedruckt bey Anton Strauß.

Rö  
um  
bes  
rps  
von  
die  
us,  
st,  
sten  
hrt.  
ofe  
(H.)  
ohs  
Bes  
(H.).  
üfle  
nen  
, so  
bes  
zu  
vird  
war  
zur  
ten,  
—  
und  
ger  
ten.  
vom  
ist,  
—  
Herz  
den



F. v. St. Del.

Fr. Haber u. Co.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Sonnabend, den 7. December 1822.

147

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbi, um 30 fl., und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbi, um 14 fl., und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die Blumentische.

Von M. G.\*.

Erster Brief.

Sie verlangen, verehrte Freundin, von mir eine Anweisung, wie Sie Ihre Blumentische einzurichten haben. „Ich würde Sie leicht darüber belehren können, da ich über die Blumenzucht geschrieben habe.“ Der schöne Grund! Als ob man von der Sache, über die man schreibt, auch immer etwas verstehen müßte! Es ist lange her, daß eine solche Pedanterie aufgehört hat Mode zu seyn.

Allein, Sie haben es sich einmal in den Kopf gesetzt, mich für gelehrter zu halten, als ich bin, und da gilt nun freylich keine Entschuldigung. Nur daß Sie mir die Schuld nicht zuschreiben, wenn ein Besserunterrichteter Sie und mich eines Bessern belehren sollte.

Inzwischen lobe ich es höchlich, daß Sie auch im Winter einige Ihrer Lieblinge um sich zu haben wünschen. Nicht darum allein, weil es Ihnen Vergnügen machen wird, von den geräuschvollen Unterhaltungen des Winters zu der harmlosen Freude an Ihren Blumen zurückzukehren: nein, ich nehme den Wunsch, die Blumen des Frühlings in den Kranz Ihrer Winterfreuden zu schlingen, für eine Art von Gewährleistung, daß Sie auch die Blüten des Guten und Schönen für den Winter Ihres Lebens bewahren, und sie auch dann noch, wie jetzt, mit heitrem Sorgfalt pflegen werden.

Es wäre freylich hübsch, wenn Sie sich einen geräumigen Wintergarten einrichten, und Florens Kinder zahlreich darin versammeln könnten. Doch nicht Jedermann hat ein paar tausend Thaler an die Erbauung eines Wintergartens zu wenden; sonst hätt' ich lange schon zu bauen angefangen. Doch zum Glück bedarf man gerade keines kostbaren Treibhauses, um auch im Winter an der blühenden Natur Freude haben zu können. Einige Tische voll Blumen werden Ihnen, wie viel Vergnügen! verschaffen, wenn Sie dieselben glücklich wählen, und sich mit freundlicher Bemühung mit ihnen beschäf-

tigen. Kömmt es doch bey allen Gegenständen des Vergnügens vorzüglich darauf an, daß wir sie besonnen zu wählen und zu genießen verstehen. Ich selbst kann im Winter nur wenige Blumen haben. Aber wie lieb ich sie habe! und wie sorgfältig ich mich mit ihnen abgebe!

Überhaupt sollen Sie mir Ihre Blumentische zu keinem Mittel gebrauchen, Eitelkeit und Prunkliebe zu befriedigen. Genug, wenn sie nett und geschmackvoll gearbeitet sind. Mahonyholz und ein zierlich durchbrochenes Geländer will ich Ihnen gelten lassen; aber durchaus keinen Marmor! keine theure Broncearbeit! keine kostbare Vergoldung! Die Auswahl der Blumen, und die vollkommene Schönheit derselben, nicht solcher Tand wird Ihrer kleinen Flor einen ausgezeichneten Werth geben.

Die drey bis vierthals Zoll hohe Vertiefung eines solchen Tisches wird mit einer beweglichen Blechplatte ausgefüllert, die, um das Ansehen des Rosses zu verhindern, lackirt werden muß. In der Mitte derselben wird eine ebenfalls lackirte Röhre eingelöthet, welche in die Tischlade herabläuft. In diese lassen Sie ein Näpfschen setzen, um das beym Begießen verschüttete oder durch die Töpfe sinternde Wasser zu sammeln. Eben diese Lade dient dazu einige nothwendige Werkzeuge aufzubewahren; ein kleines, etwas gekrümmtes Messer nämlich; einen breiten, unten etwas spitzig zulaufenden Spatel aus Bux, zum Auflockern der Erde; und eine, mit langem Griffe versehene feine Samtbürste, um die Gewächse selbst von Staub und Schmutz zu reinigen.

Die Füße des Tisches werden mit kleinen Rädern versehen, die nach allen Seiten hin beweglich seyn müssen. Auf diese Weise kann er leicht von einer zur andern Stelle gebracht werden, ohne daß Sie zu fürchten brauchen, daß Ihre Lieblinge durch ungeschicktes Heben und Tragen der Bedienten irgend einen Schaden leiden.

### Zweyter Brief.

Licht, Luft, und Wärme bedürfen Ihre Blumen, wenn sie gedeihen sollen. Versäumen Sie es auch nur für ein Einziges dieser drey Stücke gehörige Sorge zu tragen, so werden auch die gesündesten Ihnen bald zu kränkeln anfangen, und eh' Sie sich's versehen, dahinsterven.

Das Licht ist ein vorzügliches Reizmittel zum Wachsthum der Pflanzen \*). Alle Blumen lieben daher das Licht, und wenden sich, in dunkle Kammern gestellt, der Seite zu, von der es einfällt. Viele derselben öffnen ihre Kelche allein dem Sonnenlichte, und schließen sie wieder, sobald die Nacht hereinbricht. Nur die großblumige Jackeldistel \*\*) macht eine Ausnahme. Sie blüht nur zwölf Stunden, und zwar in der Nacht; ähnlich jenen Frauen, die auch nur des Nachts blühen, und meistens ebenfalls zum Distelgeschlechte gehören. Ihre Blumentische müssen also ihren Platz unmittelbar am Fenster erhalten, wenn Sie dieselben nicht vielleicht allein mit Jackeldisteln besetzen wollen.

Eben so nothwendig als das Licht ist Ihren Blumen die atmosphä-

\*) Sein Reiz zersezt das Wasser in den Gewächsen, und gibt ihnen durch das Entbinden und Aushauchen des Sauerstoffgases ihre Farbe.

\*\*) *Cactus grandiflorus* L. auch Königin der Nacht genannt.

rische Luft. Den armen Geschöpfen geschieht ohnedieß hart genug, daß sie sich der Ehre wegen, auf Ihrem Blumentisch zu paradiren, in ein verschlossnes Zimmer müssen einkerker lassen; während Andere ihres Geschlechtes, keiner Herrinn unterthan, unter einem milderen Himmel das ganze Jahr hindurch die erquickenden Ströme der Luft in vollen Zügen in sich trinken dürfen. Daß Sie es mir also ja nicht versäumen, an gelinden Tagen die Fenster zu öffnen, die zu diesem Zwecke mit Schiebern versehen werden müssen. Dann werden Sie Ihre Lust daran haben, wie Ihre Pfleglinge den frischen Luftstrom begierig einsaugen, wie sie, dadurch erquickt, in ihrem Wachstume rasch sich gefördert finden, und froh ermutigt die Herrlichkeit ihrer Kelche und die Pracht ihrer Kronen entfalten.

Überwintern mögen Sie manches edle Gewächs auch in einem ungeheizten Zimmer: aber um die schönsten Blumen, die zum Theil einer wärmeren Sonne angehören, mitten im Winter auf Ihren Tischen zu haben, dazu gehört etwas mehr. Die meisten derselben fodern eine Wärme von fünf bis zehn Grade nach Reaumur. Sie geben also Herrn Abbe F\*\* einige freundliche Worte, der sich ein Vergnügen daraus machen wird Ihnen ein gutes Reaum. Thermometer zu verschaffen, das in Ihrem Blumenzimmer aufgehangen werden muß. Nach diesem werden Sie dann bestimmen, wie viel oder wie wenig an kälteren Wintertagen geheizt werden soll, und dabey recht gut thun, die Bestallung, der Sie die Sorge für dieses heilige Feuer übergeben, unter strenger Aufsicht zu halten. Daß diejenigen Gewächse, welche mehr Wärme verlangen, auf dem Tische, der dem Ofen näher steht, zusammengestellt werden müssen, brauche ich nicht erst in's besondere zu erinnern.

Auch das Begießen der Blumen fodert im Winter besondere Sorgfalt. Im Ganzen bedürfen sie dann weniger Feuchtigkeit, als im Sommer; sollten Sie aber mit dem Begießen gar zu sparsam seyn, so würden die Blätter bald welk herabhängen, und endlich ganz abfallen. Bey allzuhäufigem Begießen vermag die Wurzel die Feuchtigkeit nicht gehörig einzusaugen; sie verliert ihre Regsamkeit, es erfolgt ein Stocken des Umtriebes der Säfte, und die Pflanze, die Sie durch ein solches Begießen im Wachsthum zu fördern dachten, geht in kurzer Frist rettungslos zu Grunde.

Reinlichkeit steht Frauen bey Allem, womit sie sich befassen, so wohl an, daß ich Sie nicht erst ermahnen darf, auch bey Ihren Blumen auf Reinlichkeit zu sehen. Was für eine schlimme Meinung von der Reinlichkeit einer Hausfrau würde ich nicht von den Blumentischen derselben mit mir wegnehmen, wenn ich nicht alle trocknen Zweige und Stängel ausgeschnitten, und alle welken Blätter weggezupft fände. Daß Sie mir dieß also ja nicht versäumen, und fleißig die Bürste zur Hand nehmen, um Stängel und Blätter von dem filzigen Gewebe zu reinigen, in welchem sich das Ungeziefer nur gar zu gerne ansiedelt. Ich will Ihr Lehrer gar nicht gewesen seyn, wenn ich es soll auf mich kommen lassen, Ihnen eine so wichtige Ermahnung nicht gehörig eingeschärft zu haben.

(Der Schluß folgt)

## I.

Du mein Lieb, du meine schöne Sonne,  
 Heller Falk, mein Har mit goldnem Fittich!  
 Eine Woche ist's, seit ich dich misse,  
 Eine Woche, seit der Gram mich zehret,  
 Sieben Tage, seit die Freud' entflohen,  
 Seit sie sich in Herzensangst gewandelt!  
 Wirst nicht, Lieb mein, deine Liebe kennen?  
 Die da welkt, wie Gras welkt ohne Regen,  
 Die da lechzt, wie ohne Thau die Blume!  
 Ohne dich ist ihr die Welt so wüste,  
 Ohne dich heut ihr nicht Trost die Freundin;  
 Froher Spiele, Feste, Reigenfanges  
 Pflegt sie nicht, ihr Herze drauf nicht sinnet,  
 Thi men stürzen nur ihr aus den Augen;  
 Ohne dich erfreut kein schöner Tag sie.  
 Auf der Heide such' ich deine Spuren,  
 Watete durch Sand, durch lockern Sand hin,  
 Ob ich meinem Täuber nicht begegne,  
 Ob ich meinen lichten Mond nicht blicke,  
 Rief nach dir im kühlen Kieferhaine,  
 Lud dich ein zu mir mit schwerem Seufzen,  
 Vögelein allein mir antworteten,  
 Vögelein allein dort mit mir klagten.  
 Ohne Zuflucht stand allein dein Mädchen,  
 Trostlos hat ihr glühend Herz geschlagen;  
 Komm, o Freude, komm du meine Wonne!  
 Komm in's Stübchen, wo die Arme schmachtet,  
 Grüße bald Geliebter die Gequälte;  
 Ohne dich dehnt mir der Tag zu Jahr sich,  
 Bey dir flucht das Jahr hin, wie die Schwalbe,  
 Eitles Mühen, ohne dich zu leben!  
 Sonne macht im Lenz Flüsse thauen,  
 De in Blick machet meine Trauer schwinden;  
 Wie das Laub von Bäumen fällt durch Winde,  
 Und schön Sommer vor dem rauhen fliehet:  
 So sterb' ich vor Gram, ich Unglückliche!  
 Kummer decket mich mit kalter Erde,  
 Ohne Hoffnung, ohne dich, mein Liebchen!

## II.

Ach! du Täuber,  
 Warum so traurig,  
 So mißgemuth?  
 „Soll ich Täuber  
 Nicht seyn traurig,  
 So mißgemuth!  
 Abends war hier  
 Meine Taube,  
 Saß bey mir,  
 Plickte Körnlein.

Morgens die Taube  
Liegt erschlagen,  
Erschossen,  
Zerschmettert.  
Die Taube zerschmettert  
Der Bojaren Knecht,  
Vom Bojarenhof,  
Er schoss mit der Flinte."

Ach! du Jüngling,  
Warum so traurig,  
So misgemuth?  
„Soll ich Jüngling  
Nicht seyn traurig,  
So misgemuth!  
Abends war hier  
Mein Mädchen,  
Sass bey mir,  
Trank Honig und Wein,  
Versprach es mir,  
Gab mir die Hand  
Zu werden mein.  
Jezo gibt man  
Mein Liebchen  
Einem andern  
Und verlobt sie.  
Nicht dieß mich betrübt,  
Dass man sie gebe  
Einem andern,  
Und sie verlobe;  
Ach! dieß mich betrübt,  
Sie nahe zu seh'n,  
Hof neben dem Hofe,  
Baun neben dem Baune,  
Pfortchen in den Hof;  
Im Hofe sie gehet,  
Wie ein Schwan sie schwimmt,  
Mein Herz sie verwundet!

Herman Bunzel,

wiekt. Mitgl. des vaterländischen Vereins in Böhmen.

### Correspondenz-Nachrichten.

Berlin im Oct.

\*\* Wenn unsere Leser das Datum Berlin am Eingang einer Correspondenz-Nachricht sehen, so erwarten sie vielleicht, und das mit allem Recht, einen, wenigstens an Datis interessanten Bericht über die Erscheinungen — in unserer Theaterwelt, die doch am Ende Jeder jezt vorzugsweise lesen will. Aber leider sieht es in diesem Augenblick so traurig in der Hinsicht bey uns aus, dass ich gar nichts zu berichten haben würde — wenn es nicht eben dieß wäre. Unsere Zugvögel, die fast den ganzen Sommer über nach ergiebigeren Klimaten zu ziehen pflegen, kehren nur sparsam zurück; Oper und Ballet sind beynabe ganz verwaiset, und selbst unser General-Intendant hat uns seit einiger Zeit verlassen. So müssen wir uns denn schon so manche

liebe Woche lang mit lauter Lückenbüßern behelfen, und das Repertoire zeigt nur allzu deutlich, daß, nach so manchem Schönen und Herrlichen, was wir bisher genossen haben, jetzt auch die sieben mageren — Gott gebe, daß es nur Wochen seyn mögen — ihren Anfang nehmen wollen.

Das aber, was von neuen Producten in dieser Zeit des Mangels auftaucht, ist leider auch so beschaffen, daß wir es lieber ganz übergehen möchten, wenn unser Pflichtgefühl nicht Einspruch thäte, und uns befähle, unser Schweigen zu brechen. So sahen wir neulich zum ersten Mal: Die Grabrosen, ein Trauerspiel von Julius von B o s s. Schon der Name des Verfassers beweiset, daß im Gebiet des Trauerspiels wenigstens nicht viel von ihm zu erwarten war. Allein — unsere Erwartung ward noch übertroffen, denn so tief hatten wir sie nicht herabstimmen können! Ich als habe diesen Ausspruch rechtfertigen zu können, wenn ich Ihnen sage, daß während der Aufführung dieses Trauerspiels — recht häufig gelacht worden ist, und daß das Publicum dadurch in eine ungemein heitere Stimmung gesetzt ward. Leider konnte ich der ersten Aufführung nicht beywohnen, und mir sind dadurch viele der ergiebigsten Stellen, die nachher gestrichen wurden, entgangen. Dennoch hörte ich aber auch das zweyte Mal noch genug, um mich höchlichst darüber zu verwundern, wie es möglich sey, daß in jetziger Zeit noch ein solches Product aus dem Kopfe eines unserer Mitbürger hervorgehen und — auf's Theater gebracht werden kann!!

Wenn ich nun genöthigt würde, unseren Lesern den Inhalt dieses Stückes mitzutheilen, so würde ich, ich gestehe es, in eine große Verlegenheit gerathen; denn, wie G e l l e r t das Leben eines Greises also beschreibt: „er ward geboren, lebte, nahm ein Weib und starb“ — so müßte man, um das Sujet der Grabrosen wieder zu geben, von einem melancholischen Schwertfeger, dem Helden des Stückes, sagen: er liebre, schwieg aus Blödigkeit, ließ sich sein Mädchen von einem Anderen wegknappen und stach sich todt. Wenn gleich mancher ungläubige Leser in dieser kurz zusammen gedrängten Inhalts = Erzählung, zur Ehre des Verfassers einige Lücken vermuthen sollte, so kann ich doch mit gutem Gewissen versichern, daß ich mit aller Mühe weiter nichts als das eben Gesagte aus dem Sujet herausfinden konnte. Sollte es übrigens wahr seyn, was man sich erzählt, daß Herr v. B o s s geäußert habe, wenn, wie fast zu vermuthen stände, sein Stück nicht gefallen sollte, er eine große schon fertige Abhandlung herausgeben würde, worin er beweisen wolle, auf welcher Stufe der Bildung ein Publicum stehen müsse, um solch' ein Trauerspiel zu verstehen, — sollte, sage ich, dieß wahr seyn, so werde ich gewiß der Erste seyn, der diese Gelegenheit sich zu unterrichten mit Begierde ergreifen wird, denn es sey nun zu meiner Schande oder zu meiner Ehre gestanden — auf dieser Stufe der Bildung stehe ich wirklich noch nicht. Doch ich halte es für meine Schuldigkeit, Ihnen noch einige Belege zu meinem, vielleicht etwas hart scheinenden Urtheil über die Grabrosen (warum das Stück so heißt, begreift übrigens kein Mensch) zu geben; hören Sie nur! besagter trauriger Schwertfeger, der seinen Lehrlingen zum Vertrauten seines „ohne Beispiel“ (!) tragischen Schicksals macht, und sich von ihm über Christenpflicht und Tugend unterrichten läßt, benannter Junge nun, ferner ein Mädchen, die, man weiß gar nicht warum, einen Mann, der Meister, ich erinnere mich nicht, welcher Junkt, ist, heirathet, während sie den Schwertfeger liebt, und das ganze Stück hindurch in einem weinerlichen Ton von Grab und Tod phantastirt, ein Vater, der beynabe weiter nichts zu thun hat, als den Bedienten anzuweisen, wo sie die Suppe hinsehen sollen, eine Mutter, die ruhig zusieht, wie ihr einziges Kind sich fast zu Tode grämt, und ein Bräutigam, der von alle dem nichts merkt — dieß sind die handelnden, oder vielmehr nicht handelnden Personen des Stückes. Zuletzt rührt die Braut der Schlag, ein Arzt wird gerufen, sagt, es sey richtig, er sähe schon „die blauen Flecken“ (sic!) und der Bräutigam befiehlt, daß man sie neben dem Schwertfeger begrabe. Hier schließt die Tragödie! Doch genug, und schon zu viel von diesem traurigen Gegenstand. Das sind die Erzeugnisse unserer vaterländischen Dichter!! — Gott besser's!!! \*)

\*) Anmerkung des Einsenders. Ja wohl! Ja wohl! Wir würden uns nicht so lange bey einem so nichtsbedeutenden, faden Gegenstande aufgehalten haben,

Mit wahrem Vergnügen muß ich aber noch, ehe ich die Bühne verlasse, einer Vorstellung gedenken, die mir endlich auch etwas zu loben gibt. Es war nämlich dieser Brief zufällig einige Tage liegen geblieben, und gerade in diese Zeit fiel der Geburtstag unseres Kronprinzen, der im Theater durch ein neueinstudiertes Trauerspiel, *Alzire* von Voltaire, und ein neues Ballet gefeyert wurde. Wie erfreulich es ist, wieder einmal ein gutes Stück zu sehen, fühlte man bey dieser gelungenen Übersetzung und der recht guten Besetzung wieder recht deutlich. Was man so gewöhnlich Handlung nennt, hat *Alzire* wenig oder gar nicht; aber das innere Leben, das uns wahrhaft anspricht und ergreift, ist darin geschildert, und weht mit warmen Lebenshauch uns daraus entgegen. Mad. U n z e l m a n n, *Alzire*, gab sich viele Mühe, die interessante Rolle auch interessant darzustellen, und es wäre ihr auch gewiß gelungen, hätte man nicht eben dieses Bestreben allzu deutlich bemerkt. Indessen ist Volkstommenheit von einer so jungen Künstlerinn noch nicht zu erwarten; ihr Bestreben ist lobenswerth, und würde ihr und dem Publicum vielleicht schöne Früchte tragen, wenn sie sich frühzeitig nach großen Mustern bilden und sich vor einseitiger Nachahmung hüten könnte. Hr. R e b e n s t e i n gab den *Zamor* mit vielem Feuer, und verdiente Beyfall lohnte ihn bey mehreren Stellen seiner Rolle. Auch die übrigen, unter denen Hr. B e s c h o r t wohl obenan stehen muß, füllten ihre Plätze meistens gut aus.

Das Ballet aber, was diesem festlichen Tag zu Ehren eigens von Hrn. T e l l e erfunden und einstudiert war, ist wohl das schlechteste und gehaltloseste, was die choreographische Muse uns seit langer Zeit geboten hat. Das Fest des Mars, so heißt dieß neue Product, ward wirklich so langweilig und traurig gefeyert, daß wir uns hier nur mit zwey Worten dabey aufhalten wollen. Genug, es machte der Erfindungsgabe des Erfinders wenig Ehre, und ward, da die Helden unseres Ballets, *Ulle Lemiere* und Hr. H o g u e t fehlten, auch nur mittelmäßig ausgeführt.

Ehe ich meinen, diesmal ziemlich lang gewordenen Bericht über unser Theater beschliesse, muß ich noch zweyer Neuigkeiten gedenken, die ich zufälliger Weise beyde an dem nämlichen Abend zu sehen bekam. Es war das Geschenk des Fürsten, ein Lustspiel in drey Aufzügen, und *Gänserich* und *Gänschen*, *Paudeville* in einem Act; beyde wie gewöhnlich wieder aus dem Französischen. In der That versorgt uns die Pariser Bühne jetzt so reichlich mit neuen Stücken, daß wir den Mangel an einheimischen Erzeugnissen kaum vermissen würden, wenn uns der ewige Refrain: „Aus dem Französischen“ auf den Komödientzetteln, nicht daran erinnerte. Das Geschenk des Fürsten ist ein ziemlich gut angelegtes, Interesse erweckendes Conversationsstück, eine Gattung, die bey uns eben nicht zu den cultivirtesten, folglich also auch nicht zu den immer gut ausgeführten gehört; der Dialog war auch diesmal wieder viel zu schleppend, was aber wohl freylich dem abnehmenden Gedächtniß manches würdigen Veteranen unserer Bühne zuzuschreiben ist, als der Fähigkeit oder dem guten Willen des übrigen Personals. Hr. B e s c h o r t als Fürst bewährte sich von Neuem als einen (in diesem Fach ganz vorzüglich) ausgezeichneten Künstler; ungezwungen

handelte es sich nicht um ein Bühnenstück eines Schriftstellers, der in Berlin wenigstens schon deswegen eine Art von Reputation usurpirte, weil er mit einer gewissen Fruchtbarkeit und — einem literarischen Übermuth zu Werke geht, und Alles aufzutischen für gut genug findet, was ihm aus der Feder fließt. Wie mager, wie bejammernswerth es um den Zustand einer Bühne aussieht, das ließe sich überall schon daraus abnehmen, daß Hr. Julius v. B o s s stehender Dichter bey ihr ist! Wir wissen recht gut, daß früher dieser Schriftsteller in seiner „Griechheit,“ seinem „Künstlers Erdenwallen“ ein erfreuliches dramatisches Talent abnen ließ, aber — daß dieses Talent untergegangen ist, in einem Strom von — Dingen untergegangen ist, deren Aufzählung nicht hierher gehört, das wissen Alle, die das Repertoire der letzten Jahre kennen, und solche Fadaissen, wie „der Strelower Fischzug“ oder „die Damenbute“ oder gar die *Gottlob!* mit den Füßen des Parterres hinreichend kritisirten „Grabrosen“ mit anzuhören, so gelangweilt wurden. O wir haben leider! noch einige andre solcher Berliner Musesöhne, und was das Schlimmste ist, die Producte dieser werthesten Herrn verdrängen das gute Neue, das hier und da das übrige Deutschland erfreut!

vornehmen Anstand, der weder in einer steifen Haltung, noch in einem affectirten Zurücktreten vor den ihm untergebenen Personen besteht, Feinheit und natürliche Grazie in jeder seiner Bewegungen, charakterisiren die Rollen dieser Gattung bey Beschort und erwerben ihm täglich neue Rechte auf den ihm fast bey jeder seiner Leistungen neuen Beyfall des Publicums, wie er den jüngeren Mitgliedern unserer Bühne als ein würdiges, leider noch lange nicht erreichtes Vorbild dasteht.

Gänserich und Gänschen ist eine Posse, von der — sich eigentlich nicht viel sagen läßt; der tolle Einfall, eine halbe Dorfschaft als „Gänse“ vorzustellen, macht sich, in Musik gesetzt, und (was freylich hier nicht immer der Fall war) grazios und niedlich dargestellt, nicht ganz so toll, als man denken sollte, und würde vielleicht auch hier sich recht gut ausnehmen, wenn Mad. Dotsch das „Gänschen“ etwas mehr idealisirt, und Hr. Blume, der Bearbeiter, weniger sentimentale Cantabile und mehr Volksmelodien eingelegt hätte. Sein Talent als Componist mag recht hübsch seyn, allein: Alles zu seiner Zeit, und wir gestehen, daß wir in einem Vaudeville unsere bekannten Gassenhauer lieber hören, als zärtliche Adagio oder gefühvoll schmeizende Violin-Solo. Daß bey uns Deutschen immer gleich etwas „Gemüthliches und Tiefes“ seyn soll!!

Ich berichte Ihnen nichts von der noch immer offenen Kunstausstellung, weil sich über eine so reichhaltige Sammlung als die diesjährige ist, und die des Vortrefflichen und des Guten so Vieles liefert, nur eine ausführlichere Abhandlung schreiben läßt, die in diesem Briefe keinen Platz finden kann. Ich komme wohl darauf zurück, und wäre es auch nur, um Ihnen über die hervorragendsten Stücke, die diesmal Wach, Schadow, Vegasse, Wagenbauer, Quaglio, Adams, Mattenheimer lieferten, etwas zu sagen. Dafür beschließe ich für heut mit einer Probe von der Theaterkritik, wie sie seit einiger Zeit in unsern Zeitungen spukt. Vielleicht findet sich bey dieser, ohne besondre Wahl herausgerissenen Probe, der gesunde Menschenverstand in Wien wieder, den wir hier vermißt haben. Die sogenannte Kritik betrifft das neue Lustspiel von Claren: „die goldne Sonne“ und heißt so:

Goldne Sonne, leihe mir

Die schärfsten Strahlen, lege sie zum Dank

Vor Claren hin! denn ich bin arm und stumm.

Doch wenn du sie mir geliehen hast (denn daß du dein Antlitz von den Zeitungen abwendest, daß du mit ihnen zürnst, ich kann es nicht glauben, dem großes Vorbild leuchtet ja über Gerechte und Ungerechte herab) — goldne Sonne! wenn du mir deine schönsten Strahlen geliehen und Ihm zum Dank dargebracht hast, und Er dann ob des wohlgefälligen Dankes freundlich lächelt, vielleicht verstummte dann auch ich nicht länger, sondern verkünde aller Welt deine Fruchtbarkeit und Herrlichkeit, deine Macht und deine Pracht. O dann will ich malen deine Strahlen, das Licht, das selbst durch dicke Wolken bricht, den Segen und die Wohlgerüche, die du erzeugst durch alle Himmelsstriche, ja selber deine Etiche; sie sind in deinem Bilde die Reize der fast allzuweichen Milde, und sind — ich Flecken, ich will sie nicht entdecken! —

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatte: Wein Keller.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

(Gedruckt bey Anton Strauß.)

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 10. December 1822.

148

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halbi, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbi, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den V. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Blumentische.

Von M. G.\*.

(Schluß)

### Dritter Brief.

„Wo Sie nun die schönen Blumen alle hernehmen sollen, womit Ihre Tische besetzt werden müssen? ob ich auch dazu Rath weiß?“ Wenn es Ihnen nicht an Fleiß fehlt, um sich Blumen zu ziehen, und Ihrem Herrn Gemahl nicht an gutem Willen Ihnen Geld zu geben, um sie zu kaufen, — Rath weiß ich in Menge.

Eine herrliche Flor für den Winter können Sie sich während des Sommers im Garten Ihres Landhauses heranziehen. Die ganze Kunst besteht darin, daß Sie die dazu tauglichen Gewächse zu einer solchen Zeit versehen, daß die Blüthe derselben in die Wintermonate falle. Der Unterricht eines verständigen, mit den Vortheilen seiner Kunst wohl vertrauten Gärtners wird Ihnen dabey trefflich zu Statten kommen. Er wird Sie sowohl die Zeit des Pflanzens und Versetzens, als auch die Kunst lehren, durch öfteres Versetzen dem vortheiligen Wachsthum ihrer Pflanzlinge Schranken zu setzen. Um Ihren Fleiß zu spornen nenn' ich Ihnen von den Gewächsen, die Sie sich auf solche Weise heranziehen können, nur: die immer blühende Rose <sup>1)</sup>, die Monatsrose <sup>2)</sup>, die Centifolie <sup>3)</sup>, die Hortensie <sup>4)</sup>, die Ranunkel <sup>5)</sup>, die veränderliche Ruellie, <sup>6)</sup> die Winter- und die Sommer-Leycoje <sup>7)</sup>.

<sup>1)</sup> Rosa semperflorens.

<sup>2)</sup> Rosa damascena.

<sup>3)</sup> Rosa centifolia.

<sup>4)</sup> Hydrangea hortensis.

<sup>5)</sup> Ranunculus asiaticus.

<sup>6)</sup> Ruellia varians.

<sup>7)</sup> Cheiranthus iucanus und C. annuus.

Eine Menge der herrlichsten Blumen können Sie im Zimmer selbst treiben. Hier nenne ich Ihnen zunächst meine Lieblinginn aus der ganzen Blumenwelt: die Hyacinthe. Zwar lassen sich die schönsten gefüllten Hyacinthen, der grand Monarque de France, der Monarque du monde, der König von Bazan, die Diana von Ephesus und Katharina die Siegreiche nur spät treiben: allein andere minder gefüllte, darum aber nicht minder schätzenswerthe Sorten können Sie schon im December und im Jänner zur Blüthe bringen. Das nämliche gelingt Ihnen leicht auch mit Tazetten <sup>8)</sup>, Schachblumen <sup>9)</sup>, Jonquillen <sup>10)</sup>, Feuerlilien <sup>11)</sup>, mit einigen Arten der Gattung Amarillis <sup>12)</sup> und mit der prächtigen grünblättrigen Weltheimie <sup>13)</sup>. Auch auf Wasser können Sie die herrlichsten Hyacinthen treiben. Sie setzen die Kiele um Michaelis auf die dazu bestimmten Gläser, so daß der vierte Theil derselben in Wasser zu stehen kommt, und gießen dann immer so viel Regenwasser zu, als nöthig ist.

Doch noch immer würden Ihre Tische nicht reich und mannigfaltig genug besetzt seyn, wenn Sie nicht darauf bedacht wären, sich auch einige von jenen Blumen zu verschaffen, die, obwohl größten Theils Kinder einer fremden Zone, bey sorgfältiger Pflege dennoch auch unsre Winterflor verschönern. Solche Schätze können Sie aber nur von einem Kunstgärtner erhalten; und da will ich Sie an den nächsten Mann weisen. Sie nehmen sich einen Wagen und fahren auf die Landstraße hinaus zu Herrn Rosenthal <sup>\*</sup>), Gartendirector bey Sr. Durchl. dem Hrn. Fürsten Rasumovsky. Daß ich ja nichts zu seinem Lobe sage! Sie müssen durchaus selbst sehen! Was für Blumenschätze hat nicht der treffliche Mann durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit zusammen gebracht! Ein wahres Blumenparadies! der prächtigste Tempel Florens! Dabey sind die Preise so billig, daß Ihr Herr Gemahl sich eben nicht unmäßig anstrengen darf, wenn Sie sich einige von Herrn Rosenthals reizendsten Pfleglingen zueignen wollen. Freylich weiß man kaum, wornach man zuerst langen soll. Mir wenigstens that es unendlich leid, daß ich nicht recht tief in die Tasche greifen, und ihm sein ganzes Magazin mit einmal ausleeren konnte.

Die Wahl Ihrer Blumen fodert mancherley Rücksichten. Gewächse, die sehr buschicht sind, nehmen auf Tischen zu vielen Raum ein, und solche, die starke Gerüche aushauchen, würden in verschloßnen Zimmern leicht lästig werden. Auch soll die Blüthezeit, wo möglich, recht lange währen; denn wenn Sie Ihre Besuche bey Hrn. Rosenthal gar zu oft wiederholen wollten, so möchte Ihr Herr Gemahl zulezt doch etwas sauer dazu sehen. Am besten ist's, Sie überlassen die Wahl Herrn Rosenthal selbst, der, eben so artig und gefällig als geschickt, Sie gewiß auf das Freundlichste belehren wird. Zum Überflus füge ich Ihnen noch ein Verzeichniß von solchen Blumen bey, die mir in jedem Monat vor andern geschickt scheinen, Ihre Tische zu zieren.

8) Narcissus Tazetta.

9) Fritellaria Meleagris.

10) Narcissus Jonquilla.

11) Liliun bulbiferum.

12) Vorzüglich mit der schönsten, und der könipl. Amarillis, A. formosissima, A. reginae.

13) Veltheimia viridifolia.

\*) Nächst der Augustinerkirche.

## I m O c t o b e r.

Die japanische, die wellenförmige, und die königliche Amas-  
rillis. *A. sarniensis*. *A. undulata*. *A. reginae*. Die Cardinalsblume, *Lo-  
belia cardinalis*. Sie blüht schön hochroth, zwar schon im August, läßt sich  
aber leicht bis in den Spätherbst hinhalten.

Die Pfauenblume. *Ferraria pavonia*. *Ferraria Tigridia*. Eines der  
prächtigen Zwiebelgewächse. Sie blüht roth mit dunklen Flecken.

Die gefleckte Gloxinie (Porcellaingslocke), *Gloxinia maculata*.  
Hellblau.

Die liegende Gorterie. *Gorteria ringens*. Orangensarb, mit schwar-  
zen und weißen Puncten.

Die nesselblättrige Halbblume. *Hemimeris urticifolia*.

Der graue, edle, glänzende und gesäumte Kranichschna-  
bel. *Pelargonium glaucum*. *P. nobile*. *P. splendens*. *P. zonale*.

Die immerblühende Schleifenblume. *Iberis semperflorens*.

Banillen-Sonnenwende. *Heliotropium peruvianum*. Blüht den  
ganzen Winter hindurch.

Die prächtige Strelizie. *Strelitzia Reginae*. Eine Prachtpflanze,  
die ihren Namen der Königin von England, einer Prinzessin von Meck-  
lenburg-Strelitz, zu Ehren erhielt. Gelb mit blauen Honiggefäßen.

Die japonische Volkamerie. *Volkameria japonica*. Der unver-  
geßliche Freyherr von Jacquin soll diese herrliche Blume vorzüglich geliebt,  
und sie immer auf seinen Fenstern gehabt haben. Sie blüht fleischfarb und  
haucht einen sanften äußerst angenehmen Duft aus. u. a.

## I m N o v e m b e r.

Die blaue Aschenpflanze. *Cineraria amelloides*.

Das spatelförmige Dickblatt. *Crassula spathulata*.

Die dreyblättrige Cacalie. *Cacalia articulata*.

Die goldfarbige Phlomis, *Phlomis leonurus*.

Die wuchernde Veltheimie. *Veltheimia tormentosa*.

Die Winterblume. *Gomphraena globosa*. u. a.

## I m D e c e m b e r.

Den Gewächsen der vorigen Monate, die auch jetzt fortblühen, lassen  
sich noch beyfügen:

Die veränderliche Ruellie. *Ruellia varians*.

Die grünblättrige Veltheimie. *Veltheimia viridifolia*.

## I m J ä n n e r u n d F e b r u a r.

In diesen Monaten verherrlichen die früheren Hyacinthen, der Frühlings-  
safran (*Crocus vernus*), die Mayblumen, mehrere Irisarten und Anemonen  
die Tische der fleißigen Blumenpfelegerinn. Außer diesen empfehl' ich Ihnen:

Das Ofterveilschen. *Viola odorata*.

Das capische Schlangenkraut. *Calla aethiopica*. Weiß, wohl-  
riehend.

Die Bastard-Afchenpflanze, *Cineraria hybrida*, und mehrere Arten von Geranien und Pelargonien.

Im März und April.

Anemonen, Amarylliden, Tazetten, vielblüthige Mayblumen, Primeln und Schneetropfen, und die zartesten Geranien und Pelargonien blühen in diesen Monaten mit wetteifernder Emsigkeit. Aus den Knospen des Blumenrohrs (*Canna indica*) drängt sich die glänzende Scharlachblüthe; die Alpenpflanze (*Epimedium alpinum*) entfaltet ihre zierlichen Blüthentrauben; sanft erröthet das bescheidne Sinngrün (*Vinca rosea*) neben stolz prangenden Fritzen, und muthiger als dieses sucht die kleine Lachenalie (*Lachenalia tricolor*) den bunten Schmuck ihrer Farben geltend zu machen. Doch wozu dann überhaupt noch Blumentische! Der wiederkehrende Frühling macht jetzt die ganze Erde zu einem Blumenbeete, und wenn Sie dann die dumpfe Stadt verlassen, und mit frischem Herzen und frischen Sinnen Berg und Thal, und Wald und Feld, Hain und Gebüsch durchziehen, und das rege Leben und Weben der Natur sehen, die überall Millionen Blumen und Blüthen hervortreibt: so werden Sie weder nach den theuren Gewächsen der Wendezirkel verlangen, noch weiter an die Kunst denken, welche denselben unter einem fremden Klima nur mühsam eine Blüthe entlocken kann; selbst wenn Sie in dieser Kunst einen Lehrer haben könnten, der noch tausendmal unterrichteter wäre, als ich es bin.

An J. F. Castelli,

bey seiner Wiedergenesung von einer Todeskrankheit,  
Kurz nach seiner Rückkehr aus Italien,  
im Namen seiner Freunde.

Kaum bist du heimgepilgert aus dem Lande,  
Wo tief im Laub' die Goldorange glüht:  
So schlägt der Dämon dich in seine Bande,  
Der allverheerend durch das Leben zieht;  
Der Dämon: Siechtum, in dem Nachgewande,  
Der abblüh'n heißt, weil selbst er abgeblüht:  
Er schließt sich ein mit dir in's finstre Zimmer,  
Und läßt dir kaum des Hoffnungs Lämpchens Schimmer.

Da kommt Gott Jocus von dem Sternensitze,  
Troh, wie du sonst, sein Schützling und sein Kind;  
Schnell ist er da; schlüpft durch der Thüre Ritze;  
Sicht hinter'm Dämon; sieht bey dir geschwind;  
Unsichtbar küßt er deiner Wangen Hitze,  
Und schirmt das Lämpchen dir vor Zug' und Wind:  
Da merkt der Dämon, daß ein Gott hier rette,  
Und schleppt sich träg hinweg von deinem Bette.

Nun denn so walke, vielwillkommen wieder,  
 Geliebt, wie sonst, des Lebens blumig' Gleis!  
 Die Freude winkt; theilnehmend seh'n die Brüder,  
 Den Längentbehrten grüßt ihr froher Kreis.  
 Und vom Olymp schaut Jocus, lächelnd, nieder;  
 Dein frisches Aug' ist ihm der liebste Preis:  
 Drum weih' auch ihm, dem lächelnden Befreyer,  
 Dein erstes Lied auf der erweckten Leyer!

### K. K. Hoftheater an der Burg.

Donnerstag den 28. November zum zwayten Mal die Wette, oder: Jeder hat sein Plänchen. Lustspiel in vier Aufzügen, von Prof. Kruse und Lebrün.

Wenn tägliche Erfahrungen es bestätigen, wie kunstreiche Darstellung selbst die schlechtesten dramatischen Dichtungen zu heben vermag, und auf diese Weise gar oft schon das Talent des Schauspielers den Namen des Dichters der Geißel entzog, so dürfte sich beim ersten Anblick mit Recht hieraus folgern lassen, wie die bessern poetischen Producte für die Bühne noch mehr durch die Bemühungen der darstellenden Künstler gewinnen können, und daß daher den Verfassern solcher Werke besonders Glück zu wünschen sey, wenn ein fast vollendeter Künstlerverein die Ausführung ihrer Dichtungen übernimmt. Nichts desto weniger haben uns, weder frühere Productionen dieser Art, noch die Aufführung des hier zu besprechenden Lustspiels, die Wahrheit dieses Schlusses bewährt. Vielmehr glauben wir beobachtet zu haben, daß nur den Verfassern durchaus mißlungener Versuche, oder ausgezeichnet guter Dichtungen, den Einen, weil sie nichts zu verlieren hatten, den Andern aus der Natur der Sache, talentvolles Spiel zu gute kam, während Dichtern, deren Producte sich zwischen jenen Extremen bewegen, und die daher nicht entschieden genug zu einem von beyden gezählt werden können, aus Gründen, die wir sogleich angeben werden, offenbar mehr Schaden als Nutzen, grade aus den gelungensten Darstellungen ihrer Arbeiten erwächst.

Der lebhafte Antheil, welchen das herrliche Spiel jedes Einzelnen, und das regsame Ueineinandergreifen Aller uns abgewinnt, macht uns trotz unfres festesten Vorurtheils unbillig gegen die Verdienste des Autors, die unter andern Verhältnissen mehr hervortreten und anerkannt werden würden, und wir schreiben manche Wirkung, die dem Dialog der Situation, dem Witz und der Erfindung einen großen Theil zu verdanken haben dürfte, einzig und allein dem glücklichen Bemühen jener Künstler zu, die es grade an den schwächsten Stellen der darzustellenden Dichtung bewähren, wie sehr ihr Talent dem des Dichters überlegen ist.

Mit dieser Eingangsbemerkung haben wir fast unwillkürlich die Kategorie des hier in Rede stehenden Lustspiels ausgesprochen, die sich doch eigentlich nur aus der weiter unten zu folgenden Beurtheilung desselben hätte ersehen sollen. So sehr wir nun uns auch bewußt sind, hierin nur unfre Leser und nicht uns selbst anticipirt zu haben, indem unfre fernere mit Gründen unterstützte Ansicht, diesem Stück keine andere Stelle einräumt; scheint es uns doch nur gerecht, auch mit einer zweyten Bemerkung unserm Urtheile scheinbar vorzugreifen. Wir müssen nämlich eben so voreilig gesehen, daß, wenn wir schon den Spielraum dieser Dichtung zwischen gut und schlecht angegeben haben, das Ganze sich doch mehr nach jener Seite neigt, die den Beruf der H. Verfasser für diese Bahn vortheilhaft bekundet, und sie daher zu fernerer Bearbeitung des dramatischen Gebiets mehr ermuntern als entmuthen darf.

Die nähere Beurtheilung dieses Lustspiels macht uns aber die Mittheilung einer Exposition desselben nöthig, die wir nun hier so gedrängt als möglich folgen lassen.

Eine junge reiche Wittve, Frau von Lindenstein (Mad. Löwe), die geistreich und schön, mit dem Tode ihres Mannes jene Freyheit wieder gewonnen hat, die sie in Hymens Banden sehr entbehren zu haben scheint, ist auf dem Wege, dieses kostbare Gut wieder zu verlieren, sie liebt und mag sich's nicht gesehen, den Baron von Ringen

(Hrn. Kettel). Beide befinden sich an einem Badeort in der Nähe der Residenz. Das Betragen der Frau von Lindenstein zu beobachten, hat ihre Stiefmutter, Frau von Harder (Mad. Costenoble), welche in der Residenz wohnt, ihre eigene Tochter, und daher die Stiefschwester der erstern, Fräulein von Harder (Ulle. Weber) unter dem Namen Mad. Busch, bey derselben als Gesellschafterinn unterzubringen gewußt, welches um so leichter gelang, als beyde Stiefschwestern sich schon lange nicht gesehen, und Mad. Busch unter dem Vorwande einer Augenkrankheit, mit einer grünen Brille sich noch mehr unkenntlich machte. Bey dieser Gelegenheit ist letztere dem Bade-*Arzt* (Hrn. Korn), einem freundlichen, verständigen, für seinen Stand fast zu muntern Mann, wie er ihr, interessant geworden. Es waltet aber ein Familienverhältniß ob, daß beyde Stiefschwestern, in Gemeinschaft mit dem Baron von Ringen, einen alten Onkel, ihren Vormund, zu beerben haben, der jetzt während des Aufenthalts der Mündel im Bade, in der Residenz starb. Die Stiefmutter, eine engherzige ahnenstolze Frau, von dem Wunsche ergriffen, den reichen Miterben, den Baron Ringen, ihrer eigenen Tochter zuzuwenden, wirbt einen jungen halbliebenswürdigen Wildfang von Officier in der Residenz, Fritz von Dornburg (Hrn. Wotho) und verspricht ihm dazu behüßlich zu seyn, die Hand der Frau von Lindenstein zu erlangen, nur müsse er sich bemühen, den Baron Ringen bey derselben auszuheben, da dieser, wie sie glaube, ihr nicht gleichgültig zu werden anfängt. Dem *Avanturier* scheint nichts leichter und sie reisen nach dem Bade.

Der Doctor, eine Art *Factotum* des Hauses, hat so eben als *Mercur* und *Waffen*-träger der *Diana*, welche Maske die Frau von Lindenstein angelegt hat, diese nach einem Balle begleitet, nachdem er zuvor Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß Baron von Ringen auf demselben Balle als *Endymion* erscheinen würde. Auch hat Frau von Lindenstein den Doctor schon früher einmal beauftragt, ihr Bild, für Ringen bestimmt, anfertigen zu lassen, so wie sie kurz, ehe sie sich nach dem Balle begeben hatten, nach einem lauten Kampfe mit sich selbst, ihrer Gesellschafterinn ein *Billet* an den Baron von Ringen zu befördern auf dem Tische zurückließ, in welchem ihre Liebe über ihren Stolz halb gesiegt zu haben scheint, und worin sie ihm die Hoffnung gibt, daß es wohl bald zu einer bestimmten günstigen Entscheidung zwischen ihnen kommen müsse. Kaum hat die Lindenstein ihr Zimmer verlassen, läßt ihre Stiefmutter, eben aus der Residenz angekommen, sich bey ihr anmelden, und findet also ganz erwünscht sie nicht, wohl aber ihre eigene Tochter, Mad. Busch zu Hause. Diese muß nun Bericht über den Zustand der Dinge abstaten. Frau von Harder mißbilligt, wie natürlich, die Neigung der Lindenstein für Ringen und erklärt ihrer Tochter, daß sie den Baron Ringen für sie bestimmt, während sie der Lindenstein schon längst einen ganz andern Gemahl zugebracht habe. Sie findet das *Billet* an Ringen noch auf dem Tische, das darf nun ihrem Plane gemäß nicht abgesendet werden, sie verwahrt es. Ihrer Tochter aber trägt sie auf, noch als Mad. Busch dem Baron von Ringen ihr wahres Bild, das sie (die Mutter) zu diesem Behuf mitgebracht hätte, zukommen zu lassen, dann unter dem ersten besten Vorwande abzureisen, um bald wieder in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen. Das Mädchen, zu klug, um von noch so vernünftigen Einwendungen gegen die stolze, selbstsüchtige Mutter etwas zu erwarten, entschließt sich, bey einer gewissen Ehrlichkeit zur List und ihr Plänchen beginnt.

Während dessen hat Fritz von Dornburg die Maske, unter welcher Ringen auf dem Balle erscheinen würde, so wie die der Frau von Lindenstein erfahren, und begibt sich auch als *Endymion* ganz wie Ringen gekleidet dahin. Beyde Liebesjäger nähern sich vertraut *Dianen*. Ringen wird eifersüchtig, fordert vom *Pseudo-Endymion* Erklärung seines Betragens, die von demselben so witzig erwiedert, als sie leidenschaftlich verlangt wird, und wohl die originellste Scene im ganzen Lustspiel hergeben dürfte. Als es endlich dahin kömmt, daß beyde sich demaskiren, erkennen sie in einander alte Bekannte, und Dornburg schlägt statt allen *Zweykampfs* das Mittel vor, daß jeder von ihnen sein Talent möge walten lassen, um den schönsten Lohn bey der Lindenstein zu erringen. Ein kleines Fest, das er heute Abend geben würde und zu dem er auch die *Herzönigin* laden wolle, müsse Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlage

geben, der Überwundene sollte alsdann ruhig abziehen. Dornburg fügt noch hinzu, er bezweifle so wenig den glücklichen Ausgang für sich, daß er Ringen zugleich die Wette anbiete, der geschlagene Theil möge die Beche des Festes zahlen. Diese Wette nimmt Ringen um so zuversichtlicher an, als er sich der Liebe der Lindenstein gewiß hält, und die scheinbare Sicherheit des Dornburg nur in seiner Eitelkeit sucht. Dornburg macht noch die Bedingung, daß man sich aus den gegenseitigen Fortschritten kein Geheimniß machen wolle und sein Plänchen beginnt.

Die Lindenstein, den Morgen nach dem Balle, aufgeregt über das gestrige leidenschaftliche Benehmen des Barons gegen Dornburg, durch das sie sich compromittirt fürchtet, spielt heute die Kalte und Beleidigte, und erbittet sich unter sichtbarem Kampfe bey Ringen's Erscheinen seine seltuern Besuche. Dieser aber glaubt dieses ihr Benehmen schon dem Eindrucke, welchen Dornburg gestern auf sie gemacht habe, zuschreiben zu müssen. Auch Dornburg ist in seiner Eitelkeit derselben Meinung, um so eher, als die Lindenstein in ihrer Smorlia sich gegen ihn hat verlauten lassen, daß sie nun alles Schmachten und Seufzen ganz aus ihrem Hause verbannt wissen will und seine Unterhaltungen ihr grade jetzt recht willkommen wären.

Dem Befehl der Mutter gehorchend, hat indessen Fräulein von Harder noch als Mad. Busch ihr Bild dem Baron Ringen zukommen lassen, und reiste alsdann ab. Doch hat sie noch vor ihrer Abreise dem Doctor ihren wahren Stand und die Lage der Sachen, mit der Betheuerung ihm treu zu bleiben, entdeckt, und ihm das Plänchen aufgetragen, ihr Bild, das der Baron jetzt besitze, mit demselben gegen das auszutauschen, was die Lindenstein durch ihn für Ringen habe anfertigen lassen.

Frau von Harder, im Verfolg ihres Plans, sucht die Sicherheit Dornburgs zu erschüttern, um seine größere Thätigkeit aufzuregen, indem sie ihm das Billet der Lindenstein, das für Ringen bestimmt war, übergibt. Der Doctor, der das Bild seiner Geliebten, welches sich in Ringens Händen befindet, zu erlangen wünscht, klärt demselben die Launen der Lindenstein auf, versichert ihn ihrer Liebe und übergibt ihm ihr Bild, wofür er sich das seiner Geliebten erbittet, ohne sich ihm zu entdecken.

Dornburg hat den Austausch dieser Bilder nur von weiten betauscht, er merkt aber nun an der Freude Ringens, daß dieser mehr als je hoffe, von der Lindenstein begünstigt zu seyn; er benutzt nun das Billet der Lindenstein, das Frau von Harder ihm gegeben, Ringen glauben zu machen, dasselbe sey an ihn gerichtet, da es mit keiner Adresse versehen ist. Ringen gehet in diese Falle und jetzt beschließt er in seinem Dépit amoureux dem Fräulein Harder seine Hand zu geben.

Frau von Harder und Dornburg glauben sich schon am Ziele. Der letztere weiß zwar nicht, was er von dem Austausch der Bilder denken soll, doch weiß er es, um sein Spiel sicher zu gewinnen, der Lindenstein so zu erzählen, daß sie Verdacht schöpft und eifersüchtig wird. Den Doctor hat er ihr als einen Unterhändler geschildert, und als sie bey einer Unterredung mit diesem, von ihm jenes Bild bloß zu sehen verlangt, das, wie sie wisse, Ringen so entzücken konnte, erblickt sie zufällig das Bild des Fräulein Harder bey ihm, und nun ist sie von Ringen's Treulosigkeit überzeugt, die des Doctors Verlegenheit ihr noch bestätigt.

Es kömmt nun das Fräulein Harder an, in deren Busen die Schwester ihren Gram auszugießen hofft, aber wie erschrickt die Arme nicht, als sie in ihrer Schwester die vermeintliche Nebenbuhlerin erkennt.

Ringen kömmt nun, um die Lindenstein zu bitten, sich bey ihrer Schwester für ihn zu verwenden, um ihr dadurch seine Gleichgültigkeit zu zeigen; jetzt unterliegt die Lindenstein, wie sie vorgibt, nur aus Schmerz von der eignen Schwester nicht offen behandelt worden zu seyn und sie in den Armen eines so wankelmüthigen Mannes zu wissen.

Jetzt schürzt das Fräulein Harder schnell den Knoten, indem sie ihre Liebe zum Doctor gestehet, die Lindenstein und Ringen verständigen sich nun, da der Doctor auch spricht, und sie sind versöhnt.

Es sind diese letzten Scenen schon während des verabredeten nächtlichen Festes vorgefallen, doch in abgelegnen Zimmern. Dornburg weiß noch von der Ausfö-

nung nichts. Doch ahnet er bald den Stand der Sachen und wie ein guter Feldherr gibt er früh das Verlorne auf, um auf einen guten Rückzug zu denken. Er macht Miene, das Fräulein Harter heimzuführen. Der Doctor verspricht ihm hierzu behütlich zu seyn. Er wird aber, wie natürlich, auch hier geprellt, denn bald geschieht das zweyte Liebespaar unter dem Schutze des neuen Vormunds (was Ringen durch das Testament des Otfelds geworden ist) der Mutter ihre Liebe, sie muß gute Miene zum bösen Spiel machen, Dornburg die Beche zahlen und das Publicum nach Hause gehen.

Dieser hier gegebene flüchtige, aber den Hauptzügen nach treue Überblick des ganzen Lustspiels, wird es rechtfertigen, wenn wir bemerken, daß eigentlich nicht jeder, sondern nur drey Personen in diesem Stücke ein eigentliches Plänchen haben, und das auch nur, in so fern als die activen Personen eines jeden Stückes, wenn sie nicht blind ohne nach sich vorgesehtem Zwecke handeln sollen, immer ein Plänchen haben müssen. Ferner dürfte wohl der Leser hieraus mit uns die Ansicht theilen, daß ein Agregat von kleinen Plänchen, trotz aller Arithmetik, keinen großen Plan zu einem guten Lustspiel hergeben, und daß es den einzelnen Personen und ihren Handlungen so sehr an Originalität gebricht, als wir in dem Ganzen Neuheit der Erfindung entbehren. Sorderungen, die wir, ohne ungerecht zu seyn, an einem neuen Lustspiele machen, wenn wir es unbedingt zu den guten zählen sollen.

Daß übrigens fließender, beweglicher Dialog und gesunder, nicht gemeiner Witz das Ganze allenthalben belebt, so wie daß einzelne Situationen recht wirkend herbeygeführt sind, haben wir schon im Allgemeinen früher angedeutet, und müssen es hier gebührend wiederholen, um dieses Lustspiel von so vielen neueren, denen bey denselben Mängeln auch noch diese Vorzüge abgehen, gehörig auszuzeichnen.

Die Aufführung dieses Stückes haben wir schon in ihrer Totalität gewürdigt, und wenn wir das vortreffliche Spiel jedes Einzelnen lobend anerkennen wollten, müßten wir fast von jedem der in diesem Lustspiele mitwirkenden Glieder dasselbe sagen. Überhaupt reifen die Productionen dieses Künstlervereins immer mehr und mehr einer Höhe entgegen, auf der sie über manches Lob, das unsre Zeit so leicht verschwendet, bald erhaben dastehen durften, und dem Ref. dringt sich hier der Anfang einer Ode von Boileau an Ludwig XIV. auf, wo die sich häufenden Siege des Königs den Dichter zur Verzweiflung bringen und er ausruft: Roi cesse de vaincre ou je cesse de chanter!

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Barleria flava. Gelbe Barlerie. Aus Ägypten.
- Eupatorium Dalea. Weidenblättriger Wasserdoß. Aus Jamaica.
- Euphorbia nercifolia. Oleanderblättrige Wolfsmilch. Aus Ostindien.
- Lachenalia tricolor. Drenfarbige Lachenalie. Vom Cap.
- Othonna lingua. Zungenförmige Othonne. Vom Cap.
- Paullinia cauliflora. Stammblüthige Paullinie. Von Caracas.
- Plumbago rosea. Rosenrothe Steinwurz. Aus Ostindien.
- Theophrasta longifolia. Langblättrige Theophraste. Von Caracas.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 12. December 1822.

149

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Motenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Besuch auf der Insel Capri im May 1822.

Ueber Jahr und Tag waren wir schon friedliche Bürger von Neapel, und hatten uns rund herum getrieben, um die Merkwürdigkeiten des classischen Bodens, wohl auch zu wiederholtem Male, zu besehen. Tag täglich schweiften unsere Blicke nach der den Golf begrenzenden Capri, die dem guten Seume wunderlich genug, wie ein Sorrento verschlingen wollendes Crocodil vorkam. Oft erwachte der Wunsch die Insel zu besuchen, aber sey es Indolenz; denn es handelte sich um zwey — drey Tage, — sey es Folge des Geschäftslebens, das die Eigenthümlichkeit hat, den Menschen selbst da fest zu halten, wo nicht nur nichts Wichtiges (wir hätten denn die Anmaßung, Alles für wichtig zu halten, was unsere Persönlichkeit liefert), sondern kaum etwas zu leisten ist. Endlich waren doch alle Bedenklichkeiten beseitigt, die Anstände gehoben, und die Reise angetreten.

Ein altes lateinisches Sprichwort sagt: Viele Köpfe, viel Sinne \*), und dieß hat sich bey unserer, wenn auch nur achtköpfigen Caravane bewährt. Freund V — n, ein gewaltiger Dilettant im Seewesen, wollte von nichts, als von Segeln hören; ihm stimmte Freund M. bey, und so bestiegen beyde, am trüben Morgen des 9. May, wohlgemuth, eine vierruderige Fregatte. Die übrige Gesellschaft hielt sich am festen Lande. Sie kutschte über die Magdalena-Brücke und Portici, an den Füßen des rauchenden Vesuvus hin, durchschnitt die schwarzen Lavaschichten, die einst dem empörrten Krater entströmt, in breiten glühenden Adern sich fortgeschoben hatten, von der hohen Feueresse bis zum zischenden Meer, und die heute noch, ein finsterner Todtent Teppich, die Bahn des Verderbens bezeichnen. Ein junges üppiges Leben keimt und blüht, wohin nur das Auge sehen mag, eine kräftige Natur prangt und sproßt rings überall, aber mitten in diesem schmeichelnden Bilde starrt der alte Lavaström, ernst und finster hindeutend auf das, was geschah, und was geschehen kann.

\*) Quot capita tot sensus.

Die Landparthie fuhr wacker darauf los, ließ die Salerniterstraße sammt dem auferstandenen Pompeji links, durchschnitt eine kurze kahle Ebene, und erreichte unter hohen Ulmen und Nebenlauben, die von Ulme zu Ulme gezogen, über dem Getreide ein lustiges Laubdach bilden, um anderthalb Stunden früher Castel a Mare, als die Wasserparthie. Diesen war nicht Aol, nicht Neptun hold. Auch nicht ein leichter Zephyr flog über die See und so mußten ihre sennigen Matrosen vier ewige Stunden wühlen und plätschern, bis sie wieder das Land betreten konnten.

So wie man sich Castel a Mare nähert, glaubt man der nordischen Heimath näher zu seyn. Da fließt dem Wandernden ein Bach so rein und so hell entgegen, als wäre er in Tyrol; eine Mahlmühle liegt an der Straße mit allen Attributen dieses Allen nöthigen Gewerkes, im Hintergrunde des hohen steilen Bergrückens, der den Golf von Neapel von jenem von Amalfi scheidet, bewachsen von dichtem Eichengehölz, von Schluchten und Thälern getheilt! eine Schwester-Landschaft von jener bey Ala in Tyrol. Aber plötzlich wird die nördliche Landschaft zur südlichen Natur. Da, wo die Bergfüße sich ebnen, wuchert der Pomeranzenbaum, und die Rebe, und alle südlichen Früchte. So schlingt sich die südliche Jungfrau traulich an den nördlichen Jüngling.

Als nun die Flotte in Castel a Mare angekommen war, und die Gäste sich herausgepußt hatten, ging's an die Heilbrunnen, die am südlichen Ende des Städtchens aus fünf Quellen strömen, und dem Laien entweder nach Salz oder nach Schwefel schmecken. Diese Heilquellen, die Lage von Castel a Mare, ihre schattig kühlen Umgebungen, ziehn in den Sommermonaten sehr viele Fremde dahin. Die reichen Engländer, mit welchen Neapel überschwemmt ist, miethen daselbst die schönsten Willen, und das freundliche Städtchen wird im Sommer häufig zum Ziel einer partie de plaisir. Nach den Brunnen besuchten wir die nahen Schiffswerfte, wo das gigantische Geripp des Kriegsschiffs Vesuvio den Blick jedes Wanderers an sich zieht. Man muß ein Kriegsschiff außer dem Wasser sehn, um das Colossale eines solchen Fahrzeugs ganz fassen zu können. Wir stiegen in den Bauch dieses unvollendeten Wasserschlosses, und bedauerten, daß es nun, nach elf Jahren, noch immer weit entfernt ist, sich in die Fluthen, die sein Element sind, zu tauchen. Murat soll es angefangen haben, aber mit seinem Reiche hatte auch die Fertigung des Schiffes aufgehört, und es steht zu erwarten, ob die Finanzen, unter den jetzigen Verhältnissen, im Stande seyn werden, mit diesem weit vorgeschrittenen, aber noch lange nicht beendigten Baue, dem einzigen neapolitanischen Kriegsschiffe Capri einen würdigen Nebenbuhler zu geben. Uns, die wir keine Einsicht in die Nautik haben, schien es, als wolle die Zeit sich an der Zögerung rächen, und als ob sie zu zerstören drohe, was ihr, ohne Schuß, zur leichten Beute, dahin gestellt ward.

Nach diesem Spaziergange ging's zur Tafel, wo dem Einen der Wein, dem Andern die Fische nicht anstanden; indessen doch ein jeder sein Möglichstes that der Küche und dem Keller Ehre zu machen. Die Schüsseln und Bouteillen kehrten leer zurück, die Gesellschaft fand sich an Leib und Seele gestärkt, und die Wanderung zum königlichen Schlosse wurde angetreten. Obwohl der Gang durch eine doppelte Reihe schattenreicher Bäume führt, so würde ich doch jedem einiger Maßen bequemen Freunde rathen, diese Pro-

menade a Cavallo wenigstens a Ciuccio zu machen. Man steigt ziemlich weit und unausgesetzt bergauf, indessen erreichten wir auch auf dem apostolischen Fuhrwerke das hohe Portal, bey welchem der gute Weg sich plötzlich rechts dreht, aber auch eine aufgestellte Tafel sagt:

Bis hieher, und nicht weiter  
Dürfen kommen die Reiter \*).

Obwohl wir nun, kraft dieses Verbots, als bescheidene Fußgänger weiter gehn durften, so hatten wir doch keine Lust dazu. Wir gingen also schnur gerade in einer langen Nebenlaube dem Schlosse zu. Eine grämliche Aufwärterinn las unsern Erlaubnißschein, womit wir uns wohlweise versehen hatten, und ließ die Schlüssel herbeyholen. Einige Kinder umgaben die, wenigstens nicht allzusehr zuvorkommende Frau.

Darunter war ein kleines Mädchen von kaum fünf Jahren, ein wahrer Engelskopf. Das Liebliche in dem Kinde hatte uns Alle angezogen, und die Kleine schmiegte sich freundlich und zutraulich an Freund M., dessen Gemüth Alt und Jung zusagt. Die Schlüssel kamen, die unfreundliche Frau führte uns durch eine Reihe unmerklicher Zimmer, die der Bemühung sammt und sonders nicht würdig gewesen wären, hätten sie uns nicht auf die breite Terrasse hinaus geführt. Ja das ist ein schöner, königlicher Anblick, auch wenn das Ganze, im echten Sinne des Wortes, nicht königlich wäre. Welch' reicher Gesichtskreis öffnet sich hier! Die weite waldähnliche Ebene liegt wie eine gezeichnete Karte unter uns, der Vesuv, das ewige Neapel, das mit Torre del Annunciata Eins zu seyn scheint, der Golf, und der Possipp! Was ist das schönste Landschafts-Gemälde gegen einen solchen lebendigen Blick!

Aber uns stand noch ein langer Weg bevor, darum trennten wir uns von der schönen Aussicht und der reizenden Gegend. Auch die Landparthie mußte nunmehr dem Wassergötte opfern; denn bloß ein halbsbrecherischer Saumweg soll nach Sorrento führen, den zu nehmen man uns allgemein abrieth. Da wartete unser unten im Hafen eine achtrudrige Barke. Der Schnellsegler des Freundes L — n hatte schon in die See gestochen, und machte unsere Vorhut. Auch unsere Ruder griffen nun mächtig in die Wellen, aber alle Anstrengung half wenig.

Wir fuhren um das Vorgebirge Orsando, und freuten uns des schönen Anblicks, den uns die struppigen Berglehnen gewährten. Steil, mit großen Felsenklumpen gespickt, senken sie sich zum Meere herab, aber einzelne Fußgänger erklettern sie doch. Da werden Steine gesprengt, und zu Tage gefördert, da werden Bündel von Reifig gemacht, und auf einem langen Stricke zum Meere hinabgeschneelt. Die Erfindung ist einfach, aber sinnreich. Ein langer Strick wird von der höchsten Steile bis nahe zum Wasserspiegel gespannt. Der Reifigbund erhält eine Schlinge, durch welchen der Strick gezogen, und dadurch das schnelle Hinabschlüpfen verursacht wird. Unten steht ein Mann, der die Schlinge und das Bündel löst.

Auf einem hohen Vorgebirge liegt Bico, ein kleines Örtchen. Ein dichter, reich belaubter Wald schien das Ganze, wo Gruppen von Häusern und

\*) Der italienische Text sagt ganz in guter Prosa: E' proibito di passare oltre a Cavallo o in Carozza.

einzelne Wohnungen mit der runderdächigen Pinie wechselten, und immer neue Ansichten boten. Wir umschifften die Spitze, die Vico von Meta trennt, und plötzlich verwandelte sich die Küste in eine senkrechte Felsenwand, meist kahl, zuweilen von Epheu umrankt. In dem weichen Tuffsteine haben bald die Wogen, bald Menschenhände seltsam geformte Höhlen eingegraben; durch tiefe Einschnitte und Grotten führen häufige Saumwege vom Wasserspiegel bis zur Felsenkante hinauf. Ein solcher Weg führte uns nach Meta. Die Landschaft schien uns bis Sorrento ein üppiger Garten auf ebener Fläche. Wir dachten die schöne Gegend nicht von weitem anzuschauen, sondern in der Nähe zu genießen. Aber wir hatten uns verrechnet; zwar ist die Gegend hinter der Felsenkante eben, wie ein Bret, sie ist ein herrlicher Pomeranzwald, der Weg selbst für jedes Fuhrwerk bequem fahrbar, aber dieser Weg wird von hohen Mauern eingeschlossen, worüber höchstens die Wipfel der Bäume mit ihren reichen Goldorangen blicken. Ungeduldig, wie man nach jeder getäuschten Hoffnung ist, zogen wir in dem Mauer-Hohlwege zwischen Dörfern und hübschen Wohnungen vorwärts, und erreichten nach einer Stunde Sorrento, wo unsere muthig fortgesegelte Avantgarde, aus zwey Köpfen, bereits angelangt, am Thore der Citadelle unserer wartete.

Sorrento wird nur von einzelnen Reisenden, und auch von diesen selten besucht. Es machte also die Ankunft von acht Militärs, wovon fast jeder einen andern Rock trug, von zwey Bedienten und acht Marinärs, die das sparsame Gepäck der Reisenden unter dem Arme trugen, ein gewaltiges Aufsehn, um so mehr, da die Caravane auf der Brücke, welche die Stadt mit der Citadelle über eine ungeheure Schlucht verbindet, Posto zu fassen schien, und die Leutchen, die ihr: volete una locanda, in der Hoffnung eines Gewinnes von ein Paar Grani, anbrachten, mit kaltem Kopfschütteln von sich wies. Man hatte in Neapel die Gutmüthigkeit, uns auf die lange Reise mit Empfehlungsschreiben nach Castel a Mare zu versehen, die Höflichkeit girirte sie von da weiter nach Sorrento; aber daselbst angelangt, fand sich's, daß unser Protecteur in Meta gerade an dem Orte, wo der größere Theil der Caravane an's Land gestiegen war, wohne. Ein Gilbote wurde demnach mit dem Empfehlungsschreiben dahin zurückgesandt, und die Gesellschaft langweilte sich indessen im Angesichte des gaffenden Pöbels auf der Brücke, und sah in die schauerliche Tiefe, in welche die vormalige Brücke, vor vielen Jahren, eines Nachts stürzte, aber eben weil sich dieß um Mitternacht ereignete, kein einziger Christenmensch dabey verunglückte (*non si ha perso ni uno Cristiano*, sagten unsere Zuschauer). Endlich kam unser Protecteur in einer winzigen, einspännigen Kalesche und kündigte uns unsere Einquartirung in Meta an. Unsere Habseligkeiten wurden aufgeladen, und das Köflein trabte damit nach Meta, wir aber luden unsere Gönner zum Abendessen in Sorrento. Es währte eine ewig lange Zeit, bis das schlechte Souper servirt wurde. Endlich erschien es unschmackhaft, unrein. Man zahlte die Zeche und das, selbst von der schönen Tochter mit Ungeflüm geforderte Trinkgeld, und machte die zwey Miglien nach Meta zurück, wo sämtliche Gäste gute Betten empfangen.

Am folgenden Morgen ging die Gesellschaft zeitlich unter Segel. Ein romantischer Steig führte uns durch Klüfte und Grotten zum Meere, wo

wir ein zwölfrudriges Schiff bestiegen. An dem phantastisch geformten Felsengestade vorbey eilend, hielten wir am Capo di Sorrento, um die Ruine eines alten Gebäudes zu bewundern, an der wir übrigens nicht viel mehr fanden, als daß sie eine ziemlich unkenntliche Ruine sey. Wir bogen um die Spitze, ließen die winzige Felseninsel Boveco, die wie ein hingeschleudertes Felsenklumpen aus den Wogen ragt, zur Rechten, und ergeten uns an dem schön bebauten Vorgebirg, aus dessen laubigem Grün uns die weißen Häuser von Massa, und noch so manche zerstreute Wohnungen, entgegen leuchteten. Ein frischer, gleichförmiger Wind schwellte die Segel, und schaukelte uns im leichten Fluge nach Capri.

Da lag nun die Insel, der siebenjährige Aufenthalt des verrufenen Tiberius, vor unsern Blicken. Auf Felsenfüßen ruhend, durchschnitten und getheilt mit einer unübersteiglichen Felsenwand in der Mitte, der westliche Theil hoch erhaben über den östlichen, so zeigt sich Capri dem nahen Anschauer. Zwischen den Felsen des Solaro und den Kuppen der östlichen Spitze ist eine längliche reichbebaute Niederung, die sanft gegen das Gestade des Meeres, das in dieser Gegend felsenlos ist, sich verläuft. Den Rücken dieser Niederung krönt das Städtchen Capri. Es macht ein angenehmes Bild und spannt die Erwartung. In der Ferne scheint es bedeutend, in der Nähe ist es ein unansehnliches Dörfchen.

So wie die Capritaner die Näherung unserer Flotte erblickt hatten, ließen alle Buben den Hügel herab, ihre gefattelten Esel, in Galopp, vor sich hertreibend. Die Bewohner der Fischerhütten am Strande, nebst den Paar Invaliden, die auch hier dem Contreband steuern sollten, sammelten sich am Ufer, um die lebendige Ladung, die da ausbarquirt werden sollte, zu beaassen. Ein gewandter lustiger Cicerone fand sich ein. Schnell bestiegen wir die geduldigen Klepper, die Führer stachen seufzend in die Eselsrippen, und die ganze Caravane trabte auf gepflastertem Saumweg den Berg hinauf. Da sprang plötzlich eine Gartenthür auf, und die caprische Flora, travestirt in ein derbes rothbackiges Bauernmädchen, bot uns Blumensträuße. Der unerwartete Empfang verblüffte uns angenehm, und nicht ahnend, daß sich die Scene noch einige Male wiederholen würde, griffen wir Alle tiefer wie gewöhnlich in die Tasche, und opferten freudig der wohlbeleibten Göttinn.

Zwischen Weinlauben und Feigenbäumen erreichten wir nach einer halben Stunde das enggässige armselige Capri. Ein Hutmacher hatte in seiner Werkstatt, auf dem kärglichen Plaze, zugleich das Kaffehaus etablirt, wo ein Paar wortarme Elegants der Stadt, wie echte Insulaner, unsere Fragen gar lakonisch beantworteten. Nun zogen wir durch die Hauptstraße, deren Breite dem gegenüber wohnenden Nachbar die Freude vergönnt, bey etwa ausgebrachter Gesundheit, seinem Gegennachbar das gefüllte Glas ohne Schwierigkeit über die Gasse hinüber zu reichen. Alles, was nicht auf dem Wachtelfange war, hatte unserm Zug aus offenen Thoren und Fenstern zugeschaut. Im Ganzen sahen wir unerfreuliche Gesichter mit dem Gepräge der Armuth und des Glends. Bloß von der Terrasse eines der letzten Häuser blickte uns eine schwarzköpfige und sonst schlank Gestalt mit Feueraugen nach.

(Der Schluß folgt)

## C h a r a d e.

Ihr, die Ihr gern die schwersten Räthsel  
Mit hellem Kennerau' besiegt,  
Versucht, was in zwey kurzen Sylben  
Für leichtverhüllte Deutung liegt.

Mit Zauberkrügeln kreist die Erste  
Um's ernste Menschenleben hin,  
Und zieht von einem Pol zum andern  
Als siegende Gebieterinn.

Die Flur stirbt unter ihrem Tritte  
Und tausend Städte fallen ein;  
Doch winkt sie leicht ein neues Leben  
Aus dem verwitterten Gestein.

Sie hat das Meer gefüllt, sie trocknet  
Des Erdballs größte Ströme aus,  
Und unsre Qualen, unsre Freuden  
Bringt sie uns selbst in's eig'ne Haus.

Ihr Kind ist meine zweyte Sylbe,  
Sie pflanzt' es jedem Himmel an,  
Und über Berge, über Meere,  
Brach sie der stolzen Tochter Bahn.

Die seht Ihr mannigfach gekleidet  
Durch alle Himmelsstriche gehn:  
Wie Ihr am Dnieper sie gefunden,  
Pfllegt Ihr am Po sie nicht zu seh'n.

Und dieses ew'ge Sinnbild seht  
Mein Ganzes endlich in die Welt,  
Ein heit'rer Geist hat es geboren,  
Zu Lust und Leiden aufgestellt.

Ihr findet mich, wollt Ihr mich finden,  
Am besten in der eig'nen Hand;  
Dort sucht, und habt Ihr mich verstanden,  
So hat sich's selber Euch genannt.

S. S. 6—r.

## L i t e r a t u r.

Eine liebenswürdige Erscheinung, die von Niemanden übersehen werden sollte, dessen Sinn der Natur treu und erschlossen blieb, bieten uns „die Blumen, Lehr-  
gedicht von M. Enk, in drey Gefängen.“ (Wien 1822 bey Gerold.) Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, die Reize der Blumenwelt zu enthüllen, die süße Lust ihrer Pflege zu schildern, und, indem er die Liebe zu diesen schönsten Kindern der Schöpfung als Leiterinn mit sich führt, die Gesetze für diese Pflege aufzustellen. Ein so zarter Stoff fordert eine nicht minder zarte Behandlung; aber die Hand des Verfassers hat diese Aufgabe würdig gelöst. Seine Dichtung selbst gleicht einer Blume, die

in anspruchloser Schönheit die jungfräuliche Brust dem Lichte öffnet, wo alle Blätter noch von Lebensfülle schwellen und von reinem Thau benetzt, in tausend Farben spielen.

„Euch Mädchen, die ihr gern das braune Haar,  
Den weißen Busen gern mit Blumen schmückt,  
Euch Jünglingen, die gern ihr die Geliebte  
Mit Blumen, von euch selbst gepflanzt, erfreut;  
Und Jedem, dessen unbefangnen Sinn  
Das blüh'nde Leben der Natur entzückt;  
Euch sey mein Lied geweiht!“

Diese Widmung gibt der Verfasser im Eingange des ersten Gesanges, und darf überzeugt seyn, daß sein angenehmes Geschenk von Allen mit Wonne aufgenommen werden wird, die er zu seinen Lesern wünscht.

Der Flug einer edlen und reinen Begeisterung, der in manchen Stellen uns hinreißt; das Verweben mythologischer Fabeln in die Geschichte der Blumen; Gleichnisse, welche überraschende und angenehme Gegensätze bilden und Gedanken wecken, durchziehen diese liebliche Dichtung mit wechselnden und mannigfachen Farben und geben dadurch dem Ganzen das weiche und wohlthuende Colorit, das es auszeichnet.

U. P.

## Beiträge zur Chronik des Allerhöchsten Hofes.

### Volksfest in der Arena zu Verona.

Die Veroneser sind unerschöpflich in der Menge und Mannigfaltigkeit der Mittel, die sie aufbieten, den erhabenen Gästen den Aufenthalt in ihrer Stadt angenehm zu machen. Theatralische Productionen jeder Art, eine vortreffliche Opera buffa und seria, Ballette, Beleuchtungen, Volksfeste und Concerte wechseln von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde. Was noch den Werth dieser Bestrebungen der Bewohner Verona's um Vieles erhöht, ist der reine Abdruck ihrer Gesinnungen und Empfindungen, die sich in den Beweisen ihrer hohen Verehrung und Liebe offenbaren.

Reisende, welche schon seit einer Reihe von Jahren bey den meisten Schaufesten, welche Zeit und Umstände in den verschiedensten Gegenden Europa's herbegeführt haben, Zeugen zu seyn Gelegenheit hatten, können dem am 24. Nov. Statt gehaltenen Volksfeste in der berühmten Arena das Zeugniß nicht versagen, daß es eines der imposantesten und prächtigsten des Jahrhunderts zu nennen war. Um sich jedoch einen Begriff von der Größe dieses Schauspiels machen zu können, muß man sich vor allem diese Arena so gut als möglich zu versinnlichen suchen. Dieses Riesen-Amphitheater ist von ovaler Gestalt, und in seiner äußern Begrenzung 467 Fuß lang und 367 breit, so daß es im Umkreis 1331 Fuß mißt. Innerhalb dieses Raumes erheben sich 45 giganteste Sitzreihen von Marmor, jede so breit, daß zwey Menschen gemächlich hinter einander stehen können. Siebenzig verschiedene Eingänge führen in diesen colossalen Bau, die jedoch nicht alle mehr zu diesem Behufe benützt worden. Die obern Reihen dieser Arena waren nun mit 6000 Mann, die jedoch alle Waffen abgelegt hatten, besetzt, und gewährten einen schönen Anblick, obgleich ihre Zahl für die ungeheure Ausdehnung zu gering war und sich zu sehr verlor, um dem Blicke ein Staunen abzugewinnen. Über die Anzahl der übrigen Zuschauer, welche sich daselbst eingefunden hatten, da der Zutritt allen Volksclassen ohne Ausnahme gestattet war, ist man nicht einig, jedoch gibt die allgemeinere Meinung 60.000 Köpfe an, welche den überraschendsten Effect dieses sinnvollen Festes erhöhten. Der Boden der Arena war mit feinem weißen Sande bestreut, und im Mittelpuncte dieser blendend weißen Fläche, war eine runde Schaubühne errichtet worden, in deren Mitte die colossale Bildsäule der Göttinn der Eintracht aufgestellt war. Auf der dem Hauptringe der Arena entgegen gesetzten Seite ward die herrlich decorirte Imperialloge für die hohen Souveräne eingerichtet, und

logenähnliche Galerien für die Minister, den Adel und die Suite der auswärtigen Höfe.

Nicht Worte vermögen es, den wie Donnergetöse emporschallenden Jubel des Vivatrufens der anwesenden Menge zu schildern, der beim Eintritt der hohen Monarchen in ihre Loge wie aus einem Munde sich erhob; nie mag sich wohl Liebe des Volkes zu den Fürsten wahrer und inniger an einem Orte ausgesprochen haben, und der Auftritt war trotz seines ungemäßigten Sturmes, rührend und ergreifend. Als der laute Enthusiasmus nach und nach wie verhallendes Tosen der Meereswogen sich endlich verlor, wurde das Fest des Tages mit der Ziehung der von der Stadt Verona bestimmten Gewinnserien begonnen. Hierauf erhob sich das Volkslied, das von drey an verschiedenen Orten aufgestellten, stark besetzten militärischen Musikbanden begleitet wurde. Kaum wurden jedoch wegen der großen Ausdehnung des Locals einzelne Töne desselben gehört. Als dieser tausendstimmige Volksgesang verklungen war, begann ein allegorisches Festspiel, das Olympe der Concordia darstellend, wobey der Einzug des Olympe wagens der Priester, Sänger und aller sonstigen allegorischen Personen in Geschmack und Pracht sich übertrafen. Ein vom Ballet-Corps aufgeführtes, mit Chören, Arien, Ritterzügen u. s. w. reich geschmücktes Ballet machte den Schluß der theatralischen Vorstellungen, so wie die Ziehung der Gewinn-Nummern (25 an der Zahl, jede zu 250 Franken) das Ende dieses schönen Festes.

Während des Verlaufs dieser festlichen Unterhaltungen (sie dauerten fünf viertel Stunden) herrschte in der so zahlreichen als gemischten Volksversammlung die feyerlichste Stille und jene Ordnung und Ruhe, wie sie die Ehrfurcht gebietende Gegenwart so hoher Häupter heischt, erhielt sich selbst, durch die Liebe und Verehrung jedes Einzelnen der Anwesenden. Auch die mildeste, heiterste Witterung verschönte das Fest, alles trug Sommer-Kleidung, und Viele mußten über Hitze des Tages klagen.

Am folgenden Tag den 25. war die ganze Stadt beleuchtet, wobey sich besonders die Arena auszeichnete. Zahllos war die Menge der Lampen, welche zu diesem Zwecke verwendet wurden. Da alle Beleuchtungen in der Hauptsache sich gleichen, und den Bewohnern unserer Hauptstadt, die im Jahre 1814 daselbst Statt gehabte Illumination noch in lebendiger Erinnerung vorschweben dürfte, so übergehen wir die nähere Beschreibung des hier gesehenen, und beschränken uns bloß auf die Mittheilung, daß sämtliche Equipagen von Verona sich bey dieser Gelegenheit dem Wagengange der erhabenen Monarchen angeschlossen hatten, so daß Sr. Majestät der Kaiser, allerhöchst welcher nach sieben Uhr ausgefahren waren, sich schon über eine Stunde auf dem Wege befanden, ehe die letzten Wagen dieses Zuges sich in Bewegung setzen konnten. In allen Straßen herrschte auch hier die lobenswertheste Ordnung.

Dem Vernehmen nach werden Se. M. unser allergnädigster Kaiser, so wie Se. M. der Kaiser von Rußland die Weihnachtsfeiertage schon in Venedig zubringen, allwo das herrliche Schauspiel der Beleuchtung des St. Marcus-Plazes allerhöchst dieselben erwartet. Von Venedig dürfte sodann über Triest die Rückreise nach Wien angetreten werden. Am 1. December wird hier in Verona noch ein großes Pferderennen im Corso Porta nuova abgehalten werden.

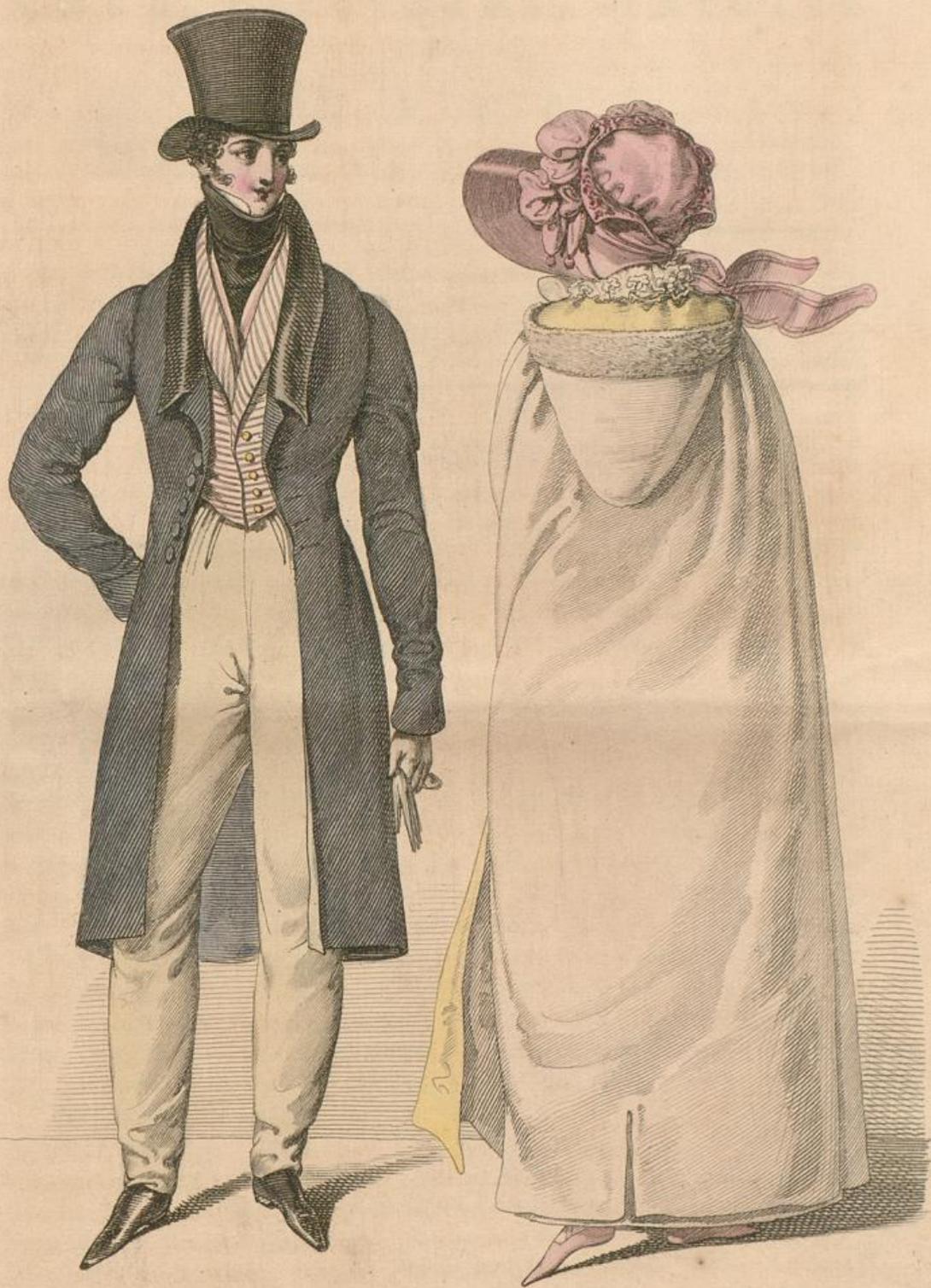
### Modenbild I.

Die Dame hat einen Mantel von Ratinet mit einer Capuce von Merinos. Der Hut von Atlas ist mit Plüsch und einer Bajadere geziert.

Der Herr trägt einen Gehrock von blauem Tuch mit Kragen von gebiegelem Sammt und ziemlich großen Knöpfen, das Hilet von gestreiftem Casimir, die Cravate von schwarzem Sammt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



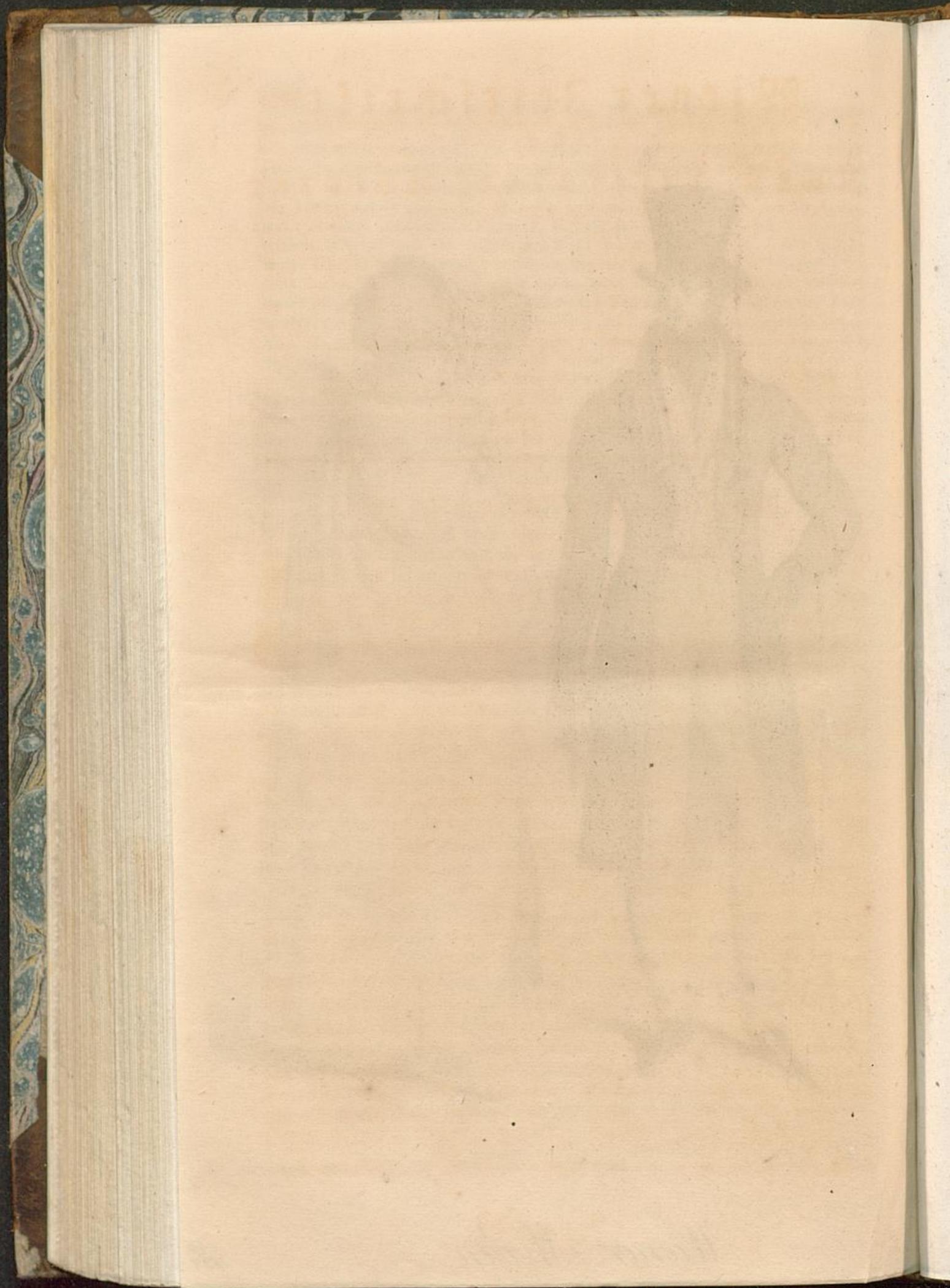
D. v. J. Del.

Fr. Steber. sc.

L.

Wiener Moden.

149.  
1822.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Sonnabend, den 14. December 1822.

150

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Besuch auf der Insel Capri im May 1822.

(Schluß)

Nach Sta. Maria del Soccorso, zu dem höchsten äußersten Puncte des östlichen Theils der Insel, ging unser Weg. Das Terrain daselbst, ein unzusammenhängendes kuppiges Karstgebirg, wo unter Steingeräffel Reben und Feigenbäume gedeihen. Das Ganze erinnert an das Vinodol bey Fiume, in dem vormals ungrischen Littorale.

Fünf conische Kuppen erheben sich in dem westlichen, mit einer Felsenwand vom östlichen abgesonderten Theile der Insel, wovon Sta. Maria mit einer Kirche, die Certose mit einem, von Johanna I. im Jahr 1372 gestifteten Kloster S. Michaele, und Sta. Maria della Libera, mit einer verfallenen Befestigung, endlich die hohe Kuppe ober Punta Tragara mit einem Telegraph versehen ist. Da in der ganzen Insel kein einziger Bach fließt, wodurch ein ordentliches Thal gebildet würde, so besteht dieser östliche Theil aus conischen Eminenzen und runden Vertiefungen, wie es der Fall bey kuppigen, von Wasser-Abflüssen nicht zerschnittenen Terrains seyn muß. Der westliche Theil fällt von dem Felsenkamm des Solaro, gegen Westen, dem Meere zu. Das Terrain gleicht einer sanft ablaufenden breiten Berglehne, ohne Kuppen. Es ist ein reicher Orangen- und Feigenwald, zwischen dem die Weinrebe wuchert, und Getreide aller Art wächst.

Übrigens ist die ganze Insel von allen Seiten mit senkrechten, oft sehr hohen Felsenwänden, die höchst seltene Grotten enthalten, eingeschlossen, wovon nur die nord-westliche Spitze, und die kleine Marina von Capri, eine Ausnahme macht. Merkwürdig auf dieser Insel ist der ungeheuer ergiebige Wachtelfang, bey dem Zuge dieser Zugvögel. Zuweilen werden des Tags acht bis zehn tausend Stück gefangen, und nach Neapel geliefert.

Am Fuße der östlichen Kuppe ließen wir die Reitthiere, und stiegen unter weit erstreckten Ruinen, die sich merklich genug unter Rebenlauben hinziehen, zum Gipfel des Bergs. Eine ungeheure Burg, wo nicht eine kleine

Stadt, schien uns der Umfang, den Tibers Pallast einnahm. Rechts steht die enorme, immer noch bedeutend hohe Ziegelmasse, der verwitterte Leuchthurm. Links sind Mosaikböden und erhaltene Wölbungen unter dem Schutte sichtbar. Oben am Gipfel steht die kleine Kirche, nebst einer armseligen Gremitenwohnung, worin ein verwildeter abgelebter Mann einsam und kümmerlich hauset. Da standen wir oben auf dem flachen Plateau, das schauernd und schwindlich mit senkrechter Felsenwand in das Meer sich stützt. Die Aussicht hehr, erschütternd, unermesslich.

Festgebannt standen wir auf dem schönsten Standpuncte und entzückt sah der Blick das Mannigfaltige und Große, das keine Feder, kein Pinsel, in jener lebendigen Fülle geben mag. Unter uns, in schauerlicher Tiefe, wogte das unermessliche Meer; durch seine azurnen durchsichtigen Wellen sahn wir den Grund, phantastisch, wie den Fußboden eines Feen-Pallastes gepflastert. Hellgrüne Flecken waren von schwarzen Schatten begrenzt, goldgelbe Streifen verloren sich in alle Abstufungen der sieben Farben, und Muscheln, und glänzende Steinchen, und Meergras, schienen da unten, wie von muthwilligen Kinderhänden hingestrent. Gegen Süden die unübersehbare Wasserfläche, die sich in weiter Ferne, im Nebelschleier verlor. Die mastigen Schiffe mit ihren gespannten Segeln, kleiner, als die entgegen brausenden Wellen; die Fischerkähne mit ihrer einfachen Bemannung, wie Delphine, auf denen Knaben reiten. Wie unermesslich klein ist von einem solchen Standpuncte das Höchste, das aus Menschenhand kömmt, gegen die allmächtige Natur!

Da drüben starrt der Felsenrücken der Punta Campanella, mit welcher das Vorgebirg von Sorrento \*) endet, herüber, weiter die heitere Landschaft bis zu den Füßen des Vesuv, und die flache Küste von Neapel, dessen Wohnungen wie weiß glänzende Felsenstücke herüber leuchteten. Ein mäßiger Hügel schienen die hohen Camalduti, der Posillipp und Miffene verflähten sich zum niedern schmalen Damm, weit hineingeschoben in das offene Meer; der hohe Epomeo der herrlichen Insel Ischia war nicht mehr der imposante Ke gel.

Nach Osten, gegen die Küsten von Amalfi und Salerno, stiegen aus den Wellen die fabelhaften Syrenen-Inseln, rauhfellig, unbewohnt, selbst mit Gestripp sparsam bedeckt. Und die reiche Landschaft hinter dem Golf Amalfi, mit ihren tausend Villen und üppigem Laub, das wie ein ewiger Wald dem Auge sich darboth.

Zu unsern Füßen lagen alle Kuppen der Insel, nur der hohe nackte Solaro blickte beherrschend auf uns herab, und verdeckte den schönsten Theil dem Blicke. Dahin mußten wir noch. Ungern verließen wir den herrlichen Standpunct, und gingen über Capri zurück, um die neue Wanderung zu beginnen. Da ging's an der kahlen struppigen Lehne des Solaro hin. Felsenwände und einzelne Klumpen machen die jähe Lehne selbst dem beherzten Jäger kaum ersteiglich. Da erblickt der Wanderer, nahe am Meere, einen Steig in gebrochenen Wendungen, aber dem Schein nach so gewaltig steil geführt, daß man an der Möglichkeit des Hinaufkletterns zweifelt, und doch ist das Hinaufsteigen leichte Mühe. Fünf hundert drey und dreyßig gemächliche Stufen, mit einem Mauergeländer eingefast, und in vielfältigen Schlangenwendungen, führen in den westlichen Theil der Insel, nach Anacapri.

\*) Einst hieß das Ganze Minervens Vorgebirg.

An der Stiege angekommen und abgesehen, fragte unser Cicerone, ob wir jenseits auch reiten wollten. Allerdings, war die Antwort. Nun erging von ihm an unsere Eseltreiber der Befehl, zu folgen. Willig folgten die Esel ein auf der oft betretenen Bahn, und wir sahn mit Bewunderung, daß die geduldigen Thiere, mit einer Geschicklichkeit und Leichtigkeit, die Stufen erkletterten, die ihnen in unsern Augen etwas von der Gensennatur zulegte. Bey jeder Wendung, wo wir gerastet hatten, thaten sie das nämliche, mit dem Unterschiede, daß wir in dem Augenblicke der Pause uns an der Aussicht, sie an den Grashalmen, die hie und da aus den Steinen ragten, sich ergehten. In der Mitte der Wanderung trafen wir eine Capelle, gleich dahinter eine, mit einer Zugbrücke versehene Miliär-Vertheidigung.

Gleich hinter der Stiege fangen die einzelnen Wohnungen, womit der westliche Theil der Insel übersät ist, an. Man glaubt in ein neues Land zu treten. Eine reiche, üppige Vegetation prangt dem Auge entgegen, breit-ästige Feigen- und Obstbäume, und hohe Weinlauben beschatten die reichen Felder, die Kraft der Natur prägt sich in jedem Gestrüppe, in jedem Baume ab. Hier ist alles Leben und Fülle, nur der hohe Solaro bleibt auch hier kahl und felsig. An seiner Lehne steht das gothische Schloß von Barbarossa halb in Ruinen, weiter hinauf eine Redoute, welche die Engländer, man kann so eigentlich nicht sagen, zu welchem vernünftigen Zweck, aufgeworfen haben.

Wir ritten im belaubten Garten Anacapri zu, welcher ein noch unansehnlicherer Ort als Capri ist. Wir labten uns bey einem Wirthshause, und hatten dadurch gewiß zwey Drittheile der Populace um uns versammelt. Wir waren freigebig und so gewannen uns die Leuten lieb. Bey unserm Rückwege gesellte sich ein Bauernmädchen zu uns. Sie hätte gerne ein Geschenk gehabt, da wir aber damit säumten um noch vorher mit ihr zu scherzen, so sprang sie, wie ein Reh, die Stufen hinab, um von der Küste von Capri Trinkwasser zu holen; denn die armen Anacapritaner müssen um jeden Trunk frischen Wassers 1066 Stufen steigen.

Unser freundlicher Begleiter hatte indessen, als wir die Runde durch die Insel machten, unweit vom Meere, in einer zierlichen Villa, den Imbiß bestellt, und die besten Fische, den leckerhaften Dentici und die feurigen, wohl-schmeckenden Capri-Weine aufgetischt. Auf der offenen kühlen Terrasse, ober den reich belaubten Baumgipfeln und Nebenlauben, im Angesichte des herrlichen Golfs von Neapel und seiner Begrenzungen, hielten wir bey sinkender Sonne eine Mahlzeit, für die das Epitheton „königlich“ viel zu gering ist.

Der Abend kam, es harrte die Barque, und so mußte wir das Eiland, das drey Meilen lang, eine bis anderthalb Meilen breit, und von 3500 Seelen bewohnt wird, verlassen \*). Nicht ein Einziger von uns schied ohne dem

\*) Der Dizionario geografico ragionato dal Regno da Napoli da Lorenzo Giustini- niani, Napoli 1797, gibt die Länge von Capri auf fünf Miglien, die größte Breite auf drey Miglien an. In der neuesten so eben erschienenen Karte: Carta Topogra- fica ed Idrografica dei Contorni di Napoli in nove fogli, ist aber die Insel nicht größer, als wir sie angegeben haben. Es ist kaum zu bemerken nöthig, daß es in jeder Karte sich um eine auf die Basisfläche reducirte Terrain-Darstellung handle, und daß folglich in einer Gebirgsgegend die wirklichen Reise- oder Wan- der-Meilen zahlreicher, als die Kartenmeilen ausfallen müssen. Da übrigens sechs

Wünsche, wieder dahin zurückzukehren, um einige Tage des einförmigen und kurzgespannten Lebens, in der Stille dieser Insel, losgebunden und freygegeben, zuzubringen, denn in eine neue Welt tritt der Wanderer auf diesem Eilande; weit hinter den Wellen bleibt der rastlose Lärm, und das Gewühl, und das Getümmel, hier herrscht ewiger Friede, hier thront ruhige Stille, nicht die Töne der Freude, nicht der Jammer des Glucks, nicht das Geräusch des bürgerlichen unruhigen Lebens, schlägt hier an dein Ohr, und wenn du von oben hinabschaust in die lichtgrüne Fluth, die dich umgibt, und absondert und schützt vor der übrigen Welt, da hebt sich dir so voll und so frey die Brust, da umringen dich goldene Träume der schmeichelnden Phantastie, da hebt sich das flache prosaische Leben zur lyrischen Dichtung.

Es war Nacht, als wir Sorrento erreichten, und unsere Wanderung nach Meta fortsetzten. Am frühesten Morgen standen acht stattliche Maulthiere vor dem Hause, bereit, um uns auf den Rücken zu führen, der die zwey Buchten theilet. Wir lustwandelten zwischen Pomeranzen-Wäldern bey herrlicher Aussicht, und machten uns im Angesichte der Syrenen-Inseln auf die Füße. Halsbrecherisch steil führt über glatte Steine ein schlüpfriger Pfad zum Meeres-Ufer, wo in dem weichen Tuffsteine ein ungeheures Portal, wie von Feenhänden gebildet, steht. Umschattet von Bäumen, umrankt von Gesträuch, steht sie da, die malerische Wölbung, in tiefer Schlucht versteckt, wild und majestätisch, nicht unwerth, den Pinsel eines neuen Salvator Rosa zu begeistern. Lange staunten wir dieses Werk der ewig waltenden Natur an, und vergaßen darüber die ärmlichen und winzigen Syrenen-Inseln, die wie zwey abgerissene, von Gestrüpp karg bewachsene Felsenklumpen, aus dem Meere ragen.

Der Rückweg ging nach Sorrento, um die dortigen unbedeutenden Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Da sind ein Paar unleserliche Inschriften und zerstückelte Figuren, die keine Seele ansprechen, da ist der Saal der Sedili, oder der Zusammenkünfte des alten neapolitanischen Adels, der nichts Merkwürdiges hat, da ist der Platz, wo Torquato Tasso's Haus stand, denn die eigentliche Wohnung ist in das Meer hinabgestürzt, da ist noch seine marmorne Büste, die aber von allen übrigen gar sehr abweicht, und nicht anzieht. Da sind noch ausgedehnte Cisternen, nach der Behauptung aus Tibers Zeiten, die ein seltenes Echo geben; jedes Geschrey, jeder noch so rauhe Ton, zerschmilzt in ihnen am Ende in Melodie, und stirbt in säuselndem Geflüster, wie die verhallenden Töne der Aolsharfe.

Die Caravane trabte nun zurück nach Meta. Dort erwartete uns unter dem Fessengestade die Barque zur Rückreise. Durch finstere Bogengänge führte uns der Weg hinab, Ein trefflicher Wind schwellte die Segel, und durch schäumende Wogen wurden wir nicht ohne augenscheinlichem Mißbehagen einiger Reisegefährten, in drey Stunden hinüber geschaukelt, nach Neapel, der Stadt, die gesehen werden muß, weil sie nie beschrieben werden kann.

---

zig neapolitanische Miglien auf einen Grad gehen: so ist eine solche Miglie eine viertel geographische Meile.

## U r m i d a.

Durch Liebesreiz die Feldherrn zu berücken,  
 Begibt Armida sich in's Lager hin;  
 Auf Arglist richtet sie den falschen Sinn;  
 Doch fromme Wehmuth spricht aus ihren Blicken.

Die Ritter fast Erkraunen und Entzücken;  
 Mit jedem Reiz der Liebesköniginn  
 Geschmückt, erscheint sie — der Zauberinn  
 Wird nur zu wohl ihr böser Vorsatz glücken.

Zehn Ritter folgen ihr; sie weiht' ihr Leben  
 Dem Tod, und läßt im Kerker sie erblaffen;  
 Rinaldo soll an ihr den Frevel rächen:

Sie liebt ihn, hat sich liebend ihm ergeben,  
 Und sieht sich mittheilslos von ihm verlassen —  
 Die Liebe straft zu grausam ihr Verbrechen.

## U n m u t h.

Es haßt der Unmuth feindlich bald das Leben,  
 Und glaubt, er dürf' es länger nicht mehr lieben;  
 Weil schnell die schönsten Hoffnungen zerrieben,  
 Und spurlos sich verzehrt das höchste Streben;

Dem Schiffer gleich, der, von Gefahr umgeben,  
 Die Nadel wegwirft, und herumgetrieben  
 Vom Sturme, weil kein Führer ihm geblieben,  
 Den Irrthum jetzt erkennt mit kaltem Beben.

Denn kämpf' er nicht mehr mit empörten Winden,  
 Und droh' ihm keine Klippe mehr mit Grauen —  
 Er wird darum den sichern Port nicht sehen:

Auch Unmuth wird die Bahn nicht wieder finden,  
 Der frevelnd Liebe wegwarf und Vertrauen;  
 Und ohne Rettung muß er untergehen.

M. Ent,

## Einiges aus Paris.

Die November-Blätter des *Miroir*, einer allgemein bekannten, und eben deswegen trotz ihrer zahlreichen Abnehmer doch noch mehr besprochenen als gelese- nen Zeitschrift, enthalten in Bezug auf Poesie, Theater und Mode mancherley Interessantes. Viele Bewohner unserer Kaiserstadt nehmen an diesen drey Artikeln gewiß eben so lebhaften Antheil, als die Pariser Welt, daher darf ich mir schmeicheln, dieser Anzahl werden meine Auszüge einiger Maßen anziehend seyn; daß ich sie vorzüglich unter den Lesern dieses geachteten Blattes zu finden hoffe, glaube ich durch seine Aufschrift „für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ zu rechtfertigen.

Im Gebiete der Poesie wird die Ode *les nouvelles Messéniennes* ehrenvoll erwähnt, und von ihrem Verfasser Hrn. Casimir Delavigne heißt es, daß er gegenwärtig für den ersten der jungen französischen Dichter gelte, der sich allgemeine Achtung und Bewunderung in solchem Grade erworben habe, daß er auch da, wo er fehlt, auf Rücksicht gerechten Anspruch machen könne, denn die vielen großen Schönheiten seiner Dichtung überwiegen den schwächeren Theil.

Obwohl der Dichter, als Verfasser der Trauerspiele *les Vespres siciliennes*, *le Paria* und des Lustspiels *les Comédiens* auch in Deutschland rühmlichst bekannt ist, — denn wir Deutsche würdigen das ausländische Verdienst gewiß nicht minder, als einheimisches, — so glaube ich doch, daß die folgenden Bühnen-Nachrichten, welche die Damen *Mars* und *Mante* betreffen, noch mehr Interesse haben dürften. In der literarischen Welt pflegt es ja wie in den eleganten Zirkeln zu gehen, dem zarteren Geschlechte wird nicht nur der Vorzug vor dem stärkern eingeräumt, es erwirbt sich auch leichter Aufmerksamkeit und Achtung; daher auch manche gefeyerte Priesterin *Thaliens* oder *Nelpomenens* über ihre Darstellungsweise, den bedeutenderen Schöpfer der Darstellung selbst vergessen macht. Doch nun zu den beyden Künstlerinnen, welche am 30. October den Parisern so viel zu schaffen gaben! Der Namen *Mars* ist überall, wo man Schauspielkunst liebt und ehrt, bekannt, nicht so der Namen *Mante*, einer neuen Schauspielerinn des *Théâtre français*, welche im Monat September in einigen Rollen der *Mlle. Mars* debutirte, und bereits in Paris so in Ehren steht, daß sie eine Zierde der Bühne genannt wird. Ob Jugend und Gestalt dazu beitragen? Gleichviel! die Erfahrung lehrt, daß diese Eigenschaften auch in Deutschland nicht bloß empfehlend sind, sondern hoch im Preise stehen. Es möchte in der Beziehung wohl überall heißen: *c'est tout comme chez nous*. Doch, die schönen Leserinnen, welche gewohnt sind, öfters in den Spiegel zu sehen, und die eleganten Leser, welche es gewiß nicht verschmähen, bisweilen einen Blick in — ihr Inneres, als den treuesten Spiegel zu werfen, wünschen vielleicht letztern selbst reden zu hören; da er bey dieser Gelegenheit auch ein treues Bild des Pariser Parterre, eines Schauspiels im Schauspiel entwirft, so mag er zu sprechen beginnen:

## Die gelehrten Frauen.

## Lustspiel von Moliere.

Woher rührt dieser Auflauf, der die ganze Gegend in Bewegung bringt? Wohin eilen diese Equipagen, vor denen sich die Volksmenge kaum retten kann? Warum dieses Zusammendrängen, dieses Geschrey, diese Gruppen, wo man sich streitet, und ich weiß nicht, um welche Kostbarkeiten reißt? Hat sich eine große Begebenheit ereignet? Feiert man ein Nationalfest? Betrifft es das Glück oder Unglück von ganz Frankreich? Nicht doch! Es handelt sich um zwey Schauspielerinnen, welche heute das erste Mal zusammen spielen. Um eine neben der andern zu sehen, belagern Tausende von Bürgern das Theater, an dessen Thüren mehrere vermuthlich den Tod finden würden, wenn sie nicht die bewaffnete Hand gegen sich selbst beschützten. Gleichen die Pariser nicht ein wenig den Römern unter der Regierung ihrer Kaiser? Der Mensch im Schauspielhaus hat doch gar nichts von dem Menschen im Gesellschaftssaal, obwohl er oft dieselbe Person ist. Er stößt mit den Ellenbogen, er fällt über andere her, er erstürmt seinen Platz, auf dem er ein wahres Eroberungsrecht ausübt; er setzt sich darauf, macht sich breit, und nimmt ihn ganz in Besitz; dann steht er auf, bezeichnet ihn mit

einem Handschuh, Schnupftuch oder Hut, hütet seine Grenzen mit eifersüchtigem Auge bereit sich mit jedem zu schlagen, der sich dort eindringen wollte. Weh dem zögernden Neugierigen, der in ein gefülltes Parterre zu dringen versucht! demüthig oder stolz, er erfährt die nämlichen Zurückweisungen: gestofen, hin und her geworfen, ausgezischt oder ausgelacht, erkauft er manchmal um den Preis einer Ausforderung für den folgenden Morgen einen beschwerlichen Abend und ein Schauspiel, von dem er beynah nichts zu sehen bekommt. Zwey Helden, die im Begriffe sind, eine Eintrittskarte um diesen theuern Preis zu bezahlen, hatten vielleicht niemals die Absicht, sich einer fleisnernen Gefahr für einen würdigen Zweck auszusetzen. Dem Parterre des letzten Mittwochs aber muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen: wenn diese Volksmenge stehend mit dem stürmischen Meer zu vergleichen war, so hätte man sie doch, sobald sie saß, für eine Versammlung von Senatoren gehalten, mit so vieler Ruhe, Schicklichkeit und selbst Unparteylichkeit sprach sich ihr Urtheil aus.

Bevor wir die zwey Schwestern erscheinen lassen, die eigentlich mehr Nacheiferinnen als Nebenbuhlerinnen sind, werfen wir einen letzten Überblick auf diesen äußerst belebten Umkreis, wo so verschiedenartige Bestandtheile sich in eine Masse zu verdichten, so verschiedene Wesen nur eines zu bilden scheinen, welches man das Publicum nennt, wo so viele Individuen sich mit einander vermischen voll Leben und Freude, wie sie sich bald in einem nicht weniger engen Raum zusammendrängen werden.

Bei jener Thüre erregt eine Faustscene ein großes Gelächter, das bis zu den Damen gelangt; die Munterkeit, die nur eines Vorwandes bedarf, findet einen im Orchester, wo ein Bedienter einen Sessel bringt, den ihm solche Herren entreißen, welche ihn sonst nicht mit einem Finger berühren würden. Die Aufmerksamkeit wird vom Orchester abgezogen, und auf einen Hut gewendet, der vom dritten Stock herunter fällt, und dessen Fall die lärmende Freude des Parterre erregt. Die Logen werden nun nach der Reihe jede zu einem eigenen kleinen Theater, in dem man die Schauspieler mit Freymüthigkeit, oft auch mit Bosheit mustert, bis endlich die große Bühne sich enthüllt und alle Blicke ausschließlich auf sich zieht. Der Wettstreit (Dank sey es dem Plane der gelehrten Frauen) beginnt gleich anfangs zwischen Armanden und Henrieten, also Mlle. Mante und Mars. Die erste übertrifft sich selbst, die zweyte bleibt sie selbst, die eine setzt in Erstaunen, die andere bezaubert. Es ist nicht möglich, höhnerischer und beißender zu seyn, als die erste, und man kann sich nichts liebenswürdigeres und geistreicheres denken, als die zweyte; die Pfeile der ältern Schwester sind mit einer sicheren Hand abgedrückt, sie treffen und zerreißen, jene der jüngern dringen ein, und gelangen bis an das Herz. Mlle. Mante ergreift und bezeichnet jeden absichtlichen Zug der Rolle als geschickte Schauspielerinn. Wenn man Mlle. Mars hört, vergißt man die Schauspielerinn, und man glaubt Henrieten zu sehen. Sie wird durch ihre Grazie die stärkere, und die anfangs mit einer Art Gleichheit ausgetheilten Beyfallsbezeugungen erklären sich für die Vollendung, ohne aufzuhören das Talent zu ermuntern.

Indem der Erfolg der einen Scene beschrieben ist, wurde das Ganze geschildert; der Leser wird aber so gut als der Zuseher Rechenhaft fordern über die Verschiedenheit der Charaktere, deren einer in dem Grade undankbar, als der andere anziehend ist. Es fällt sehr schwer dem Bilde, welches man sich von der bezaubernden Henriette macht, ganz zu entsprechen; aber es war für Mlle. Mante nicht minder schwierig, die pedantisch kalte Armande nach dem Leben darzustellen.

Noch weniger wurde es den Mitspielenden möglich, Beyfall zu erringen, nach der großen Spende, welchen die beyden Schwestern ernteten. Mehrere Schauspieler hatten daher ihre Rollen den Stellvertretern (Doubles) abgetreten. Letztere nahmen sich aber die Freyheit, in einigen Scenen eben so gut zu spielen, als ihre Vorgänger.

Rücksichtlich des Anfangs erwähnten dritten Puncts der Mode gilt es hier nicht mehr, noch weniger als das Leben, und doch ist nur von einem sehr einfach scheinenden Artikel, nämlich den Männer-Gravatten, die Rede. Natürlich höre ich hier die Leser fragen: wie das zusammenhängt? Wissen Sie denn meine Herren sammt und sonders, daß ein Arzt in London, der sich längere Zeit damit beschäftigte, die Hauptursache des

Schlages zu ergründen, diese gefunden zu haben glaubt in — dem Gebrauch der Cravatten, welche den Hals dergestalt zuschnüren, daß es die schrecklichsten Folgen nach sich zieht. Diese Entdeckung, glaubt der Miroir, könnte eine Revolution in dem Reiche der Mode nach sich ziehen, wenn man nicht darauf wetten dürfte, daß der englische Doctor viele Ungläubige finden werde, welche seiner Entdeckung ungeachtet fortfahren werden, sich durch ihre Cravatten umzubringen, so wie man es nicht unterläßt, durch den Gebrauch des Kaffees sich langsam zu vergiften. Diese Todesbetrachtungen dünken mir durchaus nicht geeignet, um mit denselben Abschied von dem geneigten Leser zu nehmen, daher sey mir vergönnt, am Schluß noch einige vermischte Bemerkungen zu entlehnen.

---

Das sicherste Mittel, schnell das Ziel zu erreichen, ist: auf den Knien zu gehen.

---

Die Lüge steht überall in Ehren; man ehrt die Höflichkeit, sie ist die Lüge der Freundschaft; das Geschwätz, es ist Lüge des Talents, die Galanterie — sie ist Lüge der Liebe.

---

Wie oft möchte man zu den Überlästigen, welche durch ihre Besuche uns unbarmherzig die Zeit rauben, wie Mad. Duffans zu dem Präsidenten Hanault sagen:

„O mein Freund, Ihre Abwesenheit ist äußerst angenehm.“

---

Racine sagt Alles, was er darf, Corneille Alles, was er kann, und Voltaire Alles, was er will.

---

Seine Schüchternheit eingestehen, heißt eben so viel, als allen Thoren zuzurufen: Lacht über mich, allen Boshaften: Verlästert mich, allen Spitzbuben: Verriegt mich!

---

### Musikalische Anzeige.

Seit kurzer Zeit befindet sich Hr. Joseph Concone von Turin, Künstler auf dem von Hrn. F. F. Chladni erfundenen, von seinem Vater Hrn. Ludwig Concone, Contrator und ersten Organisten der Kammer und Capelle Sr. Maj. des Königs von Sardinien, vervollkommenen Clavicylinder hier in Wien und hat die Absicht, sich auf diesem neuen musikalischen Instrumente nächstens im k. k. Theater am Kärnthnerthore hören zu lassen.

Die günstigen Urtheile bewährter Kunstkenner dieser Haupt- und Residenzstadt so wohl über die Virtuosität des genannten Künstlers, als über die wundervollen Eigenschaften und Wirkungen dieses Instruments veranlassen uns, das kunstliebende Publicum auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, indem wir zugleich dem Künstler den genügendsten Erfolg verbürgen zu dürfen glauben.

---

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Zeitschrift.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 17. December 1822.

151

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Straub (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## M ü h m e n U n v e r h o f f t.

Sieben Uhr schlugen alle Thurmglöcker des in der Ferne herschimmernden Mannheim. Der reiche Herbst, in dessen Trauben ich mich am Neckar begeistert, nahm, seit Carl des Großen in Trümmern liegendem Heidelberg, eine immer ödere Gestalt an, je mehr der Schatten des Abends auf die Ebene sank. Ich war, obwohl allein, doch auf der ganzen Wanderung von Göttingen, bisher nie so allein gewesen, vorausgesetzt daß geistige Begleitung, daß die sylphidische Genossenschaft wacher Träumereien einen Werth hat. Jetzt fing ich an, meine Einsamkeit zu fühlen.

Es war meine Heimreise. Ich sollte nach Osten und wollte vorher noch den Westen durchstreifen, wollte Frankreichs Boden am folgenden Morgen betreten; immer weiter aus bekannten Kreisen in fremde bannte mich der Drang, dieses Wunderland zu sehn. Keine hohe Schule mehr, auf der ein Gruß, von deutschen Brüdern an deutsche Brüder mir aufgetragen, mich sofort einheimisch gemacht hätte. Überall begegnete ich Augen, die meine Taschen zu suchen, hört' ich Zungen, die meinen Verstand nieder zu reden schienen: nur hie und da noch alte, deutsche Ehrensichtigkeit und Stille. Ich kam mir verlassen vor, wie das Land flacher, der Himmel dunkler ward: was nie geschehen war, mir brannten die Sohlen.

Der arme Mensch sollte nicht so weit nach Beweisen für seine unsterbliche Seele suchen. Warum fühlt' ich, obgleich kaum drey Meilen gegangen, meine Müdigkeit, da der Muth, das Gemüth abgespannt war? Sind so sichtbare Einwirkungen dessen, was auch der Materialist Seele zu nennen gezwungen ist, auf den Körper nicht Beweises genug, daß Jenes über diesem, also auch nicht in der Reihe vergänglichler Wesen steht?

Hopfingeruch wehte mir entgegen. Ein leises Flämmchen glömm, mir zur Rechten, wachsend auf; metallreiche Weiberkehlen begannen einen Chor, dem man es bald anmerkte, es war ein Arbeitslied. Der schärfer gehaltene Tact,

die oft von einfallenden Körperbewegungen aufgehaltene, zerrissene Melodie sagten es deutlich. Trost lehrte mir in die Brust.

„Wo Gesang die Arbeit verlüßt, da ist der Mensch in der Mitte geblieben.“ Der Schmerz ließ nach an den Füßen, wie im Herzen. Munterer schreitend folgt' ich der Krümmung der Straße, hart daran war die Hopfenlese; ich konnte das Feuer knistern hören.

„Will er nicht ein Paar Kaschtanien?“ rief eilend ein fröhliches Bauernmädchen, und hielt die Schürze. Ich schob die Filzmütze auf's Ohr, den Ziegenhainer unter den Arm, dankte und brach die heiße Schale von dem süßduftenden Geschenk, dessen Geberinn schäkernd wieder unter ihren Gefährtinnen stand, erzählend: „Ich sey ein Jurist!“

Mich verdroß ein wenig, daß ein so zweydeutiger Ruf mir aus den Augen sah \*). Vor dem „Juristen“ war die Dirne geflohen, den Dank im Stiche lassend. Fast hätt' ich, mich zu entschuldigen, ihr gar zu tiefe Männerkenntniß zugemuthet. „So freundlich und doch so verderbt!“ begann ich mit sittenrichtlichem Kopfschütteln vor mich hin zu murmeln.

„Glückliche Pfalz!“ war ich im Begriff zu sagen, als ich die ersten Töne des Hopfenleseliedes hörte.

„Unglückliche Nachbarn!“ sagt' ich ergrimmt, da das Mädchen so schnell unterschied, zu welchem Schlage von Menschen meine Miene mich stempelte.

Meine Füße brannten wieder. Ich floh, wie vom Winde gejagt, in einer Herberge gegen die Empfindung, mit welcher man aus der Heimath seiner ungezwungensten Freuden scheidet, durch das Gewühl dieß- und jenseitiger Gäste mich abzustumpfen. Mannheim schien vor mir in die Weite zu schweben. Ich verwünschte alle Ebenen der Welt.

Endlich trat ich in die Baumreihe, die den Zugang zu diesem Vorbild aller regelmäßigen Städte ausmacht. Ein mattes Düstter hüllte den Mond ein. Die Lampen brannten sparsamer noch. Ich schritt auf gut Glück dahin, ob ich ein Paar Lippen begegnete, die mir den Bär, dieses Absteigelager aller „Jurisichten“ nachwiesen. Hätt' ich den Tod gesucht, hier wär' es stumm genug gewesen.

„Wäre der Bär nur weiß!“ rief ich polternd, „da wär' er doch noch durch die Finsterniß zu erkennen.“

„Einen weißen gibt's nicht hier,“ antwortete eine feine Stimme hinter einem Baum her, „und der schwarze ist in jener Gasse.“

Ich bog aus nach dem Geländer, den redenden Baum zu besehen. Weiß, wie der frische Schnee, schlüpfte die Dryas zur Linken, da ich die Rechte recognoscirte. Ich lehrte links um, sie suchte mich rechts; so drey mal.

„Endlich haben wir uns!“ sagte sie, lieblich vor mir stehend. „Sie sind sehr ungeduldig.“

„Und Sie sehr schön. Wo sollte da Geduld herkommen?“ Ich nahm ihren Arm; sie ließ ihn.

„Sind Sie,“ fuhr ich fort, „etwa eine Nachbarinn des Bären?“

„Ich? dicht daneben bin ich.“

\*) Jurist gilt in jenen Gegenden gleich mit Student, und der leichte Sinn dieses Standes, dem sorgenbeladenen Bürgerstand gegenüber, hat jenen nicht allzuwortheilhaften Ruf gegründet.

„Vortrefflich. So haben wir einen Weg.“

„Um Verzeihung! dieß Päckchen,“ sie hielt es in die Höh, „das ich aus unserm Gartenhaus geholt, muß heute noch zu U\*\*. Der Hofrath geht morgen damit nach Stuttgart.“

„Ein Zöfchen also.“ Aber sie hatte Korallen am Hals.

„Nun, liebes Kind! Ein Dienst ist des andern werth. Sie zeigen mir den Bär, ich begleite Sie zu U\*\*. Denn Sie fürchten sich doch wohl ein wenig.“

„Und bin mutterseel allein aus dem Garten herein.“

„Aber Sie waren doch versteckt, als Sie mich kommen sahen.“

„Ich band nur den Faden über dem Paß fest: er war auf.“

Ich fiel aus den Wolken. Also nicht aufgelauret hatte sie? Wie man sich irren kann; Ton und Miene waren indeß die Glaubwürdigkeit selbst.

„Es sind wohl Spiken?“ sagt' ich, an das Päckchen fühlend. Sie lachte.

„Ja. Von Gedanken. Eine Broschüre voll von Spikfindigkeiten, die zurück an den Buchhändler geht.“

Ich erschreck. Diese Wendungen kamen nicht vom Nähfassen. Sie mußte mehr, als Jungfer seyn. „Und, da gehn Sie selbst?“ fuhr ich ausfragend fort.

„Meine Mieke hütet das Bett. Ich muß wohl. Das arme Kind! Man hat sie schändlich betrogen.“

Also eine Verführung? Wer war diese Mieke? Ihre Tochter nicht. Sie selbst zählte nicht vier und zwanzig Jahre. Schnell knüpft' ich an.

„Betrogen? Und der Betrieger?“

„Ist eine Sie. Eine Schulcameradinn steckte ihr Springbohnen: nun bricht sie zum Erbarmen.“

Ich fiel zum zweiten Mal. Also, ein Kind war die Betrogene. Wo nahm ich nur alle die zweydeutigen Erwartungen von meiner Begleiterinn her? Sie sah doch aus, wie die leibhafte Aufrichtigkeit. Ich lenkte ein:

„Armes Kind!“ Aber, ich dachte an nichts weniger, als an das „arme Kind.“ Menschlicher gestimmt, (im Doppelsinne: denn auch verbinden wollt' ich mir das junge Mütterchen) hub ich an: „Nun, da haben Sie große Eile. Wir wollen schneller gehn.“ Sie that's.

„Aber Ihnen, mein Herr, muß es sauer ankommen. Sie kommen weiter her.“

„Von der Welt Ende immer noch nicht!“ antwortete ich, hochtrabend, mit und ohne Figur. Sie lächelte, etwa wie dort Yorick über den französischen Perückenmacher, der ihn herausforderte, die Locke in den Ocean zu tauschen, da sie doch halten werde.

„Das glaub' ich!“ versetzte sie. „Da kommt man nicht zu Fuße.“ Die Behauptung befremdete mich. Ich dachte an die Mackenzies und andere Welt- und Wüstendurchwanderer.

„Ey,“ sagte ich ungläubig: „wie so?“

„Nun, über See.“

„Oho! zu Lande nicht?“

„Nein!“

„Wenn aber doch?“

„Das wäre.“

„Ich zum Exempel.“

„Cy woher?“

Ein unerwarteter Husten ersickte mir die Antwort, die anstatt bollernd und glorios, indem ich meinen Osten für einen Endpunct der Welt, wenigstens der cultjvirten, ansah, nun nur in Fragmenten hervorbrach.

„Aus Sie — b — bürg — en.“ Ein schallendes Gelächter erwiederte diese Erklärung. „Darum also wünschten Sie den weißen Bär?“ Ich begriff das nicht.

„Den weißen —?“

„ — Bär.“

Es ist dort keine.“

Mähten Sie der Nimrod gewesen seyn.“

Ich hielt sie für ein klein wenig verrückt und schwieg, ungewiß, wie ich sie zu behandeln hätte.

„Darf man fragen,“ hub sie nach einer Weile wieder an, „ob Sie sich jetzt wieder nach Hause machen?“

„Erst nach Frankreich.“

„O weh!“

Mit rührenderem Accent ist wohl schwerlich je ein: O weh! gesagt worden. Erstaunt und bewegt vergalt ich es durch einen langhaftenden Blick; der ihrige war feucht.

„Wie verdiene ich das?“ begann ich rasch, mit einer bescheidenen Bewegung der Hand um ihren Oberarm.

„Sie sind ein Mensch, sind jung. Entrinnen Sie bisher; von morgen nicht.“

„Entrinnen? Wie? Warum?“

„Sie zeigte bedeutend mit der Hand über den Rhein! —“

(Der Schluß folgt)

### Auf dem Meere.

Der Sänger flieht des Schiffes düstre Räume,  
Es droht das Herz den Busen zu zersprengen,  
Im Freyen lächeln ihm die goldnen Träume,  
Bermahlt sich das Gefühl mit goldnen Klängen,  
Und bey des Wellenspieles leisem Rauschen  
Will er das Lied der Muse still besauschen.

Sehr kammt es an des Himmels blautem Bogen,  
Schaut freundlich nieder in die dunkeln Fluthen,  
Und auf des Meeres sanft geschwellten Wogen  
Da schwebt der Sterne Schein in hellen Gluthen;  
Kein Auge weiß, wo Meer und Himmel grenzen,  
Denn hoch und tief die ewigen Sterne glänzen.

Da steigt die Erinnerung aus den Tiefen,  
 Sie windet Blumen ihm zum bunten Kranze,  
 Und süße Bilder, die im Busen schliefen,  
 Sie tauchen flüsternd auf im Wogentanze,  
 Und wie die Furien, die nimmermüden,  
 Folgt Schmerz und Liebe ihm zum fernen Süden.

Hab' ich darum, mit Flügeln an den Füßen,  
 Dich trautes, frohes Jugendland gemieden,  
 Und weinend mich aus Freundesarm gerissen,  
 Zu suchen ferne meines Herzens Frieden?  
 Um neuerwacht in des Meeres Gründen  
 Das süße Bildniß meiner Qual zu finden!

Ich hab' es ja in weicher Brust getragen,  
 In Thalesgrund und auf der Alpe Höh'n,  
 Hab's oft genährt mit Thränen und mit Klagen,  
 Und werde seinem Anblick nie entgeh'n;  
 Bis sie verköschen, meines Auges Strahlen,  
 Und bis des Lebens stolze Säulen fallen.

So löscht denn aus ihr milden Himmelsflammen,  
 Die Parze ende meines Lebens Tage,  
 Ihr Masten, stürzt über mich zusammen,  
 Daß dieses wunde Herz nicht länger schlage,  
 Und in das kühle Grab hinabgezogen,  
 Süß schlummre in dem stillen Reich der Wogen.

### Beiträge zur Chronik des Allerhöchsten Hofes.

#### Verona.

Se. Majestät unser allergnädigster Kaiser und J. M. die Kaiserinn haben den 14. Dec. die Congressstadt verlassen, und an diesem Tage zu Stra zu übernachten geruht. Am 15. haben sich Allerhöchst Dieselben nach Venedig begeben.

Nach den vorläufigen Reisebestimmungen werden J. M. vom 16. bis 22. Dec. die herrliche Lagunenstadt mit Allerhöchst Ihrer Gegenwart beglücken. Den 23. werden J. M. angeblich die Rückreise nach Wien antreten, und sollen an genanntem Tage bis Bassano und den 24. bis Trient fahren, wo Allerhöchst Dieselben den 25. verbleiben. Das Nachtquartier J. M. würde am folgenden 26. zu Trien und den 27. zu Innsbruck seyn. Nach einem zwenztägigen Aufenthalt in der Hauptstadt Tyrols (den 28. und 29.) ginge, diesem Berichte nach, die fernere Reise am 30. nach St. Johann, am 31. nach Salzburg, am 1. Jänner 1823 nach Wels, am 2. Umstättten oder Remmelbach und am 3. würde dieser Hauptstadt das Glück zu Theil, den geliebten Landesvater wieder in seinen Mauern anlangen zu sehen.

#### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 7. Dezember zum ersten Male: Tibuffa, romantische Oper in drey Aufzügen, von J. C. Bernard, Musik von Conrad Kreutzer.

Endlich wieder eine deutsche Oper, die, ohne einen ihr vorausgegangen vortheilhaften Ruf von andern Orten her oder durch den Namen ihres Meisters verbürgt (wie

bendes mit dem Freyschützen der Fall war), also ganz durch sich selbst, sich dennoch in der Gunst unsres, wenn nicht entwöhnten doch verwöhnten Publicums zu setzen wußte, und für eine Dauer sich in derselben zu erhalten verspricht.

Seh uns gegrüßt du lang entbehrtes Pfand glücklicher Hoffnung, du knüpfst die lose und locker gewordenen Bande gegenseitigen Vertrauens zwischen dem deutschen Künstler und seinen geliebten Landsleuten wieder etwas enger an, und jener darf nicht mehr fürchten, ein Deutscher zu seyn, wo diese angefangen haben, den Werth ihrer eignen Künstler auch in den ersten Früchten des Talents derselben nicht zu verkennen und zu ermuntern, und beyden lächelt eine bessere Zukunft, wird im fremden Namen nicht mehr allein das gesucht und gefunden, was der vaterländische wohl auch zu bieten, ja hier und da zu überbieten im Stande seyn möchte.

Mit diesem Grusse dürften wir wohl schon im Allgemeinen den Werth dieser Oper an und für sich, so wie das Verhältniß ihrer Erscheinung zu Raum und Zeit, angedeutet und gewürdigt haben. Da aber von vielen Kunstwerken behauptet wird, was uns von denen im Gebiete der Tonkunst am meisten wahr zu seyn scheint, daß sie nämlich oft in ihrer Totalität sich völlig unabhängig von den einzelnen sie zusammensetzenden Elementen zeigen, so wie umgekehrt das Verdienst der Lehtern oft in der Erkern nicht erkannt wird; und da ferner Andeutungen ihrer Natur nach nur zu Mißdeutungen Anlaß geben, so wird es uns wohl erspriesslich seyn, dieser allgemeinen Andeutung noch eine weitläufigere Analyse folgen zu lassen.

Gleich im Beginne dieser Unternehmung stießen wir auf eine Pflicht, die schon lange dem Kritiker neuerer Opern nicht oblag, ja nicht obliegen konnte noch durfte, nämlich, den dieser Oper zum Grunde gelegten Text, in seinem poetischen und technischen Gehalt zu berücksichtigen, um zu erwägen, was dem Compositenr, damit und darin, gegeben war.

Wenn es mächtigen Geistern, wie Mozart, und wenigen Ähnlichen gelungen ist, gerade in sterilen Büchern ihre Größe zu bewahren, wo sie dann die Worte, Form und vorwaltende Idee derselben so behandelten, daß sie die Erkern nur in ihrer allgemeinsten Bedeutung sich dachten, von dem zweyten in der unendlichen Freyheit ihres waltenden Genies sich nicht beschränken ließen, und dadurch das dritte, nämlich die Idee des Ganzen, da hinauf zu steigern vermochten, wo die einfachste und alltäglichste Vorstellung eine höchst poetische wird; so hätte dieses eben so wenig die Dichter zur Abfassung schlechter Bücher ermuntern sollen, (wo sie ihr geliefertes Kunstwerk als den Stock betrachteten, den musikalische Schneider nun bald so bedecken und modisch bekleiden werden, daß man in dem zugestuzten Elegant wohl schwerlich ihren unbelebten Stock erkennen würde), als es Tonsetzer hätte berechtigen dürfen, ohne alle Wahl ihre Hände nach dem ersten besten Nachwerk auszustrecken, um ihre Kunst daran zu vergeuden, von beyden aber geben die begünstigtesten Producte neuerer Zeit gar viele halb lächerliche, halb ärgerliche Beyspiele.

Wir glauben daher vor allem bemerken zu müssen, wie wir einen guten Theil der Zufriedenheit des Publicums, welche dieser Oper zu Theil ward, der glücklichen Wahl zuschreiben, welche Hr. Kreuzer in dem Texte seiner Oper traf. Hr. Bernard, dessen Bearbeitung des Faust dem genialen Spohr in seinem Werthe sich zu zeigen Veranlassung gab, hat die auf verschiedene Weise erzählte Sage von der Herzoginn Sibylla so vortheilhaft benützt, und eine zweyte, gerade nicht von derselben Herzoginn vorhandene Sage, mit der ersten so schön in Verbindung zu setzen gewußt, daß das daraus entstandene Ganze den Charakter eines echt romantischen, zum Theil heroischen Gedichts an sich trägt, und dieses hat er in seinen innern Bestandtheilen mit solcher Einsicht und Kenntniß der theatralischen und musikalischen Technik angeordnet, daß er dadurch die belohnendsten Momente für den Tonsetzer, und effectvolle Situationen für die Bühne herbeiführte.

Aus dem Gesagten ergeben sich drey Forderungen, welche der Dichter oder das Gedicht an seinen Tonsetzer zu machen berechtigt war. Nämlich erstens durch das Ganze den romantisch heroischen Styl walten zu lassen, zweitens jede einzelne ihm gebotene Gelegenheit zu ergreifen, um seinen Reichthum an Gesang zu offenbaren, und endlich

den Sängern einen Spielraum zu verschaffen, die ihnen verliehenen Gaben auf das vortheilhafteste zu entwickeln.

Die erste Aufgabe hat Hr. K. unser Bedünkens am glücklichsten gelöst. Charakteristische Haltung im Geiste der Dichtung herrscht durch das Ganze, und ein eigenthümlicher Farbenton, der über die Composition verbreitet ist, gibt jedem einzelnen Musikstück so viel davon ab, als seine individuelle Natur davon bedarf. Die Ouvertüre stehet in schönem und nothwendigen Zusammenhang mit allem übrigen, und kann gewisser Maßen als Prolog oder als epische Andeutung der zu folgenden dramatischen Entwicklung betrachtet werden. Die von andern Meistern schon mit gutem Erfolg benützte Idee, der Ouvertüre Motive aus den wichtigsten Momenten der Oper einzuverleiben, hat auch Hr. K. recht wirksam für sich verwendet, und die Anklänge aus dem Finale des zweiten Actes und des Schlußgesangs, die man in der Ouvertüre hört, sprechen abnungsvoll an.

Der zweiten Forderung (den Gesang betreffend) hat zwar Hr. K. reichlich genügt, und melodische Führung und Fülle hält allenthalben so ziemlich mit der Harmonie gleichen Schritt, und nur an wenigen Stellen wird die erstere von der letztern, wenn auch nicht verdrängt, doch etwas sehr bedeckt; allein es schien, als theilten sich die Gesangstücke in solche, die unbezweifelt der Phantasie des Zonsehers angehörten, denen aber jenes eigenthümliche Etwas abging, wodurch Melodien so leicht Eingang und Aufenthalt in dem Ohr des Hörers sich zu verschaffen wissen, und in solche, denen man zwar den letzten Vorwurf nicht machen konnte, sie überraschten aber den Hörer nicht und wirkten vielmehr wie alte angenehme Bekannte.

Mehr hat wiederum der Zonseher der Libussa in der Lösung der dritten Aufgabe geleistet. Hier aber bietet sich die Gelegenheit dar, die Ausführung der ganzen Oper und das Verdienst der einzelnen Sängern zu gleicher Zeit zu beleuchten und zu würdigen.

Man ist in der neuern Zeit gewohnt worden, nur solche Opern zu hören, in denen der Compositeur bey Abfassung jedes einzelnen Musikstücks, das Individuum mehr oder weniger vor Augen hatte, dem die Ausführung desselben übertragen werden würde. Für Sängern und Zonseher hatte dieses rücksichtlich des Effects unberechenbare Vortheile, für Musik im Allgemeinen hingegen jenen Nachtheil, den der deutsche Zonseher, selbst auf Kosten seines Glückes, streng vermied, nicht einmal kennend die Größe seines Opfers, weil er im heiligen Gefühl seines Strebens es der Kunst schuldig zu seyn glaubte. Auch Hr. K. hat in diesem Sinne gearbeitet, und nicht nur, daß er schreibend an keine bestimmte Libussa dachte, ist noch die Ausführung dieser Rolle kurz vor Aufführung der Oper, erst der *Ulle. Unger* übertragen worden.

Der Beyfall, welchen *Ulle. Unger* als Libussa nach einem nur zehntägigen Studium sich zu erwerben wußte, muß sie so dankbar gegen den Zonseher machen, der für jede denkende und talentbegabte Künstlerinn in diese Rolle so viel zu legen wußte, als das Publicum dieselbe Empfindung gegen den Compositeur und die Künstlerinn während des vortrefflichen Spiels und Gesanges der letztern oft hat laut werden lassen.

Hr. *Hahinger* als *Wladislaw* fand sich in seiner Rolle sehr belohnt, und erntete gerechten und einige Mal mehr als gerechten Beyfall. Er hat unstreitig vieles an Hrn. K. zurückzahlen, was eigentlich das Publicum nur mittelbar durch ihn an den erstern hat gelangen lassen wollen.

Von Hrn. *Forti* als *Domoslaw* dürfen wir allein behaupten, daß er mit dem Compositeur in gegenseitige Abrechnung sich einlassen darf. Denn die unübertreffliche Ausführung des Sinen nützte dem Andern so viel, als dieser ihm Gelegenheit bot, seinen schon so oft anerkannten echt dramatischen Gesang auch in dieser Oper zur Lust der Kenner zu entwickeln.

Dieser drey Hauptpersonen mußten wir im Verfolg unsrer Ansicht in ihrem Standpunkte zum Compositeur und des letztern zu ihnen besonders erwähnen.

Indem wir nun zur Aufzählung einzelner Musikstücke übergehen, durch die wir unser Urtheil zu unterstützen glauben, werden wir Gelegenheit finden, einige noch mitwirkende Personen zu würdigen.

Der erste Chor der Jäger als Introduction blieb ohne Wirkung, weil er in seiner

Neuheit nicht melodisch, und in seiner Melodie nicht neu war. Freylich ist es schwer in sogenannten Jagdstücken, die in ihrer Einfachheit schon so vielfach haben herhalten müssen, beydes zu seyn. Freundlicher sprach schon das erste Duett zwischen Libussa und Wladislaw an, und erregte bessere Hoffnungen, die sich auch in der fünften Scene in einem Quartett mit Chor, von den drey Rittern und Wladislaw gesungen, zu bestätigen angingen. Durch charakteristische Haltung und Originalität zeichnete es sich von allen übrigen Piecen des ersten Actes aus, dessen Finale vielen Effect hervorbrachte.

Der Compositeur ward nach diesem Acte und nach jedem der folgenden gerufen, wie dieselbe Ehre noch öfter der Hrn. Unger und Hrn. Heizinger widerfuhr. Es sey uns erlaubt hier zu bemerken: hätten die vielen anwesenden Freunde des Dichters und des Tonsetzers, sich mäßiger in ihren Beyfallsäußerungen bewiesen, so würde der gerechtere Theil des Publicums, da wo beyde es wirklich verdienten, lebendiger mitges wirkt haben, und es wäre denn endlich doch ein recht herzhaft italienischer Opernlärm zu Stande gekommen, wie er vor wenigen Monden innerhalb der Mauern dieses Hauses oft erscholl, während auf jene Weise in Pefotonsfeuer das Pulver zwecklos verschossen wurde, und der Enthusiasmus bald zu vereinzelt, bald zu lau sich vernehmen ließ.

Der zweyte Act beginnt mit einer von Hrn. Heizinger brav gesungenen Arie, die jedoch ihre Verwandtschaft mit dem beliebten Gesang Josephs aus Mehuls Oper dieses Namens zu unverhohlen aussprach. Darauf trug Hr. Weinmüller als Botaf, seinen Traum so herrlich und innig vor, als dieses Tonstück mit rührender Einfachheit verfaßt ist. Nach einem recht gefälligen Duett zwischen Libussa und Wladislaw, sang Mad. Pischich als Dobra eine durch Recitativ eingeleitete Arie, wo sie in der Einleitung bewährte, wie die Recitative des Hr. K. nur des nöthigen Vortrags bedürfen, um nicht verkannt zu werden; die Arie selbst ist melodisch und malend, und wurde von der Künstlerinn befriedigend vorgetragen. Zu den gelungensten Tonstücken des zweyten Actes gehört unstreitig eine Arie voller Kraft und Leben, welche Hr. Forti auch so wiedergab, und an diesen schließt sich das herrliche Finale dieses Actes, gewisser Maßen der Culminationspunct dieser Oper. Es machte überraschende Wirkungen, vorzüglich da, wo das letzte Tempo einfällt.

Vom dritten Acte können wir, außer einigen recht schönen Chören, noch die Arie der Libussa: „Nun brich hervor verschloßne Freude“ rühmen. Den Schluß der Oper macht ein glänzendes Musikstück, das recht sehr gefiel, aber wieder nicht neu in seiner Erfindung ansprechen wollte.

Wir glauben am Schlusse unseres Urtheils, noch hinzufügen zu müssen, daß eine höchst zweckmäßige, hie und da brillante Instrumentation, die oft die einzelnen Virtuosen des Orchesters in Anspruch nimmt, zum glücklichen Erfolg der Oper wesentlich beynrug.

### B e r i c h t i g u n g .

In Nr. 142 dieser Zeitschrift, S. 1152 Z. 8 v. oben ist statt in gänger zu lesen ganz in ihrer. Eben so Z. 9 statt das um so eher zu erwarten ist — um so eher. Z. 16 v. unten ist das Wort häufig wegzulassen. Z. 14 lese man statt lo den — loben; Z. 10 von unten statt Lachen — Krachen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Donnerstag, den 19. December 1822.

152

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, wela hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und gånzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und gånzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 35 fl. halb- und 60 fl. W. W. gånzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### M ü h m e n U n v e r h o f f t.

(Schluß)

Ich erstaunte noch mehr. Dieß reine, tiefe, menschliche Mitgefühl, diese richtige Zeit- und Menschenkenntniß, dieses unbefangene, hingebende, arglose und doch würdevolle, scharfmessende Wesen.

„Wer sind Sie, Großmüthige?“

„Lassen Sie,“ unterbrach sie mich. „Ich schiene nur eigensüchtig. Hier wohnt U\*\*.“ Sie zog die Hausthürklingel. „Wann Sie Ihre Steppen wiedersehen,“ fuhr sie wehmüthig fort, „und die weißen Bären noch nicht alle vertilgt sind,“ setzte sie lächelnd hinzu, „erinnern Sie sich bey der Jagd auf diese blutdürstigen Thiere, daß es vielleicht nur die Warnungen einer Fremden waren, welche Sie größerer Gefahr entrißen. Glück auf den Weg!“ Die Klinke war aufgegangen; sie verschwand. Ich stand' wie an den Boden genagelt.

„Steppen, weiße Bären, Gefahren! Welche Apokalypse!“ Träumend ging ich vorwärts, bis der Wellenhauch und das Wogengeplätscher des Rheins mich erinnerten, daß ich umkehren müsse. Mühsam fand ich den Bär: an der Schwelle sah ich mich unwillkürlich um. „Gute Reise noch ein Mal!“ rief's neben über; die Thierschelle himmelte drein, das Schloß schnappte zu, die Dryas war's gewesen.

Ich weiß nicht, ob und wie weit ich meiner im Bär bewußt gewesen, nämlich wachend. Aber schneller bin ich auch in Gedanken nie gereist, als diese Nacht. Die Lazareth von Constantinopel, die Bergwerke von Nertschinet waren mein Tummelplatz. Ich erwachte erst, als der Tag an die messingenen Beschläge des Waschkastens bligte. Vergebens waren meine Blicke an das Fenster drüben. Milchweiße Gardinen machten sie undurchdringlich. Wundarzt Lorenz, erfuhr ich von einem breiten Schild und dem noch breiteren Bärenwirth, haufte dahinter, und seine Frau war es, die, nach des Letzteren Ausdruck, so eine gute „gemeine“ Seele seyn sollte.

Nach langer Überlegung fand ich es unthunlich, mich bey ihnen einzuführen. Zögernd zog ich über den Rhein. Der französische Zollbeamte, der mir den Zucker in's Wasser schleuderte und den Hofmannsgeist austrank, weil es deutsches Product sey, das, auch stark verzollt, nicht über den Rhein dürfe, verdarb mir den leichten Sinn, den ich mir anräsouirt und mit dem ich, ein Römer zu Rom, durchzukommen gehofft hatte. Ein Trupp Conscriptirter, vor denen ich in Frankenhäusen keinen Platz am Tische fand und meinen Schoppen stehend trinken mußte, jagte mich vollends in mich selbst zurück. Lothringen war zu wenig, Paris zu viel Zerstreuung für mein in sich zerfallenes Herz. Nach acht Tagen graute mir der Morgen in Oppenheim. Ich gedachte des Liguors und beschloß zu versuchen, ob das französische Erzeugniß nicht dem deutschen folgen werde.

In dem Kram, wo ich Zucker nahm, stand ein hübsches Bauerweib aus Schwefingen; sie kaufte Spizen. Bedeutend sahen wir, der Kaufmann und ich, sie uns an. Plaudernd ging die Frau eine Strecke mit mir. Ich verrieth ihr, daß ich für sie eine Untersuchung fürchte. Sie wollte sie nicht mit hinüber nehmen, sagte sie; eine Frau dießseits hätte sie darum ersucht. Kurz nachher blieb sie, ausruhend mit der Last ihres Korbes, etwa tausend Schritte vom Ufer, an einem Weggraben sitzen. Weiter hinab lockte mich eine Pirola tief seitwärts in die Brache. Als ich die fliegende Brücke erreichte, war sie im Aufruhr. Der Liguortrinker zerrte eine kleine weiße Frau, von der ich nur den Rücken sah, mit sich in's Zollhaus. Sie müsse sich, hieß es, dort untersuchen lassen. Man werfe ihr vor, sie habe Spizen nicht verzollt, und der Douanier sey Zeuge gewesen, wie sie sie von einer Bauerfrau empfangen. Er selbst kam bald fluchend zurück und schwor, daß man ihn nicht hinter's Licht führen sollte. Ich lächelte, nahm ein großes Stück Zucker, tropfte vor seinen Augen den Liguor darauf, verschlang's und goß kaltblütig den Rest in den Rhein. Er strich den Schnurbart, murmelte: *Bien fait!* und fuhr fort, mit Strenge die Visitation an Allen vorzunehmen, die auf die Brücke wollten.

Mir flog eine Ahnung durch die Seele. Ich fragte meine deutschen Passagegefährten, ob niemand die Frau kenne, die in der Untersuchung befangen sey? „Madam Lorenz von Mannheim.“

Schnell ging ich zum Grobian und sagte ihm entschlossen. „Die Frau, mein Herr, die dort untersucht wird, ist meine Cousine. Sie ist unschuldig; ich gebe mich als Bürge in Ihre Hände; lassen Sie sie los.“

„Das geht Sie nichts an.“

„Die französische Nation predigt Achtung für das weibliche Geschlecht.“

„Sie ist unter ihres Gleichen.“

„Verzeihen Sie. Ich bleibe in Haft für sie, Enden Sie das drückende Verhör.“

„Wozu nützen Sie mir?“

„Ich kann Waffen tragen und Ruhm erwerben unter Frankreichs Fahnen.“

„Ein Conscriptirter also? — Va! — Man muß verrückt seyn, so was zu wollen.“ Er ging.

„Außer um solchen Preis!“ murmelte ich, gegen eine Dame gewandt, die in ihrer Kutsche auf der Brücke hielt. Sie sah wohlwollend auf mich: „Sind Sie von Mannheim?“

„Das gilt gleich. Ich bin frey,“ antwortete ich kurz, „und will.“

„Das muß wohl eine Cousine seyn,“ sprach sie betonend und warf sich zurück in den Wagen. Der Schnurbart erschien mit der Bisttirten. Es war Madam Lorenz, meine Dryas.

„Wo?“ rief sie heftig und erschütterte nahm sie mich um den Hals. „Ich bin schuldig!“ hauchte sie mir in's Ohr.

Ich machte mich los. „Mein Herr!“ sprach ich zum Douanier, „ich bin zu Ihren Diensten; aber vorher noch ein Wort. Die Dame geht unberührt von dannen; sonst bin ich frey.“

Er warf den Kopf zurück. „Sollten Sie,“ fuhr ich fort, „Zweifel in mein Wort setzen, oder fürchten, ich schwimme über den Rhein, hier bin ich. Man führe mich nach der Garnison, die am nächsten liegt.“ Die Lorenz war todtenbleich. Die entsetzliche Strafe für Contreband und umgangenen Zoll auf der einen und mein Opfer auf der andern Seite zerrissen sie sichtbar. Der Douanier besann sich.

„Madam!“ sprach er herrisch, „der Kleine Deutsche soll keinen Franzosen übertreffen. Mein Wort, Sie sollen der Strafe entgehn, die Spizen behalten und den schönen Cousin mitnehmen,“ (er lächelte höhnisch) „aber ich muß wissen, wo Sie sie verbargen. Es ist eine Erfahrung für künftig.“

Die Lorenz schien zu schwanken.

„Sie hat keine,“ schrie ich dazwischen springend und mit Hitze. „Es ist unedel, mein Herr,“ — er hielt abwehrend seine Hand vor.

„Fahren Sie hinüber,“ sprach er gelassen, „ich fahre mit. Dort drüben hören meine Rechte auf. Ich will sehen, ob Sie Großmuth mit Billigkeit vergelten.“

Es geschah. Am rechten Ufer zog die Lorenz ein schwarzes Häubchen vom Kopfe, an dem ein falscher Haarpuz hing. „Hier!“ sagte sie tonlos. Der Franzose zerriß es fast: die Spizen lagen in einer Schnürnaht, in einem Schluff, fein und fest wie das Band der Haube zusammengerollt.

Er ging, triumphirend und frohig. Eine Schar von Neugierigen begleitete uns. Wir sprachen nicht. Maschinenmäßig folgt' ich ihr nach Hause.

„Lorenz,“ rief sie schluchzend, „was thust du dem Manne, der, mich vor Schmach zu retten, sich selbst in's Elend stürzen wollte?“ Sie erzählte den Vorfall.

„Er ist mein Bruder!“ lautete der hochgestaltige Mann, mit heiligem Ernst mich an seine Brust pressend. „Sie heißen —?“

Ich nannte mich.

„Großer Gott! Er ist's; er ist's!“ Die Großväter waren Brüder. Ich bin eine Neuyorkerin. In hanöver'schen Diensten kam Lorenz nach Amerika. Ich ahnte, daß . . . .“

„Aber die Steppen, die weißen Bären —“

„Sibirien und Sieb - - bürgen! das ist der Irrthum.“

„Mein Gott! hätt' ich's auf's Suchen angelegt, ich hätte Sie wohl nicht so gefunden, als durch diesen Mißverstand; mein herzensgutes Mühmchen Unverhofft.“

## Mein letztes Krankheits-Bulletin.

(An meine Freunde.)

Nachdem ich entronnen bin Charons Rachen,  
 So muß ich auch gleich wieder Reime machen,  
 Und wenn sie auch schlecht sind, mir fehl't's nicht an Muth,  
 Es waren die früheren auch nicht sehr gut,  
 Und was man den Freunden vom Herzen sagt,  
 Das wird von der Kritik vergebens benagt;  
 Das Herz spricht ja wieder zum Herzen,  
 Und wär's auch in Schwänken und Scherzen. —

Hört also Ihr lieben Getreuen all:

Es war mit mir ein fataler Fall.  
 Da kam ein Mann mit der Sense zu mir,  
 Man las im Gesicht ihm die Schneidebegier,  
 Der sprach: „Mein Freund! du mußt fort von hier!“ —  
 Und wie er das sprach, so verdunkelte sich  
 Mein helles Auge gar jämmerlich,  
 Ich konnte nicht hören, ich konnte nicht sehen,  
 Und was ich dann sprach, mocht' der Henker verstehen! —  
 Da konnte man sagen Sprichwörtlichermaßen:  
 „Man kann sich's nicht närrischer träumen lassen!“  
 So fiel es zum Beispiel mir einmahl ein,  
 Es dürfe kein Pferd vor dem Schauspielhaus sehn;  
 Sie müßten all' auf die Bühne hinein.  
 Ein andermal sagt' ich: — Poetisch ist das,  
 Was Niemand versteht, wenn man's tausendmal las,  
 So ein: wasch' mir den Pelz, und mach mir'n nicht naß. —  
 Dann kam mir's so vor, auf meine Ehre!  
 Als ob Börse und Graben dasselbe wäre;  
 Dann phantasier' ich von kleinen Procenten,  
 Von mäßigen artigen Recensenten,  
 Von langer Freundschaft und Kurzen Prozeßten,  
 Und daß ein Gelehrter hätt' Braten zu essen,  
 Und noch viel' andere seltsame Sachen,  
 Worüber man nur kann mitleidig lachen.

So sag ich denn zwanzig Tage im Fieber,  
 Und sah schon ein wenig in's Jenseits hinüber,  
 Und wahrlich, ihr Freunde, ich geb' euch mein Wort,  
 Es sieht nicht so dunkel und schrecklich aus dort;  
 Es blinkten herüber mir glänzende Strahlen,  
 Und Engelsgesichter, noch könnt' ich sie malen.  
 Indessen gesteh' ich's, es ist mir doch schier  
 Viel lieber, ich bleibe recht lange noch hier.

Und wie sie nun meine Gefahr erkannten,  
 Da zog mein Arzt, dem ich meinen Dank  
 Hier öffentlich zolle: Herr Joseph Frank,  
 Und dann meine Bluts- und auch Wahlverwandten  
 Entgegen muthig dem Sensemann; —  
 Sie sahen mich leiden und dachten nicht dran;  
 Daß ihnen der Böse auch schaden kann; —

Sie hegte und pflegte mit Liebe mich,  
 Und Keines ermattete, Keines wich,  
 Obſchon mein Dunſtkreis verpeſtet war,  
 Und immer ſich mehrte die Todesgefahr.  
 Und drauſen an meiner Hauſthüre Klang  
 Die Glocke den ganzen Tag entlang,  
 Und viele beſorgte Freunde kamen,  
 Die Theil an meinem Schickſale nahmen,  
 Und fragten  
 Und klagten  
 Und ſagten,  
 Bedauerten,  
 Trauerten,  
 Und ſprachen laut ihre Wünſche aus,  
 Ich möcht' überſeh'n dieſen harten Strauß,  
 Und mancher gefühlvolle große Herr  
 Beklagte den armen Poeten ſehr,  
 Und Diener und Mägde  
 Erſchienen und fragten, wie's gehe,  
 So, daß in des Hauſes Nähe  
 Sich Alles im ſtetem Kreiſel bewegte.

Dieß Alles nun hörte der Senſenmann,  
 Da ſing er ein wenig zu ſtutzen an,  
 So viele Liebe wirkt' auf den Harten.  
 „Nun,“ ſprach er, „ich kann ja noch vierzig Jahr warten;  
 Weil ſie an ihm ſo den Narren gefreſſen,  
 So laß ich ihn denn noch auf Erden indeſſen,  
 Ich werde deſwegen auf ihn nicht vergeſſen.“  
 So ſprach er, wandte ſich um und entwich. —  
 Und neues Leben durchſtrömte mich,  
 Es öffneten Auge ſich, Ohr und Mund  
 Und all' dieſe Liebe ward jezt mir kund.  
 Und Thränen traten mir nun in die Augen,  
 Ich ſah wohl, daß Manche mehr gelten als taugen.

Dank Euch! den heißeſten innigſten Dank!  
 Ich werd' Eure Freundschaft niemals vergeſſen,  
 Und ward mir Gott Jocus nicht gram unterdeſſen,  
 So will ich Euch bringen noch manchen Schwank.  
 Will leben für's Leben, für's Eſſen und Dichten,  
 Und was ich daneben noch hab' zu verrichten;]  
 Will Alle lieben und Niemand haſſen  
 Und alle Zünfte gerade ſeyn laſſen,  
 Ich ſeh's, mit der Galle iſt nicht zu ſpaſſen.

Bleibt Freunde mir gut, wenn ich auch ſchon geneſen,  
 So wie Ihr es mir, da ich krank war, geweſen,  
 Sonſt hohlt' ich mir wieder, — ja ja, bin's im Stand, —  
 Einen Gallenſtoff dort in dem fremden Land.

Wien am 15. December 1822.

S. G. Costelli.

München, Ende Nov.

Die Vermählung J. K. H. der Prinzessin Amalie von Baiern mit Sr. K. H. dem Prinzen Johann von Sachsen veranlaßte im Laufe dieses Monates eine Reihe der heitersten Feste. Aller Baiern innigste Segenswünsche folgen dieser edeln und lieblichen Fürstentochter nach. Ihr hoher Gemahl — ein sich durch die vorzüglichsten Eigenschaften auszeichnender Prinz — möge Sie beglücken, wie Sie es so sehr verdient! Ich könnte und sollte nun mit einer ausführlichen Beschreibung jener Feste mehr als eine Seite Ihres Blattes füllen; allein da es überhaupt des Neuen wenig unter dem Monde, und am allerwenigsten etwas Neues in dieser Rücksicht für die Bewohner der festereichen Kaiserstadt gibt, so will ich hier davon nichts weiter erwähnen.

Als bemerkenswerthe Ereignisse dieses Monates ist zu erwähnen ein Concert, welches Hr. Frey, Musikmeister von Mannheim, auf der Violine gab. Der Künstler be- rechtiget durch die Fertigkeit, Gewandtheit und den Geschmack, welche er bereits besitzt, zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft; ferner, die Zurückkunft der Sän- gerinn Sigl von ihrer Kunstreise und der ehrende Empfang, welcher ihr vom Publi- cum bey ihrem ersten Wiederauftreten in „die beiden Fische“ zu Theile ward; endlich die Panoramen des Hrn. Sacchetti, K. K. Hof- und Theater- Architecten von Prag, welche allgemeinen Beyfall fanden. Die Darstellungen der Städte Prag, Karlsbad und Töpliz müssen wahrhaft überraschende Meisterstücke genannt werden. Vorzüglich gelang dem Künstler eine Ansicht eines Theils des Nordpols und gewährte einen Ein- druck ganz eigener Art. Gleichfalls sehr sehenswerth war das physische Kunstkabinet des Hrn. von Schwannfeld aus Wien. Sein mechanischer Apparat ist durchaus von Silber und äußerst elegant gearbeitet, und überraschend die Fertigkeit des Künst- lers, welcher unstreitig zu den besten gehört, welcher in Philadelphia's u. a. Fußstapfen trat.

Hamburg im Herbst.

Von den zahlreichen, geschmackvollen Landhäusern um Hamburg, die, auf einen Platz zusammengeschoben, eine eigne Stadt bilden würden, zieht sich nun Alles in den Centralpunct zurück. Die Hamburger sind große Freunde des Landlebens; es gehört gewisser Massen zum guten Ton, im Sommer eine Wohnung vor den Thoren zu beziehen. Besonders reizend liegen die, längs der majestätischen Elbe, gebauten Villen (welche sich meilenweit von der Stadt ausdehnen) wegen des grandiosen Anblicks der einlaufenden Seeschiffe. Die Perspective über die grünen Ufer hin ist unbeschreib- lich schön. Wenn sich die Gegend in das warme Licht der Abendsonne kleidet, und nun mit der Fluth die unzähligen Briggs wie stolze Schwäne vorüberziehen, so übt die Land- schaft einen Zauber aus, den ich bis jetzt von keinem Natur-Schauspiel empfunden habe. In dem Garten-Pavillon des Hrn. Heyne, eines wegen seiner Geschäftskenn- nis und Menschenfreundlichkeit gleich ausgezeichneten Kaufmanns, ist unstreitig der herrlichste Punct, um das Ganze zu übersehen. Der Strom mit seinem Schiffsleben gewinnt, weil man ihn dort von einem ziemlich hohen Berge betrachtet und zu gleicher Zeit des vollständigen Panorama's der Umgegend sich erfreut. In allen diesen Land- häusern herrscht ein gemüthlicher, ungezwungner Ton, der mich oft an die lebensfrohe Herzlichkeit der Wiener erinnerte; man braucht indessen einige Zeit, sich an die Stunde des Mittagessens zu gewöhnen: wir sind oft erst gegen sechs Uhr zur Tafel gegangen, wo dann natürlich ein tüchtiges déjeuner à la fourchette das Warten erleichtern muß.

Die Kinder in den Landwohnungen haben eine originelle Art, Spazierfahrten zu unternehmen. Sie bekommen nämlich von den Ältern niedliche, kleine Wagen, auf denen ihrer Vier sitzen können; statt der muthigen Kofse sieht man ein Paar langbärs- tige Ziegenböcke, die vollständig eingeschirrt und zugefahren dem blondgelockten Herrn gehorchen, der sich nicht wenig darauf einbildet, seinen jüngeren Schwestern als Kut- scher zu dienen. Überhaupt bemerkte ich, daß die Knaben hier einer wohlthätigen Frei- heit genießen, die sie schon frühe vertraut macht mit den Gefahren, welche sie künftig

zu vermeiden haben. Sie rudern allein quer durch den Strom zu ihren Badeplätzen' wissen in einem Alter von zwölf bis vierzehn Jahren mit Segel und Steuer umzugehen, und nirgend geschieht seltner ein Unglück mit Kindern, als in Hamburg. Auf allen Knabengesichtern bemerkte ich den Ausdruck von Kraft und Muth, der, gemäthigt durch ein Auge voll offner Herzlichkeit, das Gemüth sehr wohlthätig anspricht. Die Mädchen zeigen das stille, schüchternne Gesicht der jungen Engländerinnen, deren Erziehungsweise hier die vorherrschende ist.

Den Sommer über wird das Theater wenig besucht; desto mehr Zuschauer finden sich bey den Spectakeln unter frehem Himmel ein. Der Seiltänzer Koller, der auf dem sogenannten Hamburger-Berge täglich Vorstellungen gab, hat sich manchen schönen Hamburger Thaler erstriegen. Erstiegen: denn seine Tanz-Vorstellungen waren nur mittelmäßig; aber das haltsbrechende Stück, auf schräg gespanntem Seile eine Höhe von zweyhundert Fuß hinan zu steigen, ohne Balancirstange, hat tausend und tausend Menschen hinausgelockt.

Die Wälle um die Stadt werden nach und nach abgetragen, oder durch englische Anlagen verschönert. An der Seite des Hafens ist bereits die ganze Gegend um den Elb-Pavillon mit Bäumen und Blumen bepflanzt; auf der höchsten Stelle laden bequeme Sitze zur Ruhe ein, wo man den Wald von Massen und die dazwischen herumfrierenden kleinen Töllen und Böre betrachten kann. An Sonn- und Feiertagen ist der Anblick überraschend; da flagen alle Schiffe, und die buntesten Wimpel zeigen blühend die Farbe der Nation, oder auch oft in ungeheuren Buchstaben den Namen des Fahrzeugs. Amerikanische Briggs, mit ihren scharlachrothen Matrosen, grönländische Walfisch-Jäger, zierliche englische Kauffahrer, Alles bunt unter einander. Ich war bey der Ankunft eines bedeutenden Schiffes von dem Eigenthümer zum Frühstück in der Cajütte gebeten worden, und kam in Gesellschaft mehrerer Freunde an das Ufer. Kaum rief der Herr den Namen des Schiffes, als in einem Moment alle Flaggen aufgezogen wurden, der Capitän an die Leiter trat, vier Matrosen in zwey Böten die ganze Gesellschaft überführen, einem nach dem andern auf das Verdeck steigen halfen, wo man von dem alten, würdigen Capitän mit einem herzlichen Handschlag bewillkommt wurde, und das Alles in einer Geschwindigkeit, daß wir bey den Ausern und den spanischen Weinen saßen, ohne einen Blick auf das Schiff geworfen zu haben. Nach dem Frühstück ließ ich mich in ein Gespräch mit dem Capitän, einem fünf und siebenzigjährigen Greise, ein; er stellte mir seinen Sohn vor, der Steuermann war und dereinst wahrscheinlich dem Vater im Amt nachfolgen sollte, und erzählte dann manch interessantes Abenteuer von seinen Fahrten. Sein Schiff war ihm so lieb geworden, daß, sogar nach stürmischer Reise, er es höchst selten verließ, um an das Land zu steigen, und er versicherte uns, ihm sey mitten in den Gefahren auf hoher See viel wohler, als wenn er gezwungen wäre, Wochen lang vor Anker zu liegen. Der Ausdruck dieses schlichten Mannes zeigte so viel geraden Verstand, eine solche natürliche Religiosität, so viel Freundlichkeit und Mäßigung, daß man glauben möchte, die Einsamkeit übe den besten Einfluß auf ein Menschenherz aus. Er konnte von seinem gestorbenen Weibe nicht sprechen, ohne sich die Thränen aus den Augen zu wischen; aber ein ausdrucksvoller Blick seines blauen Auges auf den kräftigen Sohn sprach es deutlich aus, wie dieser seine ganze Hoffnung und sein ganzes irdisches Glück ausmache. Er erzählte einige See-Abenteuer von andern Capitänen, von denen eins Bemerkung verdient. Ein Schiff, von Italien kommend, gewahrte zu spät, daß ein afrikanischer Corsar sich mit vollen Segeln näherte, und vermochte, weil Jener den ganzen Wind für sich hatte, ihm nicht mehr durch die Flucht zu entgehen. Eine Weile lang wurde der Corsar durch die gemalten Kanonen-Öffnungen in Respect gehalten, da er aber sich überzeugete, daß kein Schuß erfolgte, machte er Jagd auf den unbewehrten Feind. Der alte Schiffscapitän war gezwungen, bezulegen und mit wilden Drohungen bestiegen die Türken das Verdeck; der Räuber-Anführer ließ sich alle Schlüssel austiefeln, und dann die deutschen Matrosen binden und in den Schiffsraum werfen, bloß den Capitän und den Steuermann behielt er bey sich, weil er ihrer Hülfe bedurfte. Das kleine türkische Schiff wurde an das große befestigt und durch Mißhandlungen zwang

er die Gefangenen, den Weg nach Algier einzuschlagen. Da saß nun der Greis in der Cajüte, die Hände gefaltet, den starren Blick auf den Boden gebettet, mit der Aussicht, die letzten Jahre in elender Slaveren zu verleben; der Corsar, gemächlich seine Pfeife rauchend, ihm gegenüber. Er trug zwey Doppelpistolen, seinen Säbel und ein türkisches Haumesser, und rief dem unglücklichen Capitän öfters das gewöhnliche: „Fürchte dich nicht!“ zu. Gegen Abend begehrt der Türke etwas zu trinken; der deutsche Schiffscapitän bereitet ihm ein Getränk aus Rum und Wasser, welches dem Räuber sehr zu behagen scheint, und er genießt endlich so viel von dem ungewohnten Trank, daß er nach und nach sanft entschläft. Da ergreift den Capitän ein rascher Entschluß, er zieht leise dem Türken das Haumesser aus dem Gürtel und spaltet ihm mit einem einzigen kraftvollen Streich den Kopf. Lautlos sinkt dieser zu Boden, jetzt nimmt der Capitän dem Erschlagenen die Doppelpistolen und den Säbel, steigt behutsam die kleine Treppe zum Steuer hin, reicht dem deutschen Steuermann den Säbel und eine Pistole, und deutet ihm, begünstigt von der hereingebrochenen Nacht, an, sich plötzlich auf die Türken der linken Seite zu werfen, indem er durch einen Schuß auf die Rechte das Signal geben will. Es geschieht. Die Türken, halb schlaftrunken, werden niedergemacht, ehe sie auch nur den mindesten Widerstand leisten können, und die Morgensonne sieht die befreiten Matrosen betend, jubelnd, sich umarmend, und ihrem allen, geliebten Capitän, dem Retter, Hände und Kleider mit Thränen benetzend. Nun geht die Fahrt heimwärts, und der tapfere Deutsche läuft ein in Hamburgs Hafen mit geretteter Ladung und noch dazu mit der türkischen Prise, von der man als ein Andenken dieses Abenteurers Kleider und Waffen, auch das blutgefärbte Haumesser zeigt.

Von dem Bau eines neuen Schauspielhauses wird viel gesprochen, projectirt, geschrieben und gedruckt. Ein bedeutendes Capital liegt zu diesem Zweck gesammelt da; man will aber bis jetzt immer noch nicht an die Ausführung des Planes gehen; es mögen wohl geheime Obstatel obwalten, die aus Privilegien entspringen, welche ex usu eine Art von Erb-Heiligkeit erlangt haben. Es ist allerdings sehr lobenswerth, wenn man die Nachkommen eines großen Mannes begünstigt, und dadurch sein Andenken ehrt, aber früher oder später wird das gänzliche Verfallen des Schröder'schen Theaters doch zu dem Bau eines neuen nöthigen; daher wäre es besser, auf der Stelle das Unternehmen zu beginnen, welches zur Ehre der Stadt durchaus nothwendig ist. Welche Meinung muß ein Fremder von dem Institute hegen, wenn er zum ersten Male das Schauspielhaus betritt; freylich wird die ungünstige Stimmung leicht aufgehoben, wenn er nur einige Scenen der Vorstellung gesehen hat; aber wie ein schlechter, zerstückelter Rahmen dem Eindrücke des Bildes nachtheilig wird, so ist ein unfreundliches, armes Gebäude jeder, auch der besten dramatischen Production schädlich; daher gehöre ich zu der Partey der Baulustigen. Für die Direction ist das alte Schauspielhaus ein bequemer Entschuldigungsgrund bey mangelhaftem Spectakel und matten Maschinen, man möchte in so fern annehmen dürfen, daß von dieser Seite die Wärme für den Bau des neuen Hauses nicht über o steht, doch, wie Gott will! kann man hier wirklich ausrufen, man muß von oben die Auflösung dieser Zweifel erwarten, denn der Einsturz des alten wäre ja auch eine Schickung von oben!

(Der Schluß folgt)

## Modenbild LI.

Ein Parege-Kleid mit gleichem Stoffe und Atlas aufgepußt; die Ärmel und der Busenrand mit Blonden. Der Hut von schwarzem Sammt ist mit Goldschnürchen und weißen Marabout-Federn geziert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



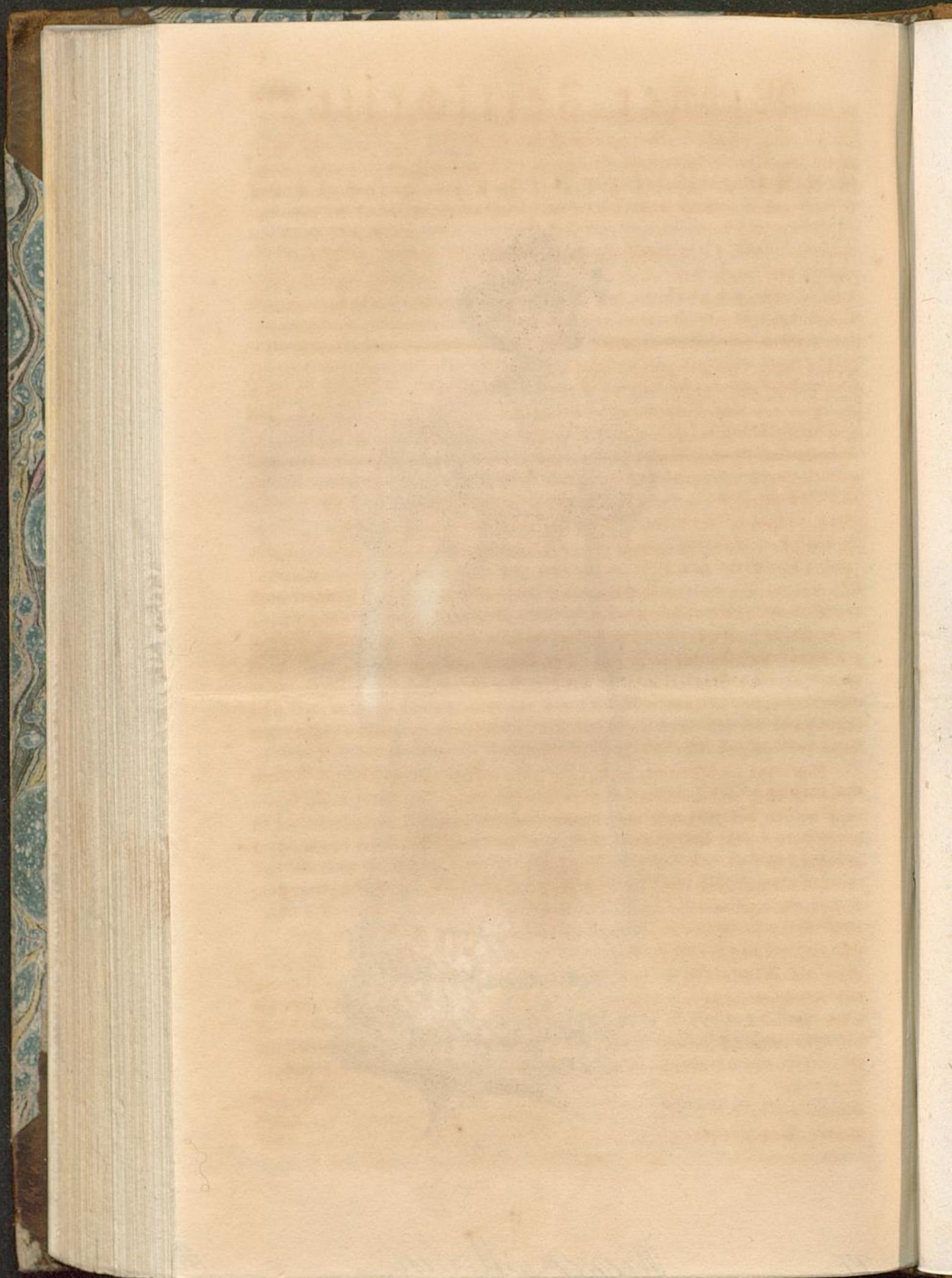
*Dr. St. Seb.*

*F. J. Schuber del.*

*Wiener Moden.*

*13  
182.*

*11*



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### Mode.

Sonnabend, den 21. December 1822.

153

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Canova.

Von G. L. P. Sievers.

Canova ist nicht mehr! — Mit diesen wenigen Worten läßt sich, dünkt mich, der Verlust, den die ganze europäische Kunstwelt erlitten hat, auf die würdigste Weise darthun. Die Kürze des Ausdruckes deutet auf die Größe des Vertrauerten: um wen mit so wenigen Sylben Leid getragen werden kann, muß Herrliches vollbracht haben. Das hat Canova gethan.

Und warum in unmännliche Klagen über den Tod eines Sterblichen ausbrechen, der erst dann geschieden ist, nachdem er, im ganzen großen Umfange des Wortes, seine Pflicht erfüllt hatte?

Was thut der Meister nach vollendetem Tagewerke? Er legt sich zur Ruhe. O hört auf, den Meister aller Meister dieses Jahrhunderts zu beweinen, weil er zur ewigen übergegangen ist! Das Leben ist ja nicht der Güter dieser Erde erstes! Und braucht der länger zu leben, der bereits unsterblich geworden ist?

Fern sey es von mir, hier dem großen Verbliebenen durch eine eigentliche Aufzählung und Abschätzung seiner Werke eine Lobrede halten zu wollen; dazu bin ich in diesem Augenblicke noch nicht berufen. Vielleicht versuche ich einstens, von dem Eindrucke Rechenschaft zu geben, den das gesammte Künstlertum des Meisters, in so fern sich dieses in seinen, in Venedig, in Florenz, und besonders in Rom vorhandenen Schöpfungen ausdrückt, auf mich gemacht hat.

Bis dahin sey es mir erlaubt, den Lesern einige Züge aus dem Privatleben Canova's vor Augen zu legen und mehrere, theils den großen Künstler selbst, theils die Entstehung und das Schicksal seiner Werke betreffende Umstände, welche den Verehrern des Abgeschiedenen von hohem Interesse seyn werden, hinzuzufügen.

Canova verdankte sein Daseyn einem Steinmeß des venezianischen Friauls, welche Vorbedeutung! Der Vater gab demjenigen Materiale die todte Form, durch dessen Belebung der Sohn sich einst die Unsterblichkeit erringen sollte. Antonio Canova ward am 1. Nov. 1757 zu Possagno, einem zwischen den Hügeln von Asolo im venezianischen Gebiete liegenden Dorfe, in der Gegend von Mestre, geboren.

Die Zunge des zarten Knaben vermochte kaum zu lallen, als seine Hände bereits das große Genie aussprachen, dessen Keim in ihm verborgen war: wann seine übrigen Geschwister und Gespielen den gewöhnlichen Kinderspielen nachgingen, oder (sey mir der Ausdruck erlaubt, weil er das frühe Alter Canova's bezeichnet) nachkrochen, schnitzte oder meißelte der junge Antonio Heiligenbilder, Thiere, auch wohl diesen oder jenen seiner Spielcameraden ab. Diese Beschäftigung setzte er mehrere Jahre fort, ohne daß jemand eine besondere Aufmerksamkeit darauf verwandt hätte.

Antonio mochte ungefähr sechs Jahre alt seyn, als der Zufall einige von seinen Schnitzleyen in die Hände des edlen Venezianers Johann Falieri, welcher in der Nähe von Possagno seine Besitzungen hatte, in die Hände spielte. Falieri erstaunte in dem sogenannten Spielwerke eines Kindes, welches keine denkbare äußere Veranlassung unmittelbar oder mittelbar zu solchen Schöpfungen aufgeregt haben konnte, die offenbarsten Spuren einer Anlage zu finden, wie sie nur große und ausgezeichnete Künstler von der Natur zu empfangen pflegen.

Ein Zufall sollte um diese Zeit dem jungen Canova nähere Veranlassung geben, auf sich und auf das in ihm keimende Genie aufmerksam zu machen. Eines Tages, wo Falieri ein großes Mittagmal gab, hatte der Koch vergessen, für eine, mit dem Nachtsche aufzusetzende, Verzierung zu sorgen. Der junge Antonio, welcher Zeuge der Verlegenheit war, in welcher sich derselbe befand, ergreift ein Stück Butter, formt einen Löwen daraus, und dieser Löwe erregte, als er auf die Tafel gebracht ward, die Verwunderung aller anwesenden Gäste.

Canova ward nun seinen Ältern entnommen, nach Venedig geschickt und zu dem bekannten Joseph Torretti, welcher damals für den geschicktesten Bildhauer dieser Stadt galt, in die Lehre gethan, nachdem ihm vorläufig ein gewisser Domenico Bernardi, der sich in Possagno mit der Sculptur befaßte, einigen Unterricht ertheilt hatte. Zugleich ward er unter die Zöglinge der Akademie der schönen Künste aufgenommen.

Der junge Antonio war ungefähr achtzehn Jahre alt, als Torretti starb. Was sollte er jetzt beginnen? Sich zu einem andern Künstler in die Lehre begeben? Dessen überhob ihn das Gefühl seiner bereits erlangten Meisterschaft, obgleich diese, dem Willen des bisherigen Lehrers unterthan, noch keinen eigenen, willkürlichen Aufschlag nehmen können. Noch war der Jüngling unschlüssig, wozu er greifen sollte, als von seinem Vater, welchem Torretti's Tod zu Ohren gekommen war, ein Brief einlief, in welchem er dem Sohne anbefahl, auf der Stelle nach Possagno zurückzukehren, und ihm von nun an bey seinem Handwerke beyzustehen. Der junge Canova, welcher natürlich dazu keine Lust hatte, schrieb seinem Vater zurück und bat ihn dringend, ihn in

Venedig zu lassen, weil er ein Bildhauer und kein Steinmetz zu werden wünschte. Über diese Antwort erzürnt, wiederholte der Vater seinen Befehl und drohte dem Sohne, ihn, im Falle er demselben nicht schleunig nachkommen werde, auf die Galeere bringen zu lassen. In dieser Verlegenheit wandte sich der junge Canova an seinen Beschützer, den Senator Falieri, zeigte ihm des Vaters Brief und beschwor ihn, sich seiner anzunehmen. Falieri schrieb an den Vater, stellte ihm das Unstatthafte seiner Forderung vor und gab ihm zu verstehen, man pflege wohl ungerathene Söhne, aber keine hoffnungsvolle Jünglinge auf die Galeere zu schicken. Der Vater fügte sich jetzt in den Wunsch seines Sohnes, und dieser blieb in Venedig.

Letzterer beschloß nun, fortan für eigne Rechnung zu arbeiten, und mietete sich zu dem Ende anfangs im Kirchspiele St. Stephan, unter den Hallen des Klosters, und nachher in der Nähe der Überfahrt St. Maurizio (tragitto S. Maurizio) eine kleine Boutike, kaufte ein Stück Marmor und setzte den Meißel an.

Boutike (Bottega)! So hieß vor vierzig Jahren, als die Malerey und Bildhauerey noch Handwerke und keine Spielwerke waren, als die Hand sich erst üben mußte, ehe sie Pinsel und Meißel zu handhaben sich unterfangen durfte, die Werkstatt eines Malers oder Bildhauers, welche jetzt in Italien und Frankreich die pomphaften Namen *attelier* und *studio* bekommen haben!

Canova in einer unscheinbaren, kaum sechs Schritt in's Gevierte messenden Boutike! Wer hätte voraus zu sagen gewagt, daß dieser Canova, dieser damals noch von niemanden besonders ausgezeichnete Jüngling, nach vierzig Jahren nicht sehr entfernt von dieser Boutike als das größte Genie seines Jahrhunderts und als einer der begütertsten und ausgezeichnetsten Sterblichen, sein Leben beschließen würde.

Nachdem sich der junge Künstler durch ein Paar Fruchtkörbe in Marmor, welche jetzt die Haupttreppe des Gasthofes von Großbritannien (Albergo della Gran Bretagna) am großen Canale (ehemals Palazzo Farsetti) zieren, dann durch zwey Statuen, Euridice und Orpheus, in welchem Steine (beyde für seinen Wohlthäter, Falieri, gefertigt, und noch jetzt auf dem Landgute der Familie desselben, (ai Padrazzi di Asolo, in der Nähe von Possagno befindlich) die Augen von ganz Venedig auf sich gezogen hatte, forderte der Senator Marc' Antonio Grimani den jetzt zwanzigjährigen Canova auf, lehtgenannten Orpheus noch einmal, aber nach einem veränderten Plane in carrarischem Marmor auszuführen. Canova, begeistert von diesem Auftrage, legte Hand an die Arbeit, und vollbrachte nach wenigen Monaten ein Werk, welches als der erste Grundstein des späterhin so riesenmäßig erwachsenen Colosses seines Ruhms zu betrachten ist. Da um dieselbe Zeit die Oper *Orpheus* von Bertoni, in welcher der berühmte Guadagni die Hauptrolle sang, einen so ungemeynen Beyfall erhalten hatte, daß das venezianische Publicum für jeden andern Genuß gefühllos geworden zu seyn schien, so war es allerdings ein gewagtes Unternehmen von Canova, daß er, auf ausdrückliches Verlangen Grimani's, seinen Orpheus öffentlich auf der Himmelfahrtsmesse zu Venedig ausstellen ließ. Das Wagstück ward durch den glänzendsten Erfolg gekrönt: das Publicum strömte am Morgen

auf die Messe, wo es an der Statue seine Augen, und am Abende in's Schauspielhaus, wo es an der Oper seine Ohren ergetzte. So ward Grimani die Veranlassung, daß das Genie des jungen Canova, wenn auch nicht durch einen glänzenden Verdienst (die Statue war, natürlich als die Frucht eines beginnenden Künstlers, für einen mäßigen Preis bedungen worden), doch durch den Ruhm, welchen er einerntete, zu fernerer Thätigkeit angefeuert. Dieser Orpheus hat in der letzten Zeit das Schicksal gehabt, für achtzig Ducaten verkauft, und von dem Käufer in Deutschland für drey tausend Gulden G. M. wieder verkauft zu werden\*).

Ich übergehe einige, auf den Orpheus folgende minder bekannt gewordene Arbeiten, um sogleich der Gruppe Dädalus und Icarus zu erwähnen, welche Canova zwey Jahre später (1779) für die Familie Pisani in carrarischem Marmor ausarbeitete\*\*). Dieses Werk, in welchem bekanntlich Dädalus dem Icarus einen Flügel an seine rechte Schulter befestigt, schien eine symbolische Bedeutung für den jungen Künstler werden zu sollen; denn durch dasselbe setzte er seinem Genie Flügel an, welches von nun an immer höher flog, und zwar bis zu einer Höhe, zu welcher vor ihm in der neuern Künstlerwelt sich noch niemand emporgeschwungen hatte. Das Modell der Gruppe ward von dem, zum venezianischen Gesandten bey dem römischen Stuhle erwählten Kunstliebenden Girolamo Zuliani, nach Rom mitgenommen, und dort öffentlich im Gesandtschaftspallaste ausgestellt. Der junge Canova, von dem edlen Falleri empfohlen, folgte seinem Werke, und war zugegen, als ein dastiger Kunstkenner, von der ungemeinen Wahrheit der Formen überrascht (Canova gestand noch in den letzten Jahren seines Lebens, es sey ihm stets ein Schauer überlaufen, so oft er an diesen Augenblick zurückgedacht habe), erklärte, das Werk müsse ein Abguß von einem natürlichen Modelle seyn.

Von diesem Augenblicke war Canova's Ruhm begründet; eine Bestellung drängte die andere. Hatte er zu Venedig einen Gönner zurückgelassen; so fand er in Rom einen andern wieder. Der edle Zuliani war dem Jünglinge Alles, Wohlthäter, Freund, Vater und Leiter; an ihn wandte sich der Künstler, wie und wann ihm dessen Rath und Beystand vonnöthen war. Ein einziges Beyspiel, herausgehoben unter der großen Menge von Ereignis-

\*) Die Person, welche mir diese Nachricht mitgetheilt hat (ein in Venedig angesessener Mann), versichert mich, die Statue sey von einem Wiener gekauft worden, und befinde sich auch jetzt noch in Wien. Da ich aber, während meines dortigen Aufenthalts, von keinem Orpheus von Canova etwas gehört habe: so muß ich billig an der Richtigkeit dieser Angabe zweifeln, obgleich mein Gewährsmann, der in dem hiesigen Verkaufe der Statue mit interessirt gewesen ist, die näheren Umstände dieses Handels recht gut zu kennen scheint.

\*\*) Wo befindet sich die Gruppe des Dädalus und Icarus in diesem Augenblicke? Nachdem Abbate Moschini (Itinéraire de la Ville de Venise), im Pallaste Pisani, nach Quadri (Otto giorni in Venezia) im Pallaste Barbarigo, und nach dem Forrestiero istruito in dem einen oder in dem andern. Ich behaupte, in keinem von beyden, oder doch so gut, wie in keinem von beyden. Frägt man im erstgenannten Pallaste nach der Gruppe, so wird man in den daranstoßenden Pallast Barbarigo gewiesen, und hier erhält man den Bescheid, daß die edle Dame Barbarigo die Statue in ihr Zimmer verschlossen habe, und daß sie niemand zu sehen bekommen könne.

fen aller Art, in welchen Canova auf des Gesandten Unterstützung Anspruch machen durfte, möge dazu dienen, das edle Verhältniß, in welchem der junge Künstler zu dem Staatsmanne stand, und dessen sich ersterer nicht unwürdig bezeugte, in's Licht zu setzen.

Die Pension von dreyhundert römischen Ducaten, welche der venezianische Senat dem jungen Canova auf drey Jahre zugestanden hatte, war hinreichend zu seiner Unterhaltung, setzte ihn aber keineswegs in den Stand, den Ankauf jenes theuern Materials, in welches er späterhin die erhabenen Schöpfungen seines Genies abdrücken sollte, bestreiten zu können. Eben hatte er, wie durch höhere Eingebung, die Idee zu der Gruppe, Theseus und der Minotaur, gefaßt; Geist und Hand waren bereit, die Idee zu versinnlichen; aber es fehlte dem jungen Künstler an Marmor. Er ging niedergeschlagen melancolisch einher. Der Gesandte bemerkte es; ihm lag daran, den Grund dieser, an Canova so auffallenden Erscheinung, zu erfahren: er drang in ihn. Nach langem Zögern gestand der junge Künstler schüchtern die Ursache seiner Traurigkeit. Augenblicklich erhielt er die nöthige Summe zum Ankauf des Marmors. Der junge Künstler vollendete (1782) die Gruppe, verkaufte sie an einen Engländer für dreyhundert römische Scudi und brachte dem Gesandten die voraeschossene Summe zurück. Dieser, die Rücknahme verweigernd, foderte den Jüngling auf, andern Marmor dafür zu kaufen.

Canova's Bekanntschaft mit dem damals berühmten römischen Kupferstecher Vespato sollte Epoche im Leben desselben machen. Im Hause dieses Künstlers wie ein Freund, wie ein Kind aufgenommen, konnte der junge Canova, der bis dahin die Ideale der weiblichen Schönheit nur in seinem Genie geahnet, selten in der wirklichen Welt beachtet hatte\*), die Tochter Vespato's, ein Mädchen mit eben so viel griechischer Schönheit, als griechischer Grazie begabt, nicht sehen, ohne von ihren Reizen gefesselt zu werden. Es muß einen hohen Begriff von den Geistes- und Körpervorzügen des Mädchens geben, daß zugleich mit Canova noch ein anderer Jüngling, der sich späterhin einen eben so großen Namen in der Künstlerwelt erworben hat, Raphael Morghen, nach dem Besitze desselben strebte.

(Die Fortsetzung folgt)

\*) Einer Herzensangelegenheit Canova's von der gewöhnlichen Gattung, welche sich noch während seines Aufenthaltes in Venedig mit ihm begeben hatte, soll am Ende dieser Mittheilung gedacht werden.

### Die Kindesliebe.

Es stand ein kleines Bäumchen  
In einem Garten d'rin;  
Und jedes Aug' ergehte  
Der Blätter sanftes Grün.

Und jedes Aug' erquickte  
Die Blüthe, bunt und zart,  
Die vor der Raupen Lücke  
Des Gärtners Hand bewahrt. —

Er band die zarten Zweige  
An eine Säule fest,  
Und keine Sorg' und Mühe  
Er sich verdröhnen läßt.

Er reinigt' Ast und Krone  
Und tränk' der Erde Schooß;  
So wuchs das Bäumchen herrlich  
Zur Lust des Gärtners groß.

Da schwebt der Herbst voll Segen  
Auf lauen Flügeln her,  
Es beugen sich die Äste,  
Von süßen Früchten schwer.

Und Groß und Kleine schauen  
Das liebe Bäumchen an,  
Der brave Gärtner hatte  
Die größte Freude dran.

Ihn reuet nicht die Pflege,  
Und wie er sich bemüht,  
Weil er die vielen Sorgen  
So süß belohnet sieht.

Kennt Ihr das junge Bäumchen,  
Den einz'gen Gärtner nicht? —  
Die Mutter mit dem Kinde,  
Voll süßer Liebespflicht.

Die Mutter mit dem Kinde,  
Die ihre Pflanze zart  
Vor Weltlust und vor Sünde  
An treuer Brust bewahrt.

Sie opfert Leib' und Leben  
Und all' ihr Gut und Blut;  
Drum sollt ihr nicht vergessen,  
Was eine Mutter thut. —

Die heiligste Ägide  
Beut wohl das Mutterherz,  
Dort waltet süßer Friede  
Und Trost im tiefsten Schmerz.

Sprecht ja nicht von Vergeltung,  
Die Welt hat keinen Lohn,  
Zu arm ist jeder König  
Auf goldbekränztem Thron.

### Correspondenz-Nachrichten.

München, 8. December 1822.

Im October kam ich, wie Sie wissen, nach München, und habe seit dieser Zeit fast ununterbrochen einen Gegenstand der Neugierde und Unterhaltung nach dem andern gesehen. Wenn man auch von Wien kommt, und an den Anblick einer großen

Volksmasse gewohnt ist, muß doch die Versammlung von mehr als 60,000 Menschen aus allen Ständen, in der buntesten Vermischung, auf einer schönen, von einer Anhöhe sehr zweckmäßig begrenzten Wiese das Auge frappiren. Von solcher Beschaffenheit ist der Platz, worauf, kaum eine Viertelstunde außerhalb der Stadt, die Octoberfeste alljährlich gefeyert werden. Man muß freylich lächeln, wenn man Einige ohne weiters diese Feste mit denen der Olympier vergleichen, und die mit einem Pferderennen sich endende Vertheilung der Preise an betriebfame Landwirthe und Ökonomen, den Wettkämpfen der Alten in musikalischen und gymnastischen Spielen an die Seite setzen hört. Die Theilnahme der Münchner an diesen Belustigungen kann unmöglich größer seyn. In der Stadt herrscht die größte Todtenstille während des Hauptfestes auf der Theresienwiese: nur die einsamen Schritte der Patrouillen widerhallen wie im Schweigen der Nacht, in den entvölkerten Straßen; nur hier und da zeigt sich ein Gesicht, das die Spuren der Hinfälligkeit und Schwäche an sich trägt, an einem sonst verlassenen Fenster. Kaum aber ist es Nachmittags 4 Uhr, so wogen die Scharen der selig befriedigten Zuschauer stromweise zu dem Thore herein, und der Schauplatz auf der Wiese von der Anhöhe bis zum Krankenhaus einer, und bis zur Singstraße anderer Seits, ist so mit Menschen, die der Stadt zuwandern, besetzt, daß die Köpfe wie die Ähren eines Kornfeldes an einander gedrängt sind. Die königliche Familie ermangelt nie, dieses Fest durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen. Ein etwas erhöhter Pavillon, von welchem auf einer hohen Stange die Nationalflagge weht, dient zu Ihrer Aufnahme. Das Volk wird bis zur Ballustrade gelassen, und die allerhöchsten und höchsten Herrschaften scheinen sich so recht in Mitte Ihrer lieben Baiern zu gefallen. — Gewöhnlich dauern die Octoberfeste acht Tage. Es befinden sich wohl bey fünfzig Buden auf dem Platze, wo man alle Erfrischungen haben kann. Es wird auf einen Vogel und Hirschen, und auf Scheiben mit Stuken, Bolzenbüchsen und Armbrusten geschossen. Zum Beschlusse ist abermals ein Pferderennen, wobey wenigstens wieder an 30,000 Menschen Zuschauer sind. —

Auf die Octoberfeste folgt der Jahrmarkt in der Vorstadt Au, wohin an schönen Nachmittagen eine zahllose Menge der Bewohner der Hauptstadt hinausströmt. Kaum ist dieser zu Ende, so ergeht sich, wer Zeit und Lust dazu hat, an den großen Manövrès unserer Besatzung. Ein anderer Tag, wo Münchens Bevölkerung sich auf das engste in einem, der ernsthaftesten Betrachtung geweihten Raume zusammendrängt, ist der Vorabend des Festtags aller Seelen, welcher, wie Sie wissen, der Nachmittag des Festes aller Heiligen ist. Schon am Morgen sieht man nichts als Blumen = Guirlanden, Lampen, Leuchter, Laternen, Kreuze und Kronen aus Buchs und derley Gestände, mit Bändern, worauf Inschriften gedruckt sind, durch die Sendlingerstraße nach dem Kirchhofe tragen. Wer auch noch so wenig besitzt, steckt doch eine Kerze auf das Grab seiner Verstorbenen, und einen hölzernen Napf mit geweihtem Wasser daneben. Die Reichen und Wohlhabenden schmücken ihre Familien = Grabstätten auf das Glänzendste aus. Alle Denkmäler der Malerey und Bildnerer sind an diesem Tage aufgedeckt, alle Grotten und Gewölbe mit Lampen beleuchtet. Zur Obhut der Gräber, wegen des Zudranges der Menschen, sieht man viele hundert alte Frauen aufgestellt, die, vom Herbstfroste geschüttelt, ihr Ave Maria mit einer Stimme herbeten, deren Klagen Urmosen fleht. Man braucht fast eine Stunde, um von einem Ende des Gottesackers zum andern zu kommen, da die dichten Gruppen mit jedem Schritte verweilen, um Inschriften zu lesen, Bildwerk und Zierathen zu sehen, und musikalischen Stücken zuzuhorchen, die auf manchen Gräbern an diesem Tage, namentlich von dem Militär, ausgeführt werden. Von religiöser Erbauung, von einer rührenden Gedächtnißfeyer der Todten kann wohl an diesem Tage die Rede nicht seyn. So manches schöne Auge blickt da scherzend über die Gräber hin, als wären es Puktsche der Freude, und ahnet nicht, daß der schneidende Herbstwind, so muthwillig er auch die reizenden Locken umspielt, die Kälte des Todes mit sich führt. — Um Auftritte, würdig der Feyer der Todten, zu sehen, muß man des andern Tags in den Morgenstunden den Kirchhof besuchen. Statt des geräuschvollen Plauderns und störender Schaulust herrscht jetzt heilige Stille, nur von frommen Gebeten, von Thränen und Seufzern unterbrochen. Da liegt manches schöne junge Mädchen am Grabhügel der entschlafenen Mutter, da steht im Kreise weinender Mä-

fen die trostlose Witwe über dem Staube des hingeschiedenen Gatten! Da glühen die Lämpchen durch den herbſtlichen Nebel ſo düſter, da wanken die Menſchen ſo fromm und ſo ehrbar hinter dem Prieſter einher, der das Grab einſegnet, wo die Betraueren ſchlummern! Da iſt das Ganze ein großer, die Seele erſchütternder Gedanke des Todes. —

Doch ich will Sie nicht zu lange feſthalten bey dieſem Bilde der Trauer; ich darf nur der Zeit folgen, die ja immer den ſeltſamſten Wechſel in ſich ſchließt, um Gelegenheit zu finden, Ihre Leſer von angenehmern Gegenſtänden zu unterhalten.

Die Vermählung S. K. Hoh. der Prinzessin Amalie Auguſte mit Sr. K. Hoh. dem Prinzen Johann von Sachſen führte eine Reihe der glänzendſten Feſtlichkeiten herbey. — Den 9. Nov. war die feyerliche Auffahrt und Anwerbung des K. ſächſiſchen Gefandten, Hrn. Grafen v. Ginſedel. Die königliche Braut empfing an dieſem Tage das Bildniß Sr. K. Hoh. des Prinzen Johann. Abends erſchienen S. M. der König und die Königin mit S. K. Hoh. der Prinzessin Amalie und dem ganzen Hofe im Nationaltheater, das auf das ſchönſte beleuchtet war. Man gab Sargines, welche Rolle von Hrn. Löhle, ſo wie die der Sophie von Mlle. Sigl dargeſtellt wurde. Nach der Oper wurde das Publicum durch ein ſehr ſinnreiches, von Hrn. Balletmeiſter Horchelt angeordnetes Divertiſſement überrachſt. Es führte den Titel: Amors Feſt, und ſtellt eigentlich die brüderliche Vereinigung dieſes Gottes mit Hymen vor. Statt eines gewöhnlichen Programms in Proſa wurde der Inhalt dieſer ſchönen choreographiſchen Darſtellung von dem hieſigen Profeſſor am Lyceum, Hrn. Sendtner, in Verſen mit poetiſcher Zartheit wiedergegeben. Ich füge das Gedicht hier bey \*). — Ich kann Ihnen den Enthuſiaſmus unmöglich beſchreiben, der ſich aller Zuſchauer bemächtigte, als das Bildniß der hochgeſeyerten Braut am Schluſſe des Divertiſſements ſich von oben herabließ. Alles wendete ſich der Loge zu, wo die geliebte Königstochter ſaß, und jauchzte, hiß der Vorhang gefallen war, und Sie in Begleitung des Hofes die Loge verlaſſen hatte.

\*) Amors Feſt.

Junges Volk in bunten Scharen  
Wallt zu Amors Tempel hin,  
Einen Kreis von ſchönen Paaren  
Tanzend um den Gott zu zieh'n.

Und wie ſie nach heit'rer Sitte  
Blumen ſeinem Bilde fireu'n,  
Tritt er ſelbſt in ihre Mitte,  
Wie ein lieber Gaſt herein.

Und den Mädchen und den Knaben  
Dankt Cythereus ſchöner Sohn,  
Seht, erfreut ob ihrer Gaben,  
Sich ein Weilschen auf den Thron.

Doch, was ſie auch froh beginnen,  
Nur zu bald aus ihren Reih'n  
Gilt der holde Gott von hinnen,  
Stellt bey höherm Feſt ſich ein.

Wellen ſpiegeln, Lauben glänzen  
Und umſtrahlt von Roſenſchein  
Hebt ſich, reich an Blüthenkränzen,  
Einer Inſel Götterhain.

Rings hervor aus Wolkenſäumen,  
In der Lüfte klarem Reich,  
Sieht man Liebesgötter keimen,  
Zarten Roſentknoſpen gleich.

Und von Schwänen ſanft gezogen  
Durch ein ſchimmernd Wogenmeer,  
Schwärmt mit Köcher, Pfeil und Bogen  
Amors leicht Erfolg einher.

Und er ſelbſt, wie mit Entzücken  
Venus ihn nie ſchöner ſah,  
Iſt mit ſeinen Laubenblicken —  
Ganz nur Gott der Liebe da.

Seht, ein Tempel ſteigt hernieder,  
Hymen winkt dem Amor zu,  
Und an's Herz als Freunde, Brüder,  
Fallen Beyde ſich im Nu!

Holde Zauber, ſüße Töne,  
Sagt, o thut es freundlich kund:  
Wo auf Erden ſchließt das Schöne  
Mit der Liebe ſolchen Bund?

Zu den Morgenroth bethauten  
Schimmerwolken aufwärts ſchaut,  
Dort, umtönt von Sphärenlauten,  
Winkt herab die Fürſtenbraut.

Was die Dichtung hier erſonnen,  
Und durch Tänze ausgedrückt,  
Iſt ein Himmel, reich an Wonnen,  
Der mit Wirklichkeit beglückt.

Denn von einem Fürſtenbände,  
Das der Gott der Liebe ſchlang,  
Tönt am Elb- und Iſarſtrande  
Hochzeitlicher Feſtgeſang.

Nach dem Theater war Ballfest und Souper bey Sr. Excell. dem Hrn. Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. Grafen von Rechberg-Rothenthor, welchem die allerhöchsten Herrschaften mit Ihrer Familie benzuwohnen geruhten. — Den 10. Nov. Abends um 7 Uhr ging die Trauung selbst in der k. Haus- und Hofcapelle vor sich. Es war ein rauher, überaus regnerischer Abend: die Kanonen donnerten, und es wurde mit allen Glocken geläutet. Die Höfe und Gänge der Residenz wimmelten nichts destoweniger von zahllosen Zuschauern. Se. k. Hoh. der Prinz Carl vertrat die Stelle des Bräutigams. Kaum war dieser in der Hofcapelle angelangt, als der König und die Königin mit der Prinzessin Amalie in der Mitte, unter Vorausstreuung des k. Obersteremonienmeisters, sich dahin verfügten. Rückwärts zur Rechten des Königs ging der Capitän der Garden und der im Dienste stehende Generaladjutant; links hinter der Königin die Obersthofmeisterinn. Dann folgten J. k. Hoheiten die verwitwete Frau Churfürstin und die Herzoginn von Pfalzweybrücken, und die königlichen Prinzessinnen mit ihrer Begleitung. Die Ceremonie in der Capelle währte über eine Stunde. Als der Zug zurück ging, führten Se. k. Hoh. der Prinz Carl die Braut an Seiner Seite. J. M. die Königin trugen den Ausdruck der tiefsten Rührung in Ihrem Gesichte. Im Hercules-Saale war große Aufwartung aller beym Trauacte zugegen gewesenen Personen. In einem zweyten Audienzzimmer stattete der päpstliche Nuntius, so wie die fremden Gesandten und ihre Gemahlinnen, vor den k. MM. und der durchlauchtigsten Braut die Glückwünsche ab. Und nun folgten den 11. Hofball und Souper, und den 12. Freytheater. Das neue k. Schauspielhaus war auf das Schönste beleuchtet; alle Zuschauer im Hofränge und auf der Gallerie noble waren in Uniform, und die Damen auf das Reichste gepußt. Der Eintritt fand gegen Freybillets Statt, die nur an Personen von gebildetem Stande ausgeliefert wurden. Man gab zum ersten Male Rossini's Helmira. Sie können denken, daß die königliche Intendanz weder Kosten noch Mühe sparte, durch glänzende Ausstattung und Sorge für fleißige Einübung dieser Oper die Aufführung derselben recht genussreich zu machen. Alles ging auch vorzüglich, unsere Vespermann sang zum Entzücken, und auch die H. Staudacher und Mittermayer boten alle ihre Kunstfertigkeit auf, um die ihnen übertragenen Parthien zur allgemeinen Zufriedenheit zu geben. Doch war nach dieser ersten Darstellung noch an kein bestimmt ausgesprochenes Urtheil zu denken. Die Aufmerksamkeit war zu gesetheit, das Gedränge zu groß! Die Gedanken waren nur nach der großen königlichen Loge gerichtet, wo sich die anmuthsvolle Braut im Kreise Ihrer k. Ältern und Geschwister befand, und Sie hätten wirklich Zeuge seyn sollen von der zarten Innigkeit dieser erhabenen Glieder einer Familie, der das königliche so gar nichts von dem Ausdrücke des Reimenschlichen nahm, die vielmehr durch das Herzliche und Offene in Ihrem Benehmen die Züge der seligsten Häuslichkeit, der engsten Seelenverbindung an sich trug! — Den 13. feyerte der Hof ganz im Stillen den Geburtstag der Prinzessin Braut. Es war der Vorabend der Trauung. — Im Theater am Isarthore war Maskenball. Die Außenseite des Gebäudes gegen das Thor zu war auf Kosten der Stadt sehr schön beleuchtet. Auch im Innern war alles geschmackvoll verziert und freundlich erhell't. Maskirte Personen fanden sich nur wenige ein, doch fehlte es sonst an einem zahlreichen Besuche nicht. Gegen 8 Uhr erschien der allerhöchste Hof. Kaum trat die königliche Braut in die Loge, als keine Lippe laut, keine Hand bewegungslos blieb: alles jauchzte und klatschte den freudigsten Willkomm Ihr zu. So wie es still geworden, ertönte von vorne hinter dem Vorhange eine sanfte Musik, welche von einem über der königlichen Loge angebrachten Musikchore erwidert wurde. Nun hob sich der Vorhang, und man sah einen schön beleuchteten Tempel, von welchem hochzeitliche Wehrgelänge erschollen. Eine zierliche Blumen vase schwebte hierauf durch den Saal bis zur Mittelloge, wo die königliche Braut saß, theilte sich hier von einander, und ein lieblicher Amor ragte daraus empor, und reichte J. k. Hoh. ein Körbchen mit einem Taubenpaare hin. Ungefähr eine halbe Stunde nach diesem schönen allegorischen Austritte verließ Allerhöchstdieselbe mit Ihren allerdurchlauchtigsten Ältern und der übrigen königlichen Familie die Loge. Wie mir, so war es Vielen: eine stille Wehmuth mischte sich in den Genuß dieses Abends, und so oft ich die leere königliche Loge betrachtete,

könnte es in meinem Innern: Sic transit gloria mundi! — Der 14. Nov. brach an — rauh und kalt! Gegen 9 Uhr waren die Reisewagen in Ordnung; es schneite ein wenig; sehr viele Menschen standen vor der Residenzpforte und weinten. Da kamen der König und die Königin mit der bräutlichen Tochter die große Treppe herab; die übrigen Personen der königlichen Familie folgten. Alle waren sehr angegriffen. Man wollte die Scheidende noch bis Freysing geleiten, die Wagen fuhren vor, der Vorreiter sprengte voran, und Amalie Auguste hatte pfeilschnell das Haus des Vaters im Rücken. — Es war in den ersten Tagen des diejährigen Frühlings, als wir Sr. k. Hoh. den Prinzen Johann von Sachsen auf seiner Heimreise aus Italien hier kurze Zeit verweilen sahen. Er ist fast von gleichem Alter mit der Prinzessin Amalie, schön gewachsen, von trefflicher Haltung, und einem sehr interessanten Ausdrucke in seinem Gesichte. Er scheint eben so schön als geistreich und gutmüthig zu seyn. Wende lieben sich auf das zärtlichste, und es läßt sich daher nichts anders erwarten, als daß unsere Prinzessin bey Ihrer Schönheit und trefflichen Gemüthsbeschaffenheit das Glück an Seiner Seite finden werde, das Ihr alle Baiern von ganzem Herzen wünschen. Doch kann bey dem Antheile, den wir an Allem nehmen, was unsere geliebte Herrscherfamilie betrifft, der Anblick der Scheidenden nicht anders als höchst schmerzlich für uns seyn, indem es Älternherzen betrübt, denen des Volkes Wohl heilig ist, wie das der eigenen Kinder.

Ich habe nun auch Zelmira zum zwayten Male gesehen. Betrachte ich die Gesangsparthieen nach der Absicht, wie sie Rossini für sein Personal eingerichtet hat, so muß man ihn loben, den Sängern Alles an die Hand gegeben zu haben, ihre Virtuosität in dem glänzendsten Grade zu zeigen. Anders dichtet, anders componirt man in Italien keine Oper: der Gesang ist die Hauptsache; wie der Dichter nach dem Compositeur, muß dieser nach dem Sänger sich richten. In Deutschland wollen wir zuerst — ein gutes, genießbares Operngedicht, eine den Charakteren und Situationen der Hauptpersonen streng angemessene Musik, und ein Unterordnen des Sängers in dem Verhältnisse, wie sich der Schauspieler nach dem dramatischen Dichter zu betrachten hat. Wir werden mit dem Tadel nie fertig, wenn wir den deutschen Maßstab an italienische Compositionen legen, und würden besser thun, jede Kunstfache nach ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, ohne rechthaberisches Vorschreiben, beurtheilen zu wollen. Rossini, Generali, Pavesi u. s. w. sind nun einmal kein Mozart, Winter, Weigl, Pär u. s. w. — Daß sie gefallen, daß sogar der erste ganz Europa bezaubert, läßt sich nicht läugnen! Ich höre den Tancredi, Mose, Othello immer mit neuem Vergnügen, ohne deswegenden Sinn für Don Juan, das Opferfest ic. verloren zu haben. Aber ich nehme Rossini wie er ist, nicht wie er seyn sollte, und somit höre ich seine Zelmira mit wahren Vergnügen.

Dresden, Ende October 1822.

Unsere Kunstausstellung ist nun geschlossen, aber ein sehr bedeutendes Werk erfreut jetzt die wahren Kunstfreunde, denen es vergönt war, es zu betrachten. Unser trefflicher Professor Vogel vollendete nämlich den zwayten seiner größern Cartons, und eilt nun, da unser Hof herein ist, nach Pillnitz, um in der Ausführung seines großen Werkes fortzufahren, welches das erste in dieser Art ist, woran Sachsen sich erfreuen kann. Ich erzählte schon früher, daß die vier colossalen Gruppen, welche die Ecken des Saales ausfüllen, fertig sind, nun diese: Poesie, Philosophie, Charitas und Charitinnen, hier sinnig und bedeutungsvoll herablicken, da können die Künste, die nur unter deren Leitung erblühen, sich gestalten. Malerey, Sculptur, Musik und Architectur werden die vier Hauptgemälde dieses schönen Saales, der sich durch diese Werke in einen wahren Kunsttempel verwandelt.

Jedes dieser Hauptgemälde ist in sanftgewölbter Bogenform gebildet, und hat 23 Ellen Länge. Der Grund dieser Gemälde, welche a tempera auf die Mauer gemalt werden, ist von dem feinsten Gold, so wie der der Eckgemälde ein sanftes Azurblau ist von reichen Blumengewinden umgeben. Die Einfassungen der Hauptgemälde werden auf Stuccaturart grau in grau gemalt, eben so werden die Medaillons und Arabesken ausgeführt, welche die spizen Ecken an beyden Enden des Halbbogens ausfüllen. Ich beschrieb neulich den Carton der Malerey, jetzt ist der zur Sculptur beent-

det, welcher einen herrlichen Gegensatz zu jenem bildet. Es war eine sehr schwierige Aufgabe für den Künstler, die eigentliche Gestalt dieser Ideen zu erfinden, und so zu individualisiren, daß man versichern kann, jede Figur spricht sich deutlich und charakteristisch aus, und keiner, selbst der kleinern Göttern, könnte vertauscht werden, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören. Diese Individualisirung ist unserm Künstler trefflich gelungen.

Für diesen Winter haben wir keine Hoffnung auf große musikalische Academien von der königlichen Capelle, dagegen werden die beliebten Quartett- Academien nächsten Monat wieder beginnen. Die vielen Virtuosen der Capelle werden uns hoffentlich durch einzelne von ihnen veranstaltete Concerte für jenen Mangel zu entschädigen suchen, indeß ist es doch sehr zu beklagen, daß wir so die Aufführung einzelner großen Musikstücke ganz entbehren, besonders fehlt uns hier jede Gelegenheit, solche geniale Tondichtungen zu hören, wie die großen Symphonien von Beethoven, Haydn, Mozart, Ries etc., welche gerade hier so meisterhaft ausgeführt werden könnten. Da der Sinn für Instrumental-Compositionen hier ohnehin nicht sehr lebendig ist, so muß dieß den wenigen wahren Kunstfreunden doppelt schmerzlich seyn. Es ist überhaupt unbegreiflich, wie eine Stadt, welche so reich an ausgezeichneten braven Tonkünstlern und Musiklehrern aller Art ist, so außerordentlich arm an geschickten Dilettanten in den höhern Ständen seyn kann, wie Dresden! — Der berühmte Flötenspieler, Kammermuscus Fürstena u, gab am 11. Oct. hier eine musikalische Academie, welche sehr besucht war. Sie wurde mit Gretr y's Overture zum Blaubart eröffnet. Fürstena u spielte hierauf ein Concert von Lindpaintner ganz meisterhaft, sein Adagio war eben so trefflich vorgetragen, als seine Fertigkeit in Überwindung der höchsten Schwierigkeiten bewundernswerth. Sgar. Bezi, unser neuer Bassänger, sang eine Arie von Orlandi; auch hier war die Schönheit seiner Stimme auffallend, möchte nur sein Vortrag mehr Wärme gewinnen.

Eine wahre Perle des Abends war ein Doppel-Concert für zwey Flöten von Fürstena u, und dessen Schüler, Otto Kresner, vorgetragen. Mehr Präcision, ein innigeres und zarteres Verschmelzen des Tones und Vortrags ist nicht zu denken. In diesem sehr braven jungen Künstler erblickt uns ein Talent erster Größe. Er studierte erst unter der Leitung des berühmten Prinz, dessen weicher schöner Ton gewiß jedem, der ihn hörte, unvergesslich blieb, dann wurde unser junger Virtuose Fürstena u's Schüler, und erwarb sich dessen ungemeine Fertigkeit, Bravour und Präcision; nun hörte er Drouet, und studierte sich mit frischem Enthusiasmus in dessen herrliche, dem Charakter der Flöte so ganz eigenthümliche Methode dermaßen ein, daß er jetzt sich mit mehreren der Tonstücke, welche Drouet vorigen Winter hier vortrug, vor Kennern hören ließ, und ihren Beyfall gewann. Dieß ist der sicherste Weg, sich zu bilden, und sich Vielseitigkeit zu erwerben. Noch ein Duett aus Tancred, von Costanza Eibaldi und ihrem Vater gesungen, und Variationen für die Flöte, componirt und gespielt von Fürstena u, beschloßen diesen angenehmen Abend. Ein recht braver Violoncellspieler, der dänische Kammermuscus, Hr. Funck, ließ sich hier im Theater zwischen den Acten hören. Er spielt mit Fertigkeit und Geschmack, an Schönheit des Tones ist aber unser Violoncellist Kummer ihm weit überlegen.

Die italienische Oper wurde diesen Winter mit: *Ciro in Babilonia*, von Rossini, eröffnet. Es ist eine der frühesten Opern Rossini's, welche außer Italien wenig bekannt wurde, da sie aber auch dort im Ganzen wenig Beyfall fand, so entlehnte der Meister viele Melodien und Gänge aus ihr für spätere Werke, welche weit bekannter und beliebter wurden. Der zweyte Act ist viel interessanter als der erste, die Rolle des Cyrus selbst ist mit der meisten Liebe geschrieben. Cyrus hat ein schönes Duett, welches nachher Terzett wird, zu singen, und ein paar recht ausdrucksvolle Arien, dieß ist aber auch das Beste in dieser Oper. Decorationen und Costumes waren recht glänzend und schön. Costanza Eibaldi, deren zweyte Rolle dieser jugendliche Held Cyrus war, bewährte hier ihr ausgezeichnetes Talent; sie sang sehr brav, mit Seele und Vortrag, und ihr Spiel war voll Grazie und Ausdruck. Sie ist so zwanglos und natürlich und so durchdrungen von dem Geist ihrer Rolle, wie man es

selten bey einer Anfängerinn finden wird: ihre sehr schöne Gestalt kommt ihr sehr zu Statten. *Mlle. Wilman* war als *Amira* wieder höchst manirirt, ihre Stimme wird immer spiziger und dünner, sie gibt sich viel Mühe; für eine *Concertsängerinn* wäre ihr Vortrag passend, aber von dramatischer Kunst und charakteristischem Gesang hat sie gar keinen Begriff. — *Eibaldi* trug die schwierige Rolle des *Belsazar* mit Geist und Feuer vor, besonders gab er den Hauptmoment, wo nach seinem frevelnden Übermuth bey dem Festgelage, er bey der Erscheinung der Hand, welche eine Feuerschrift an der Mauer aufgezeichnet, in Verzweiflung und Entsetzen geräth, sehr brav. Diese Scene ist auch in der Musik ergreifend behandelt.

Einen hohen Genuß hatten wir durch eine herrliche Aufführung des *Tancredi*, wo *Mad. Seidler* aus Berlin die *Amenaide* als Gastrolle gab. Wir hatten die Nachtigallenstimme dieser seltenen Sängerin schon bey den Aufführungen des unterbrochenen *Opyerfestes* und des *Johann von Paris* bewundert, hier aber erst konnten wir den vollen Umfang ihrer Kunst erkennen. Sie spricht auch das *Italienische* trefflich aus. Entzückt gestand jedes, daß, wer sie nicht diesen Abend hörte, sich nicht rühmen könne, sie gehört zu haben. Sie wurde mit enthusiastischem Beyfall herausgerufen, sie erschien, und zwang ihren *Tancred*, unsere liebliche *Costanza Eibaldi*, sie zu begleiten; mit wahrem Jubel wurden Beyde begrüßt. Selten wird man irgendwo diese beyden Rollen zugleich so meisterhaft vorgetragen und so reizend dargestellt sehen!

Am 26. trat unser neuer Tenorsänger, *Sigr. Gentili*, zum ersten Male auf als *Lindoro* in der „*Italiana in Algeri*.“ Diese Oper wurde von *Rossini* für ihn geschrieben, dieß entschuldigt seine Wahl einer Rolle, in welcher unser unvergeßlicher *Cantu* so überaus lieblich erschien. *Gentili* war *Cantu's* Lehrer, seine Methode ist vortrefflich, er besitzt Routine, Sicherheit und echte Virtuosität, doch die Stimme selbst ist keinesweges angenehm, Gestalt und Äußeres sind auch sehr unvorthelhaft, wie wenig kann er uns also in jeder Hinsicht jenen Verlust ersetzen! Das Publicum war indeß so billig, seinen Fleiß und seine wahre Kunst anzuerkennen. Wir dürfen zu Ostern einen jungen Tenor erwarten, den man sehr rühmt, der aber für diesen Winter noch in *Parma* engagirt ist. Die beyden Aufführungen dieser allertliebsten Opera buffa wurden aber durch das herrliche Spiel unserer reizenden *Sandri* und unseres trefflichen *Buffo Benincasa* so gehoben, daß das Publicum gar nicht aus dem Lachen kam, und daß das Ganze mehr Beyfall fand als je zuvor. Die feine Schalkhaftigkeit dieser *Isabella*, und die immer neuen drolligen *Lazzi* dieses *Taddeo* waren auch wirklich unübertrefflich. *Sigr. Sallacoli* stand als *Mustafa* beyden würdig zur Seite, er zeigte weit mehr Feuer und Leben als sonst. Erwartungsvoll sehen wir nun dem ersten Debut der talentreichen *Marianna Zanetti* als *Generentola* entgegen.

Bey dem deutschen Theater erfreuten wir uns einer sehr gelungenen Wiederholung des *Prinzen von Homburg* und mehrerer der *Preziosa*. Zwen ältere Stücke: *Die Versöhnung*, und das *Mädchen von Marienburg*, wurden neu einstudiert, und sehr brav gegeben.

Das Lustspiel: *Die Pilgerinn*, von Frau von *Weiffenthurn*, war uns ganz neu, es fand Beyfall, die Rollen waren trefflich besetzt, und wurden mit Liebe und Sorgfalt ausgeführt. Alle die Beziehungen in diesem Stück, welche für ein glückliches Volk nur erfreulich seyn können, wurden von unserm Publicum mit regem Sinn und wahrer Wärme aufgenommen. Unsere liebliche *Schirmer* gab die *Adete* mit Zartgefühl und Würde.

Noch immer weisen viele Fremde hier, wir zählen mit Vergnügen den innigen Dichter *Ludwig Robert* unter diejenigen, die noch einen Theil des Winters hier zuzubringen gedenken.

---

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schich.*

(Gedruckt bey *Anton Strauß.*

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 24. December 1822.

154

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Canova.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Nachdem Canova und Morghen eine lange Zeit Nebenbuhler gewesen waren, ohne es eigentlich zu wissen, wandte sich Canova, die Gluth seiner Leidenschaft nicht länger ertragend, an den alten Volpato und legte ihm das Geständniß seiner Liebe ab. Der Vater, welchem Morghen's Bewerbung um seine Tochter nicht unbekannt geblieben war, welcher beyde Jünglinge gleich lieb hatte und keinem von beyden den Vorzug zu geben vermochte, bat die Tochter, unter Canova und Morghen zu wählen, aber dabey lediglich den Eingebungen ihres Herzens zu folgen. Das junge Mädchen erklärte sich für Morghen, und Canova, von der Gleichgültigkeit desselben bis in's Innerste durchdrungen, schwört von Stunde an, nie ein anderes Mädchen als Weib an seine Brust zu drücken. Er hat Wort gehalten.

Der Schmerz, sich von der Tochter verschmäht zu sehen, übte keinen Einfluß auf die Anhänglichkeit aus, welche Canova für den Vater fühlte, das innige Verhältniß zwischen beyden dauerte vor wie nach fort. Ja, es trat um diese Zeit ein Ereigniß ein, welches, durch Volpato's Vermittelung, den Ruhm des jungen Künstlers einen neuen Riesenschritt thun ließ, wenn es auch seine Glücksumstände nicht besonders förderte.

Der Papst Ganganelli (Clemens XIV.) war gestorben; die Herzen aller Guten, aller Menschenfreunde trauerten über den Tod eines Tugendhaften. Da ward in dem Herzen eines seiner ehemaligen treuen Diener die Dankbarkeit lebendig, welche dieser für die, von seinem erhabenen Gebieter, genossenen Wohlthaten hegte: der Mann, vormals Haushofmeister des großen Papstes, entriß seinem kleinen Schatze zwölfhundert Scudi, ging damit zu Volpato und beschwor ihn, für diese Summe (eine größere, versicherte er, überstiege seine Kräfte) seinem verstorbenen Wohlthäter ein Grabmal verfertigen zu lassen,

seinen Namen aber in die Nacht des ewigen Stillschweigens zu begraben. Volpato nahm die Summe, stellte sie dem jungen Canova zu, und dieser schuf in seinem fünf und zwanzigsten Jahre das Monument des genannten Papstes, welches in der Kirche der heiligen Apostel zu Rom aufgestellt ward. Die Anfertigung des Modells hatte dem Künstler zwey Jahre Arbeit gekostet, die Ausarbeitung erfolgte ein Jahr später \*). Die Bewunderung, welche dieses Werk erregte, war allgemein; es that sogar den strengsten Kunstrichtern Genüge. Francesco Milizia, der erklärteste Widersacher der neuern Künste und unbedingtester Anhänger der Antike, änderte, bey'm Anblicke des Ganganellischen Monuments, plötzlich die Sprache: „der Entwurf sowohl, wie die Ausführung,“ sagte er, „seyen im Sinne der Griechen; Canova sey ein Antiker, er wisse nicht, ob von Athen, oder von Corinth.“ Dann setzte er hinzu, „seit sechs und zwanzig Jahren, wo er sich in Rom befinde, habe das römische Volk keinem Werke so einstimmig seinen Beyfall gegeben, als eben dem Grabmale Ganganelli's.“

Von jezt begann der Ruf Canova's sich dergestalt in ganz Italien, ja in ganz Europa zu verbreiten, daß aus allen Hauptstädten desselben Bestellungen einliefen, und daß ein Auftrag den andern drängte. Da es mit dem Zwecke dieser Mittheilung unverträglich seyn würde, in die Aufzählung jedes einzelnen, von dem großen Künstler verfertigten Werkes einzugehen; so soll hier fortan nur derjenigen Erwähnung geschehen, welche durch irgend einen besondern Umstand die Aufmerksamkeit des Publicums vorzugsweise auf sich gezogen haben.

Die Gruppe Mars und Venus, welche unser Künstler ungefähr in dieser Periode verfertigte, gab in den letzten Jahren Veranlassung zu einem Ereignisse, das sowohl den Charakter der Besizerinn, als den hohen Ruhm Canova's in's helle Licht setzte. Die Gruppe, zu einer Zeit verfertigt, wo des Künstlers Name sich noch nicht zu seiner spätern Berühmtheit emporgeschwungen hatte, war von diesem um einen mäßigen Preis abgelassen worden. Der Eigenthümer, ein neapolitanischer Prinz, starb vor einigen Jahren. Die Gattinn, welcher der Gemahl sehr theuer gewesen war, wünschte demselben ein Denkmal zu setzen; es fehlte ihr aber an Mitteln dazu. Was hat sie zu thun? Sie verkaufte die Gruppe Mars und Venus an einen Engländer für einen hohen Preis, übersendet die erhaltene Summe an Canova und trägt ihm auf, dafür ihrem Gemahl ein Monument zu verfertigen. Canova ist gestorben, ohne daß das Werk zu Stande gekommen ist \*\*).

\*) In einem, hier erschienenen, Verzeichnisse der Werke Canova's, werden die Jahre 1783 — 84 als die Epoche der Anfertigung des Modells, und 1787 der Vollendung des Werks angegeben. Aus der Inschrift, welche Canova auf das, späterhin seinem Freunde Volpato errichtete, Grabmal, in welcher er des, von diesem erhaltenen, Auftrags Erwähnung thut, sehen wir dagegen, daß Canova, als er das Ganganellische Denkmal ausführte, fünf und zwanzig Jahre alt war. Da er im Jahre 1757 geboren ist; so ergibt sich daraus, daß die, in jenem Verzeichnisse angegebenen Jahreszahlen, in jeder Hinsicht falsch sind.

\*\*\*) Ich habe diese Anekdote aus dem Munde eines Mannes, welcher in den letzten zehn bis funfzehn Jahren Canova sehr genau gekannt hat und mit ihm in naher Verbindung gestanden ist. Trotz dem weiß hier, außer demselben, Niemand etwas von einer Gruppe Mars und Venus aus der frühern Epoche des großen Künstlers.

Wenigen möchte bekannt seyn, daß der Plan, nach welchem Canova das Monument Ihrer k. k. Hoheit der Erzherzogin Christine ausgeführt hat, nicht ursprünglich für dieses Werk vom Künstler erfunden worden ist. Einige Zeit vorher, ehe er den Auftrag zu demselben erhielt, hatten einige patriotische Venezianer, vom Gefühle der Schmach durchdrungen, welche auf ihrer Vaterstadt ruhe, daß, obgleich die Regierung neben manchem verdienstvollen Manne auch vielen höchst unbedeutenden Individuen Monumente errichtet hat, dem großen Tizian keine Ehre dieser Art erwiesen worden sey, den Entschluß gefaßt, diesem größten Maler der venezianischen Schule von Canova ein Denkmal setzen zu lassen. Letzterer legte sogleich Hand an's Werk und sandte nach kurzer Zeit das Modell ein. Aber die Ausführung unterblieb, weil die Kosten des Monuments von der Subscription, welche man eröffnet hatte, bestritten werden sollten. Canova, welchem der Plan zu diesem Denkmale lieb geworden war, benutzte denselben zum Monumente der Erzherzogin Christine, versteht sich, mit den nöthigen Abänderungen \*).

Für den Mythos der Psyche hat Canova bekanntlich eine große Vorliebe gehegt. Dieser Gegenstand ist fünf Mal, obgleich jedes Mal auf eine verschiedene Art, von ihm behandelt worden; zwey Mal befindet sich Psyche allein und drey Mal ist sie vom Amor begleitet. Unter den drey Gruppen befinden sich zwey, auf denen die Figuren stehen, auf der dritten liegen sie. Letztere wird, wegen des ungemein wahren und lebendigen Ausdrucks der Situation für das Meisterstück des Künstlers gehalten.

Von den beyden Statuen der Psyche hat diejenige, welche sich jetzt im Besitze J. M. der Königin von Bayern befindet, ein besonderes Schicksal gehabt. Sie war im Jahre 1793 von Canova für den Grafen Mangilli zu Venedig um den Preis von sechs hundert Scudi verfertigt worden. Als im Jahre 1807 der vormalige Machthaber von Frankreich sich in Venedig befand, besah die Königin von Bayern, welche, nebst vielen andern Monarchen und Monarchinnen ebenfalls dahin gekommen war, die Merkwürdigkeiten der Stadt und gerieth in den Mangillischen Pallast, wo man ihr die Hebe zeigte. Am Abend sich bey Napoleou in Gesellschaft befindend, ward sie von diesem befragt, welche Kunstwerke Venedigs am meisten ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten? Die Königin erwähnte einer oder der andern Merkwürdigkeit, welche ihr aufgefallen war; setzte aber hinzu, kein Gegenstand habe einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, als Canova's Hebe, welche sie im Pallaste des Grafen Mangilli gesehen. Napoleon war, wenn seine üble Laune

Wohl ist eine Gruppe Adonis und Venus aus dem Jahre 1795 vorhanden, welche, wie es heißt, der Marchese Salsa Berio zu Neapel besitzt. Vielleicht ist es die nämliche, von welcher im Texte geredet wird. Dieß ist aus dem Grunde wahrscheinlich, weil, wie ich höre, Canova noch in diesem Jahre ein Monument für einen Marchese Berio, welcher aber zu Mailand verstorben seyn soll, verfertigt hat.

\*) Wie es heißt, soll der, von Canova ursprünglich zu einem Grabmale für Tizian, erfundene Plan jetzt zu einem Monumente für ihn selbst benutzt werden. Man hat diesen Weg eingeschlagen, um unter den jetzt lebenden Künstlern keine Eifersucht zu erregen, welches der Fall gewesen seyn würde, wenn man einen derselben vorzugsweise, mit der Verfertigung eines neuen Planes beauftragt hätte. Die Subscription, welche eröffnet worden ist, soll, wie ich höre, den glänzendsten Fortgang haben.

kein Hinderniß in den Weg legte, galant gegen das ganze weibliche Geschlecht, wie vielmehr gegen die Königin eines Landes, mit welchem er so eng verbunden war! So gab er vor seiner Abreise, welche auf den folgenden Tag angesetzt war, Befehl, man solle heimlich und um jeden Preis die Hebe des Grafen Mangilli ankaufen und sie auf der Stelle nach München schicken, damit die Königin, bey ihrer Rückkehr, sie daselbst vorfände. Der Graf Mangilli war bereit, die Statue für die Summe von tausend Luisd'or abzulassen. Als sie abgehohlet werden sollte, fand sich's, daß die, mit dem Geschäfte beauftragten Personen, welche ohne die nöthigen Fonds waren, den Besitzer der Statue auf das damalige französische Gouvernement zu Paris anweisen wollten, aber der Graf erklärte bestimmt, er werde nicht anders, als gegen bare Bezahlung, die Statue verabsolgen lassen. Man befand sich in großer Verlegenheit. Allein, was war zu machen? Napoleon's Befehl war bestimmt ausgesprochen worden und keine Möglichkeit vorhanden, die Vollziehung desselben zu umgehen. Man mußte am Ende, es koste, was es wolle, Rath schaffen: die Summe ward aufgetrieben und die Statue nach München abgesandt.

(Die Fortsetzung folgt)

### Bewegung und Ruhe.

Es kreisen die Felder, es kreisen die Auen,  
Rund um des forschenden Wanderers Blick;  
Doch bist du bewegt, so mußt du im Schauen  
Auch selbst dem geübtesten Auge nicht trauen,  
Bleibt ja doch Alles so ruhig zurück!

W. G. Rossetti.

### Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Hamburg, im Herbst.

Seit „des Lichts gefellige Flamme“ die Sonnen-Untergänge ersetzt, sammeln sich Thaliens Freunde auch wieder zahlreich in ihrem Tempel. Die Oper kränkelte an Sehnsucht nach der abwesenden jungen Sängerin Pohlmann, welcher Sehnsucht ein großer Theil des publici (generis masculini) theilhaftig war. Ull. Stenz aus Hannover hat einige ihrer Rollen mit Beifall gegeben, wurde aber im Ganzen doch nur als ein gutes Surrogat geschätzt, bis endlich die Erwartete als Uline wieder auftrat. Der Empfang war stürmisch; aber sey es, daß die Parthie der Uline für diese junge Sängerin zu schwierig im Spiel gehalten, oder daß die Erwartung über die Grenzen des Billigen gespannt war, die „gute Nacht“ klang minder geräuschig und glänzend, als das Willkommen. Es hatte sich auch zwischen Ull. Pohlmann und der Sängerin Pasche, einem niedlichen Mädchen mit einer wunderschönen Stimme, ein kleiner Krieg angesponnen (nichts Außerordentliches!) der zu verschiedenen Plänkelen im Parterre Veranlassung gab. In Belmonte und Constanze, wo Ull. Pohlmann im Wege des strengen Rechtes die Parthie der Constanze wieder acquirirt hatte, machten sogar einige feindliche Ritter mit ihren Fähnlein starke Flanken-Angriffe; wurden aber durch die schlagenden Hände vollkommen geschlagen, seitdem herrscht dem Anscheine nach Ruhe, die um so wünschenswerther ist, da beyde junge Damen ihre Verdienste und auch ihre kleinen, kleinen Fehlerchen (man muß sich in

Nacht nehmen) haben. An Hrn. Wolkeck besitzt die Oper einen Bassisten mit einer vorzüglich metallreichen Stimme, in Hinsicht des Spiels gelingen ihm nur eine gewisse Gattung von Charakteren. Den bösen Jäger in Webers Freyschütz habe ich nicht besser darstellen gesehen, als von ihm. Gerstäcker wird schmerzlich vermisst. Mad. Marconi-Schönbeger hat eine Reihe von Gastrollen gegeben, und in italiensischen Compositionen gefallen. Sie hat eine Altstimme, welche sich zum Tenor bequemen muß; ihre Coloraturen sind rein und correct; in der Zauberflöte würde Mozart, wenn er lebte und gegenwärtig gewesen wäre, gerufen haben: Geben Sie mir meine Noten wieder! — Ich habe gefunden, daß man in Nord-Deutschland Rossini nicht über die Gebühr schätzt; doch wird sein Barbier mit großem Vergnügen gehört. Ich fand, daß sich die musikalisch-südlichen Scharmügel zwischen den Gluckianern und Rossinianern nicht bis hieher erstrecken; die gazza ladra ist hier noch nicht gegeben worden. Tancred gefällt mäßig. — Die französischen Compositionen erhalten sich in Gunst; eine Mozartsche Oper ist nie leer. Webers Freyschütz erlebte die fünf und zwanzigste Vorstellung bey vollem Hause. — Das Schauspiel gab wenig Neues von Interesse. Der geschwähigste Barbier nach Holberga von Zietzen endete sein Leben in der Hälfte des letzten Actes unter dem Toben der Elemente; furchtbare Blitze aus der sonst so heitren Höhe der Gallerie, wildes Sturmsgebräu aus allen Weltgegenden des Parterres und der Logen begleiteten seinen Fall — er ging dahin, und nimmer kehrt er wieder! — Die Flucht nach Kenilworth, nach Scotts Roman, von J. R. Kühne, wurde freundlich aufgenommen; denn der Verfasser erfreut sich als Darsteller einer allgemeinen Theilnahme, und kündigte dieses Trauerspiel, seinen ersten Versuch, bescheiden an. Es ist ein mißliches Unternehmen, ein Drama nach einem berühmten Roman zu formen, besonders wenn der Verfasser zu den Literatur-Heroen gehört. *Experientia docet!* — Gefällt die dramatische Nachbildung, wird man alles Verdienst dem Erfinder der Fabel zuschreiben, da, im Gegentheil, das Mißfallen dem Nachbildner, als eigentlichem Kreuzträger, auf die Schulter geworfen wird. Der Roman Kenilworth ist bis in die kleinste Nebenfigur (offenbar der Zwerg Dickie) mit so warmen Farben gezeichnet, daß sich dem Leser die zartesten Nuancen unverwischlich einprägen; da der dramatische Dichter nur stark umrissne Allgemeinheiten daraus nehmen kann, so sehen wir die theatralischen Gestalten, unähnlich denjenigen, welche unsere Phantasie in poetischer Verschönerung uns zeigte, ohne tiefes Interesse vorüberziehen; denn es fehlt ihnen der Schmuck, den in tausend kleinen Zügen der Beschreiber ihnen aneignete, den der dramatische Schriftsteller aber als unwesentlich unbenuzt liegen lassen muß. Es ist nicht zu läugnen, daß sich in der angezogenen Bearbeitung dem prüfenden Auge, besonders in der letzten Hälfte, Lücken und Mängel offenbaren. Auch schwankt die Charakteristik gegen Ende des Stückes. Ich glaube schwerlich, daß der Faden für einen Zuschauer, der den Roman nicht gelesen hat, festzuhalten ist, indem die Begebenheiten in ihrer Folge zu flüchtig und bunt unter einander treiben, einzelne Gespräche wieder durch ihre Länge ermüden, und die Aufmerksamkeit abziehen, indessen ist eine praktisch erlangte Kenntniß des Bühnen-Effectes im Ganzen unverkennbar, und einzelne Scenen sind wirklich ergreifend, so, daß die Arbeit wohl schonenderen Tadel verdient, als ihr von mancher Seite zu Theil wird. Prosodische Schnitzer und Härten sind keine Capital-Verbrechen, wenn sie dem Ohr entgehen, und es ist — allzuemsig, diese vielleicht entschlüpfenden, versteckten Fehler mit gehörigen Fingerzeigen unter das Mikroskop zu schieben! Mad. Lebrun spielt die Emmy vortrefflich; die junge Künstlerinn hat in der Vorstellung dieses Stückes echten Beruf für die Tragödie bekundet. Mad. Unzer gibt die Elisabeth mit einer Hoheit und Grazie, mit einem so lebendigen mimischen Ausdruck, daß ihr der Kranz in dieser Rolle schwer streitig gemacht werden dürfte. Das Äußere der Vorstellung war prachtvoll; das Feuerwerk in der Tiefe des Gartens imposant; wenn wir nur dies Mal sagen könnten, „es gibt ein Feuer ohne Rauch!“ aber leider wurde unsere Brust von der Wahrheit des Wortes „Kein Feuer ohne Rauch“ nur zu eindringlich überzeugt. Der Verfasser wurde bey der ersten Vorstellung gerufen.

Der als Theoretiker rühmlichst bekannte Organist Schwenke, dessen Kritiken über Musik von Gewicht waren, ist gestorben. Er wurde sechs und fünfzig Jahr alt; in den Zeitungen wird der Verlust dieses verdienstvollen Mannes von seinen zwölf Kindern und seinem achtzigjährigen Vater angezeigt.

So wenig auch die Concerte jetzt hier Unterstützung finden, so werden wir doch mit vielen Genüssen aus dem Gebiete der Tonkunst erfreut. Hr. Bärmann von München hat uns kürzlich Gelegenheit gegeben, seine Virtuosität im Vortragen der Clarinette-Concerte zu bewundern; er geht von hier nach Petersburg. — Der prachtvolle Apollo-Saal, einer der schönsten Concertsäle, die ich kenne, ist bereits für den ganzen Winter in Beschlag genommen.

Die Suhrl'schen Panoramen werden häufig besucht. Mich hat ganz vorzüglich die ehrwürdige Wiener St. Stephans-Kirche angesprochen, die mit der größten Treue wiedergegeben ist. Der Zauber, welchen dieser gothische Riese über Alle ausübt, die ihm nahe kommen: daß er sie nämlich aus fernen Landen maquetisch wieder zu sich hinzieht, hat sich auch an mir bewährt, als ich seinem Abbild gegenüber stand; an dieser Attractionskraft haben übrigens meine Wiener Freunde ihren guten Antheil!

Dr. Gaet Töpfer.

Grätz, December 1822.

Halbjahr-Bericht. Die Beschaffenheit unseres Schauspielwesens hatte einen Grad erreicht, daß die Fortdauer unmöglich schien, und eine Änderung nothwendig wurde. Diese ist eingetreten. Die H. Stände ernannten für Ostern 1823 zur neuen Oberleitung Mad. Liebich und Hrn. Stöger aus Prag.

Hier vermüßte man seit mehreren Jahren jene höhere Einsicht, welche in unseren Tagen zur Führung eines Schauspiels erfordert wird; man handelte nach ganz veralteten Formen, ohne Rücksicht auf den veränderten Geist und Geschmack. Die wirklich in der Gesellschaft vorhandenen Kräfte waren nicht zweckmäßig benützt; ein Schlandrian ließ das Gemeine vorherrschen in der Wahl, und in der Ausführung auch des Gemeinsten ward Unordnung sichtbar. Die Einnahmen verringerten sich; die Zuschauerwelt fand ihre Ausgabe mit dem Gewinne in keinem Verhältnisse; die Zahlungen stockten. Man mußte die Rechtsfrage aufwerfen: ob Schauspieler zu Kunstleistungen verpflichtet sind, auch wenn sie ihre Bezahlung nicht wöchentlich empfangen? — Unsere bisherigen Directoren, Domaratus und Winter, kommen nach Ugram, wie man sagt.

Mad. Liebich und Hr. Stöger haben die günstigste Meinung für sich in Rücksicht ihrer eigenen Kunstbildung, einer völligen Sachkenntniß, einer bürgerlichen Redlichkeit. Die verspätete Entscheidung wird ihnen für das nächste Jahr einige Schwierigkeiten machen. Ihre Bedingungen sind ganz nach dem Grundsatz eingerichtet, welchen diese Blätter früher andeuteten. Sie beziehen die Einnahme von den Logen, und haben darin ein Abonnement von vier Personen versichert, was noch keinem der früheren Unternehmer bewilligt war, und gegen dreißig tausend Gulden W. W. abwirft. Diese endliche Veränderung wird dem Publicum Freude bringen. Ein Theil des künftigen Beyfalls gehört sicher dem geschmackvollen und geistreichen Urheber dieser Neuerung.

Mad. Mevius, unsere Sappho und Gurli, ist nach Mannheim bereits schon abgegangen. Sie nimmt noch ihre wunderschöne Gestalt, und eine vorzügliche Anlage mit sich. Möchte sie bey dem Anblicke des Rheinlandes und der Rheintänderinnen das wahre schöne Mittel zwischen dem Gemeinen und Gezierten, nämlich das einfach Natürliche kennen lernen. Dieß wird ihren Reizen erst den eigentlichen Reiz verleihen!

Hr. Kandler ist so sehr bey uns in der Mode, daß ich ihn öffentlich nennen muß, obwohl ich mit Männern, denen es um Kunstbildung ernstlich zu thun ist, lieber unter vier Augen spreche. Ich sah ihn als Herrmann in Töpfer's Drama, als Baron Gluthen in dem letzten Mittel der Frau von Weisenthurn, als Jason in Grillparzer's Medea. Hiermit sind auch die drey besten Vorstellungen dieses Halbjahres genannt. Ich stelle mir den Herrmann vor — deutsch, kraftvoll, festentschlossen, un-

umwunden. Baron Gluthen ist — zuversichtlich, vorherrschend, lärmmachend, herausfordernd. Jason muß — fest und tief, stark bis zum Heroischen seyn. Doch genug von unsern theatralischen Bagatellen!

Hr. Weidmann hat poetisch, Hr. Sievers hat humoristisch über Steyermark und Grätz in diesen Blättern sich ausgesprochen. Ernst und Scherz vereinten sich zum Lobe des Landes und Volkes. So ließ man sich's gerne gefallen, unser antikes Kapfenberg durch einen Schreib- oder Druckfehler in eine Krapfenburg verwandelt zu sehen.

Der Lithograph Kunike von Wien brachte auf einer Reise hierher die vier ersten Blätter von seinem Sittengemälde des Familien-Lebens. Das erste zeigt zwey blühende Gestalten, Jüngling und Jungfrau, hingerissen durch den Zauber des Wohlklangs in Dichtung und Tonkunst zum Vereine ihrer Seelen in Liebe. Das zweyte Blatt gibt die nämlichen Wesen in dem Augenblicke, wo die jugendliche Mutter ihr blühendes Kind hinreicht dem glücklichen Gatten, welchem die Lyra entgleitet zum Zeichen des Sieges der Natur über die Kunst. Das dritte zeigt die zwey Mal umschlungenen glücklichen Ältern in den Anblick ihres holden schlummernden Pärchens vertieft. Das vierte deutet durch den liebenden Ernst des Mannes und die ernstere Lieblichkeit der Mutter auf den Anbeginn des Unterrichts bey dem heiligen Drey ihrer Kleinen. Diese schönen Bilder, deren Hauptidee durch bedeutungsvolles Deywerk von Blüten, Knospen und Früchten versinnlicht wird, eignen sich ganz zum Geschenke für das nahe Weihnachtsfest in jenen Kreisen, wo das Gefühl zur Überzeugung ward, daß Häuslichkeit die einzige Aufgabe der Frau, und die würdigste Freude des Mannes sey. Dem Compositor und Lithographen gebührt der Dank, daß er seine himmlische Kunst nicht zur Dienerinn der Sinnenlust, sondern zur Begleiterinn der Sittlichkeit bestimmte.

Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg, von N. Profesch, Oberlieutenant im Generalstabe, erregen auch hier, wie in ganz Deutschland, sehr viele Theilnahme durch die historische Kunst, welche das große Gemälde der Zeit in ein kleines Abbild deutlich zusammen zu fassen, und einen einzelnen Mann als Vereinspunct aller weitzerstreuten Heere Europa's darzustellen wußte. Der Verfasser, ein Gräzer, gab in frühesten Jugend die Zeichen, welche ein lebhafter Geist über den Tiefen seines schönen Gemüthes schwebt. Er gehörte zu den drey ausgezeichneten Schülern unserer Lehranstalt, welche zum Kampfe der Entscheidung für Fürst und Vaterland im Jahre 1813 auszogen. Chorinski hat bey Leipzig, Kumar bey Dresden die Todeswunde empfangen; den dritten erhielt das Schicksal zu kriegerischer und wissenschaftlicher Bestimmung.

Das Taschenbuch, „Huldigung der Frauen,“ welches CasteLi in Leipzig herausgab, kam hier gerade an, als die Nachricht von dem Tode dieses Lieblings in unserer Stadt sich verbreitete. Eine allgemeine Theilnahme sprach sich für diesen witzigen und dennoch biederherzigen Dichter aus, dessen Genesung viele Freude machte. Das schöne „Alphabeth der Liebe an Cölestine'n“ in seinem Taschenbuche ist von einem hiesigen Dichter, Hrn. Gottscheer.

Der Ökonom Schmuß hat den dritten Theil seines topographisch-historischen Verzeichnisses von Steyermark bereits herausgegeben; mit dem vierten wird das Ganze geschlossen. Das Publicum erkennt nicht völlig seinen Werth. Solche Sammlung, Arbeiten können ihrer Natur nach nicht ohne Fehler seyn. Auch verspricht der Verfasser schon einen Band Ergänzungen und Berichtigungen. Dürfte man ihm wohl eine größere Genauigkeit in der Sprache empfehlen?

Die Bildergalerie hat einen Kopf von Mengs erworben, der Musikverein Chermhini's Hochamt am Cäcilienfeste aufgeführt, die Ackerbau-Gesellschaft einen Musterhof gekauft, und der Leseverein das vierte Heft seiner Zeitschrift begonnen. Lobliche Wirksamkeit dieser menschenfreundlichen Anstalten! Sie entsprechen dem Plane ihres erlauchten Oberhauptes durch Verbreitung von Geschmack, Verstand und Vernunft.

Eine der größten Thaten steyermärkischer Geschichte, die Vertheidigung Baumkircher's an der Brücke von Neustadt, malt unser Director der Gallerie Stark, dessen Name und Kunst an Kraft als Person und Sache erinnert. Das Ganze enthält mehr als zwanzig Gestalten in etwas mehr als Lebensgröße. Die Aufgabe, das Volksthüm-

liche aufzufassen, hat der Künstler geistvoll und glücklich gelöst. Der kalte, besonnene Muth des schwer bewaffneten Deutschen im Kampfe gegen die ungestüme, bewegliche Tapferkeit des leichtbedeckten Ungars drängt sich jedem Beschauer mit unvergeßlicher Lebendigkeit auf.

Unser Meister (ich meine nicht bloß Lehrer) der italienischen Sprache, Hr. Rossi, hat bey seinem letzten Aufenthalte in Wien den Freyschützen von Weber in's Italienische zur Aufführung in Neapel übertragen. Die Schwierigkeit, unsere deutschen Verse treu nachzubilden, wird jeder Kenner beyder Sprachen würdigen. Auch drängt sich der Gedanke auf, daß die Handlung für jenen Geschmack zu schauertlich seyn dürfte, und daß die dort ungewohnte Abwechslung von Gesang mit Sprache einen unangenehmen Eindruck machen dürfte. Bald müssen die Nachrichten des Erfolges eintreffen. Inzwey erhält die Lesewelt zur Vergleichung die Übersetzung des schönen Gebetes der Agathe:

*E se le nubi anco il nasconde  
Rimane il sol però lassù!  
L'alto voler non si confonde —  
Gli è un Dio, che regge, di virtù!  
D'eterno amor! di carità!  
Di somma grazia! di pietà!*

*Sua santa man, deh! copra ancora  
Me, che sperar in Lui sol può!  
E fosse questa l'ultim' ora  
Che a me di vivere lasciò —  
Quel Dio di Grazia, di Pietà  
La via celeste m'aprirà.*

### N a c h r i c h t.

Se. Maj. der König von Sachsen bezeugte den fünf Männern, welche als Tonsetzer und Dichter bey der Vermählungsfeyer der Prinzessin Amalie von Baiern mit dem Prinzen Johann von Sachsen sich thätig bewiesen hatten, dadurch seine Zufriedenheit, daß er jeden von ihnen durch geh. Rath v. Könnert, dem Generaldirector der königl. Capelle und Schauspiele, einen Brillante-Ring mit gnädiger Zusicherung seines Beyfalls zustellen ließ. Für die zwey allegorischen Festspiele, welche Ludwig Robert aus Berlin und Theodor Winkler (Hell) für die Dresdner und Leipziger Theater gedichtet hatten (beyde sind auch einzeln in Druck erschienen) und für das Arrangement des Textes der Fest-Cantate, welche im großen Opernsaal aufgeführt wurde, nach Metastasio's Contesa delle tre dee, welche der in Dresden privatirende, durch seine Kenntniß der chinesischen Literatur berühmte Montucci besorgt hatte, empfangen jeder dieser Dichter einen Ring. Der Capellmeister für die italienische Oper, Morlacchi hatte die Musik zur Cantate, der Capellmeister für die deutsche Oper Maria v. Weber, die Musik für die Chöre in Roberts Festspiel componirt, daher auch diesen beyden Tonsetzern jedem ein Ring von großem Werthe zugetheilt wurde.

### U n f r a g e.

Die Redaction dieser Zeitschrift hat aus Nagots einen Brief ohne Unterschrift erhalten, welcher den Ersatz einiger in Verlust gerathenen Nummern in Anspruch nimmt. Sie ersucht den Schreiber dieses Briefes, den Namen anzuzeigen, um dem erwähnten Verlangen genügen zu können.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Donnerstag, den 26. December 1822.

155

Den diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Voranzahlung zu sam m e n viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauss (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verkauft.

Canova.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Wem ist nicht bekannt, daß, als Florenz, nebst ganz Italien, den Verlust an seinen vorzüglichsten Kunstschätzen erlitten hatte, dem großen Künstler von dort her der Auftrag ward, eine Venus auszuführen, und daß man diese dazu bestimmt hatte, wenn auch nicht, die Medicäische zu ersetzen, doch wenigstens ihre vormalige Stelle auszufüllen? Wie sehr auch das Vertrauen, welches die öffentliche Meinung in sein Genie setzte, der Eitelkeit Canova's schmeicheln mußte, immer zeigte der große Meister, daß seine Bescheidenheit gleichen Schritt halte mit seinem Künstlerthume: erst nach langem Sträuben und auch da unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es ihm vergönnt sey, ein, in Stellung, Form und Dimension von der griechischen Venus gänzlich verschiedenes Werk zu schaffen, und daß diesem ein anderer Platz angewiesen werde, als wo die Medicäische gestanden (wie es einer Dienerinn nicht erlaubt sey, selbst in Abwesenheit ihrer Gebieterinn, sich in dem Gemache derselben aufzuhalten), nahm Canova den Auftrag an. Es entstand ein Werk, welches, im sentimental-graziösen Style, wahrscheinlich die vollendetste, nicht allein aller Canova'schen, sondern überhaupt aller Schöpfungen der neueren Sculptur seyn dürfte. Wohl hatte ich mir vorgesezt, in dieser Mittheilung kein eigenes Urtheil über die Werke Canova's zu fällen; und nur unwillkürlich entschlüpfte meiner Feder die Äußerung eines Gefühls, von welchem bey'm wiederholten Anschauen des auf der hiesigen Akademie befindlichen Modells mein ganzes Seyn durchdrungen worden ist. Die Canova'sche Venus ist keine Medicäische (deren Abguss, zu besserer Vergleichung, neben dem Modelle steht), noch weniger eine Venus von Melos; der Ausdruck, welcher sich in der ersteren ausspricht, ist von dem der antiken so verschieden, als, zum Beyspiele, das moralische Seyn einer Aspasia von dem der Petrarca'schen Laura sich unterschieden haben muß.

Vor dieser Venus hatte Canova noch zwey andere, eine als Gruppe, wo die Göttinn, mit der einen Hand sich auf die linke Schulter des Adonis lehrend, mit der andern das Kinn desselben streichend, dem Geliebten versprechen zu geben scheint, es sey Zeit, statt dem ermattenden Vergnügen der Jagd sich der süßen Ruhe der Liebe zu ergeben, und eine zweyte als Statue verfertigt, wo Venus, nachdem sie über ihre beyden Nebenbuhlerinnen den Sieg davon getragen hat, auf einem prächtigen Lager sitzend, den Apfel, das Zeichen des errungenen Sieges, mit stolzer Wohlgefälligkeit in der Hand hält. Die Copien der florentinischen Venus sind dem Künstler jede mit tausend Louisd'or bezahlt worden.

Es gibt hiesige Kunstkenner, welche der Hebe Canova's vor dieser Venus den Vorzug zu ertheilen scheinen, wenigstens in so fern, als ihnen ersteres Wert Veranlassung zu fast übertriebenen Lobsprüchen an die Hand gibt. So drückt sich der Graf Cicognara, Präsident der hiesigen Kunstakademie, in der Leichenrede Canova's folgender Gestalt aus: „Parve libar quattro volte (Canova hat nämlich vier Copien, aber immer mit mehr oder minderen Abweichungen, von seiner Hebe gemacht) dall' aurea coppa della Dea della gioventù... l'ambrosia serbata al convitto de' numi (vier Mal schien er aus der goldenen Schale der Göttinn der Jugend die Ambrosia zu schlürfen, welche für das Mahl der Götter bestimmt ist) \*).“

Das Original derselben, nach welchem die drey Copien verfertigt worden sind, gehört einem Herrn Albrizzi zu Venedig. Dieser Mann, dessen Glücksumstände in der neueren Zeit in Unordnung gerathen sind, hat sich genöthigt gesehen, dem Banquier Hainzelmann für ein, demselben schuldiges, Darlehn die Hebe in Verfaß zu geben. Die drey andern Copien besitzen Se. Majestät der Kaiser von Rußland, Lord Caudo in England und die Marchesinn Guicciardini zu Florenz. Welche von diesen diejenige ist, die der Künstler für Napoleon's erste Gemahlinn verfertigt haben soll, so wie, ob die Gräfinn Veronica Guerini di Forli, außer einer Psyche, auch noch eine Copie der Hebe besitzt, ist mir nicht möglich gewesen, zu erfahren.]

Ohne mich hier in ein eigentliches Urtheil über das Modell der Hebe, welches auf der hiesigen Kunstakademie aufgestellt ist, einzulassen, will ich nur so viel bemerken, daß mir das Gesicht derselben die jugendliche unbefangene Schalkhaftigkeit, welche den Charakter der Hebe ausmacht, in höchst gewöhnlichen Zügen auszudrücken scheint. Schon der einzige Umstand, daß Canova mit jeder der drey Copien eine mehr oder mindere Veränderung vorgenommen hat, beweist, daß er selbst mit der ursprünglichen Anlage derselben nicht zufrieden gewesen ist.

Nicht der Kritik wegen, sondern um meine Verwunderung über die Wahl eines Gegenstandes zu erkennen zu geben, welches dem Gefühle und dem Künstlerthume Canova's gleich sehr widerstreben mußte, erwähne ich hier der Gruppe

\*) Bis jetzt sind die Mythologen der Meinung gewesen, was Hebe in ihrer Schale den Göttern darreiche, sey Nectar. Der Hr. Graf Cicognara scheint darüber andere Nachrichten erhalten zu haben: er läßt die Götter aus Hebe's Schale Ambrosia schlürfen.

der beyden Faustkämpfer, Kreugas und Damorenus, welche er im Jahre 1800 verfertigte, und welche sich im Vaticane befinden. Wer kennt nicht die Geschichte dieser beyden Wüthliche aus dem Pausanias? Nachdem beyde den ganzen Tag mit einander gekämpft hatten, ohne einer dem andern einen bedeutenden Vortheil abzugewinnen, trafen sie die Übereinkunft, es solle ein jeder dem andern auf irgend einen beliebigen Theil des Körpers einen Streich versetzen. Kreugas machte den Anfang und schlug seinen Gegner auf den Kopf, aber ohne ihm ein Leides zuzufügen. Nun aber hieß Damorenus dem Kreugas, den Arm in die Höhe zu heben und versetzte ihm dann einen so heftigen Schlag in die Seite, daß ihm die Eingeweide aus dem Bauche gerissen wurden und er sogleich den Geist aufgab. Die Handlung stellt den Moment dar, wo Kreugas, mit einem Gemische von Widerwillen und Furcht im Blicke, den Arm aufhebt, während sich Damorenus durch die Beugung des Körpers, durch die Zurückziehung des linken Arms nach der Gegend der Brust, durch die Ausholung mit dem rechten Arm und die Verlängerung der rechten Hand zu dem furchtbaren Streiche anschickt, welcher dem Gegner das Leben kosten soll. Der anatomische Ausdruck der Gliedmaßen an beyden Körpern trägt über den moralischen, welcher sich in den Mienen beyder Kämpfer ausspricht, den Sieg davon.

Der Sterbliche, welchem damals das Geschick Frankreichs und Italiens in die Hände gelegt war, hätte seinen Ruhm für unvollkommen gehalten, wäre sein Bild nicht von Canova's Meißel der Nachwelt überliefert worden. Der große Künstler ward nach Paris beschieden und vom großen Sieger des Tages mit Ehrenbezeugungen überhäuft. In einer Unterredung mit dem ersten Consul (ich gedenke überhaupt der Statue Napoleon's, so wie Canova's Reise nach Paris, nur deshalb, um, neben dem großen Genie, auch auf den großen Geist unsers Künstlers aufmerksam zu machen) gab Canova, als dieser über die, aus Italien fortgeschafften und nach Paris überbrachten Kunstschätze sich mit ihm in eine Unterredung einließ, jene bekannte freymüthige Antwort: „Certo stavano meglio in Italia.“ Napoleon's Statue, sechzehn römische Palmen hoch, ist, bis auf die militärische Chlamys, welche von der linken Schulter nach der rechten Hüfte herabhängt, nackt. In der Linken hält sie die Weltkugel, auf welcher die Siegesgöttinn steht (ein Symbol, welches der eitle Sterbliche dem olympischen Jupiter von Phidias abborgte), und in der Rechten den Speer, während das Schwert am Stamme, welcher der Statue zum Stützpunkte dient, herabhängt. Die Statue ward bekanntlich auf dem Siegesplatze zu Paris aufgestellt, dann aber, bey Wiedereinführung Ludwig XVIII. von diesem dem englischen Gouvernement übersandt, von welchem sie endlich der Herzog von Wellington zum Geschenk erhielt. Sonderbar, daß die Statue eines Mannes, der bis dahin zwischen beyden Reichen eine Feindschaft auf Leben und Tod unterhalten hatte, das Unterpand einer neu begonnenen Zuneigung und Eintracht derselben werden mußte!

Unter den Büsten des großen Künstlers ist von jeher die der Sappho ausgezeichnet worden. Ich führe sie aus dem Grunde an, um der niedlichen Verse, welche Francesco Negri auf dieß Kleine, aber ausgezeichnete Kunstwerk gemacht hat, gedenken zu können.

Es sind folgende :

Ape di Pindo, onor de' Lesbj lidı,

Dimmi, a Faone, o al tuo scultor, sorridi?

(„Pindische Biene, du Ruhm der Lesbischen Gestade, sage, lächelst du den Phaon, oder deinen Bildner an?“)

Wer erinnert sich hierbey nicht an Michel Angelo, welcher, als er zum ersten Male die bronzene Statue des heiligen Marcus von Donatello erblickte, in jene bekannte Worte ausbrach: „Marco, perchè non mi parli (Marcus, warum sprichst du nicht mit mir)?“

Eine der erhabensten, und in Hinsicht der idealen, wenn auch nicht der technischen, Ausführung kunstreichsten Schöpfungen des Canova'schen Meißels ist die colossale Statue der Religion. Ihre Höhe beträgt über dreysia römische Palmen. Den Kopf deckt die Tiara, um welche sich eine Sternenkronen schlängelt, in deren Mitte der Triangel, Symbol der Dreieinigkeit, mit einem Auge, dem Symbole der alles leitenden Vorsehung, erscheint. Die rechte Hand hält die Statue, bis über den Kopf erhaben, ausgestreckt, zum Zeichen, daß sie den Sterblichen ihre ewigen Wahrheiten verkündigt. Diese Bewegung wird von der Beugung des rechten, etwas aufgehobenen Beines, welche der Handlung Deutung und Leben ertheilt, auf eine höchst nachdrucksvolle Weise unterstützt. Die linke Hand ist über ein, vom Mantel halbverdecktes Medaillon ausgestreckt, welches, von einer Halbsäule getragen, die Figuren der Apostel Petrus und Paulus enthält. Am linken Arme lehnt zugleich das Schiff der Erlösung. Zwey mit einem Ringe versehene Haarflechten schmücken von beyden Seiten den etwas entblößten Hals. Eine weite, reichgefaltete Priestertunica, welche den Körper bedeckt, fällt bis tief auf die Füße herab, und läßt von diesen nur die Fehen und die, die Sohlen festhaltenden, Sandalen sehen. Die Tunica wird durch einen unter der Brust befestigten Gürtel gehalten, so, daß die schönen Formen verschleiert, aber nicht ganz verborgen sind. Eine mit Kreuzen besetzte Stola, das Symbol des Priesterthums, fällt ihr an beyden Seiten bis auf die Mitte der Hüfte herab, während ein weiter königlicher Mantel, vom Scheitel des Hauptes an, den ganzen Hintertheil des Körpers bekleidet. Von letzterm ruhen einige Massen auf beyden Armen, wodurch die Schwere derselben erleichtert und zugleich die Majestät der dargestellten himmlischen Figur in ein noch helleres Licht gesetzt wird. Man muß bedauern, daß diese Statue Modell geblieben ist und daß die überhäuftten Bestellungen, oder (wer weiß?) auch ökonomische Rücksichten den Künstler verhindert haben, das Werk auf eigne Kosten in Marmor auszuführen und die, von ihm in seinem Geburtsorte Possagno erbaute Kirche damit zu schmücken!

(Die Fortsetzung folgt)

## Sinngedichte.

Aus dem Lateinischen des Don Juan de Priarte\*).

## I.

## Auf Äsop's Fabeln.

Dem Thiergeschlecht, das sonst der Sprache ganz entbehrt,  
Hat, uns zum Unterricht, . . . die Sprach' Äsop gelehrt.

## II.

## Auf die Thränen der Verliebten.

Gewöhnlich offenbart sich heiße Lieb' . . . in Zähren:  
Seht, so kann Feuer selbst . . . in Wasser sich verkehren!

## III.

## Auf eine geistlose Schöne.

Schön ist sie von Gestalt, doch leer an Herz und Geist;  
Was gleicht ihr? . . . eine Flor, die nur geruchlos gleist.

## IV.

## Auf den Schiff- und Weinerfinder Noah.

Er baute sich ein Schiff, in's Wasser nicht zu sinken:  
Trotz seiner Wasserscheu, muß' er . . . im Wein ertrinken.

## V.

## Auf den Orpheus.

Dich, Orpheus, übertrifft nun jeder Leyermann:  
Du zogst nur taube Stein', er zieht . . . Metalle an.

## VI.

## Auf den Urtvater Loth.

Loth, spar' um's holde Weib so viele Thränengüsse,  
Damit das süße Kind ja nicht durch sie zerfließe!

Gottlieb v. Leon.

\*) Don Juan de Priarte, dessen gleichbenannter Vater, mit Theresa de Cisneros verheiratet, Officier der Miliz auf der Insel Teneriffa war, wurde daselbst in der Seestadt Orotava am 15. Dec. im Jahre 1702 geboren. Seine wissenschaftliche Laufbahn begann er zu Paris im Collegium Ludwigs des Großen, wo er in der griechischen und römischen Literatur den berühmten Vater Porée aus der Gesellschaft Jesu zum Lehrer hatte. Es läßt sich annehmen, daß Voltaire, gleichzeitig als Mitschüler des Priarte, unter diesem Lehrer stand. Acht Jahre nachher, als er einige Zeit in London sich aufgehalten hatte, setzte er sich im Jahre 1742 zu Madrid fest. Durch seine ausgezeichneten Kenntnisse, vorzüglich in der alten classischen Litteratur, durch seine Gewandtheit in den gangbarsten neueren Sprachen, ward er wechselweise Lehrer der Herzoge von Bejar, von Alba und des Infanten Don Emanuel von Portugal. Ferdinand VI. König von Spanien, ernannte ihn zum königlichen Bibliothekar und bald hernach auch zum Hofdolmetsch beim Staatssecretariate. Er ward im Jahre 1743 zugleich Mitglied der königl. Academie der Wissenschaften zu Madrid, daselbst er auch am 25. August im Jahre 1774 starb. Außer seinen zahlreichen größeren Werken über die Sprachkunde, Gelehrtengeschichte und Bibliographie seines Vaterlandes, erschienen nach seinem Tode, von seinem Neffen herausgegeben, seine Obras sueltas, en Madrid, 1774 in zweyen Bänden in 4<sup>o</sup>, die, nebst seinen übrigen Poesien, auch seine lateinischen Sinngedichte enthalten.

Dresden, Ende Nov. 1822.

Frühlingshell und festlich geschmückt erschien uns dieser Wintermonat, in welchem der Bund geschlossen wurde, der unsern allverehrten Hof so unendlich beglückt und dem alle Herzen in freudiger Theilnahme huldigen. Die herrlichste, sonniigklarste Witterung begünstigte die Vermählungsfeierlichkeiten des hohen geliebten Paares. Schon von dem 19. an war alles hier in freudiger Bewegung, noch früher schon im Voatland und Erzgebirge; von allen Ortschaften aus, welche die hohe Braut seit ihrem Eintritt in das treue Sachsenland durchreiste, waren ihr geschmückte Mädchen mit Blumen und Kränzen zwey Stunden weit entgegengezogen; überall waren Ehrenpforten errichtet, von allen Seiten her kamen Nachrichten, wie sehr jedes, wer nur das Glück hatte, sich Ihr zu nähern, von Ihrer höchsten Liebenswürdigkeit und dem holdseligen Ausdruck Ihres Blickes und Wesens bezaubert war. Mit doppelt inniger Rührung sahen wir dieser königlichen Braut entgegen, deren Name schon uns wie ein freundlicher Segensspruch ertönt, der eine hoffnungreiche Zukunft an eine schöne Gegenwart und glückliche Vergangenheit bindet, denn so lang wir denken können, ist ja schon eine *Amalia Augusta von Baiern* Sachsens Glück und Sachsens Stolz! „Unsere gütige geliebte Landesmutter zog vor einem halben Jahrhundert eben so herzugewinnend, eben so froh begrüßt bey uns ein!“ so rief eines dem andern zu, und Thränen frommer Rührung glänzten in jedem Auge! — Man erzählte sich, wie unser Prinz Johann die angebetete Braut schon in Chemnitz überrascht habe, und Tages darauf wieder bey Freyberg, wie sehr sie gerührt gewesen sey, als sie an letztem Ort ganz unverhofft auch Ihren Schwiegervater Prinz Maximilian und die andern prinziplichen Herrschaften getroffen habe, welche sich ein Fest daraus machten, die liebe Braut zu überraschen. Es war am 20. Abends dort ein festlicher Bergaufzug, an welchem an achthundert Bergleute Theil nahmen. Zahllose Fremde reisten nach Freyberg, um dieß seltne Schauspiel zu sehen, manches Fenster wurde mit zwey Louisd'or bezahlt.

Am 21. erfolgte der feyerliche Einzug der Prinzessin in die hiesige Residenz. Eine sehr geschmackvolle Ehrenpforte war vor dem Rathhaus erbaut, auf acht hohen weißen Pfeilern, welche mit Rosenkränzen und Blumengewinden geschmückt waren, prangten colossale reichgefüllte Blumenwagen, aufrechtstehende Füllhörner voll Blumen und Zweige verbanden dichtgereiht die Pfeiler von beyden Seiten, und aus den vollen Rosengewinden, welche über Ein- und Ausgang schwebten, sproßten schlanke Lilienzweige in die Höhe, so wie in jeder Mitte ein Kranz von weißen Rosen sich niedersenkte. Vor der Stadt waren auch schon stattliche Ehrenpforten von grünen Zweigen mit Moos und Früchten geschmückt errichtet. Am lieblichsten nahm sich aber das schöne Gartenpalais des Prinzen Maximilian aus; die hohe Braut fuhr durch die Ostraallee bey diesem ihrem neuen Vaterhaus vorbei. Alle Fenster, Balcons und Balustraden desselben bis hinauf zu der Gallerie um das Belvedere her, waren mit den köstlichsten lebenden Pflanzen und blühenden Sträuchern geschmückt, auf das geschmackvollste gruppiert; da diese Villa im schönen italienischen Styl gebaut ist, so gewährte dieß einen überaus reizenden Anblick.

Um zwey Uhr erfolgte der Einzug. Alle Feyerlichkeiten dabey waren völlig, wie bey dem der Prinzessin Carolina, kaiserl. Hoheit; eine zahllose Volksmenge war überall versammelt und der freudigste Zuruf erschallte von allen Seiten. Abends um sieben Uhr fand in der Schloßcapelle die Vermählung Statt. Ein recht schönes Feuerwerk wurde denselben Abend auf dem Lin'schen Bade abgebraunt. Die Feste sowohl bey Hofe als bey den Gesandten dauern seitdem immerfort und zeichnen sich durch Pracht und Eleganz aus. Am Freytag Abend war die ganze Stadt illuminirt, Sonntag wurde in der Kirche das *Te Deum* unter dem Donner der Kanonen gesungen, Abends war großer Hofball, der bis früh um zwey Uhr dauerte. Die Ankunft des Kronprinzen Oskar von Schweden, der mit seinem zahlreichen Gefolge einige Tage hier verweilt und diesen Festen beywohnt, konnte in keine glänzendere Zeit fallen: alles drängt sich diesen geistvollen und liebenswürdigen jungen Fürsten zu sehen. Er hatte Sonnabend früh Cour bey sich, und erschien Abends bey einem Ball, welchen der französische Gesandte Graf Rumigny gab.

Montag war Mittags bunte Reihentafel bey Hofe, und Abends wurde im Saal des großen Opernhauses die Cantate aufgeführt, welche zu dieser Vermählungsfeier componirt wurde. Der Anblick dieses von mehr als 5000 Wachskerzen erleuchteten, und mit blühenden Gewächsen geschmückten Saales ist sehr festlich, das Orchester ist überaus zahlreich besetzt, da die gesammte königl. Capelle hier vereint spielt. Es nahm sich diesmal ganz reizend aus, daß alle Lichter auf den Notenpulten hinter Schirmen von Rosenbouquets verborgen brannten. Rosengewinde waren zwischen den Reihen und verschiedenen Erhöhungen angebracht, so daß das ganze Orchester einer großen Rosensaube glich. Die Cantate war von unserem Capellmeister Morlachi trefflich componirt. Die Musik war ausdrucksvoll, reich an den lieblichsten Melodien, und besonders schön instrumentirt. Der Text war eigentlich von Metastasio, aber von Montucci für dieses jezige Fest verändert und passend eingerichtet. „La Contesa delle tre Dee“ war der Inhalt, die Dichtung ist recht schön. Juno wurde von Sigr. F u n f, Pallas von Sigr. S a n d r i n i, Venus von Mlle. W i l l m a n n, Hymen von C o s t a n z a T i b a l d i, und Merkur von Sigr. B e n i n c a s a gesungen; alle sangen meisterhaft, ausgezeichnet schön nahm sich die liebliche Altstimme der jungen Tibaldi hier aus. Zu den trefflichsten Sätzen dieser Cantate rechnen wir die Ouverture nebst Anfangschor, welches ein Gebet, an Hymen gerichtet, ist, Hymens Arie: „Più limpida, più bella“ welcher ein herrliches Flötensolo vorausgeht, und das große, höchst brillante Duett der Juno und Pallas. Es war eine recht schwierige Aufgabe, so viele Frauenstimmen, denen eine einzige Bassstimme zugesellt ist, zu einem effectvollen Ganzen zu vereinen, dieß gelang aber hier vollkommen, und zugleich so, daß jede sich in ihrer schönsten Eigenthümlichkeit entfaltete. Leider war unser Morlachi durch eine plötzliche starke Erkältung gehindert, sein eigenes Werk aufzuführen, ja man kann sagen, er bekam es gar nicht zu hören, da er selbst die beyden Hauptproben nicht leiten konnte. Hr. Capellmeister C. M. v. Weber übernahm dieß mit Sorgfalt, Eifer und Treue. Es war sehr erfreulich, daß es erlaubt wurde, die Generalprobe zu hören, da es ohnehin recht traurig ist, daß jede solche Cantate nie in einem Concert wiederholt werden darf. Etwas, was so großen Fleiß und so viele vereinte Kunstkräfte erfordert, wird nur von Wenigen wirklich genossen, denn so gedrängt voll der Saal bey der Aufführung ist, so gilt hier bey weitem den Meisten das Sehen und Gesehenwerden mehr als der Kunstgenuß, und Viele sind durch die stets auf einander folgenden Feste so erschöpft, daß sie zu gar keinem höhern geistigen Genuß mehr fähig bleiben.

Nun wird diesen Festen noch ein Festspiel im deutschen Theater folgen, welches bis zum 28. aufgeschoben wurde; hierüber nächstens. Daß die Dichtung eines geistvollen Fremdlings, welcher jezt hier weilt, dazu gewählt wurde, erregte allgemeine Sensation. Unsere heimischen Dichter, welche schon aus vollem, treuen Herzen ihre Lira dazu gestimmt hatten, verstummten aber deshalb nicht; tönt ja doch die reingestimmte Holzharfe auch dann noch melodisch fort, wenn zufällig ein Hauch des Nordwindes sie berührt! Eine recht sinnig schöne Dichtung unsers Theodor Hell wird als Festspiel in Leipzig aufgeführt werden.

Jezt muß ich aber noch einige frühere Kunstgenüsse erwähnen. Wir erfreuten uns diesen Monat der ersten Aufführung von Rossini's lieblicher Oper: „Generentola“ welche für uns doppelt interessant wurde durch das erste Debut der M a r i a n n a B a n e t t i als Generentola. Diese ganz junge vielversprechende Künstlerinn wurde seit einigen Jahren hier auf Kosten unsers gütigen Königs erzogen, und von dem berühmten Concertmeister P o l l e d r o zur Sängerin gebildet. In dieser Oper betrat sie zum ersten Mal in ihrem Leben die Bühne, der glänzendste Erfolg lohnte ihren und ihres braven Meisters rastlosen Fleiß. Die Stimme dieses kaum siebzehnjährigen Mädchens ist von seltner Schönheit und außerordentlichem Umfang, da ihr nur wenige Töne noch an drey Octaven fehlen; sie beherrscht diese reiche Tonscala, welche von den tiefsten Altstönen bis in's drengestrichene C steigt, mit gleicher Kraft, Fülle und Reinheit. Man kann die treffliche Schule ihres kenntnißvollen Lehrers nicht genug bewundern, der in so kurzer Zeit sie so gediegen auszubilden verstand. Ihre Intonation ist rein wie Gold, sicher, auch bey den höchsten Schwierigkeiten, die Gleichheit ihrer Töne ist eben so ein

feltner Vorzug, als ihre Rundung und unerschütterliche Sicherheit bey den kühnsten Passagen. Ihre Aussprache ist vollkommen deutlich, ihr Vortrag einfach und natürlich, ihr Aüßeres ist dabey sehr lieblich und angenehm, so daß man mit Gewißheit voraussetzen kann, diese junge Künstlerin müsse Epoche machen, und wohl eine der ausgezeichnetesten Sängertinnen werden, wenn dieser treffliche Lehrer sie fortwährend leitet. Die Rolle der Cenerentola ist sehr vorthailhaft gewählt für eine so jugendliche Anfängerin. Sie wurde trefflich unterstützt durch unsere erfahrenen Künstler, welche alle diese reizende Oper mit Lust und Fleiß aufführten. Ganz meisterhaft gab Sigr. Benincasa den Don Magnifico mit unerschöpflicher Laune. Sigr. Bezzi, unser neuer Basssänger, hatte als Dandini zum ersten Mal Gelegenheit, sich in einer bedeutenden und komischen Rolle zu zeigen, und entfaltete ein Talent für dieses Fach, welches man ihm früher gar nicht zugetraut hätte; seine sonore und biegsame Stimme nahm sich auch trefflich aus. Sigr. Ventili gab sich als Prinz alle erdenkliche Mühe, durch die Kunst seines Gesanges die Mängel seines Außern zu ersetzen; seine Methode ist wirklich vortreflich. Die Funk und Mad. Niesch gaben die beyden Schwestern gang allerliebst, sie brachten Leben und Grazie in diese undantbaren Rollen. Die Musik dieser Oper erreute alle unbefangenen Kunstfreunde recht sehr; sie ist nicht allem sehr lieblich und brillant, sondern auch oft höchst ausdrucksvoll. In vielen Scenen wird sie ganz zur Sprache; wie einfach und echt naïv ist Cenerentola's erstes Liedchen; ihr Duett mit dem Prinzen, das herrliche Quartett, wo sie den Vater bittet, sie mitzunehmen, das Finale des ersten Actes, das allerliebste komische Duett im zweyten, das kostliche Secret: „Questo è un nodo avviluppato,” und die Bravourarie der Cenerentola am Schluß sind wahre Lieblingsstücke unsers Publicums geworden. Wer würde es abläugnen wollen, daß wir auch in dieser Oper Wiederholungen komischer Lieblingsgedanken finden, wohl aber doch dem, der in jeziger Zeit nur bey sich selbst zu borgen braucht! gar keine Schulden machen wäre freylich noch besser. — Nach der ersten Vorstellung wurde die liebliche Mariana Zanetti einstimmig heraußgerufen; rauschender Beyfall der wahren Kenner wurde ihr stets, obßchon ein ziemlich großer Theil unsers nur zu gern tadelnden und freitellenden Publicums sich noch gar nicht in ihre Stimme finden kann, deren seltsame Tiefe solchen Ohren fremd erscheint, so rein und schön sie auch ist.

Die Quartett-Academien haben wieder ihren Anfang genommen, der Vortrag der echten Quartettmusik ist jezt, wo Kammermusikus Kummer die Violoncellpartie übernimmt, weit schöner und zarter als sonst, und so vollendet, daß dem Kenner dabey nichts zu wünschen bleibt als — ein empfänglicheres wärmeres Publicum! Der Saal ist gedrängt voll Zuhörer, ein gesungenes Lied, Solovariationen über irgend ein Lieblingschema, dürfen auf lauten und verdienten Beyfall rechnen, aber die herrlichsten, kunstvollsten Quartetts von Mozart, Haydn, Romberg ic. werden kalt aufgenommen, und die Schwierigkeiten, die bey so einer Ausführung überwunden sind, werden gar nicht anerkannt.

(Der Schluß folgt)

## Modenbild LII.

Kleid von Barege mit Dünntuch und Atlas garnirt, und einer Silberbinde. Die Toque von Dünntuch ist mit Silberschnüren und einem Paradiesvogel geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



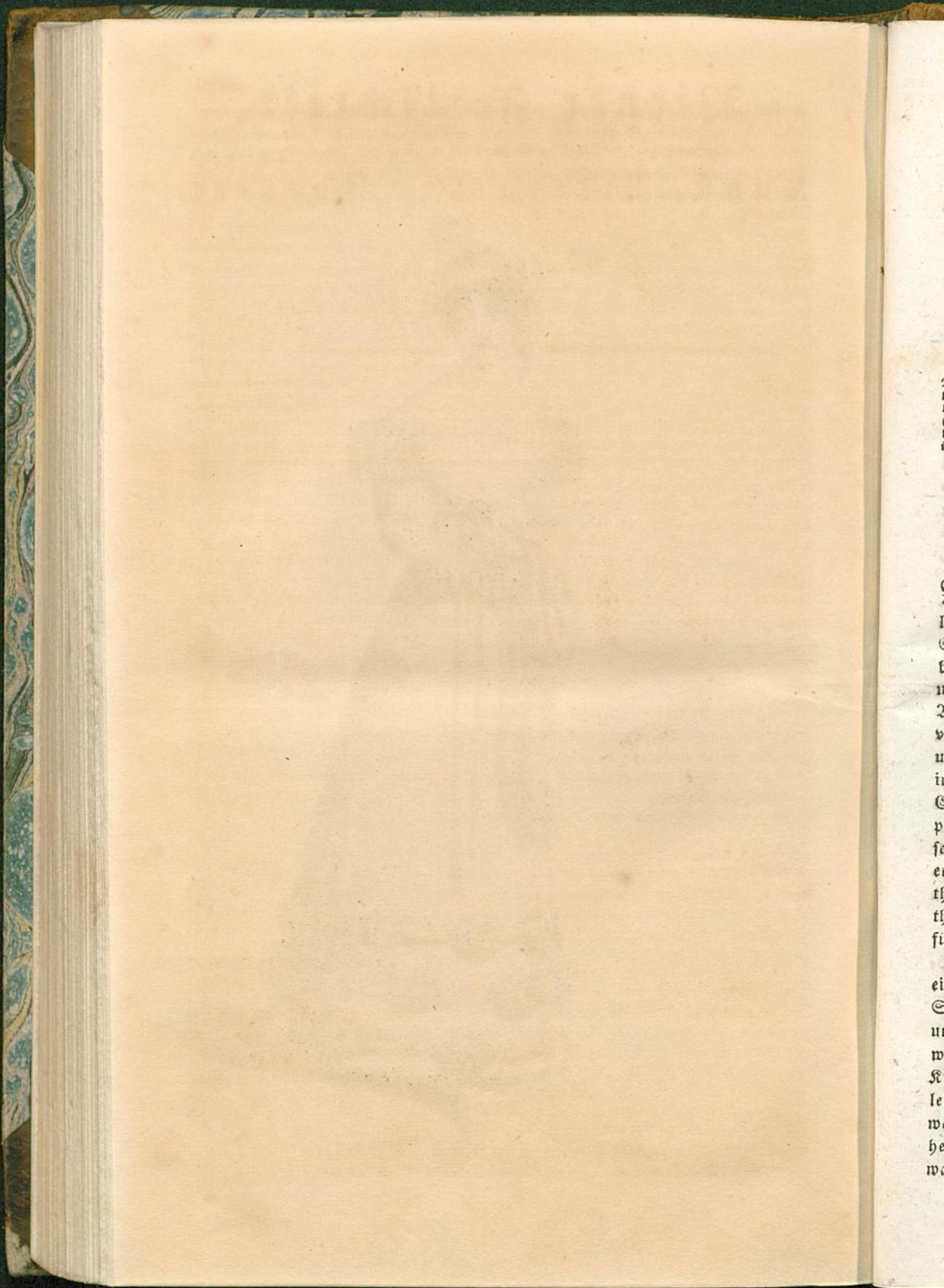
*P. a. J. del.*

*Fr. Stober. sc.*

*III.*

*Wiener Moden.*

*1822*



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag den 31. December 1822.

157

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Canova.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß)

Wie über das hohe Künstlerthum des Verstorbenen, ist über den moralischen Charakter desselben unter allen, welche ihn gekannt haben, nur Eine Stimme. Wenige Sterbliche auf Erden dürften wohlthätiger gegen Hilfsbedürftige, theilnehmender gegen Bekannte, zuvorkommender gegen Fremde und, im Besitze des höchsten Künstlerthums und aller möglichen irdischen Auszeichnungen, bescheidner, als Canova, gewesen seyn. Kein Nothleidender verließ seine Thür, ohne Hilfe erhalten zu haben; besonders war er Vater, und Vater im ganzen großen Sinne des Worts, aller jungen Künstler, welche in Rom studierten. Ihnen stand seine Werkstätte nicht minder offen, wie seine Casse: aus jener empfing ihr Künstlerthum Berathung, aus dieser ihr körperliches Bedürfniß Befriedigung. Außer den täglichen Wohlthaten, welche seine rechte Hand ertheilte, ohne daß der linken davon etwas bekannt wurde, hatte er die, ihm vom Papste, neben dem Titel eines Marchese von Ischia, ertheilte Pension von dreystausend römische Scudi (fünfzehnhundert Ducaten) theils zur Unterstützung einiger römischer Kunstakademien, und zu Stipendien für junge Künstler, theils zu Kunstpreisen ausgesetzt.

Bei der Preisbestimmung für seine Werke schien der große Künstler sehr eigennützig zu seyn und suchte diese so hoch, wie möglich, anzubringen. Seine Zöglinge haben ihn nicht selten bedauernd ausrufen hören: „O, warum habe ich, statt so vieler Gruppen, nicht lauter Statuen gemacht, ich würde jetzt reicher seyn!“ Erwägt man, zu welchen edlen Zwecken der große Künstler seinen Erwerb verwendete, so kann ihm sein scheinbarer Eigennuß leicht verziehen werden. Dieser Zug seines Charakters macht es erklärbar, warum er die colossale Statue der Religion, auf welche ihm von keiner Seite her eine Bestellung zugekommen war, nie in Marmor ausgearbeitet hat; wahrscheinlich scheuete er, der mit andern Bestellungen überhäuft war, nicht

minder die Anschaffung des Materials, als den Verlust der Zeit, welche er auf die Vollendung hätte verwenden müssen. Mehrere andere Züge aus dem Leben Canova's beweisen, wie sehr es ihm darum zu thun war, in seinem Verdienste so wenig, als möglich, geschmälert zu werden. Statt vieler anderer, mögen folgende zwey hier angeführt werden. Im Jahre 1806 erhielt er den Auftrag, ein Grabmal in carrarischem Marmor, welches die Marchese von Santa-Cruz, geborne Holstein, ihrem in der Blüthe der Jahre verstorbenen Gemahle setzen lassen wollte, zu verfertigen. Der Preis ward bestimmt, das Werk vollendet; aber die Ablieferung desselben erfolgte nicht, weil der Besteller seinen eingegangenen Verbindlichkeiten keine Gnüge leisten konnte. Das Monument hat die Werkstätte des Künstlers nicht verlassen. Bekanntlich hatte Canova schon im Jahre 1794 in Auftrag des venetianischen Senats das Monument des Admirals Angelo Emo, des letzten Seehelden der Republik, welcher sich besonders in der Expedition gegen Tunis einen hohen Ruhm erworben, verfertigt (dasselbe, welches im Arsenale zu Venedig aufgestellt ist) und dafür eine lebenslängliche tägliche Pension von vier Scudi (zwey Ducaten) ausgesetzt bekommen. Die Zahlung derselben, welche während der Republik pünctlich erfolgt war, hörte unter der folgenden Regierung auf. Nachdem Canova mehrere Male deßhalb eingekommen war, aber niemals eine günstige Entscheidung erhalten hatte, erklärte er endlich, er werde, wenn seinem Gesuche binnen einer gewissen Zeit nicht gewillfahret würde, das Denkmal aus dem Arsenale wegführen lassen und wieder zu sich nehmen. Jetzt ward nicht allein die rückständige Summe entrichtet, sondern auch von dieser Zeit an die laufende jedes Mal pünctlich ausgezahlt.

Wie ausnehmend groß der Gewinn des Künstlers gewesen seyn muß, ergibt sich daraus, daß (wie mich einer seiner ehemaligen Schüler versichert hat) einstens in einem Zeitraume von drey Jahren drehhundert sechzig tausend Zechinen bares Geld (eben so viele Ducaten) bey Canova eingegangen sind, die Summen abgerechnet, welche in dieser Zeit entweder ganz verloren worden sind, oder welche man dem Künstler schuldig geblieben ist.

Folgende Liste der vorzüglichsten Werke Canova's, mit der Angabe des Preises, welchen er für jedes derselben empfangen hat, ist mir von einer Person, welche ich für unterrichtet von diesen Details halten muß, mitgetheilt worden. Ich liefere sie, ohne für die Richtigkeit sämtlicher Angaben Bürgschaft zu leisten, bloß in der Absicht, um den Lesern eine ungefähre Idee von Canova's Verdienste zu verschaffen.

Für die Statue Napoleons . . . . .	60,000 Scudi (oder halbe Ducaten)
— den Theseus zu Wien . . . . .	40,000 „
(Diese Angabe scheint mir unrichtig)	
— die Gruppe der drey Grazien für Napoleon's erste Gemahlinn . . . . .	30,000 „
— dieselbe mit einigen Veränderungen für den Herzog von Bedford . . . . .	9,000 „
— die Statue Sr. Maj. des Königs von Neapel . . . . .	20,000 „

Für die Psyche für die Gräfinn Veronica Guerini di Forli (ist dieß ein Irr- thum, oder besitzt diese Dame außer der vierten Copie der Hebe auch noch eine Psyche?) . . . . .	7,000 Scudi
— die Venus für Lucian Buonaparte, Fürsten von Canino . . . . . (Copie der florentinischen Venus)	6,000 „
— die zweyte Copie derselben für S. M. den König von Baiern . . . . .	6,000 „
— die Terpsichore für den Baronet Simon Clarke in England . . . . .	6,000 „
— die Venus in Compiegne . . . . .	6,000 „
— jede der vier Copien der Hebe . . . . .	6,000 „
— die Polyhymnia für J. M. die Kaiser- rinn von Osterreich . . . . .	8,000 „
— die Gruppe Venus und Adonis . . . . .	16,000 „
— das Monument des Papstes Ganganelli	18,000 „
— „ — „ — Rezzonico	24,000 „
— „ — „ Cavaliere Dome- nico Manzoni di Forli . . . . .	8,000 „
— das Monument J. E. Hoheit, der Erz- herzoginn Christine . . . . .	360,000 Gulden C. M.
— das Monument des Cavaliere Giorgio (soll vielleicht des Marchese Berio heißen) . . . . .	60,000 Scudi
— die Statue der Religion für den Herzog von Bedford (wahrscheinlich irrt sich hier der Verfasser dieser Liste, denn die Statue der Religion, deren be- reits früher erwähnt worden, hat Ca- nova nie in Marmor ausgeführt und der Herzog von Bedford besitzt, meines Wissens, außer der so eben erwähnten Gruppe der drey Gra- zien, kein anderes Werk von Canova)	12,000 „
— zwey kleine Gruppen Nymphen . . . . .	24,000 „

Ich schließe diese Mittheilung mit einigen Andeutungen über den gesell-  
schaftlichen Charakter Canova's. Ein Sterblicher, dem der Genius der Kunst,  
die Göttinn des Glücks und der Beyfall der Zeitgenossen in einem gleich hohen  
Grade zulächeln, der sich aus dem Staube zu den höchsten irdischen Ehren  
emporschwingt, ein Sterblicher, der nur die Rosen des Ruhms pflückt, ohne  
sich an den Dornen des Neides zu verwunden, weil seine Auszeichnung keine  
Folge eines mißverstandenen Enthusiasmus, noch weniger einer blinden Vere-  
hrung, sondern einzig und allein seines wahren Verdienstes ist, ein solcher  
Sterblicher kann im gesellschaftlichen Leben nicht anders als heiterer Laune  
seyn, es müßte ihn denn schon in der Wiege eine feindliche Fee der Schwer-

muth oder der Menschenfeindlichkeit geweiht haben. Dieß war nicht der Fall mit Canova: schon als Knabe dem Scherze und der Freude hold, nahm er im männlichen Alter jenen thätigen Frohsinn an, der meistens das Zeichen eines, über die gewöhnlichen Menschen erhabenen, Geistes, und nur dann, wenn er sich bloß passiv zeigt, eines leichtsinnigen Charakters zu seyn pflegt. Eine frohe natürliche Laune begleitete Canova'n, wohin er sich wendete, selbst in seine Werkstätte. Hier bediente sich einer seiner Handlanger, ein drolliger, satyrischer Kauz, wie sie unter der untern Classe Roms häufig angetroffen werden, Giacomino mit Namen, des Rechts, welches ihm der große Künstler stillschweigend eingeräumt hatte, den Spasmacher zu spielen, oft bis zum Mißbrauche. Eines Tages bemerkte Canova, daß Giacomino sehr übler Laune war und fragte ihn um die Ursach: „Bella domanda," erwiderte der Kauz, „io sto tirando il violino dalla mattina fin alla sera, e voi, Signore Marchese, non fate niente." Canova lächelte und that Giacomino'n den Vorschlag, abwechselnd eine Woche Arbeiter und die andere Woche Meister zu seyn. Giacomino willigte ein und die Woche der Arbeit begann am folgenden Mrgen. Canova gab aber dem armen Teufel so viel Steine zu sägen, daß dieser am Abend eines jeden Tages sich kaum von der Stelle schleppen konnte. Es war dem Künstler darum zu thun, eine Scene herbeizuführen, welche ihm Stoff zum Lachen geben könnte. Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Am Ende der Woche saß Canova einstens in seinem, in der allgemeinen Werkstätte befindlichen Cabinette, ohne daß es Giacomino wußte. Er schickte einen andern Arbeiter an ihn, der ihn zum Schwätzen reizen mußte. Giacomino widerstand der Verführung nicht und ließ seiner Zunge nach Herzenslust freyen Lauf. Da war kein Fluch, kein Scheltwort in der römischen Pöbelsprache, welches er nicht auf Canova anwendete. Endlich schloß er mit folgender energischer Phrase: „Quel c. . . . . maledetto spera di rovinarmi dalla fatica, avanti ch'io divenga padrone; mà io resisterò per vendicarmi di lui quando verrà il mio tempo." Canova hörte die Rede Giacomino's Wort für Wort mit an und mußte sich den Mund mit dem Taschentuche verstopfen, um nicht durch lautes Lachen seine Anwesenheit zu verrathen. Endlich begann die zweyte Woche, wo Giacomino Meister seyn sollte. Dieser triumphirte. Canova nahm ihn bey der Hand, führte ihn in sein Arbeitscabinet vor eine Statue, an der er selbst so eben arbeitete, gab ihm den Meißel in die Hand und sagte: „Adesso tocca a te, buffone, d'esser il padrone. Prendi il scarpello, finisci questa statua. Ma, se tu fai male, io giuro al cielo di scacciarti via sul momento!" Da steht der närrische Kauz, wie vom Donner gerührt: den Ausgang hatte er nicht erwartet. Nachdem Canova sich eine Zeitlang an seiner Verlegenheit ergetzt, und weidlich geacht hatte, machte er dem verzweifelnden Giacomino ein Geschenk, und schickte ihn an seine Säge zurück.

Folgende Anekdote aus den Jünglingsjahren Canova's beweist, daß der große Künstler in jenem Alter mehr zu einer humoristischen Ansicht, als zu einer menschenfeindlichen Würdigung der Ereignisse des menschlichen Lebens sich geneigt fühlte. Neben Canova befanden sich noch zwey Jünglinge, mit Namen Ferrari, als Lehrlinge in der Werkstatt des alten Torretti. Der älteste derselben, der späterhin unter dem Beynamen Torretti (der ihn nach

seinem Lehrer beigelegt ward) ein sehr bedeutender Künstler geworden ist, \*) liebte ein junges Frauenzimmer, welchem auch Canova zu gefallen strebte. Jeder glaubte, im alleinigen Besitze ihres Herzens zu seyn; besonders schmeichelte sich Canova, über seinen Nebenbuhler den Sieg davon zu tragen und der allein begünstigte Liebhaber zu seyn. Eines Tages kam es unter beyden zu einer ernsthaften Erklärung, in Folge deren Ferrari seinem Freunde ausrade heraus sagte, daß das Mädchen seinen Spöß mit ihm triebe. Canova, dieses Vorgeben im Munde seines Nebenbuhlers bezweifelnd, fordert Ferrari auf, seine Behauptung zu beweisen. Letzterer ist dazu bereitwillig, bezweifelt aber, daß sich Canova zu dem einzigen Mittel, welches es gäbe, sich mit eianen Ohren von den wahren Gesinnungen des Mädchens zu überzeugen, verstehen werde. Aber Canova willigt unbedingt in jede Vorkehrung, welche sein Freund treffen werde. Nach ein paar Tagen tritt Ferrari mit einem baumstarken Kohlenbrenner, der einen Traakorb auf dem Rücken hat, zu Canova in's Zimmer, faßt seinen Freund, ohne ein Wort zu sagen, bey'm Leibe, hebt ihn in den Korb, welchen der Kohlenbrenner wieder aufnimmt und davon acht, ohne daß Canova den geringsten Widerstand leistet. Man kommt vor dem Hause des Mädchens an, welches in einem, am Wasser aeseenen Zimmer des Erdaeschosses wohnt. Während Ferrari zu diesem hineingeht, setzt der Kohlenbrenner den Korb auf einen unter den Fenstern befindlichen Pfeiler (einen jener Pfeiler, an welchen die Gondolieri ihre Fahrzeuge zu befestiaen pfleagen) nieder, dem Scheine nach, um sich auszuruhen. Nach einiaer Zeit öffnet sich das Fenster; die Geliebte erscheint in Gesellschaft Ferrari's an demselben. Beyde beginnen ein Gespräch, welches Ferrari so zu lenken weiß, daß das Mädchen mit der größten Offenheit erklärt, sie dulde Canova'n, der ihr übrigens aleichgültig, ja selbst zuwider sey, nur deßhalb in ihrer Nähe, weil er Ferrari's Freund sey. Da das Mädchen, während dieses Gesprächs, sich zu verschiedenen Malen vom Fenster entfernte, um einige Geschäfte im Zim-

\*) Ich habe nicht erfahren können, ob dieser Ferrari Torretti der Verfasser des untenen Mausoleums des Admirals Emo ist, welches sich früher in der Kirche S. Martino befand, iest aber in der Kirche S. Biagio (Blaßius), auch die k. Marinekirche genannt, aufgestellt worden ist. Letzterer heißt, wie der alte Torretti, der Lehrmeister Canova's, ebenfalls Giuseppe mit Vornamen. Die sonderbare, man möchte fast sagen, lächerliche Gewohnheit der Italiener, vermöge welcher sie allen Künstlern, oft sogar den gewöhnlichsten, ohne alle Nothwendigkeit nicht allein einen Vornamen, sondern neben seinen Zunamen auch noch einen Beynamen geben, verwirrt besonders die Ausländer auf eine höchst unangenehme Weise. So redete mir einer der Custoden der hiesigen Akademie ein Langes und Breites von einem Paolo Calliari (so, oder Calliari, schreiben die Italiener, und nicht Cagliari) vor, ohne daß ich begriff, daß er von Paolo Veronese, dessen Familienamen Calliari war, sprechen wollte. Dieser Paolo hat bekanntlich einen Bruder, und zwen Söhne gehabt, welche sämmtlich Maler gewesen sind, von denen insbesondere der jüngste Sohn, der in der Blüthe der Jahre verstorben, sich als ein ausgezeichnetes Genie zu erkennen gegeben hat. Nun erwäe man, welche Verwechslungen sich besonders für einen Fremden, der nicht mit den Vornamen der Künstler in gleichem Grade vertraut ist, wie die Italiener, ergeben können. Tintoretto wird eben so häufig bey seinem wahren Familiennamen Robusti, und Liziano eben so oft Beccelilio (zum Unterschiede von dem Bildhauer Liziano Aspetti) genannt. Von den oben im Texte genannten Torretti's gibt es fünf verschiedene Bildhauer, von denen jeder zwen Beynamen führt.

mer zu besorgen; so benutzte Ferrari diese Gelegenheit, um seinem Freunde zuzurufen: „Eh bene, sei persuaso adesso?“ Canova, dem seine gebückte Lage anfang, beschwerlich zu fallen, und der ohnehin befürchten mußte, bey der geringsten Bewegung, die der Kohlenbrenner machte, in den Canal zu stürzen, antwortet: „Persuasissimo,“ und rief dann leßterm zu: „Partiamo li qua, barone!“ Aber dieser, der den gemessensten Auftrag von Ferrari erhalten hatte, nicht eher fort zu gehen, als bis er ihm das Zeichen dazu geben würde, machte taube Ohren, und Canova mußte so lange auf seinem Platze harren, bis er die ganze Summe der ungünstigen Äußerungen, zu welchen Ferrari dem Mädchen Veranlassung zu geben wußte, von Anfang bis zu Ende mit angehört hatte. Ungeachtet dieses Vorfalles blieben beyde Jünglinge Freunde; ja, ihre Verbindung ward späterhin zu Rom, wohin Ferrari Canova'n vorausgeeilt war, noch inniger, als zuvor. Als Ferrari, der noch lebt, in den letzten Jahren wenig Beschäftigung fand, ward ihm von Canova eine sehr anständige Pension ausgesetzt.

Der joviale Ton, welchen Canova gegen den Maler Pietro Mero angenommen hatte, zeugte, mehr wie jeder andere Umstand, von der offenen, harmlosen, heiteren Gemüthlichkeit des großen Künstlers. Der genannte Maler, der in seiner Jugend ein Mitzögling Canova's auf der Akademie zu Venedig war, und damals der Bildhauerkunst beflissen gewesen war, hatte bey einem, von der Akademie ausgesetzten, öffentlichen Concurse, den ersten Preis, und Canova nur den zweyten, davon getragen. Trotz dem ging Mero hernach, aus Gründen, welche mir unbekannt sind, von der Sculptur ab, und ergab sich der Malerey. Canova pflegte daher, so oft ihm hernach dieser Künstler vor Augen kam, in die launige Rede auszubrechen: „Felice me, caro Mero, che tu abbia cambiato lo scarpello contro il pennello, perché senza questo addio Canova.“

In den häuslichen Zirkeln, welche er fast jeden Abend in seinem Hause zu halten pflegte, und welche aus den bedeutendsten Personen und Künstlern bestanden, zeigte sich Canova gleichfalls als einen heiteren, launigen Gesellschafter, der jeden Zwang, außer demjenigen, welchen die gute Sitte auferlegt, aus seiner Gegenwart verbannte. Er hatte es sich ein für alle Male vorbehalten, die Gesellschaft nach Gefallen verlassen zu dürfen, um in seine Werkstätte zurückzukehren, und dort, wenn er Laune dazu hatte, fortzuarbeiten. Die Gesellschaft blieb unterdessen versammelt, und unterhielt sich eben so ungestört, als wenn der Herr des Hauses zugegen gewesen wäre. Eben so pflegte er es während des Abendessens zu halten, bey welchem er ab- und zuging, ohne selbst etwas zu genießen, weil er schon seit Jahren auf jede Nacht Mahlzeit Verzicht geleistet hatte.

Hier schliesse ich die Skizze über den großen Künstler, dem es gelungen ist, die moderne Zeit, von dem Vorwurfe, den ihr häufig selbst denkende Köpfe gemacht haben, daß nämlich sie keine Sculptur besitze, noch besitzen könne, zu befreyen. Die darin enthaltenen Nachrichten habe ich größten Theils mündlichen Mittheilungen zu verdanken, und nur einige wenige aus gedruckten Quellen geschöpft. Wollte ich die Mühe, welche mich die Zusammenbringung derselben gekostet hat, schildern, die Leser würden meinen Wor-

ten schwerlich Glauben bemessen. Ich bin weit davon entfernt, für die formelle Richtigkeit aller meiner Angaben zu stehen; aber, das glaube ich behaupten zu können, daß in der Wesentlichkeit keine derselben falsch sey. Meine Arbeit ist überhaupt nicht dazu bestimmt, Materialien zu einer wirklichen Biographie des großen Künstlers zu liefern, sondern sie soll den Lesern dieser Zeitschrift bloß einige Umrisse von der menschlichen und künstlerischen Individualität Canova's vor Augen legen.

Venedig, am 25. November 1822.

### E p i l o g

Der Muse am 31. December 1822.

Weil Dankbarkeit mich an die Sphäre bindet,  
Wo freundlich mich der Genius umweht  
Und in den Blüthenkranz mir Früchte windet,  
So weit sich meiner Feste Cyclus dreht;  
Weil gutes Wort stets gute Stätte findet  
Und Höflichkeit doch vor der Schönheit geht,  
So ziemt mir wohl bey dieses Jahres Scheiden  
Ein Epilog manierlich und bescheiden.

Wohl mannigfach in unsern regen Tagen  
Ist ephemerer Musenwelt Verkehr,  
Und hin und her von Port zu Porte jagen  
Der Schiffer viel' durch's sturmbevegte Meer,  
Doch mancher wird im Ocean verschlagen  
Und manchem wird der Güter Löschung schwer:  
Die weise Vorsicht wacht an manchem Strande  
Und wehrt der Pest und wehrt der Contrebande.

Gemüthlich nähr' ich mich vom Binnenhandel  
Und fremden unverfänglichen Commerz,  
Und feilsche tadellos in stillem Wandel  
Auf off'nem Markte meinen Ernst und Scherz:  
So froh ich bin — Bolero und Tarantel  
Hass' ich, so wie der Faunen Klapper = Erz:  
Mich reizen nicht die Waffen, noch die Finten  
Der Politik in ihren Labyrinth.

Mir anügt, mit leichter Poesie und Prose  
Der feinen Welt zum Dienste mich zu weihn  
Und ihr gefällige, doch anspruchslose  
Vermittlerin des Zeitvertreibs zu seyn:  
Jedoch bisweilen streu' ich eine Dose  
Manierlichen Humors und Wizes ein  
Und, wenn die Thorheit gar zu arg es triebe,  
Fühl' ich auch Kraft und Lust zu scharfem Hiebe.

Am liebsten hab' ich es, in Amors Kriegen  
Hülfreich zu seyn den Damen überall,  
Und führe wöchentlich zu neuen Siegen  
Die Heldinnen zumal im Carneval,  
Und Waffen allerneuster Gattung liegen  
Zum Dienst bereit in meinem Arsenal:  
In Residenzen, wie auf Ritterstößen  
Heiß' ich Cupido's Schmerzenspfeile spizen.

Euch dank' ich diese Kunst, Ihr holden Franken  
 Der großen Kaiserstadt! denn Euer Reiz  
 Ist täglich neu und zauberisch zu schauen,  
 Und ihn verbreit' ich bildlich allerseits  
 In Aukria's und Deutschlands weiten Gauen,  
 Daß nirgends Ende sey des Hergeseids:  
 Denn — Wiener Tanz — von mancher Freyheit Lode  
 Hat er die Schuld, doch mehr noch — Wiener Mode.

Wer zürnet mir darum? — Gewiß! kein Weiser —  
 Weil mir die Grazien zur Seite stehn:  
 Und — laß' ich nicht der Musen Lorberreiser  
 Um jedes Opferflämmchen kühlend wehn?  
 Hebt nicht Urania selbst mit ernster leiser  
 Betrachtung oft mich zu den Sternenhöh'n?  
 Such' ich nicht Flug, zu so verführerischen  
 Gebilden nüchterne Kritik zu mischen?

Ob es in diesem Jahre mir gelungen,  
 Die Freunde zu erfreun durch Musenspiel?  
 Ob ich getheilten Beyfall nur errungen?  
 Ob nah' ob fern ich war dem schönen Ziel? —  
 Ich weiß es nicht — doch spür' ich mich durchdrungen  
 Von stiller Hoffnung tröstendem Gefühl —  
 Es werde, wer zeither mir hold gewesen,  
 Zur Kurzweil gern mich fernerhin erlesen.

So lebt denn wohl! und dankt mit mir am Ende  
 Der vielbewegten Zeit dem Genius,  
 Der, wo auch hin sein schirmend Aug' er wende,  
 Den Sturm beschwört durch seinen Engelgruß.  
 Der Erde Frieden ist des Himmels Spende  
 Durch der Gesalbten heil'gen Bundeschluß:  
 Am Kaiserthron, umgrünt von Palmenzweigen,  
 Da halten Musen jauchzend ihre Reigen.

### Correspondenz-Nachrichten.

Berlin im December.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,  
 So ist's kein Wunder, wenn ihm Viel gelingt,  
 Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,  
 Der schwachen Thron zu solcher Ehre bringt.

Goethe.

Gestern gab Mad. Milder ihr jährliches Concert, worin endlich sich auch dem größern Publico ein überraschend-frühzeitiges musikalisches Genie als selbstständiger Künstler producirte, als welcher der Knabe, von dem ich Ihnen erzählen will, längst allen hiesigen Kunstfreunden bekannt war. So wie es von der einen Seite Ref. für seine Pflicht hält, von dieser höchst erfreulichen Erscheinung Ihnen Kunde zu geben, weil wohl nicht ohne wohlbegründete Überzeugung das musikalische Berlin auf diesen Knaben Hoffnungen setzt, die sein guter Genius — zur Freude Deutschlands — erfüllen möge: so haben wir es uns von der andern Seite zur Pflicht gemacht, hier mehr Thatsachen, als Lobpreisungen auszusprechen, weil in unserm Falle eben Thatsachen die gültigste Lobpreisung sind, und die Erfahrung überdies mehr als zu oft gemacht ist, daß Nichts einem aufkeimenden Talente so herzynnigeren, zerstörenderen Schaden zufüge, als eben

unzeitiges oder uneingeschränktes, überschwängliches Lob. Felix Mendelssohn, noch nicht vierzehn Jahr alt, Sohn eines geachteten, hiesigen Banquiers, Schüler un-  
 sers vortrefflichen Zelter, ist der Knabe, von dem wir reden. Wie er, nach glaubwür-  
 digen, uns hier und da oft mitgetheilten Berichten, schon von frühesten Kindheit an eine  
 Aufmerksamkeit erregende Entwicklung des musikalischen Sinnes zeigte, so hat sich dies  
 fer Keim in ihm in den letzten Jahren vorzüglich, intensiv und extensiv mit einem Fort-  
 schreiten entfaltet, das, wie gesagt, in Erstaunen setzt, und kühn genug macht, von ei-  
 ner Folgezeit Hohes, das Herrlichste zu erwarten. Seit eben der letzteren Zeit hat auch  
 Referent den Knaben, wo es ihm nur irgend vergönnt war, genau verfolgt, und sich  
 oft innig an dieser Erscheinung ergeht, oft mit stillem Jubel herabgesehen auf Felix —  
 und sich die schönen Götheschen Worte an ihm, durch ihn vergegenwärtigt, die ich Ih-  
 nen über meinen Brief gesetzt habe. Felix Mendelssohn hat die Kunst des Piano-  
 fortespiels als Meister inne; denn meisterhaft nur kann man die Art seiner Behand-  
 lung der verschiedenen Componisten nennen, die zugleich von der Gegenwart des Ges-  
 nius in ihm zeugt, während andere — Wunderkinder meistens nur von durch-  
 fasteten und durchprügelten Schulstunden zeugten! Anders berührt Felix sein Instru-  
 ment, wenn er ehrfurchtsvoll die erhabenen Harmonien des großen Sebastian  
 Bach wieder geben will, anders wenn er in und mit dem naive-muntern Haydn  
 scherzt; mit jugendlichem, hellloberndem Feuer durchrauscht er Cramer's inspirirte  
 Studien, und verweilt mit tiefgefühlter Innigkeit bey Gluck's, Mehül's, Mo-  
 zart's seelenvollen Melodien — Beethoven, Hummel, Weber, Jedem wird  
 seine Physiognomie, seine Charakterschilderung unter den Fingern des jungen Clavier-  
 spielers. Soll ich Ihnen bey solchen Vorzügen noch von den übrigen des Einzelnen  
 sprechen? Von der unglaublichen, fast nur so zart-jugendlichen Händen möglichen,  
 Volubilität? Von der reichen Elasticität des Anschlags? Von der Politur der Töne?  
 Von der für noch so ungeübte Kräfte beynah unfaßlichen Stärke der Bässe? — Aber  
 alle diese schönen Vorzüge würden zerfallen, hielte sie nicht vereint und zusammen der  
 hohe, musikalische Geist, der den merkwürdigen Knaben durchdringt. Längst mit den  
 Elementen theoretisch-musikalischer Kenntnisse vertraut, componirt Felix Men-  
 delssohn — und eben hier erregt er die allgemeine Bewunderung — mit der größ-  
 ten, unbegreiflichen Leichtigkeit und aus unerschöpflicher Geistesfülle die schwierigsten  
 Stücke, und — aber hier fühlt es Ref., wie schwer es ihm wird, sein Anfangs ge-  
 benes Wort zu halten, und sich nicht hinreißen zu lassen, wo er nur referiren  
 will! Ein Register, der schon jetzt von Felix componirten Lieder, Sonaten, Etüden,  
 Fugen, Kirchenstücke, — (es möge für Manchen bemerkt seyn, daß der Knabe in una-  
 ferer lutherischen Religion geboren und erzogen ist) — Symphonien, Quattetten,  
 Opern u. s. w. würde schon der Anzahl nach gegen viele Ältere schwer in die Wage  
 sinken, wie viel mehr nach dem Werthe dieser Compositionen!! Ref. kennt nur die Hälfte  
 vielleicht, was aus diesem reichen Schachte zu Tage gefördert ist, aber er weiß, daß mit  
 ihm Jeder: Glück auf! bey diesen Arbeiten ruft, der sie hört. Das große deutsche  
 Publicum wird es am meisten interessiren, von dem kleinen Opern-Componisten zu  
 hören, von welchem es sich, wenn anders Freundesrath auf die bescheidene Familie des  
 Knaben fernerhin nicht mehr ohne entscheidenden Einfluß bleibt — über kurz oder lang  
 recht großen Genuß versprechen darf. So viel uns nur bekannt, hat der junge Felix  
 bereits mehrere Operetten gesetzt, die im stillen Freundeskreise mit Entzücken gehört  
 worden sind, und er hat, sagt man, unlängst auch eine größere Oper vollendet, von  
 der ich aber Ihnen noch nichts sagen kann. Nach öffentlichen Blättern haben auswärtige  
 Kunsttrichter, denen der junge Felix Mendelssohn auf einer Reise Ein-  
 zelheiten daraus mittheilte, mit einem Enthusiasmus über dieß Werk geurtheilt, der  
 freylich zu weit ging, wenn er in auffahrendem Jubel Alles darüber und daneben  
 stehende über den Haufen warf — ein Jubel, der bey dem ersten, überraschenden Zu-  
 sammentreffen mit dieser Kunsterscheinung wohl zu entschuldigen ist. Wird es doch  
 auch dem Referenten schwerer zu schweigen, als zu sprechen!

Im Theater gibt man seit einigen Tagen wiederholt ein Schauspiel: *Kenilworth*, mit vielem Beyfall. Es ist nach *Walter Scott's* beliebtem Roman vom Wiener Hofschauspieler *Hr. Lembergt* mit vielem Geschick für die Darstellung bearbeitet. *Hr. Lembergt* hat die schwierige Aufgabe, einen Roman von drey Bänden in die Zeit von drey Stunden zusammen zu drängen, ohne daß eine wesentliche Schönheit desselben verloren gegangen wäre, und ihn zur lebendigen Anschauung zu bringen, mit großer Sachkenntniß und verdientem Glücke gelöst. Der überraschende, vom Bearbeiter gewählte Schluß befriedigt sehr. *Mad. Wolff* fand als *Elisabeth* Gelegenheit sich besonders auszuzeichnen. Sie gab diese schwierige Rolle mit bezeichnender Eigenthümlichkeit, glücklicher Nuancirung und einer Vollendung, die ihr rauschenden Beyfall erwarb. Neben ihr glänzten *Mad. Unzelmann* als *Emy*, *Hr. Rebenstein* als *Leicester* und *Hr. Krüger* als *Tressilian*. Es ist kein Zweifel, daß dieß Stück sich lange auf dem Repertoire erhalten wird.

Leipzig im Nov. 1822.

Noch scheint der Winter mit seinen Stürmen und Schneeflocken zu zögern, und das herrlichste Wetter, der heiterste Sonnhenschein, der fast frühlingssklare Himmel zaubert uns in eine südlichere Gegend. Man glaubt einen italienischen Winter zu durchleben. Doch haben nichts desto weniger die Wintervergüngen unserer Stadt ihren Anfang genommen, und verkürzen und beleben die langen Abendstunden. Theater und Concert sind wohl (außer den Privatgesellschaften) die besten Zerstreuungsmittel, und nicht bloß Zerstreuung, sondern oft auch wahrer, geistiger Genuß wird dem für das Schöne empfänglichen Gemüth hier geboten. Unser Concert, eine seit vielen Jahren rühmlich bestehende Anstalt, wird diesen Winter sehr besucht, indem *Mad. Kraus-Wranitzky*, k. k. österreichische Hofopernsängerin, für die Wintermonate engagirt ist. Und in Wahrheit, wir müssen dem ausgezeichneten Talente dieser Sängerin volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihr Vortrag ist gefühlvoll, grazios und höchst ansprechend, und wenn ihre Stimme auch weniger kraftvoll zu nennen ist, so befriedigt die glücklichste Ausführung der schwierigsten Parthien jede Forderung. Ungetheilter Beyfall lohnt jedes Mal die Leistungen dieser liebenswürdigen Sängerin. Auf unserm Theater sahen wir am 25. Nov. eine Erscheinung vorübergehen, die wohl zu den interessantesten unserer, wie auch der deutschen Bühne überhaupt zu rechnen ist, sowohl der Idee als der Ausführung nach. Um dem Director unsers Theaters, *Hrn. Hofrath Küstner*, einen Beweis ihrer Dankbarkeit und Achtung zu geben, hatten sämtliche Mitglieder des Theaters, zur Feyer seines Geburtsfestes, eine dramatische Vorstellung im Theater veranstaltet, wozu eine ausgewählte Gesellschaft eingeladen war. Zuerst wurde ein Trauerspiel: *die Freystadt*, von *Ernst von Houwald*, in einem Aufzuge, gegeben. *Mad. Miedke*, *Sara von Ulstrade*, *Hr. Genast*, *Conrad von Ulstrade*, und *Hr. Thiemme*, *Johannes Bruck*, gaben dieses einfach rührende Drama mit jenem innigen Gefühle und jener Wärme wieder, womit es dem Gemüthe des Dichters entfloß. Hierauf folgten *Goethe's* unerreichbare *Geschwister*, die mit ihrem ganzen unnenbaren Zauber die Seele ergriffen und bewegten. *Mlle. Hanff* als *Mariane*, *Hr. Stein* als *Wilhelm*, und *Hr. v. Zieten* als *Fabrice*, waren vorzüglich, und ließen dieses Meisterwerk mit all seinem eigenthümlichen Reiz in's Leben treten.

Dann wurde eine kleine Operette: *die zwey Worte oder eine Nacht im Walde* mit Leben und raschem Zusammenspiel gegeben; worin uns *Mad. Genast* als *Rosa* ihr schönes Talent auf's neue beurkundete, und durch ihr ausdrucksvolles grazioses Spiel auch ohne Worte tief ergriff. Ihr standen *Hr. Genast* als *Officier*, und *Hr. Höfler* als *la France* würdig zur Seite, so wie Jedes der übrigen Mitspielenden rasch eingriff. Diesen drey kleinen Stücken folgte ein Nachspiel in vier Abtheilungen, welches in der Idee sowohl als der ganzen Behandlung und Ausführung höchst interessant und originell ist. Als nach einer Pause nach der Operette sich der Vorhang wieder erhob, sah man auf dem Theater ein zweytes kleineres errichtet, vor welchem sich eine Gesellschaft versammelt hatte, in deren Mitte ein *Herold* (*Hr. Stein*) erschien, und nachdem er einen erhöhten Platz eingenommen, und mit wenigen aber in:

nigen Worten den Zweck dieser Feyer ausgesprochen, der Versammlung verkündete, es werde sich nun vor ihren Blicken eine Reihenfolge dramatischer Gemälde entfalten, welche die Entwicklung der dramatischen Kunst bis zu ihrer jetzigen Vollendung darstellen würden. Hierauf erhob sich der zweyte Vorhang, und ein Werk eines deutschen Meisterfängers, des Hans Sachs, eines Schusters in Nürnberg, der Witwe Hlfrüglein, ging an unsern Blicken vorüber. Dieses einfache fromme Gedicht verfehlte seine Wirkung nicht, und nach vierhundert Jahren wieder dargestellt, bewegte es das Herz mit seiner innigen Treuherzigkeit und kindlichen Einfalt. Der Vorhang sank, und der Herold schilderte in gehaltvollen Worten, wie langsam die schöne Blüthe der Kunst sich entfaltete, und leider fast wieder welkend in den Staub gesunken, aus dem sie sich kaum erhob. Er bat die Kunst nun aus einem Standpunct zu betrachten, der ihrem Emporstreben mehr hinderlich als belebend war; und nun erschien ein Magister Feldheim, berühmt durch seine Haupt- und Staatsactionen, seine Tyrannenagenten und Pöbelhäringe oder Courtisans, wie er einen Lehrling der Schauspielkunst in seine Truppe aufnimmt und prüft. Höchst ergötzlich und pikant waren diese Scenen ausgeführt und dargestellt.

Der Herold begann von neuem, uns die Kunst nun ihrer Vollendung sich nähernd zu verkünden, und es erschien Gottsched und die Neuberin im traulichen Selbstgespräch über Dramaturgie, und entwickelten so und in einer Scene, die sie beyde aus Gottscheds Übersetzung der *Zaïre* von Voltaire darstellten, die damaligen Ansichten über Kunst und Literatur. Der Herold nahm das Wort, und zeigte nun, wie herrlich die Kunst immer weiter ihrem Ziele entgegen geschritten sey, und so die Nebel besiegt habe, die ihren Strahlenkranz verhüllten, und wie nun Gestalten vorüberschweben würden aus den Meisterwerken unsterblicher Sänger, die uns oft erhoben und entzückt hätten. Da erschien zuerst der „geharnischte Geist aus Hamlet,“ dann „Lady Macbeth“ im Wahnsinn, „Nathan und der Klosterbruder,“ „die Jungfrau v. Orleans,“ „Tell,“ „Klärchen und Brackenburg,“ „Tasso,“ „Marquis Posa,“ „die Ahnfrau,“ „Drindur,“ „Albana,“ „Sigismund,“ aus Calderons Leben ein Traum; „Camilla auf Julia“ gestützt, und „der Wahler Lenz,“ und zuletzt „Donna Diana“ und „Perin.“ Stumm wandelten sie vorüber, nur der Herold sprach einige sinnvolle Worte bey jeder Erscheinung. Mit Gefühl und Anstand, mit Bedeutung und einfach edel sprach Hr. Stein als Herold, und hob so das Ganze. Dann öffnete sich der Hintergrund, und reizende Genien um einen reich und geschmackvoll decorirten Altar gruppiert, wurden sichtbar, ein Genius schwebte hervor, und überreichte dem Hrn. Director Hofrath Küstner einen Kranz unter den lebhaftesten Beyfallsbezeugungen der Versammlung, die so ihren Dank für die vielfachen Bemühungen desselben für unsere Bühne anerkennend, seine achtungswerthen Leistungen aussprach. So schloß sich ein Fest, welches in seiner Art eben so geistreich und originell erdacht, als demselben angemessen ausgeführt wurde.

X. V. 3.

### N a c h r i c h t.

Mit dem Jahreschlusse erfüllt die Redaction die zweyfache, ihr theuere Pflicht, den verehrtesten Abnehmern und Mitarbeitern dieser Zeitschrift für die ihr so reichlich erwiesene Günst und Theilnahme öffentlich Dank zu sagen, und die Fortdauer der Anstalt für das kommende Jahr anzukündigen.

Ihrem Plane und Titel getreu, wird diese, der Verschönerung des Lebens gewidmete Zeitschrift auch ferner bemüht seyn, durch gewählte Stimmen und im Tone belehrender Unterhaltung zu den gebildeten Kreisen der Gesellschaft zu sprechen, und mit ihrer bisher erprobten Scheu vor Nachdruck, in Auffäßen durchaus von erster Hand liefern:

1. Dichtungen in allen Formen der Kunst, die sich durch Gediegenheit und Neuheit des Stoffes und der Behandlung auszeichnen.
2. Geschichtliche Mittheilungen, Gemälde einzelner Zeiten, Dr:

ter und Personen, und überhaupt wissenschaftliche Bruchstücke, so weit ihr Ernst die oben ausgedehnten Grenzen freundlicher Unterhaltung nicht überschreitet.

3. Briefnachrichten über Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens aus nahen und fernen Gegenden und Ländern, und namentlich, nebst andern aus Italien, ein mehr als bloßes Fundbuch des Wissenswürdigen, das dieser classische Boden der Kunst anbietet — aus der Feder des Dr. G. L. P. Sievers.

4. Gründliche Beurtheilungen der Wiener und anderer Schaubühnen des In- und Auslandes und ihrer vorzüglichsten Leistungen.

5. Modenachrichten und Modebilder, die letzteren von dem Costumdirector der k. k. Theater Hrn. von Stubenrauch entworfen, und von Hrn. Franz Stöber ausgeführt — zweyen Künstlern, deren bisherige Arbeiten, nach dem Urtheile aller Kenner, hinter keiner der Forderungen zurückbleiben, die Engländer und Franzosen an die ihrigen dieser Art machen.

Die Bedingungen für die Abnehmer der Wiener Zeitschrift sind wie bisher folgende: Dieselbe erscheint wöchentlich dreymal, nemlich Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien vierteljährig 15, halbjährig 30, und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modebilder vierteljährig 7, halbjährig 14, und jährlich 28 fl. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß abgelassen. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modebilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts- Hauptzeitungs- Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden, und halbjährig 33 fl. und jährlich 66 fl. W. W. zahlen. Pränumeranten, die ihre Exemplare mit hartem Wachs und mit dem Amtssiegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen halbjährig 2, und jährlich 4 fl. W. W. mehr. Für obige Preise wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen, wöchentlich zweymal, expedirt. Die Versendung am Tage der jedesmaligen Erscheinung kostet halbjährig 5, und jährlich 10 fl. W. W. mehr.

Den geehrten H. H. Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Obersthofpostamts- Zeitungs- Expedition machen, steht es frey, die erscheinenden Blätter der Wiener Zeitschrift hier zu beziehen, oder sich, bey ihrer etwaiger Abreise von Wien auf Landgüter ic. innerhalb des Kaiserstaats allenthalben nachsenden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Der Preis der Modebilder allein wird vierteljährig mit 10, halbjährig mit 20, und jährlich mit 40 fl. W. W. entrichtet. Einzelne Modebilder kosten in der Handlung zum goldenen Stern am Petersplatz 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modebilder um die oben bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen, und der bisherigen sechs Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art (davon die aufgenommenen Beyträge mit fünfzehn Thaler Sächs. Cour. für unsern Druckbogen honorirt werden) geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, am Petersplatze dem Haupteingange der Kirche gegenüber, zum goldenen Stern.

Der Herausgeber.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

(Gedruckt bey Anton Strauß.)

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Gonnabend, den 28. December 1822.

156

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halb-, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halb-, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Canova.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Wenigen meiner Leser möchte es bekannt seyn, daß Canova, außer dem ersten Bildner in Stein der neueren Zeit, auch ein höchst ausgezeichnetes Farbenkünstler war. Er malte in einem Zeitraume von achtzehn Jahren (von 1780 — 1798, wo er sich aus Liebhaberey und zu seiner Erholung der Malerey hingab) einen schlafenden Adonis, eine liegende Venus, eine andere Venus, welche von einem Faun überfallen wird, das Bildniß des Giorgione, den Kopf eines Greises, und den eines Kriegers, sein eignes Brustbild, in schwarzer bürgerlicher Tracht, vor einem Malertische sitzend, endlich im Jahre 1797 für die Kirche seines Geburtsortes Possagno ein großes Altarblatt. Unter diesen Werken ist die liegende Venus und Giorgione's Bild von Kennern besonders ausgezeichnet worden. Canova hatte sich bey beyden gewisser Kunstgriffe bedient, welche über den wahren Urheber der Gemälde und über die Zeit ihrer Entstehung einen geheimnißvollen Schleyer warfen. Die, in der ersten künstlich angebrachten und dem Scheine nach mit großer Geschicklichkeit restaurirten, Vorsten ließen fälschlich auf ein altes, und die Tinten desselben gar auf ein Tizianisches Werk schließen, so wie das Bildniß des Giorgione, in welchem Canova den kräftigen und Kühnen Styl desselben bis zur Täuschung nachzuahmen gewußt hatte, während eines ganzen Jahrs für ein Werk dieses berühmten Lehrers des Tizian galt, bis Canova sich endlich selbst als den Verfasser desselben zu erkennen gab. Aber vor allen wird das Altarblatt bewundert. Es stellt den sterbenden Heiland nebst den Seinigen dar, welche um ihn weinen. Den obern Theil des Gemäldes nimmt eine Glorie ein, in deren Mitte sich Gott der Vater (nicht, wie ihn gewöhnlich die Maler darzustellen pflegen, wie ein abgelebter Greis, sondern im blühenden Alter der männlichen Jahre, zum Zeichen, daß er ewig ist, und nicht altert) befindet. Neben ihm die geheimnißvolle Taube, das Symbol des heiligen

Geistes, mit einem Truppe von kleinen Engeln umgeben. Der Körper des Erlösers, welcher so eben erst vom Kreuze abgenommen zu seyn scheint, liegt bleich und entstellt auf einem Bette. Links steht Marie, zum Haupte Magdalena und Joseph von Arimathea, zu den Füßen Maria Kleophas, der heilige Johannes und ein wenig weiter hinten der heilige Nicodemus. Der Schmerz der Umstehenden, welcher in jeder Person auf eine, ihrem Charakter angemessene, verschiedene Weise ausgedrückt ist, zeigt sich in Marien, welche Augen und Arme zum Himmel emporhebt, Verzicht leistend: sie scheint anzuzeigen, das Opfer ihres geliebten Sohnes mit Freuden zu bringen. Maria Kleophas läßt dagegen einen thätigern, theilnehmendern Schmerz blicken: ihr schönes traurendes Antlitz gibt den innern Jammer zu erkennen, der ihr Herz bey'm Anblicke des in der Blüthe seiner Jahre sterbenden Gottmenschen zerreißt, von dem gesagt ward, daß er unter allen Söhnen der Sterblichen der Lieblichste sey, daß auf seinen Lippen die Anmuth thronet, weil Gott der Vater ihn mit dem Öhle des Trostes gesalbt habe. Nicodemus Kummer zeigt sich beredt, und zwar so beredt, daß der Künstler, dem Beyspiele des Timantes folgend, und an der Möglichkeit, die Beredsamkeit desselben genügend auszudrücken, verzweifelnd, das Gesicht desselben mit einem Ende seines Kleides bedeckt, aber in der übrigen Stellung desselben die Stärke des Schmerzes hinlänglich dargestellt hat. Johannes scheint zu verzweifeln; er sinkt, mit dem ganzen Körper, am Bette nieder und kein Grund der Vernunft scheint ihn wieder emporheben zu können. Joseph steht beweglos: aus seinem stieren Antlitze, welches durch das greise Haupt und das hohe Alter der Person noch verehrungswürdiger erscheint, leuchtet die innere Bewegung seines Gemüths hervor, löst sich aber nicht in Schluchzen und Thränen auf. Sein Schmerz ist still, er würde glauben, Gott zu beleidigen, wenn er ein Ereigniß beweisen wollte, welches Gott selbst in seiner ewigen Weisheit so beschlossen hat. Magdalena's Theilnahme ist die innigste; mit auf Brust und Schultern herabhängenden Haaren, welche zu knüpfen oder auf irgend eine Weise zu schmücken, ihr eine Sünde scheinen würde, seit sie mit ihnen die Füße des Erlösers getrocknet hat, wirft sie sich auf das Haupt desselben. Ihr schönes Gesicht scheint, wie ein heiterer Frühlingmorgen von leichten Nebeln, vom Nebel des Schmerzes verfinstert zu seyn.

Dies Gemälde ward am 4. May 1800 feyerlich und unter einem großen Zulaufe von nahen und fernen Bewohnern der Gegend, in der Kirche von Possagno aufgehangen, und späterhin sind ordentliche Wallfahrten, wie zu einem Gnadenbilde, zu demselben angestellt worden.

Das Geschenk dieses Kunstwerkes war das Vorspiel der großen, ich möchte sagen, weltberühmten Wohlthat, welche Canova seinem Geburtsorte erzeigen wollte. Wer rath nicht, daß ich hier von der Kirche (ich sage Kirche, und nicht Tempel, wie man sich allgemein, aber mich dünkt, höchst unzweckmäßig, in Italien auszudrücken pflegt) spreche, welche der große Künstler, nach dem Plane des römischen Pantheon und des atheniensischen Parthenon, und auf seine alleinigen Unkosten in Possagno zu errichten begonnen hat? In ihr sollte das ebenbeschriebene Altarblatt, nach der Vollendung derselben, aufgehangen werden. Der Grund zu diesem prachtvollen Gebäude, zu welchem der Stifter gleich anfangs dreyhundert tausend römische Scudi

aussetzte, dessen wirkliche Kosten aber diese Summe nach Beendigung des Baues bey weitem überstiegen haben werden, ward am 11. July 1819, in Gegenwart Canova's, der bey dieser Feyerlichkeit das Kleid des Christusordens trug, und unter den gewöhnlichen gottesdienstlichen Gebräuchen gelegt. Die Festlichkeiten, deren Kosten sämmtlich aus der Cassa des großen Künstlers bestritten wurden, dauerten den ganzen Tag, und außerdem gab dieser eine Summe von zweytausend Franken her, welche dazu bestimmt waren, als Prämien unter die fleißigsten Arbeiter vertheilt zu werden. Der Bau, den Canova jedes Jahr durch seine persönliche Überkunft von Rom nach Possagno anzufeuern strebte, schritt unaufhaltsam und rasch fort.

Auch dieses Jahr hatte der große Künstler in der Mitte des Septembers die gewöhnliche Reise dahin unternommen, aber in einem so sichtbaren beunruhigenden Gesundheitszustande, daß seine dortigen Freunde über die Magerkeit und Blässe seines Antlitzes erschraaken. Nichts destoweniger beschäftigte er sich, wie gewöhnlich, mit der Untersuchung der Fortschritte, welche in dem verwichenen Jahre der Bau der Kirche gemacht hatte. Dann besuchte er seine, in der Nähe wohnenden Freunde, unter andern die Familie seines verstorbenen Beschützers und Wohlthäters Falieri zu Podrazzi di Asolo. Auf der Rückkehr nach Possagno war es, wo ihn plötzlich ein solches Übelbefinden befiel, daß er, kaum zu Hause angelangt, sich zu Bette legen mußte. Sein Leiden verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde: es bestand besonders darin, daß der Magen auch nicht die geringste Speise oder Arznei bey sich zu behalten vermochte. Man beschloß, den Kranken nach Venedig zu schaffen, wo die ärztliche und jede andere Hülfe leichter zu erlangen war, als in dem Dorfe Possagno.

Canova langte daselbst am Abende des vierten Octobers in einem höchst beklagenswürdigen Zustande an. Das Erbrechen, nach jeglicher zu sich genommener Speise oder irgend eines Heilmittels, so wie der krampfhaftes Schlucken, vermehrten sich mit jeder Stunde, und in einem so hohen Grade, daß schon am Sonnabend, am 12. October, die Ärzte an seinem Leben zu verzweifeln begannen. Wirklich hauchte der große Künstler am Morgen des dreyzehnten Octobers kurz vor acht Uhr seinen Geist aus.

Bei der Section des Körpers ergab sich, daß, außer einigen leichtern Abnormitäten der rechten Seite der Brust und der Lungen (welche man der Handhabung des Trapano, zu welcher Canova in seiner früheren Zeit genöthigt gewesen war, Schuld gab), im kleinen Magen am Pylorus ein scharfes fleischgewächs vorhanden war, welches den Magenmund, durch welchen die Speisen in den Intestinaldarm übergehen müssen, fast gänzlich verstopft hatte. Die Leber war zu einem ledernen Sacke zusammengeschrumpft und leer von Galle, und sämmtliche Gallengefäße mit Steinchen von verschiedener Größe angefüllt, von denen einer, von cylinderförmiger Gestalt, den Gang der Galle in den Zwölffingerdarm gänzlich gehemmt hatte. So ward die Erscheinung des Erbrechens, welches der Kranke nach dem Genusse jeglicher Speise bekommen hatte, durch den inneren Bau seines Magens hinlänglich erklärt.

Am 16. Oct. fand das feyerliche Leichenbegängniß Statt. Die Professoren und Zöglinge der Akademie der schönen Künste begleiteten den Sarg in die Marcuskirche, wo dieser auf einen Katafalk gesetzt und unter den gewöhnli-

den Ceremonien eingeseget ward. Die sämtlichen Regierungs- und Magistratsbehörden, die Mitglieder des L. L. Instituts und des Athäneums von Venedig, wohnten, außer den obengenannten Professoren, der Todtenfener bey. Überdem hatten sich aus allen Classen und Ständen eine solche Menge Theilnehmer an der Feyerlichkeit eingefunden, daß die Kirche sie nicht alle zu fassen vermochte, so, daß der äußere Platz vor derselben nicht minder, als der innere Raum, mit Zuschauern angefüllt war. Nachdem Sr. Eminenz, der hochwürdige Johann Ladislaus Pyrker, Patriarch von Venedig, die Seelenmesse gelesen hatte, ward die Bahre auf den Molo des nahen Kleinen Marcusplatzes gebracht und hier eingeschiff, um zu Wasser bis nach Mestre und von da zu Lande nach Possagno gebracht zu werden. Von hier hatte sich der Erzpriester nach Venedig begeben, um die theuern Überreste des Verstorbenen in Empfang zu nehmen. Im Augenblicke, wo auf dem Wege durch den großen Canal die Leiche vor der Akademie der schönen Künste anlangte, ward der Sarg, im einmüthigen, unwillkürlichen Ausbruche der Trauer über den Verschiedenen, dem niemand Einhalt zu thun wagte, von den, daselbst versammelten Professoren und Zöglingen der Gondel enthoben, in den großen akademischen Saal gebracht und hier über dem Leichnam vom Grafen Cicoanara die bereits erwähnte Leichenrede abgelesen. Dann ward der Sarg auf dieselbe Art zurückgetragen und die Gondel setzte durch den großen Canal und durch den Canal von Mestre ihren Weg nach Mestre fort, wo die Leiche Nachmittags, und am folgenden Tage in den Morgenstunden zu Possagno anlangte.

Ehe der große Künstler den letzten Odem aushauchte, ward er von mehreren seiner Freunde, unter andern von dem Hrn. Grafen Cicoanara und dem Hrn. Bartolomeo Gamba, L. L. Censor, an den Bau der Kirche zu Possagno, dessen er in seinem früher gemachten Testamente nicht gedacht hatte, erinnert. Die genannten Herren nahmen den Augenblick wahr, wo sich der Sterbende noch bey voller Besinnung befand, um ihm das künftige Schicksal jener großen, gottgefälligen Unternehmung dringend an's Herz zu legen. Canova fügte sich endlich ihrem Begehren und verordnete in einem, dem Testamente hinzugesetzten, Codicille, daß seine Erben (ein rechter Bruder, und, wenn ich nicht irre, ein Paar Vettern) gehalten seyn sollten, für die Vollendung des Baues nach dem vorhandenen Plane und in allen seinen Theilen, Sorge zu tragen.

(Der Schluß folgt)

### Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Dresden.

Liebt unser Publicum die leichtere gefällige Musik mit Enthusiasmus, so wäre nichts hierüber zu sagen, aber man tadelt hier Rossini, ohne Mozart und Beethoven zu lieben, dies ist das Traurige! Dieser Geist kalter Kritiken und Tadelsucht ist leider ohnehin die Krankheit unserer Zeit, und von echter Kritik sehr verschieden; diese tadelt, weil sie liebt und zu bessern wünscht, und bemerkt gern auch das Gute und Vorzügliche an jeder Sache, jene Tadelsucht aber ertödtet jede Freude, und trübt jede Ansicht, sie ist der eisig kalte Nordwind, bey dessen Hauch alle lebendigen Blüthen der Künste welken müssen, und welcher, wenn er fortdauernd so zunimmt, wie hier in den letzten Jahrzehenten, ein völliges Erfarren hervorbringen wird. Nur Liebe

und Freude kann dem echten Künstler lohnen, wird man zu Flug, um sich innig an irgend einer Kunstleistung zu freuen, so werden bald nur Dünkel und Gewinnsucht noch Künstelern bieten, die Musen entziehen und nur die Sirenen bleiben!

Mit großer Freude hörten wir das treffliche Solospiel des Violoncellisten F. Kummer, welcher mit seiner Reise nach Italien hier noch nicht wieder öffentlich auftrat. Sein Vortrag war stets geschmackvoll, jetzt ist aber noch weit mehr Seele und Gefühl darin, und er beherrscht mit süßem Zauber sein schwieriges Instrument. Mit Geist und Bravour spielte Kammermusicus Peschke seine Solovariationen. Hr. Krägen trug das herrliche große Trio (E-dur) für's Piano, von Hummel, sehr schön vor. Mlle. Siebert und Mlle. Beltheim sangen recht hübsch, besonders waren die Fortschritte der letzten bemerklich.

Ende November.

Am 28. wurde das Festspiel aufgeführt bey geschmackvoll erleuchtetem Hause. Die hohen Neuvermählten kamen nebst unserm ganzen Hof in die Mittellogen. Das Haus war zum Erdrücken voll. Die Worte des Festspiels waren von Ludwig Robert. Die Musik hatte der Capellmeister C. M. v. Weber componirt. Die Idee war kürzlich folgende: Nacht ruht über einem Tempelhain, in dessen Mittelfrunde Apollo's Statue unter einem Lorbeerbaum sich befindet. Aurora steht in der Mitte von Genien umgeben, welche sie mit rosenfarbnem Schleier verhüllen. Eine leise Musik ertönt, der Hain erhellt sich dämmernd, bis allmählig rosiger Morgenglanz alles überstrahlt. Indeß enthüllen die tanzenden Genien nach und nach Auroren, und ordnen sich in Gruppen um sie her. Von den entaeengetzten Seiten des Vorgrundes treten die Vergangenheit und die Zukunft mit begleitenden Genien auf, zugleich kommen die Musen aus dem Hintergrund hervor. Die Musik verhallt, Aurora begrüßt die Himmlischen, welche sie zu diesem Festtag einlad, die Vergangenheit und die Zukunft, Melpomene und Thalia sprechen ihre Gefühle aus. Letztere verwandelt durch einen Wink die Bühne, um bildlich in dem Zauberreich der Kunst zu zeigen, welche fromme Wünsche „Völker bringen, die Hochzeitgäste sind bey ihren Landesvätern.“ Die Scene stellt nun eine heitere Landschaft vor, durch die Arkaden eines offenen Tempels sieht man im Hintergrund Dresden's schöne Brücke nebst allen Kirchtürmen und benachbarten Gebäuden, im Vorgrund gruppiert sich das Volk, die Chorführer des Lehr-, Nähr- und Wehrstandes treten hervor nebst der ihnen angemessenen Begleitung, alle in materischer antiker Tracht. Drey Jünglinge folgen dem Chorführer des Lehrstandes, Fackeln traagend von drey verschiedenen Farben, auf das Licht der Weisheit, des Glaubens und der Liebe deutend; dem Chorführer des Nährstandes folgen Mädchen mit Korbhörnern voll Blumen und Früchte, dem des Wehrstandes junge Krieger mit glänzenden Waffen, jedoch nur Schutz-, nicht Angriffsaffen. Nach passenden Reden der Chorführer schmückt jedes den Altar mit jenen Gaben der verschiedenen Stände, die Musik zu den Chorgesängen hierbey ist sehr charakteristisch. Die Göttinnen treten wieder hervor wie in der ersten Scene, die Vergangenheit spricht von den Kindheitsjahren der holden Fürstin bis zu ihrem Abschied, Thalia unterbricht sie Freude kündend, die Zukunft, die hier sich unverfchlevert, rosenumkränzt zeigen darf, Aurora und Melpomene begrüßen die hohen Neuvermählten, und ein allgemeiner Segenswunsch macht den Schlusschor. Die sehr große Einfachheit des Ganzen machte, daß es weniger Beyfall fand, man hatte etwas weit Ausgezeichneteres erwartet; wahrscheinlich hatte aber gerade die strenge Sorgfalt, womit jedes Wort vermieden war, welches auch nur entfernt einer Schmeicheley gealichen hätte, dieser Dichtung den Vorzug erworben, von unserem Hof erwählt zu werden. Mad. Werdn als Melpomene, und Mad. Schirmer als Thalia sprachen ausgezeichnet schön. Sonderbar war die Wahl, daß man das neue Stück von Ernst v. Houwald: „Die alten Spielcameraden,“ nach dem Festspiel auführte; diese Dichtung gehört in den Kreis des stillsten, gemüthlichsten bürgerlichen Familienlebens, war also hier völlig unpassend, und konnte nicht gefallen, so vortreflich auch die Darstellung war; selten wird es seyn, irgendwo die vier alten Männer so fein charakterisirt und mit solcher Innigkeit und so meisterhaft sorgfältigem Studium dargestellt zu sehen, als hier durch die H. Pauli, Werdy, Hellwig und Kanow.

Manche Scenen dehnen sich unstreitig zu lang aus, und wider die Rechtschaffenheit des alten Juristen ließe sich auch manches einwenden, doch spricht das Ganze zum Herzen, und die Idee hat etwas sehr Originelles. Ein paar Tage später wurde das Festspiel wiederholt nebst dem Lustspiel: die großen Kinder, wo bey plötzlicher Erkrankung der Mad. Meyer, Mad. Hartwig zur Freude des Publicums die Rolle der Manon übernahm, und meisterhaft ausführte.

Noch muß ich ein treffliches großes Concert erwähnen, welches die Kammermusici Gebrüder Haase am 29. Nov. hier gaben. Eine recht schöne Overture von Uathe, in welche ein Fugensatz eingewebt ist, eröffnete es; Mlle. Funk sang die reizende Arie aus Rossini's Barbier von Sevilla ganz ausgezeichnet schön. Hierauf spielte Ludwig Haase, Schüler unsers Concertmeisters Polledro, eines der schwersten Concerte seines Meisters, vollendet schön, mit einer Reinheit, Bravour, Sicherheit und Zartheit, welche nichts zu wünschen ließ. Im zweyten Theil spielten beyde Brüder ein Doppelconcert von F. Kummer für zwey Waldhörner; die Schönheit und der Schmelz ihres Tones, so wie der angenehme Vortrag, der für die herrliche, aber schwere Instrumente sehr passenden Composition verdienten Bewunderung und Beyfall. Die H. Benincasa und Saffaroli sangen ein äußerst komisches Duett von der Composition des letztern, eine Parodie in Text und Musik auf: „Di tanti palpiti.“ Den Schluß machte ein Allegro, von Fränzel, für zwey Violinen, von L. Haase und dessen Schüler Franz Schubert, einem sehr hoffnungsvollen Knaben von 12 Jahren, ganz allerliebste ausgeführt.

Eine Menagerie sehenswürdiger Thiere, unter denen besonders eine zahlreiche Löwenfamilie sich auszeichnet, und ein Trommelschläger, der auf 15 Trommeln concertirend spielt, unterhalten auch das Publicum; die kleinen, nur erst vier Monat alten Löwen gefallen sehr, nur wünschte man ihnen und ihren edlen Ätern und Großältern weitere Räume zu freyer Bewegung; liebt es doch die Welt alles zu beengen, selbst Löwen entgegen diesem Schicksal nicht.

Venedig, den 16. Dec. 1822.

Der 16. December 1822 war für die hohe Venezia ein Tag der Feyer und des Jubels, denn Se. Maj. der Kaiser Alexander haben an demselben diese seltene Seestadt betreten. Schon am frühesten Morgen, bevor Se. Maj. noch zu Fusina angekommen waren, wimmelten die Lagunen von tausend Gondeln von den verschiedensten Formen und mit bunten Teppichen und Wimpeln behängt, die am Ufer des festen Landes der ersehnten Ankunft des erhabenen Gastes entgegen sahen. Endlich erfolgte, vom schönsten Wetter begünstigt, bey stillem Fahrwasser der seltene glänzende Einzug. Der Markusplatz und alle Standpuncte Venedig's, von wo aus der schwimmende Zug übersehen werden konnte, waren mit Menschen überfüllt, deren fröhliches Zurufen dem hohen Ankömmling schon von Ferne entgegen tönte. Mit schnellem lustigen und tausendfältigen Ruderschlage schwebte der unübersehbare Schiffzug unter festlichem Glockengeläute daher. Die weite Fläche des schwarzgrünen Meeres schien belebt, Böte mit türkischer Musik und militärischer Bemannung, reich geschmückte Familienbarken der Nobili und schwarzgefärbte Miethgondeln schwammen in reizender Mischung durch einander, und gewährten einen eben so neuen als überraschenden und wunderbaren Anblick. Auch nachdem Se. Maj. schon gelandet waren, dauerte das frohe Getümmel der entzückten Volksmenge noch fort, woben jedoch die schönste Ordnung herrschte. Dem Vernehmen nach steht den Bewohnern Venedigs, dieser Königin des adriatischen Meeres, das hohe Vergnügen bevor, ihren geliebten Monarchen, und den hohen Gast morgen (den 17.) auch im Schauspielhause della Fenice bewillkommen zu können. Für diesen festlichen Abend war die Aufführung von Rossini's Matrimonio secreto bestimmt. Nach eben diesen Berichten sollte am 18. bey unserm allerhöchsten Hofe ein großes Concert gegeben werden, nach welchem die durchlauchtigsten Herrschaften die allgemeine Beleuchtung der Stadt, woben sich vor allem der herrliche Markusplatz mit seinen majestätischen Gebäuden durch eine seltene Anordnung und durch die Fülle der angewendeten Lichtmassen auszeichnen wird, zu besehen geruhen werden. Bey dieser Beleuchtung soll auch dem jubelnden Volke

das beliebte Nationalvergnügen der Maskerade gestattet seyn. Am folgenden Tage (den 19.) hätte, wie ebenfalls verlautet, eine Regatta Statt zu finden, wobey junge reizende Gondolirmädchen um die Wette rudern werden.

### R. K. Hof- und National-Theater.

In der letzten Zeit, so wie im Laufe des ganzen Jahres, hat die hohe Direction dieses Theaters eine, von jedem Unbefangenen mit Vergnügen bemerkte Thätigkeit und Sorgfalt bewiesen, dem Publicum die mannigfachste Abwechslung durch die Auswahl der darzustellenden Stücke zu bereiten. Zugleich hat unser schätzbarer Künstlerverein dabei eine ungewöhnliche Kraftanstrengung und das eifrigste Streben nach dem Höchsten in der Kunst so sichtbar an den Tag gelegt, daß wir, ohne ungerecht zu seyn, ihre Leistungen öffentlich anzuerkennen nicht ermangeln dürfen.

Bei der fortdauernden Dürre auf dem Felde der dramatischen Literatur verdient schon die Wiederaufnahme besserer, sonst beliebter älterer Stücke, die längere Zeit geruht hatten, mit zweckmäßiger neuen Besetzung zur Darstellung gebracht, den Dank des Publicums und hier eine, wenn gleich flüchtige Erwähnung.

So sahen wir in dem beschränkten Zeitraum von ungefähr zwey Wochen, hinter einander dre y solche Stücke neu in die Scene gesetzt, den Mann von Wort, von Iffland; die Strelichen von Babo und üble Laune von Kozebue, und neuerlich Shakespears: Lear.

Ifflands Mann von Wort trägt, neben einer sorgfältigen, mitunter höchst originellen Charakterzeichnung, manche Gebrechen der Iffland'schen Familiengemälde; vor allem aber leidet er an einer unmäßigen Breite, die allenthalben, wo dieses Schauspiel nicht mit der Rundung und Vollendung gegeben wird, wie hier, den Zuschauer nothwendig langweilen muß. Die ausgezeichnete Darstellung dieses Dramas wird um so verdienstlicher, da außer Mad. Korn, die als Julie in ihrer ganzen Virtuosität glänzte, kein Stern erster Größe an unserem Künstlerhorizont, darin beschäftigt war. Neben ihr erhielten Hr. Kettel als Maring, Hr. Lembergt als Wallnau, und Hr. Rügger in der Hauptrolle wiederholten verdienten Beyfall. Auch Hr. Moreau als Dunkel, und Ull. Hruschka waren lobenswerth.

In den Strelichen gab Hr. Anschütz den Czar Peter, und ließ uns in den Unterredungen mit seinen Ministern, vorzüglich aber in der ersten Scene mit M. Ossakowa, dann in jener mit dem alten Prokoferdoff, wie auch in der letzten Scene mit den Ältern Ossakows ganz das Bild des großen Mannes schauen, wie es unsere Phantasie nach den Andeutungen der Geschichte und des Dichters sich ausmalt; ohne der Nebenumstände zu vergessen, unter welchen und wo dieser Fürst gelebt, und wie Er sich gebildet hat.

Den Vordergrund der verschwornen Rolle füllte Hr. Wilhelmi als Suchanin gut aus, er hatte diese Rolle ganz in dem Geiste aufgefaßt und ausgeführt, wie ihn Ossakowa charakterisirt; — welche Letztere in den Händen von Mad. Schröder ganz die liebende, zärtlich besorgte Mutter war, und uns besonders in der ersten Scene mit dem Czar ergriff, wo sie seine forschenden, auf eine vermeinte Theilnahme ihrer Familie an der Verschwörung gerichteten Worte, im Gefühle ihrer gänzlichen Vernichtung bloß für bitteren Hohn hält, und diesem den kühnen Muth der Unschuld entgegensetzt.

Auf das Innigste rührte uns Hr. Heurteur, in der Rolle des Prokoferdoff, durch sein einfach wahres, so ganz der Natur entnommenes, herzliches Spiel, aus welchem uns der alte tapfere Krieger, — der treue, aus Anhänglichkeit an seinen Herrn selbst seinen vormaligen Waffenbruder aufopfernde Diener, und der wackere Streliche, der ob dieses Verraths sich selbst verachtet, so lebendig als vollendet entaegentrat.

In der üblen Laune, von Kozebue gelang Hrn. Rügger die komisch-treuherrliche Rolle des wackeren Dragoners Fabian ungemein, und lauter Beyfall ward ihm zu Theil.

Eine liebliche, das Publicum in die beste Laune versetzende Erscheinung war un-

Mad. Anschütz in der Rolle Theresens, die sie mit Feinheit und zarter Anmuth gab. Den gedehnten Obersten sehen wir noch immer gern in den Meisterhänden unseres Veteranen Koch, und recht innig sprach uns Hr. Krüger in der Rolle des heiteren, gemüthlichen Bruders an, so wie uns diese Vorstellung im Ganzen einen frohvergnügten Abend machte.

Einer der schönsten Genüsse aber ward uns am 12. d. M. durch die lange Zeit ausgefehete Wiederholung des Königs Lear bereitet; woselbst Kunst und Künstler einen vollkommenen Triumph feyerten.

Neu besetzt waren nur die Rolle der Cordelia durch Dlle. Müller anstatt Mad. Löwe, und jene des Herzogs von Cornwall durch Hrn. Wilhelm anstatt Hrn. Costenoble. Wir getrauen uns nicht zu entscheiden: Welcher der genannten zwey trefflichen Künstlerinnen eigentlich der Preis in dieser Darstellung gebühre, die von beyden Seiten so gelungen war.

Hr. Anschütz als Lear, gab dieses große, vielseitige Charaktergemälde mit einer so erschütternden Wahrheit, und einer — in allen seinen Theilen so vollendeten Übereinstimmung, daß wir es gleichsam neu gestaltet, oder eigentlich so viele einzelne, aber von derselben Meisterhand gemalte, lebendige Bilder eines und desselben Mannes, nur verschiedenen Perioden und Verhältnissen seines Lebens entnommen, in Einer fortlaufenden Reihe zu erblicken glaubten, uns bey jedem mit maßiger Gewalt ergriffen fühlten, und — so von ihm fortgezogen, alle Stufengänge von Furcht und Mitleid durchstießen, bis zuletzt sein, der Natur abgetauschter väterlicher Freudentaumel bey der allmählichen Überzeugung von der (hier gegen das Original abgeändert) glücklichen Erhaltung seiner geliebten Cordelia die Kunst in ihrem höchsten Berklärungspunct erreichte, und den schon bey jedem seiner früheren Auftritte errungenen, rauschenden Beyfall des Publicums auf einen nicht mehr zu stillenden, und — nachdem der Vorhang schon gefallen war, noch lange nachhallenden Enthusiasmus steigerte.

Alle übrigen, bey dieser Vorstellung beschäftigten Glieder unseres seltenen Künstlervereins wirkten, Jedes in seiner Sphäre, zur würdigen Ausstattung und Rundung des Meisterwerks des großen Britten mit, von dessen Geiste die Darsteller und Zuschauer sich erhoben fühlten.

### Nachricht,

die Oper Libussa betreffend.

Die am 4. Dec. d. J. im k. k. Hofopertheater nächst dem Kärnthnerthore zum ersten Male aufgeführte, und sowohl in dieser als in sämmtlichen bisher gegebenen Vorstellungen mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommene „romantische Oper in drey Aufzügen: Libussa,“ ist rechtmäßig nur von den unterzeichneten Verfassern derselben zu erhalten, an welche sich daher die deutschen Theaterdirectionen wenden wollen. — Da die Vorstellung dieser Oper keinen Aufwand erfordert, und die Musik leicht ausführbar ist, so kann dieselbe auch kleineren Theatern empfohlen werden.

Wien den 24. Dec. 1822.

J. C. Bernard,

C. Kreuzer,

Stadt, Himmelpfortgasse, Nr. 951.

Leopoldstadt, goldner Hirsch, Nr. 314.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

gab.  
feres  
eren,  
nüg

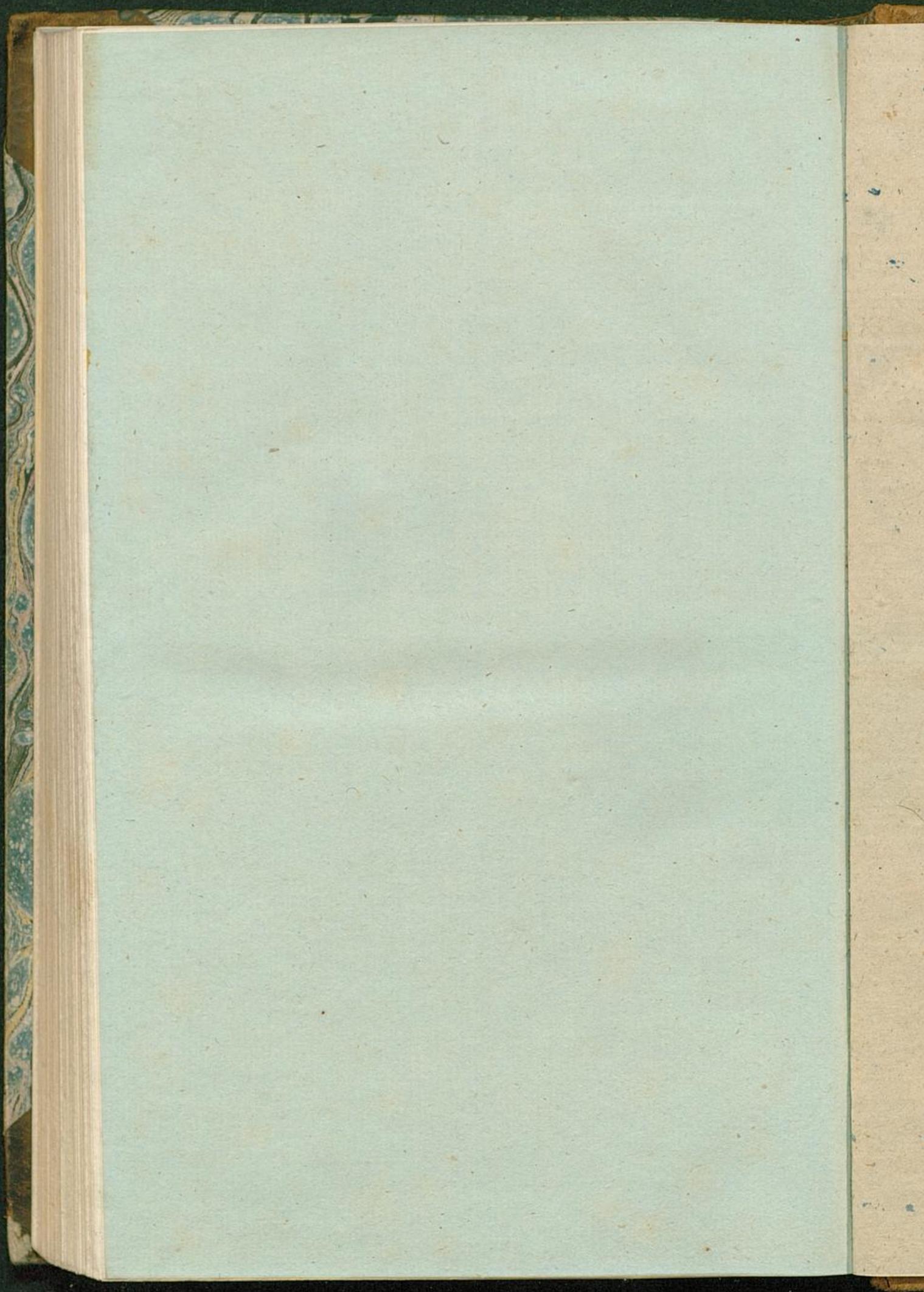
Zeit  
r eis

Mad.  
st es  
ffli  
oden

nälz  
so  
so  
und  
ents  
nas  
nge  
rlie  
Dri  
in  
ten  
fif  
en

st  
es  
er

n  
n  
y  
n  
-



86

